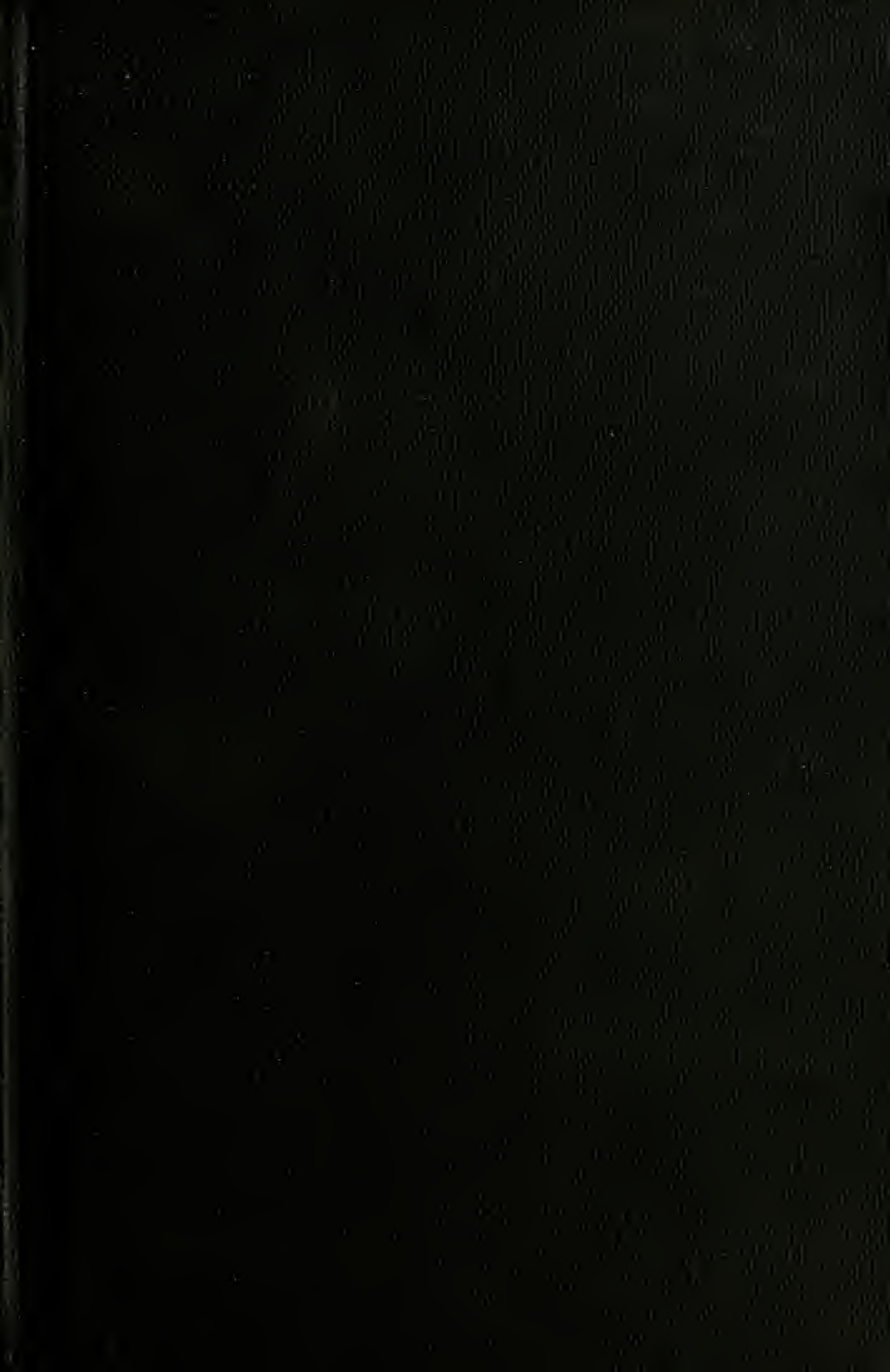
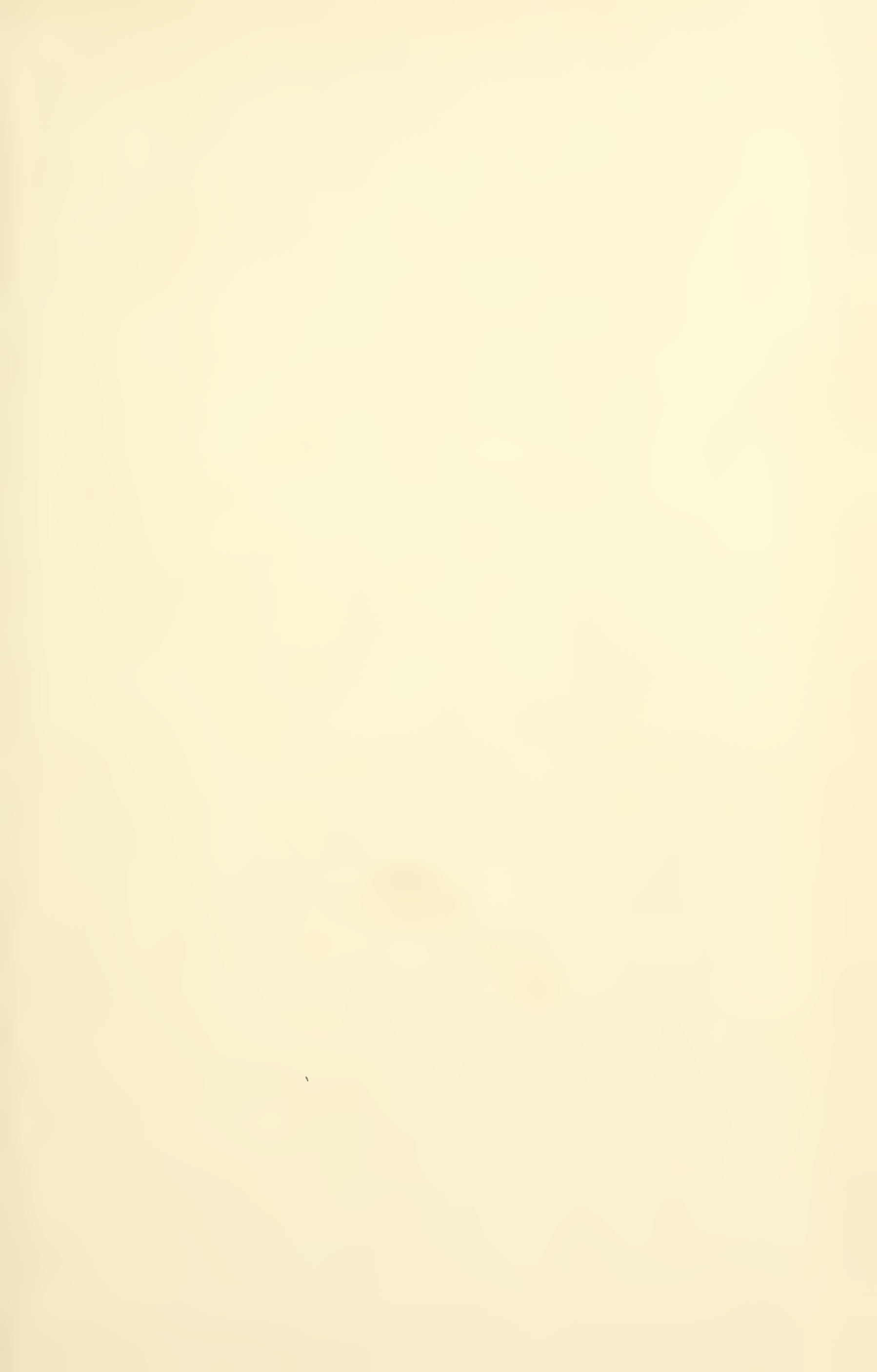
















ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOYS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LII. JAHRGANG, 100. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1898.

Inhalts-Verzeichnis des C. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Seite



/

Mignons Herkunft.

In den Preufsischen Jahrbüchern (Bd. LXXXVII, S. 298 bis 318) habe ich den Versuch gemacht, zu beweisen, dafs ein thatsächlicher Vorgang, also ein Erlebnis im Goetheschen Sinne, die Urzelle gewesen ist, aus der Goethes Mignon hervorkeimte. Ich wiederhole hier zunächst in grofsen Zügen die springenden Punkte der Untersuchung.

In den ersten Märztagen des Jahres 1764 führte ein italienischer Equilibrist Namens Caratta unter Zustimmung der städtischen Behörden in Göttingen mit seiner Truppe gauklerische Künste vor. Die allgemeine Aufmerksamkeit der stets zahlreichen Zuschauer nahm vorzüglich eines der Komödiantenkinder in Anspruch, das allem Scheine nach nur gezwungen sich der Last seines Berufes unterzog. Alles empfand Mitleid mit dem jungen Mädchen. Das Gerücht von einem Kinderraub wurde Stadtgespräch, das Stadtgespräch entwickelte sich zu einer Angelegenheit der Behörden, die man den Fall zu untersuchen und in die Angelegenheit einzugreifen drängte. Bevor es aber dazu kam, war Caratta mit seinen Leuten verschwunden, offenbar weil auch er Kenntnis von dem Gerücht erhalten hatte und auf kein reines Gewissen pochen konnte. Das bestärkte die Zweifler um so mehr in ihrem Glauben, sie schürten das Interesse für die kleine Unbekannte, indem sie durch ideale Mittel die versäumte Hilfsaktion neu in Schwang zu bringen suchten. Daniel Schiebeler, der bekannte Romanzendichter, damals Student in

Göttingen, besang das Los Petronellas, jenes unglücklichen Mädchens, mit einigen Freunden um die Wette und durfte sich rühmen, mit der kurz nachher veranstalteten Sammlung der Gedichte — allerdings mehr aus sachlichen denn aus fachlichen Gründen — Beachtung und Erfolg errungen zu haben, einen Erfolg, der ihm als der gröfste seines jungen Lebens und Schaffens vorkommen mufste. Denn die Göttingischen Gelehrten Anzeigen widmeten dem Liedercyklus einen unverhältnismäfsig grofsen Raum. Ihr Redacteur, der Professor Joh. Dav. Michaelis, zeichnete das Heftchen kaum vierzehn Tage nach dessen Erscheinen durch eine wohlgemeinte und an die Spitze der betreffenden Nummer gestellte Besprechung aus. Derselbe Schiebeler nun bezog Michaelis 1765 die Leipziger Universität. Im gleichen Zeitpunkte begann bekanntlich auch Goethe dort seine Studien. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs beide einander bald kennen lernten. Es läfst sich beweisen, dafs sie miteinander in Verkehr standen und durch eine lange Reihe gleichartiger Interessen in nähere Beziehung zu einander traten. So könnte es denn ziemlich seltsam erscheinen, wenn Goethe niemals das Schiebelersche Liederbüchlein zu Gesicht bekommen oder nicht gar direkt aus Schiebelers Munde von dem zu Grunde liegenden Vorgange Kenntnis erhalten hätte. Die Übereinstimmung zwischen der Schiebelerschen Petronella und der fast um zwei Jahrzehnte später entstandenen Mignon ist in den Grundzügen derartig einwandfrei, die Möglichkeit der Kenntnisnahme Goethes von Schiebelers Göttinger Erlebnis, wenn auch nicht durch ein formgerechtes Zeugnis erwiesen, dennoch von so viel Wahrscheinlichkeit, dafs man vermuten darf: Petronella gab den ersten Anstofs zu der Entstehung von Goethes Mignon.

Um eine Nachprüfung dieser Hypothese zu ermöglichen, sei hier der kleinen Schiebelerschen Sammlung ein Plätzchen gegönnt. Der Originaldruck findet sich auf der Göttinger Universitätsbibliothek (Poet. Germ. 3835), der ich für die zweimalige Übersendung des Heftchens zu Danke verpflichtet bin. Es umfafst blofs 30 Oktavseiten und soll im folgenden getreulich wiedergegeben werden.

[1] Gedichte
auf
eine junge Virtuosinn
in der Kunst
die Biegsamkeit und Behendigkeit
ihrer Glieder zu zeigen.

[*Vign.*]

Sweet — and beautiful as sweet!
And young as beautiful! and soft as young!
And gay as soft! and innocent as gay.

Y. Night-Thoughts.[1]

Göttingen
bey Pockwitz und Barmeier. 1764.

[*S. 2 ist leer.*]

[3] Vor ohngefehr drey Wochen erhielte ein Italiänischer Equilibrist, Nahmens Caratta, allhier die Erlaubniß, seine Kunst und die Geschicklichkeiten einiger Kinder, die er mit sich führte, sehen zu lassen. Diese Geschicklichkeiten bestanden in gefährlichen Biegungen des Leibes. Die Anzahl der Zuschauer war immer groß. Sehr viele von ihnen kehrten traurig nach Hause zurück. Diese unschuldigen Kinder, besonders ein junges Mädchen von ohngefehr eilf Jahren, das sich darunter befand, erregten das lebhafteste Mitleid. Bey der liebenswürdigsten Gestalt schien sie eine nicht gemeine Fähigkeit des Verstandes zu besitzen, und für diese Lebensart nicht gebohren zu seyn. Ein sittsamer Anstand bezeichnete alle ihre Bewegungen. Sie war vortreflich in ihrer Kunst, aber man vergaß bey-[4]nah, sie deswegen zu bewundern, weil man ihren Zustand so sehr bedaurete, und das Schicksal erwog, welches ihrer noch wartet. Vielleicht wird diese Person, deren Besitz, wenn sie einer tugendhaften Erziehung genösse, einen rechtschafnen Mann glücklich machen könnte, vielleicht wird sie einmal zu den niederträchtigsten Ausschweifungen verkauft und gezwungen. Wer weiß, ob ein einziger unglücklicher falscher Tritt ihr nicht im Kurzen das Leben kostet, oder sie auf alle ihre Tage schwach und kränklich macht? Diese Empfindungen haben folgende Gedichte veranlaßt. Wir wünschen, daß die Kunstrichter dieselben nicht völlig tadelhaft finden mögen; aber wir wünschen noch weit mehr, daß diese Lieder jemanden, dem der Himmel die Mittel dazu verliehen hat, das Vorhaben einflößten, diese junge Beklagenswürdige ihrem Elend zu entreissen.

Göttingen den 29. März 1764. S.

---

[1] Young, Nachtgedanken, III, V. 81—83.

[5] Alla Signora Petronella, bellissima Virtuosa nell' Arte del Saltare.

Degl' occhi tuoi quel nobil Sguardo dice
Quanto per Te, crudel e ingiusto è il Fato,
Che 'l suo trastullo prende, ffortunato
Rendendo il Merto, ed il Vizio felice.

Il Vulgo insan cui di vederti lice,
Tal' hor mirandoti il Periglio allato,
Contento ride, mentre quel tuo Stato
Dagl' occhi miei pianto di Sangue elice.

Deh così potess' io, come il Desìo
Del cor lo vuol, del Fato vendicarti!
Quanto goder allor sarebbe il mio!

Ma forse fia, chi quel che non poss' io
Eseguirà. La Sorte tormentarti
Sempre non può, che v'è nel Ciel un Dio.

S.

[6] Ad Una Signora, che compiangeva l'infelicità della sopraccennata Fanciulla.

Donna leggiadra e bella, il Tuo dolore
Pur troppo è giusto. Assai la Tua pietade
Lo mostra, che del volto alla beltade
Risponde quella del Tuo nobil core.
Ma non più ti lagnar, alma attristata!
Confortati! — Non sempre sconsolata
Devi restar. La man del Ciel si stende
Alla innocenza oppressa, e la difende.

V.

[*Vign.*]

[7] Ein jeder, den die Hand des schweren Schicksals krümmt,
hat ein bethräntes Recht zum Mitleid aller Herzen.

Hagedorn.

So eilst Du weg, o Kind, ein Schauspiel unsern Augen
Und unsern Herzen eine Quaal!
Zu immer neuer Pein wird Dich der Unmensch führen,
Den Deine Marter nährt.

Warum macht doch der Mensch durch Beyfall, niedre Seelen
Erfindungsvoll zur Grausamkeit!
Der Schöpfung schönstes Kind, warst Du für den geschaffen,
Der Gottes Werk entehrt?

[8] Wer bist Du? Welches Land hat Dich der Welt gegeben?
Dein Auge voll Bescheidenheit,
Dein sanfter Blick sagt uns, es wallt in Deinen Adern
Gewiß ein edler Blut.

Ach raubte Dich vielleicht in schwarzen Mitternächten
Des Wütrichs Vatermörderhand,
Den Deine Unschuld nicht, den keine Thränen rührten,
Aus Deiner Mutter Arm?

Sie, die Dich jüngst gebahr, wie fleht in ihren Augen
Des Jammers thränenvoller Blick!
Tyrann, sieh diesen Blick! Noch, noch gieb sie zurücke,
Das einzge liebste Kind.

[9] Dennoch vollbringst Du es. Sie kann den Schmerz nicht fassen;
Gewaltsam dringt er an ihr Herz,
Sie sinkt dahin — Nun eilt, voll von der Hölle Freuden,
Der Menschenräuber fort.

Unwissend, was er Dir für Folter schon bestimmte,
Lachst du dem Mörder kindlich zu.
Er spottet Deiner Ruh; die unschuldsvolle Miene,
Sie bringt ihm einst Gewinn.

Schon wird (wie drohet es!) in Gottes hohen [*sic!*] Himmel
Der Rache Schwerdt auf ihn gewetzt;
Der sein Verbrechen sah, sieht auch von seinem Throne
Der Mutter Wehmuth an.

[10] Die Fromme hat nun schon ihr Leben hingeweinet.
Die Schwermuth wohnt' in ihrer Brust,
Untröstbar klagte sie, umringt von Finsternissen
Erflehte sie den Tod.

O welch ein Bild! So steht unaufgeblüht die Rose
Am Stamm in jugendlicher Pracht;
Ein Grausamer sieht es, sie sich zur Lust zu bilden,
Reißt er die Knospe auf;

Und nun verwelkt sie schnell! — Du Zierde Deines Alters,
(Weh Dir, wie kindlich ist es noch!)
Dir zwingt den zarten Leib in schreckliche Gestalten
Kunstvolle Grausamkeit.

[11] Es blutet nicht dein Herz! Du nennst dich ihre Mutter?
Unedle du gebahrst sie nie!
Und du, ihr Folterer, wärst dieses Kindes Vater?
Der dachte menschlicher.

O hätte jenes Bild mein Auge nie gesehen!
Wie wallt in mir das bange Herz

Empor! — Welch eine Pflicht, da sie uns zu vergnügen
Die schwere Marter litt!

Doch heiter lacht ihr Blick, wenn nach vollbrachtem Leiden
Der laute Beyfall sie belohnt.
Sie flößte Linderung in die beklemte Seele;
Wir weinten still um sie.

[12] Wie könnt ein menschlich Herz der Wehmuth sich verschliessen,
Du Lust der Sterblichen stehst da
Ein Schauspiel fremder Wuth; Dir winkt zu neuen Schmerzen
Frohlockend Dein Tyrann.

Ein zehnfach Erz hält ihm die kalte Brust umschlossen.
Taub für die Stimme der Natur
Zählt er voll wilder Lust, mit blutbefleckten Händen,
Das, was Du ihm erwarbst.

Verschwendet nicht für sie ein Zeugniß eurer Liebe,
Mitleidiger Geschenke Werth:
Ach die genießt sie nicht! Nichts kann ihr Leid belohnen,
Sie trägt es unschuldsvoll

[13] Und mit Geduld — Ein Kind! Sie werd' uns einst zum Muster,
Wenn dieses Lebens Schmerz uns droht.
Weint, Schönen, weint um sie! Bey einer Schwester Kummer
Könnt ihr nicht fühllos seyn.

Gesegnet seyst du mir! Ich sah die fromme Zähre,
Die mitleidsvoll dem Aug entfloß,
Genährt vom innern Gram. Du Würdigste der Schönen,
Gesegnet seyst du mir!

Du rufst der Leidenden; mit freundschaftlichen Küssen
Drückst du sie an dein klopfend Herz.
Der Erden Güter sind, vom Elend sie zu retten,
Itzt nur dir wünschenswerth.

[14] Gebt eure Schätze hin, ihr Könige der Erden;
Ihr Fürsten, nur zum Wohlthun groß,
Gewährt der Würdigen den Wunsch, der sie entflammte,
Ihr, die hier weinen kann.

O Kind, so früh geprüft! wär einst ein beßres Leben
Zu Deinem Lohne nicht bestimmt:
Was wäre denn Dein Gott? Nein, lern ihn nur verehren,
Und ewigs Glück ist Dein.

Sey nur der Tugend treu. Entflieh des Lasters Stricken,
Das nah um Dich gelagert ist.
Vollende Deinen Lauf: der Ueberwinder Krone
Erwartet Dich dereinst! E.

[15] An den Verfasser des vorhergehenden Gedichts.

Du weinst um sie, Mein Freund! Wie schön ist jede Zähre,
Die Deine Wangen netzt!
Nie hat ein edles Herz mit mehrerm Recht geweinet,
Nie menschlicher gefühlt.

O hört des Dichters Wunsch, ihr mächtigen Beschützer
Der Unschuld, hört den Wunsch!
Unsichtbar schwebt um sie, wenn diesem schönen Kinde
Des Lasters Stricke drohn!

[16] Ich sah sie nicht. — Wohl mir, daß ich es nicht erblickte,
Was sie für Marter litt!
Ich hätt empfindungsvoll um Dich, o Kind, geblutet,
Das aller Herzen rührt.

Mein Freund beweinte Dich, und seines Mitleids Klagen
Verwunden tief mein Herz;
Was würd', Unglückliche, die Seele nicht empfinden,
Hätt' ich Dich selbst gesehn!

Dich mit dem holden Blick, mit jener edlen Miene,
Die Dein Geschlecht verrieth;
Die mächtig jedes Herz, ach! zu gewiß belehrte,
Du littest unverdient.

[17] So viele Redlichen empfanden gleiche Triebe:
Nur Schmerz durchdrang die Brust.
Sie täuschte nicht Dein Reiz: Ein jeder wünscht Dir feurig
Ein würdiger Geschick.

Vom Himmel stammt es selbst, das Siegel unsrer Würde,
Dies göttliche Gefühl.
Die Unschuld strahlt zu hell; sie läßt sich nicht verkennen;
In Dir zeigt sie sich ganz.

Wie darf der Unmensch denn mit frecher Stirn es wagen,
Dich, Opfer seiner Wuth,
Vom wilden Geiz verführt, zum Schauspiel aufzustellen,
Das mehr als blutig ist.

[18] Nur einen falschen Tritt — So ists um sie geschehen,
So ist dies Kind nicht mehr.
Gefährlicher Gewinn! durch Künste sich ernähren,
Die stets der Tod umgiebt.

Doch nein! sie wird so nicht ihr schönes Leben schliessen.
Der Himmel schützet sie.
Gott liebt der Menschen Glück. Auch dieses Kindes Vater
Erhört er unsern Wunsch,

Und rührt ein grosses Herz, sie mächtig zu befreyen
Aus ihres Henkers Hand.
Wohl diesem Menschenfreund! Ihm jauchzen froh die Engel
Und Menschen dankbar zu! B.

[19] Sie fliehet — Nein! er reißt sie mit sich fort,
Der Unmensch, unempfindlich zum Erbarmen,
Riß sie vielleicht aus mütterlichen Armen
Am fernen Ort.

Geduldig geht sie, von verwünschter Hand
Geleitet. Freund! als ich dem Räuber fluchte,
Und fest auf sie dein Auge, das ich suchte,
Geheftet fand;

O Freund, was sah ich da? Welch edler Schmerz
Durchdrang dich tief — und deine Wangen glühten —
Die Blicke sprachen Unmuth, und verriethen
Ein klopfend Herz.

[20] Da schlug auch sympathetisch meine Brust.
Sie aber zwang die kleinen zarten Glieder
In Zückungen, und lächelnd stand sie wieder:
Ein Kind der Lust!

O, nicht für euch geschaffen ist dies Kind,
Die nichts empfinden in dem kalten Herzen:
Nicht, Niedriger, für dich, dem ihre Schmerzen
Belohnung sind

Für wilde Wuth. Nein, dieser schöne Leib
Ist nicht für dich, Verwegner! dessen Frevel
Dies Meisterstück entweyhte, niederm Pöbel
Zum Zeitvertreib.

[21] Jüngst, als sie unnachahmlich rückwärts sank
Tief unter ihren Fuß, in banger Stunde,
Und aus dem Becher mit dem kleinen Munde
So reizend trank;

(Viel würdiger zum Kuß!) wie rief sie da:
Musik! und fiel in schreckliche Gestalten,
Vom unsichtbaren Gleichgewicht gehalten —
Und alles sah

Starr auf sie hin — Nur Doris sanfter Blick
(Im nassen Auge, schöner durch die Triebe
Von Mitleid, Zärtlichkeit und Menschenliebe)
Wich schnell zurück.

[22] Und sah dies nicht — Nun tritt sie lächelnd hin
Und zeigt den vollen Reiz der schlanken Glieder.
Der Pöbel klatscht, und Beyfall schallt ihr wieder,
Der Zauberin!

Verzeih es mir, gedrückte Unschuld, sprich,
War es nur Kunst, die Dich erröthen lehrte,
Als lauter Beyfall Dein Verdienst beehrte:
Nur einzig Dich?

Nein! (Du verdienst des grösten Fürsten Gunst)
Als Du die Augen sittsam niederschlugest,
Tief danktest, und den Zuruf nicht ertrugest;
Das war nicht Kunst!

[23] Nein, Freund, das war Natur: war stärkre Glut
Nach höhrer Ehre, die das Mädchen erbte,
Und was so reizend ihre Wangen färbte,
War edler Blut.

Die Würdige! hat sie ein solches Herz,
Als die Geduld, und Unschuld in den Mienen,
Und Sittsamkeit uns zu verrathen schienen;
So wächst der Schmerz,

Der heimlich in der Brust Palemons wühlt —
Freund, singe klagend hier in meine Töne.
Sprich, ob dein Herz nichts mehr für diese Schöne
Als Mitleid fühlt? C.

[24] Du, der Natur entehrtes Meisterstück,
Wie pochte mir mein Herz beym Anblick Deiner Leiden!
Unschuldge! Du verdientest Ruh und Glück —
Und mußt für Brodt des Pöbels Neugier weiden?

Ein Kind, o Gott! so liebenswerth wie sie,
Soll ein Barbar — vielleicht dem Himmel selbst entführen? —
Gedanke voll von finsterm Gram, entflieh!
Der, dessen Güt und Huld die Welt regieren,

Wacht über sie. — Zwar unserm schwachen Blick
Ist oft sein weiser Rath mit Dunkelkeit umhüllet:
Und doch wie oft ist das ein wahres Glück,
Was uns zuvor mit Quaal und Furcht erfüllet!

[25] Die Unschuld siegt zuletzt. In kurzer Zeit
Entreißt ein Menschenfreund, ein Reicher, dem der Himmel
Ein weiches Herz geschenkt und Menschlichkeit,
Dem Elend sie und leitet sie zum Himmel.

Dann dankt sie Ihm entzückt und dient dem Herrn,
Der sie, sein Kind, geprüft, der sie von ihren Leiden,
Voll Vaterhuld, befreyt. Sie dient ihm gern
Und schmeckt dereinst des Himmels reine Freuden.

V.

[*Vign.*]

[26] [*Vign.*]

Weint, holde Mädchen; klaget, ihr Jünglinge,
Beym Schmerz der Unschuld: göttlicher war kein Gram!
Flucht dem Barbaren, den in Wüsten
Löwinnen, rauchend vom Blute, säugten!

[27] Nicht jenes Lächeln, nicht der gelaßne Blick
Rührt ihren Räuber: Menschliches Mitleid kennt
Sein Felsenherz nicht; ihn ergötzen
Künstliche Marter und Todesschrecken!

Verzweifelnd sitzt und ringet die Hände dort
Ein banger Jüngling, dem die Natur dies Kind
In anmuthduftenden Gefilden
Schuf, und den Grazien anvertraute.

[28] „Als Du im Arm der Mutter, bezaubernd Kind,
„Einst ruhig schliefst, wie wallte mein junges Blut!
„Die Liebe drang durch alle Adern:
„Mächtig und unwiderstehlich rührte

„Mich früh die Wohllust himmlischer Zärtlichkeit:
„Und deine Mutter nannte mich ihren Sohn.
„Wie reizend war Dein holdes Lächeln,
„Göttliches Mädchen! — ich bin verloren!

[29] „Sie ist verloren, ewig für mich dahin!
„Ach! warum gieng sie einsam ins Veilchenthal?
„Ach! nahte sie sich unerfahren
„Fleckigten Tiegern, und ward zerrissen?

Jetzt blüht für ihn kein Frühling: er nährt sein Leid
In dunkeln Wäldern, wo die Melancholie
Mit schwarzen Flügeln um ihn rauschet,
Und ihm in nächtlichen Finsternissen

[30] Sein Kind erscheint. So traurete Orpheus, als
Die Freundinn hinsank, mitten im frohen Tanz;
Und um die reizende Gespielinn
Nymphen und Grazien zärtlich weinten.

V.

[*Vign.*]

Die Besprechung dieser Sammlung in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen findet sich im Jahrgang 1764, S. 353 ff. (44. Stück vom 12. April) und hat folgenden Wortlaut:

Barmeier hat auf 2 Octav-Bogen eine kleine Sammlung von 7 Gedichten unter der Aufschrift, Gedichte auf eine junge Virtuosinn in der Kunst die Biegsamkeit und Behendigkeit ihrer Glieder zu zeigen, gedruckt, die wir nicht wol unangezeigt laßen können, weil sonderlich das eine der Welt einen glücklichen Dichter ankündiget. Die Gelegenheit zu diesen Poesien gab ein Italiäner, der mit zwey Kindern herum zog, deren Künste er vor Geld zeigte: unter diesen war ein kleines Mädchen von 11 Jahren nicht nur das geschickteste, sondern auch von Bildung artig, und hatte für eine solche Lebensart eine überaus bescheidene Gebeerde, die neben der Bewunderung noch viel mehr Mitleiden erweckte. Man glaubte, er sey nicht rechtmäßiger Weise zu diesem Kinde gekommen, so von beßerer Geburt zu seyn schien. Hierüber entwarfen nun einige Studirende die Poesien, die hier gedruckt sind. Sie sind von einer ernsthaften und beynahe theologischen Art, das Mitleiden, und die Beklagung des dem armen Kinde geschehenen Unrechts, und der Gefahr künftiger [354] Verführung der es ausgesetzt ist, herrschet in ihnen. Man wird leicht begreifen, daß es etwas schwer ist, mit völliger Beybehaltung des poetischen Wohlstandes von einer Seiltänzerin ernsthaft zu singen: und die Leser werden sehen, wie bey einer großen Gleichheit derselben Gedanken, doch immer einer glücklicher oder minder glücklich gewesen ist als der andere, ihnen die rechte Wendung zu geben. Aus dem Gedichte, welches uns am vorzüglichsten gefallen hat, und C. unterschrieben ist, wollen wir einige Proben hersetzen. S. 20 heißt es:

[*Hier folgt das Cromesche Gedicht von Strophe 5 beginnend.*]

[355] Wir würden eine so lange Stelle nicht ausschreiben, wenn wir nicht glaubten, unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen. Der Buchstab C. soll, wie uns ge-[356]sagt wird, den Nahmen Crome anzeigen. Wenn dieser junge Dichter so fortfährt, wenn er das Glück hat, von andern so getadelt zu werden, als wir ihn loben müßen, und wenn er auf diesen Tadel mehr als auf unser Lob höret, und glaubet, es werde immer einiges gegründete darunter seyn: so wird er sich gewiß künftig einen großen Beyfall der Kenner zu versprechen haben. Die Schönheiten dieses Gedichts wird ohnehin ein jeder Kenner fühlen, ohne daß unsere Critik sie entwickeln darf. Die übrigen Gedichte verrathen gleichfalls solche, die die Natur zu Poeten bestimmt hat: nur ein einziges hätte unserm Geschmack nach lieber weggelassen werden mögen.

Auf diese Anzeige nimmt C. D. Ebeling Bezug in seiner Nachricht von dem Leben Cromes, dessen Gedichte er in Leipzig bei Reinicke im Jahre 1795 auf Subskription herausgab. Ludewig Gottlieb Crome wurde 1742 in Rehburg, einem Städtchen in der

Nähe Hannovers, geboren und studierte seit Ostern 1762 in Göttingen.[1] Kurz nach seinem Tode (1794) hat Ebeling eine Auswahl aus den Dichtungen des Freundes getroffen, die großer Teilnahme begegnete, so daß noch in dem gleichen Jahre (1795) eine nur durch Äußerlichkeiten unterschiedene Neuauflage erscheinen durfte. Das bei uns auf S. 8 und 9 abgedruckte, in der Recension der Götting. Gel. Anzeigen fast vollständig wiedergegebene Gedicht Cromes ist in der ziemlich chronologisch angeordneten Sammlung als das zweite aufgeführt und im Inhaltsverzeichnis mit einer aufschlußreichen Anmerkung begleitet. Ebeling weist darauf hin, daß dieses Gedicht bereits in unserer vom 'seligen Dr. Schiebeler' veranstalteten Sammlung enthalten war, und erzählt mit eigenen Worten die mehrfach angezogene Begebenheit, in Kleinigkeiten von der Vorrede der Schiebelerschen Sammlung einerseits, von der Darstellung der Götting. Gel. Anzeigen andererseits abweichend, so daß wir auch ihn schon deshalb zu den Augenzeugen des Vorganges rechnen dürfen. Er sagt darüber: '... Ein Italiäner zog mit zwey Kindern herum, deren Künste er für Geld sehen ließs. Das älteste, ein schönes Mädchen von elf Jahren, erregte durch ihre Kunst und Bildung, noch mehr aber durch ihre sanfte Sittsamkeit und edle leidende Miene, außer der Bewundrung, allgemeines Mitleiden. Dies wuchs durch ihre Klagen über die harte Behandlung ihres vorgeblichen Vaters, und durch einige dem Kinde entfallene Äußerungen, die vermuthen ließen, daß sie von ihm ihren Eltern geraubt worden sey. Man war schon darauf bedacht, ob sie nicht mit Hülfe der Obrigkeit, ihrem Peiniger könne entrissen werden, als er sich entfernte. ...' Und derselbe Ebeling erinnert (S. XXXVI der Lebensbeschreibung Cromes) daran, daß der Göttinger Hofrat Michaelis dem jungen Dichter das erste Zutrauen zu seiner Kunst einflößte durch die oben vermerkte Recension, in der Cromes Anonymität schon 1764 gelüftet worden war. Von Ebeling erfahren wir weiter, daß diejenigen Studenten des damaligen Göttingen, die neben ihrem Fachstudium auch

[1] Von ihm stammen auch zwei Übersetzungen 'aus dem Altschottischen', die in die Balladensammlung von A. F. Ursinus Aufnahme fanden; sie sind auch in der Ebelingschen Sammlung seiner Gedichte abgedruckt.

andere Wissenschaften trieben, sich vornehmlich zu Michaelis' Schule hielten. 'Diese Freunde fanden sich in wöchentlichen gesellschaftlichen Versammlungen zusammen, welche eigentlich in Hamburg ihren Ursprung hatten, worin sie einander nicht nur Ausarbeitungen in Prosa und Versen vorlasen, sondern sie auch einer strengen Prüfung unterwerfen mufsten.' Also ein Hain kurz vor dem Hain. Diese Hindeutung auf die aus Hamburg stammende Tradition ruft schon die Vermutung wach, dafs der Hamburger Schiebeler eine wichtige Rolle in diesem Kreise gespielt habe. Von ihm weifs auch thatsächlich Joh. Joachim Eschenburg in der Lebensbeschreibung[1] (S. XX) zu erzählen, dafs schon in Hamburg 'seine Ermunterung einige glückliche Köpfe, die mit ihm zugleich auf der Schule und dem Gymnasio studierten' zu einer Gesellschaft vereinigte, die wöchentliche Sitzungen abhielt, worin die Arbeiten der einzelnen vorgelesen und besprochen wurden. Über die Göttinger Zeit Schiebelers kann Eschenburg leider nur weniges berichten, denn er traf mit ihm erst in Leipzig wieder zusammen. Ebeling nennt unter den speciellen Freunden Cromes den Namen Schiebelers nicht, und es wäre müfsig, dafür nach Gründen zu suchen. Wertvoller ist es, darauf hinzuweisen, dafs er selbst seine Zugehörigkeit zu dem geschilderten Kreise bekennt, und wir dürfen in ihm, der von 1763 bis 1767 als Student der Theologie in Göttingen nachweisbar[2] ist, den Verfasser des mit E. unterzeichneten Gedichtes mutmafsen, um so mehr, als Eschenburg, der nur noch hätte in Betracht kommen können, in jener Zeit sich in Leipzig aufhielt, also unter keinen Umständen Augenzeuge der Göttinger Vorgänge sein konnte, was aber als eine notwendige Voraussetzung aus dem Gedichte selbst hervorgeht.

Und noch auf eine Spur leitet uns Ebeling. Er nennt (S. XXXVII) unter den besten Freunden Cromes zwei Brüder Velthusen, von denen der ältere Johann Kaspar (1740—1814)[3] in den Jahren 1759 bis Ostern 1764 in Göttingen Theologie und

---

[1] Daniel Schiebelers, Doctors der Rechte, und E. Hochehrw. Hamb. Domkapitels Kanonici, Auserlesene Gedichte. Herausgeg. v. J. J. Eschenburg. Hamburg 1773. Bey J. J. C. Bode.

[2] Vgl. Allg. Deutsche Biographie; auch schon bei Meusel.

[3] Vgl. Allg. Deutsche Biographie.

Philologie studierte, auch Mitglied des Seminars bei Heyne war und auf theologischem Gebiete sich vornehmlich zu den Lehren des Professors Walch, eines Schwagers Cromes, hielt. Seine Biographen wissen allerdings nichts von seinen jugendlichen Versuchen in der Dichtkunst zu erzählen, begreiflich, da seine schriftstellerischen Leistungen auf dem theologisch-pastoralen Gebiete durch Güte und Fülle gelegentliche Versuche anderer Art allzu leicht vergessen machten.[1] Eines der drei mit V. unterzeichneten Gedichte wird ihm zuzuschreiben sein, die beiden anderen, das zweite italienische und eines von den beiden letzten in deutscher Sprache, weisen auf seinen jüngeren Bruder Johann Peter Velthusen (1743—?).[2] Er, der nach Ebelings Zeugnis im Jahre 1764 in Göttingen gleichfalls Theologie studierte, nach Meusel (Bd. VIII, S. 204) sich durch Gelegenheitsdichtungen mehrfach hervorthat, deren eine bei Goedeke² IV, 63 sogar ein bescheidenes Plätzchen sich erobert hat, war weltlicher als sein älterer Bruder, entsagte gar bald dem geistlichen Beruf und starb als Kriegssekretär. Ihm dürfen wir also das letzte der deutschen Gedichte eher zutrauen als seinem Bruder, da es nicht so seraphisch zum Himmel blinzelt wie das vorhergehende, das Michaelis veranlafste, die Gedichte insgesamt von 'beynahe theologischer Art' zu nennen. Wiewohl also aus Johann Kaspars Schriftenverzeichnis bei Thiefs (a. a. O. S. 213) ein 'Fragment von dem vormaligen Zustand des Königreichs Cuba, aus dem Italienischen übersetzt' (1771) bezeugt, dafs er des Italienischen mächtig war, was von dem jüngeren, wohl auch sehr sprachgewandten Velthusen sich nicht direkt belegen läfst, so dürfte das weltliche italienische Gedicht dennoch mit seinen Anschauungen leichter vereinbar sein. Es wendet sich an die in den deutschen Gedichten mehrfach mit Doris angesprochene Göttinger Bürgerstochter, der eine ähnlich vermittelnde Rolle zwischen Petronella und Schiebeler zufällt, dergleichen Philine in Goethes Roman zwischen Meister und Mignon zugeteilt ist. Diese Doris ist kein Phantasiegebilde

[1] J. O. Thiefs, Gelehrtengesch. der Universität Kiel, II. Teil, S. 130 (Altona 1803), citiert ein Gedicht Velthusens an Cramer und sagt S. 222 nebenbei, er habe sich öfter in Gelegenheitsdichtungen versucht.

[2] 1812 ist er nach Meusel noch als lebend nachweisbar. Sein Todesjahr war nicht zu ermitteln.

der jungen Göttinger. Dafür tritt sie zu bestimmt aus dem Rahmen der von allen Beiträgern gemeinsam hervorgehobenen Punkte heraus. Und diese gemeinsamen Punkte sind es wieder, die am deutlichsten beweisen, daſs so zu sagen eine Art edlen Sängerkrieges zwischen den Bündlern entbrannte, nachdem sie in gründlicher Durchsprache über die *pièces de résistance* der poetischen Verherrlichung übereingekommen waren. Wer die sieben Gedichte der Reihe nach durchliest, wird sich den Kern leichtlich herausschälen können, ja, er wird finden, daſs schon Schiebelers Vorrede auf die charakteristischen Momente geradezu mit dem Finger deutet. Ich habe sie in dem Mignon-Artikel der Preuſs. Jahrbücher bereits herausgehoben und damit zu belegen gesucht, daſs Schiebeler nicht bloſs weil Vorredner, sondern indem er diese Vorrede schrieb, sich auch als den Urheber des Unternehmens und den Führer der kleinen Schar zu erkennen gab.

Ein Anonymus widerstand kecklich meinen umfassendsten Nachforschungen. Das mit B. gezeichnete Gedicht kann ich auf keine bestimmte Persönlichkeit zurückführen. Sein Verfasser gesteht, daſs er Petronella nicht selbst gesehen habe. Ihm hat nur das Gedicht seines Freundes Ebeling handschriftlich vorgelegen, wahrscheinlich von einem ausführlichen Schreiben begleitet, das aus der frischen Wahrnehmung heraus die individuellen Eindrücke Ebelings wiedergab. Denn gerade dieses Gedicht von B. bewegt sich in einem Gedankenkreis, der von dem der übrigen verschieden ist. Und aus diesen Gründen sind die Nachforschungen nach dem Verfasser bedeutend erschwert. Vielleicht könnte mit Hilfe der Göttinger Matrikel vom Herbst des Jahres 1763 zur Lösung der wenig belangreichen Frage etwas beigetragen werden.

Von den Gedichten an sich soll hier nicht mehr die Rede sein, denn sie besitzen keinen selbständigen litterarischen Wert, fallen in keiner Weise aus dem Zuschnitt und der Mode ihrer Zeit heraus und können für immer des kritischen Apparates entbehren, der sich für zwei von ihnen herstellen lieſse. Das italienische Gedicht Schiebelers ist wieder abgedruckt inmitten einer Reihe italienischer Dichtungen dieses Schriftstellers in seiner Sammlung musikalischer Gedichte (Hamburg 1770) S. 132, unter dem Titel: Sonetto Alla Signora M. Der veränderte Anfangsbuchstabe ist offenbar damit zu erklären, daſs hier ein galanter

Betrug Schiebelers mitspielt gegen irgend eine Dame seines Hamburger Verkehrs, deren Familiennamen bei Eschenburg a. a. O. S. XXXVIII allerdings verzeichnet sind, aber nicht als unpassend zurückgewiesen werden dürfen, solange die Vornamen der betreffenden Damen nicht erwiesen sind. Diese Untersuchung schien nicht lohnend, denn, sie mag ausfallen, wie sie will, sie kann an der Thatsache nichts ändern, dafs Schiebeler selbst den Namen Petronella an der Spitze seines Sonetts überliefert. — Cromes Gedicht findet sich aufser der hier abgedruckten Fassung auch zum Teil in Michaelis' Anzeige, dann in den beiden gleichlautenden Drucken seiner Gedichte.

Der wichtigste und dabei heikelste Punkt aber, in dem die Beweisführung angelt, ist die Frage, ob man aus — ich möchte sagen — symptomatischen Erscheinungen den sicheren Nachweis erbringen kann, dafs Goethe in Leipzig mit dem Göttinger Geschehnis bekannt geworden sei. Erkundigungen beim Göttinger Bürgermeisteramt[1] nach Carattas Truppe waren ohne Erfolg. Es kann aber nicht bezweifelt werden, dafs er um die gedachte Zeit in Göttingen von sich reden machte. Als Beweis dafür, wie tief sich der Name des Bandenführers in das — beiläufig gesagt, uns als ausgezeichnet bezeugte — Gedächtnis Schiebelers eingeprägt hatte, diene der Hinweis darauf, dafs Schiebeler noch im Jahre 1767 sich des Namens Caratta bediente, als er in einem einaktigen Lustspiel 'Die Schule der Jünglinge' einen durchtriebenen, abgefeimten Jugendverführer zeichnete. Dieser 'Sgr. Alessandro Caratta, ein italienischer Sprachmeister', wie er im Personenverzeichnis des Stückes aufgeführt wird, ist die Seele alles Bösen, ein Mann, der 'Ratzenpulver für Traurigkeit und Grillen' hat, der mit einem Gemisch von Italienisch und Deutsch einen recht diabolischen und dabei realistischen Eindruck im Leser erweckt, wenn er z. B. dem lockeren Damis gleich bei seinem ersten Auftreten die 'Landung zweyer Ballerinen aus Venezia, zweyer Mädchen, belle come due angeli' geheimnisvoll hinterbringt. Es ist kein Zweifel, dafs Schiebeler diesen Lumpen mit dem Namen brandmarken wollte, der ihm drei Jahre zuvor als der verruchteste

[1] Ich danke der genannten Behörde nochmals bestens für ihre gütigen Nachforschungen.

geklungen hatte. Wir gewinnen daraus einen neuen Beleg für den tiefen Eindruck, den die Göttinger Affaire auf Schiebeler gemacht hatte; er wird sie in Leipzig also öfter wiederholt haben, so daſs sie wohl auch Goethe zu Ohren kam.[1]

Auf Schiebelers Einfluſs auf Goethe während der ersten Leipziger Jahre im allgemeinen ist schon mehrfach hingewiesen worden. Um im besonderen ein markantes Beispiel hervorzuheben, sei darauf hingedeutet, daſs Goethes Leipziger Liederbuch 'Annette' (Weim. Ausg. Bd. 37) auch ein Pygmaliongedicht enthält, dessen nähere Vergleichung mit der bekannten Schiebelerschen Romanze gleichen Namens ich Albert Leitzmann nicht vorwegnehmen will, der eine umfassendere Untersuchung über diese These vorhat (vgl. jetzt Euph. IV, 794 ff.).

Ebensowenig wie über Caratta läſst sich über Petronella Dokumentarisches erbringen. Es ist beinahe auffällig, daſs in all den Nachrichten und Liedern von ihr, die auf den vorhergehenden Seiten zusammengetragen sind — und das sind alle bisher erreichbaren —, der Name Petronella nur ein einziges Mal ausgesprochen ist: in dem Titel des ersten italienischen Gedichtes. Wir dürfen nicht annehmen, daſs Schiebeler und seine Genossen in ihren Gesprächen den Namen häufig gebrauchten, vielmehr dürfte Petronella unter allgemeineren Bezeichnungen, wie 'das Kind', 'das Mädchen' u. s. w., Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein. Und so ist es fraglich, ob der Name für Goethe irgend etwas bedeutete, ja wir dürfen annehmen, daſs er an die Göttinger Komödiantin nicht erinnert wurde, als er in Rom das Guercinsche Gemälde der heiligen Petronilla bewunderte.

Wie überraschend es auch scheinen mag, daſs keiner der Zeitgenossen Goethes beim Erscheinen seines groſsen Romans und der darin als so eigenartig empfundenen und bewunderten Mignon sich der Göttinger Petronella mehr entsann, so begreiflich ist dies, wenn wir bedenken, daſs gerade diejenigen, denen Petronellas Schicksal einst so nahe ging, im Jahre 1795 nicht mehr lebten oder den litterarischen Neuerscheinungen kein so reges Interesse mehr entgegenbrachten wie einst, da sie selbst

[1] Auf dieses neue Motiv hat mich mein Freund Schüddekopf in Weimar hingewiesen, dem ich hier nochmals bestens danke.

noch zu den hoffnungsvollen Jüngern der Litteratur sich zählen durften. Einem Schiebeler oder einem Crome wäre die Ähnlichkeit nicht entgangen; von einem Ebeling oder einem Velthusen dürfen wir aber nicht einmal mit Bestimmtheit voraussetzen, dafs sie den 'Wilhelm Meister' je gelesen haben.

Seit dem ersten Bekanntwerden meiner Untersuchung haben die Fachgenossen in freundlicher Teilnahme den Gegenstand durch neue Hinweise bereichert. Zunächst hat Alois Brandl die 'disordered maid' Maria aus Sternes 'Tristram Shandy' und 'Sentimental Journey' in einem Vortrage der Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin (Novemberversammlung 1896; vgl. Vossische Zeitung N. 577 vom 9. Dezember 1896 und Euphorion IV, 437) als ein für den Mignontypus vorbildliches Wesen in Anspruch genommen. Bei der grofsen Verehrung Goethes für den britischen Humoristen und Sternes bekanntem Einflufs auf Goethe ist die Berührung beider, in jener Zeit gerade, begreiflich. Verwandte Einzelzüge sind: die in ein Geheimnis gehüllte Abstammung, die körperliche Schönheit, das ausgeprägte Innenleben der unglücklichen Jungfrau, alles Eigenschaften, die sie zum bemitleideten Liebling ihrer Umgebung machen; dazu der Zauber ihres kunstvollen Spiels und ihr Hang zum Phantastischen, Merkmale, die der Postillon in knappen Worten an dem geistesgestörten Mädchen dem empfindsamen Reisenden gegenüber hervorhebt. Maria mufste jedem Leser der zwei Reisebeschreibungen einen um so tieferen Eindruck machen, als Shandys und Yoricks Begegnungen mit ihr unstreitig die schärfste Zuspitzung der 'dear sensibility' bezeichnen; wie denn Sterne beide Episoden auch äufserlich durch eine epische Anrufung auszeichnet, dort an den Geist des feinsten Humors, der einst auf der leichten Feder des geliebten Cervantes geruht, hier an die Empfindsamkeit selbst. Unter dem Zeichen der Wertherstimmung, die sich bei Goethe in der Zeit seiner Beschäftigung mit Sterne anbahnte, war dies junge, in der weiten Welt umherirrende Mädchen, das mit seinen düsteren Erinnerungen an Vaterhaus und Bräutigam nur eine Ziege, eine Flöte und das geistliche Lied in seiner Kehle zu trauten Genossen hat, eine Erscheinung von unbestreitbarer Einflufsfähigkeit. Im 'Tristram Shandy' (Kap. 303) wirkt ein eingestreuter Scherz noch störend; bei der erneuten Erinne-

rung an Maria in der 'Empfindsamen Reise' (Tauchnitz-Ausgabe S. 139 ff.) aber fehlt eine solche Abschweifung, und das Mitleid mit dem unglücklichen Geschöpf findet einen an Meisters Situation streifenden Ausdruck in Yoricks Abschiedswunsch, Maria sollte in seinem Schofse schlafen und er wollte sie wie eine Tochter halten. Da sich erfahrungsgemäfs innere und äufsere Erlebnisse aus verschiedenen Eindrücken gern verbinden, um den Stimmungsgehalt einer Zeit zu einer typischen Gestalt der Poesie zu verdichten, hat Brandls Hinweis Berechtigung, wenn auch sonst direkte Zeugnisse für eine Beeinflussung nicht vorliegen. — Gewicht hat ferner eine Anregung, die auf Jakob Minor zurückgeht. In der Chronik des Wiener Goethe-Vereins (XI. Jahrg., 1. u. 2. Heft) wird an einen Kindesraub erinnert, der im Gedächtnis der Klettenbergischen Familienangehörigen noch zu Susannes Zeiten lebendig war. Die Quelle Minors sind die 'Reliquien der Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. Dem Andenken des 28. August 1849 gewidmet. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses zu Horn, 1849,' S. 167 ff. Es handelt sich darin um den Raub eines elfjährigen Knaben aus der genannten Familie, den der Chronist, wenn auch ohne nähere Angaben, zu verzeichnen für wert fand. Lappenberg war geneigt, in diesem Ereignisse, das durch Fräulein Susannes Erzählung dem jungen Wolfgang bekannt geworden sein dürfte, den 'Keim für die Gestaltung Mignons' zu suchen. Soweit auch seine Nachforschungen über die Meldung seiner Quelle (Lersners Chronik von Frankfurt am Main. II. Teil) hinausgehen, erheben sie den Fall allerdings nicht über das Niveau eines Familienzerwürfnisses, dem der tragische Zug durchaus mangelt. Weil nämlich, so vermutet Lappenberg, dem Vater um bestimmter Ursachen willen weder die Familie noch die Behörde den Knaben ausliefern wollte, so griff er zur gewaltthätigen List. Ein Kindesraub im landläufigen Sinne liegt also nicht vor; im Gegenteil. Wo die Liebe des Vaters zu seinem Kinde dergestalt in das Schicksal des jungen Wesens eingreift, da ist schliefslich kein Grund zur Bangigkeit für das Leben und Fortkommen des Geraubten, mag es auch für alle Folgezeit verschollen bleiben. Ob die Familie übrigens den gleichen Verdacht gegen den Vater

des Kindes hatte, ist nirgendwo gesagt, das ist schon Lappenbergs Vermutung. Erst wenn dies festgestellt wäre, könnten andere, von ihm angeführte Übereinstimmungen in Betracht gezogen werden. Denn es bedarf noch der Untersuchung, ob Goethe bei Einführung Mignons in den Roman alle Fäden der Zusammenhänge bereits so unverrückbar ineinander verwoben vor Augen sah, wie sie die Dichtung namentlich im Verlaufe der späteren aufklärenden Partien darbietet.

In das Gefüge einer zusammenfassenden Betrachtung über die ganze Familiengeschichte Mignons wird auch R. M. Werners jüngste Andeutung (Euphorion IV, 558) über das vorbildliche Verhältnis der berühmten Mara zu dem Komponisten Hiller einzubeziehen sein, sobald sich die Untersuchung auch über die Familie des Harfners verbreitet haben wird. — Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht nachtragen, dafs ich auch Goethes Teilnahme an dem Geschicke Käthchen Zimmermanns in nahe Beziehung zu Mignons dichterischer Ausgestaltung setzen möchte. Andeutungsweise habe ich diese Ansicht aus Erich Schmidts Munde bereits in seinem Kolleg (am 12. Februar 1894) zum erstenmal vernommen. Die Anspielung gilt jenem Vorgang, den Goethe von der Tochter des Hannoverschen Arztes und Schriftstellers Zimmermann in Dichtung und Wahrheit erzählt; jener ergreifenden Scene, die, in Goethes Kopf zu dramatischer Vollkraft ausgestaltet, einen Konflikt zwischen Vater und Kind ausmalt. Käthchen Zimmermann verzehrte sich auf der Heimreise aus Lausanne in leidenschaftlicher geheimer Liebe für einen in der Schweiz zurückgelassenen Freund. Nur ungern war sie dem Vater in ihre Heimat gefolgt, vor ihm das jugendliche Geheimnis streng wahrend. Der teilnehmenden Frau Rat schlofs sie auf der Durchreise und während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Frankfurt ihr Innerstes auf und bat, vorerst wenigstens bei ihr bleiben zu dürfen, wahrscheinlich in der Hoffnung, von hier aus die Rückkehr nach dem schmerzlich vermifsten Lausanne leichter und früher bewerkstelligen zu können als aus dem entfernten Hannover. Ob nun blofses Mitgefühl oder eine plötzlich erwachende Neigung für das liebeskranke Mädchen den sentimentalen Jüngling Goethe hiefs, Partei zu ergreifen wider den Vater, auf dessen Strenge und scheinbar mangelnde Zärtlichkeit

er zunächst die Weigerung Käthchens deuten mufste, ins Vaterhaus zurückzukehren, fällt nicht ins Gewicht. Käthchen, ‘schlank und wohlgewachsen, ruhig wie ein Bild, äufserte sich selten, in der Gegenwart des Vaters nie’. Diese Züge als die kennzeichnendsten hervorgehoben, konnten immerhin genügen, eine vielleicht fast untergegangene Vorstellung in Goethe zu erwecken: die Erinnerung an die romantische Erzählung vom Göttinger Komödiantenkind, und sie zu verquicken mit dem unaufgeklärten Verhältnis Zimmermanns zu seiner Tochter. Die Biographen Zimmermanns haben ja das Bild ihres Helden von dem Makel eines väterlichen Tyrannen zu säubern gesucht, und es scheint ihnen gelungen zu sein. Immerhin haben wir uns für unsere Zwecke an die Auffassung zu halten, die sich Goethe von ihm zu jener Zeit und in jenem besonderen Falle gemacht hat. Und da mögen auch der zur dichterischen Ausstattung hinzugefügte Fufsfall Katharinas vor Frau Rat und die tausend Thränen ihre subjektive Berechtigung haben, dazu folgerichtig die Erklärung des Mädchens, lieber als Magd, als Sklavin zeitlebens in Frankfurt bleiben zu wollen als nach Hause zurückzukehren. Und im Nu ist der biedere Zimmermann in die Maske des elenden Caratta gepfercht, in die er so ganz und gar nicht hineinpafst nach all dem übrigen, was Goethe und andere von ihm zu erzählen wissen. Doch Zimmermann bedarf unserer Anwaltschaft nicht. Kommen einmal die obenerwähnten Bezüge in Betracht, so wird auch Goethes vorübergehendes Seelenverhältnis zu dieser zarten Mädchenblüte nicht übergangen werden dürfen.

Es gewährte einen eigenen Reiz, nachdem der Weg zu Mignon einigermafsen aufgehellt ist, auch den mannigfachen Verzweigungen nachzuspüren, die von Goethes Figur aus sich in der späteren Litteratur verfolgen lassen. Der Rahmen der vorliegenden Untersuchung verbietet dies, und so sei denn nur mit einigen mehr zufälligen als systematischen Bemerkungen darüber geschlossen. Kotzebue schildert in einer Skizze, ‘Die kleine Tyrolerin’ (1807), ein Mädchen von acht Jahren, das dem guten Herrn, welcher ihren Vater aus der Not gerettet hat, ‘ungemein anhängliche Gefolgschaft’ leistet, ganz wie eine Mignon. Dafs Mignon hier Einflufs geübt hat, ersieht man daraus, dafs in einer anderen Skizze des gleichen Bandes der Held in vielen Dingen

an Goethes Meister gemahnt; ja, Kotzebue läfst ihn in einer passenden Situation geradezu in dem Romane lesen. — Der Gymnasiast Freiligrath bewundert eine junge Kunstreiterin (Schriften I, S. 130) und fühlt sich dabei an Mignon erinnert.[1] — Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften, Mannheim 1837, Bd. I, S. 503 ff.) wird durch die Lektüre des Wilhelm Meister angeregt, über 'Frauen in Mannskleidern' nachzudenken und stellt darüber einige interessante, wenn auch nicht immer richtige Bemerkungen zusammen. — Immermanns Flämmchen streift in manchen Zügen schon nahe ans Plagiat, wie erst kürzlich hübsch dargelegt worden ist (Friedrich Schultess, Zeitgeschichte und Zeitgenossen in Immermanns Epigonen. Preufs. Jahrb. LXXIII, S. 212 ff.). — Alois Brandl im obgenannten Vortrag hat für die englische Litteratur Einflüsse auf Byron aufgedeckt: auf den Eingang der Bride of Abidos 'Know ye the land' und auf die Figur der Leila im 'Don Juan'; in beiden Fällen ist Madame de Staëls 'Allemagne' als Vermittler zu betrachten. Ein erklärtes Abbild oder richtiger Zerrbild der Mignon ist die seltsame, stumme, eifersüchtig verliebte Zwergin Fenella in Walter Scotts 'Peveril of the Peak'; Goethe hat dafür bei Eckermann (18. Jan. 1825) quittiert. — Und eine grofse Reihe dramatischer Gestalten bei uns, mit einem Käthchen von Heilbronn beginnend bis herab zu Gerhart Hauptmanns Marei im 'Florian Geyer', sie alle tragen Züge der Familienähnlichkeit mit ihrer Urahne Mignon in gröfserem oder minderem Mafse.

[1] Ich verdanke diesen Hinweis der Güte R. M. Meyers.

Prag. Richard Rosenbaum.

The Prince of the Burning Crowne

und

Palmerin d'Oliva.

In dem ersten Auftritt der Chettleschen 'Tragedy of Hoffman' spielt eine glühende eiserne Krone eine verhängnisvolle Rolle. Hannce Hoffman, der Vater des Titelhelden, wurde auf den Richtspruch des Duke of Luningberge wegen Seeräuberei hingerichtet vermittelst *the iron Crowne that burnt his braines out* (Z. 99 f.),[1] und der Sohn Clois Hoffman nimmt fürchterliche Rache, indem er den Sohn des Herzogs, den Prinzen Otho, durch das Aufsetzen von *a burning Crowne* qualvoll tötet, auf der Bühne, vor den Augen der Zuschauer.

Eine Anspielung auf diese grausige Scene hat man in einem der zahllosen Prosa-Pamphlete jener Zeit erkennen wollen, in 'Kemps Nine Daies Wonder, performed in a Morrice from London to Norwich' (1600).[2] Diese Flugschrift schliefst mit *Kemps humble request to the impudent generation of Ballad-makers and their coherents; that it would please their rascalities to pitty his paines in the great iourney he pretends, and not fill the country with lyes of his neuer done actes, as they did in his late Morrice to Norwich* (S. 20). Am Schlusse dieser Schimpf- und Drohrede ruft Kemp dem *Ballad-maker* zu: *Leaue writing these beastly ballets, make not good wenches Prophetesses, for litle or no profit, nor for a sixe-penny matter reuiue not a poore fellowes fault thats hanged for his offence; it may be*

---

[1] Vgl. Richard Ackermanns Ausgabe (Bamberg 1894) S. 4.

[2] Ed. by A. Dyce for the Camden Soc. (London 1840).

thy owne destiny one day; prethee be good to them. Call vp thy old Melpomene, whose strauberry quill may write the bloody lines of the blew Lady, and the Prince of the burning crowne; a better subiect, I can tell ye, than your Knight of the Red Crosse (S. 22).

Zuerst scheint Collier die Vermutung ausgesprochen zu haben, daſs dieser *Prince of the burning crowne* aus der Chettleschen Tragödie stamme. Fleay ist in gewohnter kühner Weise weiter gegangen, er hat sich auf Grund dieser Stelle ein besonderes Drama konstruiert: *[Kemp] recommends the "Prince of the Burning Crown" (a play containing the earlier part of the story of Chettle's "Hoffman") as a good subject for a ballad. This play was probably the "Roderick" acted by Pembroke's men at the Rose in Oct. 1600, "Like unto like" (a forged title) being the second part, an earlier version of the extant "Hoffman"*[1] — lauter haltlose Hypothesen. Ackermann erwähnt Fleay nicht, läſst jedoch auch Colliers Ansicht unwidersprochen.[2] Erst ganz neuerdings hat Schick mit vollem Recht chronologische Bedenken erhoben und angenommen, 'daſs sich [Kemps] *Prince of the burning crowne* nicht auf den Hoffman von Chettle, sondern auf eine Ballade, ein Bänkelsängerlied bezieht, das vielleicht gerade die Quelle für Chettle gebildet haben mag.'[3] Ich selbst möchte jeden Zusammenhang zwischen der Kempschen Äuſserung und dem Stoffe der Chettleschen Tragödie in Abrede stellen, meines Erachtens kommt dieser Prinz mit der brennenden Krone aus einer ganz anderen Gegend, aus dem gestaltenreichen Lande der im 16. Jahrhundert beliebten, endlosen Ritterromane. In einer der unzähligen Nebenepisoden, welche in der Geschichte des Palmerin d'Olive versteckt sind, glaube ich das Original des Kempschen Prinzen gefunden zu haben.[4]

[1] Vgl. Biographical Chronicle of the Engl. Drama Bd. II, S. 20.

[2] Vgl. a. a. O. S. XII.

[3] Vgl. Lgrph. '97, Spalte 194.

[4] Vgl. *L'Histoire de Palmerin d'Olive, filz du Roy Florendos de Macedone, et de la belle Griane, fille de Remicius Empereur de Constantinople: discours plaisant et de singuliere recreation, traduit jadis par vn Auteur incertain de Castillan en Francoys, mis en lumiere et en son entier, selon nostre vulgaire, par Jan Maugin. dit le petit Angeuin. Reueu et emendé*

Während Palmerin d'Olive am Hofe des Sultans von Babylon, Namens Maulicus, weilt, erscheint eines Sonntags nach dem Mittagsmahle plötzlich ein maurischer Ritter im Palaste, wirft sich dem Sultan zu Füfsen und bittet ihn um eine Gnade für seinen jungen Gebieter Mauorix, *Prince juré de toute Pasmerie.* Dieser schöne Prinz war von allen Seiten mit Heiratsanträgen bestürmt worden, hatte ihnen jedoch kein Gehör geschenkt. Sogar eine Königin, *la Royne de Tharse, belle entre les Orientales, jeune veuue, et riche, ainsi que chacun sçait,* übersandte ihm Kleinodien und liefs ihn bitten, sie zu besuchen. Und wie Mauorix wirklich an ihren Hof kommt, verliebt sie sich so leidenschaftlich in den schönen Jüngling, dafs sie ihm alle Gattenrechte einräumt, ohne ihn durch ein Versprechen irgend welcher Art gebunden zu haben — in der Hoffnung, dafs er ihre Liebe erwidern und sie nie verlassen würde. Der Prinz aber kehrt bald zu seinem Vater zurück, vergifst im Nu die verliebte Königin, die sich ihm aufgedrängt hatte, und vermählt sich, dem Wunsche seines Vaters gehorchend, mit einer jungen Prinzessin, der Tochter des Königs Olicomed. Die verschmähte Fürstin hat nun nur noch einen Gedanken: Rache! Sie erhält von einem Zauberer das Versprechen, er werde den Treulosen so grausame Schmerzen dulden lassen, dafs schliefslich sie selbst Mitleid mit ihm haben würde. Der Magier verlangt von der Königin die Krone ihres Vaters: *la coronne de son pere qui estoit l'vne des plus riches du monde: sur laquelle il fit telles coniurations, et tant de sortileges, que le dyable mesmes en auoit horreur.* Beim Aufsetzen dieser verzauberten Krone werde der Prinz solch qualvolle Schmerzen empfinden, dafs er sich den Tod wünschen würde — und nur der treueste aller Liebenden, *le plus loyal des amants,* könne ihm diese Krone wieder vom Haupte nehmen. Die Krone wird dem Prinzen gesandt; wie er sie aufsetzt, schlägt eine Flamme aus seinem Haupte: *à l'instant sortit de sa teste vne flamme aussy soudaine, comme qui eust mis vne estincelle de feu dans vn caque de poudre à canon.* Mauorix wird von unerträglichen Schmerzen gepeinigt, er brennt

---

par le mesme Auteur ..., A Anvers, Chez Jan Waesberghe. ... MCLXXII. Für die freundliche Überlassung dieses Druckes bin ich der Kgl. Bayer. Hof- und Staatsbibliothek in München zu vielem Dank verpflichtet.

lebendigen Leibes, ohne sich zu verzehren: *bruslant tout vif, sans empirer, non plus que fait la Salamandre es ardentes flammes.* Zu spät bietet er der Königin die Ehe an; sie zeigt seinen Gesandten zwar den einzigen Weg der Rettung für ihren Gebieter: *N'y a autre remede pour son alegeance, sinon qu'il luy conuient chercher par l'Asie, l'Europe, et Aphrique, l'amant parfait, qui par sa loyauté mettra fin à son tourment reçeu pour sa tromperie et trahison* —, jagt sie aber doch mit Schimpf und Schande von ihrem Hofe. Mauorix habe seitdem bereits viele Länder durchreist — so schliefst der maurische Ritter seinen Bericht — und keine Linderung, sondern nur Verschlimmerung seines Martyriums gefunden: denn sobald ein in der Liebe falscher Prinz oder Ritter seine Krone berühre, wüchsen seine Schmerzen. Von den Rittern des Sultans aber habe er so viel Rühmliches gehört, dafs er um die Gnade bitte, auch an seinem Hofe sein Glück noch versuchen zu dürfen. So weit geht das 71. Kapitel des Romans, überschrieben: *Comme le Prince Mauorix enuoya son Ambassade vers le Soudan, luy demander sauf-conduit de venir en sa Court et là essayer s'il trouueroit aucun de ses Cheualiers qui le deliurast d'vne douleur qu'il souffroit par enchantement* (Fueil. 110 f.).

In dem nächsten, dem 72. Kapitel, erscheint die brennende Krone schon in der Überschrift: *Comme le Prince Mauorix arriua en la Court du Soudan de Babilone, ou il fut deliuré de sa coronne bruslante, et tourmens d'icelle, par la bonté de Palmerin* (Fueil. 111 f.). Der Sultan erklärt sich sofort bereit, den Prinzen zu empfangen. Mauorix kommt, geleitet von hundert trauernden Rittern mit langen Haaren und schwarzen Gewändern. Bei einer nochmaligen, beweglichen Schilderung seiner Leiden geht von seinem Munde eine gewaltige, den ganzen Saal erwärmende Hitze aus; gleichwohl verzehrte er sich nicht: *Il sortoit de sa bouche vne si grande chaleur, que toute la salle en fut incontinent eschaufée. Toutes-fois il se consummoit aussy peu, que s'il eust été le plus attrempé et moderé du monde.* Zuerst wagen sich die jungen Ritter an die gefährliche Probe,[1] aber sie müssen sich alle beschämt zurück-

[1] Dieser Fall der in der älteren Litteratur so häufigen Liebes- und Treueproben fehlt bei Dunlop-Liebrecht S. 85 f., auch in der neuesten, von

ziehen, die Krone sitzt unerschütterlich fest auf dem Haupte des Prinzen, der über eine fortwährende Steigerung seiner Schmerzen klagt. Mit ebensowenig Glück versuchen sich dann die Könige und die alten Prinzen — der Sultan selbst hat von vornherein verzichtet —, auch sie ernten alle nur Hohn und Spott von dem jammernden Prinzen. Endlich kann Palmerin diese Qual nicht länger mit ansehen, er richtet ein Stoſsgebet an seine ferne Geliebte, greift nach der verzauberten Krone und nimmt sie ohne jede Mühe vom Haupte des Prinzen. Sofort erlischt die diesen folternde Glut, und aus dem Munde des Manorix strömt ein so wohlriechender und süſser Atem, daſs alle Inwohner des Palastes dadurch erquickt wurden: *A l'heure s'estaignit entierement l'ardeur vehemente de Manorix, et au lieu sortit de sa bouche vne alaine si odoriferante, et douce, que tous ceux du Palays en furent consolez.* Der gerettete Prinz wirft sich Palmerin zu Füſsen.

Der Roman des Palmerin d'Olive war von Anthony Munday ins Englische übersetzt und 1588 veröffentlicht worden, unter dem Titel: *Palmerin D'Oliva. The Mirrour of nobilitie, Mappe of honor, Anotamie of rare fortunes* etc. etc. *Written in the Spanish, Italian and French, and from them turned into English* ...[1] Kemp kannte Munday jedenfalls sehr gut, eine polemische Bemerkung derselben *Humble request* wird wohl mit Recht auf diesen Vielschreiber bezogen.[2] Für die Popularität des Palmerin d'Oliva in England werde ich noch einige Zeugnisse beibringen können. Kurz, ich zweifle nicht, daſs Kemp beim Niederschreiben der fraglichen Zeilen an den von einer brennenden Krone gequälten Prinzen des Ritterromanes gedacht

---

Wilson besorgten Auflage. In einem alten deutschen Volksliede, für welches Liebrecht S. 472 auf Mones 'Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit', 8, 354, Nr. 1, verweist, wird auch eine Krone zur Erkenntnis ehelicher Treue benützt, aber in einer von der Fassung des Palmerin ganz verschiedenen Weise, wie uns schon die bei Mone a. a. O. citierte Anfangsstrophe zeigt: Diſs lied saget von einer kron / Welch die künigin von Afion / Wol zwölff küngen het machen lon / Aber sie mocht keym recht vff ston / Welcher sein Ee het brechen ton / Ward gschent von seyner Frawen schon / Und ist im roten zwinger (1520?).

[1] Vgl. Hazlitts 'Collections and Notes', 1867—1876, S. 318.

[2] Vgl. Dyce, a. a. O. S. 32 f.

hat, um so mehr, da er ihn in Gegensatz zu einem anderen Romanzenhelden gebracht hat. Denn mit dem *Knight of the Red Crosse* kann doch nur Spensers Elfenritter gemeint sein. Weniger sicher ist, ob wir in der *blew Lady* die unbarmherzige *Royne de Tharse* zu erkennen haben. In dem französischen Roman ist von blauen Gewändern der Dame nicht die Rede; diese Einzelheit müfste Munday mit der üblichen Detailmalerei der englischen Übersetzer jener Zeit eingefügt haben.

Aus den Jahrzehnten nach Mundays Übersetzung sind mir folgende englische Anspielungen auf Palmerin d'Oliva bekannt geworden:

1598. Francis Meres prägt in einem besonderen Abschnitte seiner 'Palladis Tamia' seinen Landsleuten ein: *A choice is to be had in reading of bookes* (S. 267 f. der ed. pr.). Er giebt dort eine Liste der Bücher, deren Lektüre der Jugend schädlich sei: *As the Lord de la Noue in the sixt discourse of his politike and military discourses censureth of the bookes of Amadis de Gaule, which he saith are no lesse hurtfull to youth, then the workes of Machiauell to age: so these bookes are accordingly to be censured of, whose names follow; Bewis of Hampton, Guy of Warwicke, Arthur of the round table, Huon of Burdeaux, Oliuer of the castle, the foure sonnes of Aymon, Gargantua, Gireleon, the Honour of Chiualrie, Primaleon of Greece, Palmerin de Oliua, the seven Champions, the Myrror of Knighthood, Blanchardine, Meruin, Howleglasse, the storyes of Palladyne, and Palmendos, the blacke Knight, the Maiden Knight, the history of Coelestina, the Castle of Fame, Gallian of France, Ornatus and Artesia etc.* (vgl. ib. S. 268).

1601 (?). In Marstons 'Dutch Courtezan' sagt Tysefew, *a blunt Gallant,* der sich mit der schnippischen Crispinella neckt: *By the Lord, you are grown a proud, scurvy, apish, idle, disdainful, scoffing — God's foot! because you have read 'Euphues and his England', 'Palmerin de Oliva', and the 'Legend of Lies'!* (Akt IV, Sc. 1).[1]

[1] Vgl. Bullens Ausgabe Bd. II, S. 69. In der Anmerkung bezeichnet Bullen unseren Palmerin als *One of the romances published in the series*

1610 (?). In Beaumont und Fletchers 'Knight of the Burning Pestle' lautet die Bühnenanweisung vor dem dritten Auftritt des ersten Aktes: *Enter Ralph, as a grocer, reading 'Palmerin of England'* — das Stück, welches Ralph aus einem Kampfe der Ritter Palmerin und Trineus mit einem Riesen zum besten giebt, ist jedoch nicht dem 'Palmerin of England' entnommen, sondern, wie schon Reed bemerkte,[1] der Mundayschen Übersetzung des 'Palmerin d'Oliva'. Der von Ralph vorgelesene Text bietet in starker Kürzung den hauptsächlichsten Inhalt des 51. Kapitels des französischen Romans: *Comme la Royne d'Angleterre et Agriole* [Ralph liest: *Agricola,* wohl ein alter Druckfehler?] *sa fille cuiderent estre rauies par le Geant Franarque: Et du secours que leur donnerent Palmerin, Trineus et Ptolome* (Fueil. 77 ff.). Auf Palmerins Besiegung dieses Riesen spielt Ralph später nochmals an: *By that virtue that brave Rosicleer / That damned brood of ugly giants slew, / And Palmerin Frannarco overthrew, / I doubt not but to curb this traitor foul* (Akt III, Sc. 2; S. 184).

An einigen anderen Stellen sind die beiden Palmerins, Palmerin d'Oliva und Palmerin of England, gemeinschaftlich genannt, in wenig schmeichelhafter Weise. In Massingers 'Guardian' (1633) führt die Kupplerin Calipso *the Palmerins* unter ihren Lieblingsbüchern an,[2] und in seinem Gedichte 'An Execration upon Vulcan' ruft Ben Jonson aus: *Had I compiled from Amadis de Gaul, / The Esplandians, Arthurs, Palmerins, and all / The learned library of Don Quixote ... / Thou then hadst had some colour for thy flames.*[3] Leon, der Held der Fletcherschen Komödie 'Rule a Wife and Have a Wife' (1624), wird von dem über seine plötzliche Mannhaftigkeit

---

that bears the general title of 'The Mirrour of Knighthood'. Das ist ein Irrtum, der Titel *Mirrour of Knighthood* gilt nur für den Roman, welcher von den Thaten des Sonnenritters und seines Bruders handelt, vgl. Hazlitts Handbook s. v. *Knight of the Sun.* An Palmerin d'Oliva, in dessen Geschichte allerdings auch ein Sonnenritter auftaucht (vgl. Kap. XL ff.), ist bei Erwähnungen des *Mirrour of Knighthood* nicht zu denken.

[1] Vgl. Dyces Ausgabe Bd. II, S. 144 f.

[2] Vgl. Quellen u. Forschungen LXXXII, S. 170, Anm. 4.

[3] Vgl. Gifford-Cunningham Bd. VIII, S. 399: *This poem has no date affixed to it.*

erstaunten Wucherer Cacafogo als *Sir Palmerin* bezeichnet (Akt IV, Sc. 1).[1]

So haben wir nun schon für zwei oft genannte Erscheinungen der englischen Litteratur des 16. Jahrhunderts die Herkunft aus den Ritterromanen bestimmen können — für Spensers *Blatant Beast*[2] und Kemps *Prince of the burning crowne.* Vermutlich wird uns diese Fundgrube, zu deren Bearbeitung es allerdings eines aufsergewöhnlichen, mir selbst nicht immer zu Gebote stehenden, litterarhistorischen Opfermutes bedarf, noch manche wertvolle Aufklärung gewähren. Diese endlosen Abenteuerromane mit ihren verwirrenden Einschaltungen bilden gewifs ein wichtiges Substrat auch des elisabethanischen Schriftwesens.

[1] Vgl. Dyce Bd. IX, S. 450.
[2] Vgl. Archiv Bd. XCV, S. 164 ff.

Strafsburg. E. Koeppel.

Die socialen und politischen Strömungen in England
im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts
in Dichtung und Roman.

IV.

3) *Charles Kingsley.*

In demselben Sinne war um jene Zeit in England die kleine 'christlich-sociale' Partei thätig, deren hervorragendste Mitglieder der Theologe und spätere Professor in Cambridge Frederick Denison Maurice, der Geistliche Charles Kingsley, dann die Advokaten J. M. Ludlow und Thomas Hughes, Verfasser von Tom Brown's Schooldays, die Parlamentsmitglieder E. Vansittart Neale und A. Vansittart, Lord Goderich, Stanley, der Dechant von Westminster und Biograph von Dr. Thomas Arnold, u. a. waren.[1]

Der anerkannte Führer dieser kleinen Gruppe bedeutender Männer, die aus dem Christentum ihre socialen Lehren ableitete, war F. D. Maurice (1805—1872), ein orthodoxer anglikanischer Theologe, der vom Liberalismus ausgegangen war — sein Vater war unitarischer Prediger — und der in jener von theologischem Kampfgeschrei erfüllten Zeit besonders die praktische Seite der Religion betonte.

Ihr dichterischer Interpret war Charles Kingsley (1819 bis 1875), ein ungemein vielseitiger Mann, Seelsorger und Sports-

[1] Wenn man diese Partei mit deutschen Bestrebungen der Gegenwart vergleichen will, so entspricht ihr keineswegs die christlich-sociale Richtung Stöckers, denn sie war nicht feudal-reaktionär, sondern demokratisch, nicht antisemitisch, sondern jeder Konfession gegenüber tolerant, sondern eher die vom Pfarrer Naumann gegründete nationalsociale Partei.

man, Dichter und Schriftsteller, Volksredner und Agitator, Naturforscher und Geschichtsprofessor. Er war seit 1844 Landpfarrer zu Eversley, einem ärmlichen Dörfchen in Hampshire, daneben von 1848 bis 1851 Professor der englischen Litteratur in Queen's College, London, seit 1859 Kaplan der Königin, von 1860 bis 1869 Professor der neueren Geschichte in Cambridge, von 1870 bis 1873 Kanonikus von Chester und seit 1873 Kanonikus an der Westminster-Abtei.

Seine Schriften sind fast alle Tendenzschriften. Eine glühende Menschenliebe, ein verzehrendes Verlangen, den Armen und Elenden zu helfen, zwang sein bedeutendes dichterisches Talent in den Dienst praktischer Ideen, nicht immer zum Vorteile seiner Erzeugnisse. 'Die Dichtung war ihm,' wie einer seiner Bewunderer sich ausdrückt,[1] 'ein flammendes Schwert, das er von der Gottheit in die Hand bekommen hatte, um für Recht und Wahrheit zu kämpfen.' So ist er denn der Bannerträger des christlichen Socialismus geworden.

Charles Kingsleys socialpolitische Schriften beginnen mit einer Tragödie: *The Saint's Tragedy.* Ich behandle sie hier zusammen mit den Romanen, einesteils weil sie ihrer Tendenz nach zu diesen gehört, und anderenteils weil sie doch lediglich ein Buchdrama ist — sie ist niemals aufgeführt worden —, bei dem die dramatische Form etwas rein Äufserliches und Zufälliges ist. Sie ist auch Kingsleys einziger Versuch auf dem dramatischen Gebiete geblieben.

The Saint's Tragedy wurde vollendet im Jahre 1846. Auf Drängen seines Freundes Maurice, der das Drama Coleridge und Tennyson gezeigt hatte, veröffentlichte er es entgegen seiner ursprünglichen Absicht sogleich, so dafs es im Jahre 1848 erschien. Es fand enthusiastische Bewunderer, unter ihnen den preufsischen Gesandten von Bunsen, der glaubte, in dem Verfasser sei ein neuer Shakespeare erstanden.

Das Drama behandelt das Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen von der Zeit vor ihrer Vermählung mit dem Landgrafen Ludwig bis zu ihrem Tode. Der Dichter hat sich, wie er in der Vorrede auseinandersetzt, streng an die ursprüngliche

---

[1] E. Groth, a. a. O. S. 319.

Biographie des Zeitgenossen seiner Heldin, Dietrich von Apolda, gehalten, und giebt in Anmerkungen die Belege aus diesem Buche. Er schildert das Leben der Elisabeth vor ihrer Heirat, ihre Mildthätigkeit und Aufopferung und die Anfeindungen einer weltlich gesinnten Umgebung, dann ihre Heirat mit dem ideal angelegten, aber unselbständigen Landgrafen, ihren Kampf zwischen dem Glücke ehelicher Liebe und einer von dem herrschsüchtigen Priester Konrad von Marburg genährten Neigung zur Askese, die Trennung von ihrem Gemahl, der in den Kreuzzug zieht und dort fällt, ihre Vertreibung vom Hofe und ihre Flucht zu ihrem Onkel, dem Bischof von Bamberg, die wachsende Herrschaft Konrads über sie, der sie schliefslich bewegt, sich von ihren Kindern zu trennen, und aus ihr eine sich selbst peinigende Heilige macht, ihren Tod, ihre Heiligsprechung und endlich die Ermordung Konrads. Dazwischen spielen Scenen, die das mittelalterliche Leben auf den Dörfern, am Hofe und in den Klöstern veranschaulichen, teils ernsten, teils komischen Charakters.

So sehr und mit so grofsem Erfolge aber auch der Dichter sich bemüht, die geschichtliche Treue nicht zu verletzen, so ist ihm doch in dieser, wie in allen seinen späteren Dichtungen, die Hauptsache nicht sowohl die Darstellung der Vergangenheit als die Wirkung auf die Gegenwart.

'Die Tragödie der Heiligen' ist ein Tendenzdrama. Sie ist ein Protest gegen die mönchisch-asketische Lebensanschauung, die sich von der Welt als von Grund aus schlecht abwendet, und stellt dieser 'päpstlichen oder bewufsten Reinheit' die 'biblische oder unbewufste', der Prüderie die Unschuld, der manichäischen Verachtung für die Namen von Gattin, Gatten und Eltern die gesunde menschliche Zuneigung entgegen.[1] Der Mönch

[1] Introduction S. 4: *The character of Elizabeth ... became a type of two great mental struggles of the Middle Ages; first, of that between Scriptural or unconscious, and Popish or conscious, purity: in a word between innocence and prudery; next of the struggle between healthy human affection, and the Manichean contempt with which a celibate clergy would have all men regard the names of husband, wife and parent.*

Vgl. auch I, 2 (S. 27 der Poems). Walther von Varila sagt zu Ludwig:

> Will you be cozened, Sir, by these air-blown fancies,
> These male hysterics, by starvation bred

Konrad von Marburg, ein kalter, mitleidloser Fanatiker, ist der Vertreter des Papismus, eine von der Natur grofs angelegte, aber durch die unnatürliche Trennung von allen Familienbanden verirrte Natur. Walther von Varila, eine erdichtete Persönlichkeit, vertritt ihm gegenüber die gesunde Sinnlichkeit (*healthy animalism*) des germanischen Geistes, deren höchste Verkörperung Kingsley in Luther und seinen Mitreformatoren sieht. Elisabeth, die Heldin, schwankt zwischen diesen beiden Weltanschauungen und fällt schliefslich unter dem unheimlichen Einflufs des fanatischen Mönches einer bis zum Wahnsinn gesteigerten religiösen Askese zum Opfer.

Indem aber Kingsley die religiösen Kämpfe des 13. Jahrhunderts schildert, hat er die anglokatholische Bewegung des 'Traktarianismus' oder 'Puseyismus' im Auge, die er im Namen des Protestantismus bekämpft.

Die zweite Tendenz des Dramas ist die sociale. Bei der Darstellung der elenden Lage der Landarbeiter in Thüringen, die unter dem Joche feudaler Tyrannei stöhnen und hungern und sich empören,[1] denkt der Dichter an englische Verhältnisse, wie er sie auf seiner Pfarrei zu Eversley kennen gelernt hatte. Hier soll das Christentum eingreifen, statt mit der Ruhe des Satten zuzusehen und in den Leiden der Armen unter frommem Augenaufschlag eine wohlthätige Züchtigung des Himmels zu erblicken, die man um keinen Preis vereiteln darf. Und ebenso geifselt der Dichter die Philosophen des *laisser faire,* die Malthusianer und übrigen Principienreiter, die statt des Brotes der Hilfe der leidenden Menschheit den Stein ihrer Theorien und

---

And huge conceit? Cast off God's gift of manhood,
And like the dog in the adage, drop the true bone
With snapping at the sham one in the water?
What were you born a man for?

[1] Vgl. besonders I, 2. II, 3.

II, 3: I turned into an alley 'neath the wall —
And stepped from earth to hell. — The light of heaven,
The common air was narrow, gross, and dim;
The tiles did drop from the eaves; the unhinged doors
Tottered o'er inky pools, where reeked and curdled
The offal of a life; the gaunt-haunched swine
Growled at their christened playmates o'er the scraps.

Doktrinen darreichen.[1] Gegen solche selbstsüchtigen Philosophen und Pedanten[2] haben der gutmütige Landgraf und seine mildherzige Frau zu kämpfen, wenn sie den Armen Linderung bringen wollen, ähnlich wie die christlichen Socialisten gegen die Manchesterleute ihrer Zeit.

'Die Tragödie der Heiligen' ist, wie schon erwähnt, ein Drama nur der Form, nicht dem inneren Wesen nach. Zum Drama fehlt ihr, selbst wenn wir den weitesten Maſsstab anlegen, die Konzentration und der straffe Aufbau der Handlung, das einheitliche Interesse. Aber sie ist deshalb doch von hohem litterarischem Werte. Ihre Sprache ist kraftvoll und markig, einzelne Charaktere, besonders der des Mönches Konrad, sind lebensvoll gezeichnet, und dramatische Scenen von packender Wirkung, sowie tief empfundene lyrische Gedichte lassen das Interesse des Lesers nicht erlahmen.

Noch im Herbst desselben Jahres 1848 erschien in *Fraser's*

Shrill mothers cursed; wan children wailed; sharp coughs
Ran through the crazy chambers; hungry eyes
Glaced dumb reproach, and old perplexity
Too stale for words; o'er still and webless looms
The listless craftsmen through their elf-locks scowled.
These were my people!

[1] II, 8. Der Abt meint: *Had but the stern benevolence of Providence remained undisturbed by her ladyship's carnal tenderness what a boon had this famine been!* Und weiter: *Leave the poor alone! Let want teach them the need of self-exertion and misery prove the foolishness of crime!*

Ein anderer Adliger, Graf Hugo, wünscht, gerade wie viele Grundaristokraten in England: *A bloody war and a wet harvest,* damit die Kornpreise steigen.

[2] Varila charakterisiert sie folgendermaſsen (II, 8): *Whited sepulchres! and not one of them but has half persuaded himself of his own benevolence. Of all cruelties save me from your small pedant — your closet philosopher, who has just courage enough to bestride his theory, without wit whither it will carry him. In experience — a child; in obstinacy, a woman: in nothing a man but in logic-chopping: instead of God's grace, a few schoolboy saws about benevolence, and industry, and independence — there is his metal. If the world will be mended on his principles, well. If not, poor world! but principles most be carried out, though through blood and famine: for truly, man was made for theories, not theories for man! A doctrine is these men's God — touch but that shrine, and lo! your simpering philanthropist becomes as ruthless as a Dominican.*

Magazine ein anderes Werk Kingsleys, der Roman *Yeast, a Problem,* der dann 1851 noch einmal als Buch gedruckt wurde. Es ist ein merkwürdiges Buch, planlos und in künstlerischer Hinsicht durchaus zerfahren. Es fehlt ihm gänzlich an einheitlichem Interesse, und die ohnehin schon dürftige Handlung wird alle Augenblicke durch langatmige Betrachtungen und Briefe über alle möglichen Fragen unterbrochen. Aber es ist dennoch ein in hohem Maße interessantes Buch. Der Titel: 'Gischt,' 'Hefe', 'Sauerteig', sagt schon, was es will. Es will die in den Köpfen der Jugend gärenden und treibenden und schäumenden Ideen darstellen, die sich zum Weine der Zukunft klären werden.

Der Träger dieser Ideen ist ein junger, reicher Engländer von Geist und Charakter, Launcelot Smith. Er hat die gewöhnliche oberflächliche Erziehung der *public schools* genossen und ist durch und durch Epikuräer und Skeptiker geworden. Um die innere Stimme zu betäuben, ergiebt er sich leidenschaftlich dem Sport. Ein Fall vom Pferde und die Liebe zu einem schönen, frommen Mädchen, das ihn gepflegt hat, bringen ihn zur Einkehr. Er beginnt ernsthaft über das Woher, Wohin und Wozu des Lebens nachzudenken. Besonders wendet er der Lage der Arbeiter auf dem Lande seine Aufmerksamkeit zu. Ein reckenhafter methodistischer Wildhüter, an Körper ein Riese, an Geist einfältig-gläubig wie ein Kind, Tregarva mit Namen, macht ihn mit dem grenzenlosen Elend und der sittlichen und geistigen Verkommenheit der unteren Schichten der Bevölkerung bekannt. Entsetzliche Abgründe des Lasters und der Vertiertheit thun sich vor seinen erschreckten Blicken auf.[1] Da kann alle seine Bildung nichts helfen, wohl aber der fromme Glaube des Wildhüters, der sein Mentor wird. Weiteres Unglück, der Verlust seines Vermögens und vor allem seiner Braut, die einer ansteckenden Krankheit erliegt, welche sie sich im Dienste der Armen zugezogen hat, bestimmen den jungen feurigen Mann, sich ganz der Sache des Volkes zu widmen. Ein geheimnis-

---

[1] Ein Seitenstück zu *Yeast* ist in dieser Beziehung die ergreifende Ballade *The Bad Squire,* besonders darin die Klage der Frau des getöteten Wilderers.

voller Fremder, Barnakill, eine etwas schattenhafte Persönlichkeit, die die religiöse Anschauung des Dichters verkörpern soll, zeigt ihm den richtigen Weg. Welches dieser Weg ist, wird nicht angedeutet. *Omnia exeunt in mysterium.*[1]

Alle socialen und religiösen Ideen der Zeit sind in einzelnen Charakteren verkörpert: das alte rohe, fuchsjagende und trinkende Junkertum in Squire Lavington, der ästhetische Kultus des Schönen in dem Künstler Claude Mellot und seiner schönen Frau Sabina, die romantische Hinneigung der Jung-England-Aristokratie zu den Formen und Sitten des Mittelalters in Lord Vieuxbois, der nüchtern praktische Fortschritt nach der Schule von James Mill in dem aufgeklärten Lord Minchampstead, die sorglos egoistische Genufssucht, die über so manches Menschenleben vernichtend hinwegschreitet, in Oberst Bracebridge, und endlich die mönchisch-asketische Lebensanschauung des zum Katholicismus überleitenden Puseyismus in Luke. Besonders mit dem letzteren geht Kingsley auch hier scharf ins Gericht. Der Roman ist in dieser Beziehung eine Fortsetzung der 'Tragödie der Heiligen' und das Manifest jenes kampfesfrohen, sportliebenden, der Askese abgeneigten Protestantismus, den man als 'Muskelchristentum' bezeichnet hat, und der die Reaktion gegen die Oxforder Bewegung darstellt.

Alle diese Ansichten und Überzeugungen werden von seiten ihrer praktischen Wirksamkeit geschildert. Die Religion ist dem Dichter besonders eine moralische Macht. 'Wir haben keine besonderen Lehren und Systeme,' sagt der geheimnisvolle Lehrer des Helden, 'die alten Dogmen genügen uns. Aber wir haben der Lehre gehorcht, die wir in jedem Zeitalter empfangen haben, und die von Geschlecht zu Geschlecht aufgebaut worden ist ...

---

[1] Vgl. Epilogue (Tauchn. S. 335): *How this strange teacher has fulfilled his promise of guiding their education; whether they have yet reached the country of Prester John; whether, indeed, that Caucasian Utopia has a local and bodily existence, or was only used by Barnakill to shadow out that Ideal which is, as he said of the Garden of Eden, always near us, underlying the Actual, as the spirit does its body, exhibiting itself step by step through all the falsehoods and confusions of history and society, giving life to all in it which is not falsehood and decay; — on all these questions I can give my reader no sort of answer. ...*

zu einem lebendigen Tempel, und zwar auf dem Fundament, das schon gelegt ist und das niemand umstofsen kann, und dies Fundament ist Jesus Christus — der Mensch.'[1] Wie Maurice betrachtet Kingsley die Religion nicht sowohl als ein System von Dogmen, obgleich er ganz wie jener an der Orthodoxie festhält, sondern vielmehr als eine lebendige Macht im Dienste der geistigen und materiellen Hebung der Massen, als eine mächtige Hilfe in den socialen Wirren der Zeit.

Ästhetisch ist der Roman, wie schon erwähnt, ein wenig erfreuliches Werk. Der Dichter hat sich offenbar Disraelis Romane zum Vorbilde genommen.[2] Wie dort überwuchern politische, religiöse und litterarische Abhandlungen die eigentliche Handlung; auch der geheimnisvolle orakelnde Fremde ist bei Disraeli fast eine stehende Figur.[3] Es fehlt aber in *Yeast* die Lebendigkeit der Sittenschilderung und die scharfe Charakteristik, die Disraelis Romane auszeichnet. Bei Kingsley sind die Charaktere unbestimmt, verschwommen und ohne individuelles Leben. Sie sind nur Vertreter von Ansichten, weiter nichts. Der Wert des Romans liegt einzig in seiner kulturhistorischen Bedeutung, in der Darstellung der Gedanken und Sitten der oberen Klassen in England in jener Zeit.

Wie Disraeli auf *Coningsby* seinen Arbeiterroman *Sybil* folgen liefs, der die Chartistenbewegung der Jahre 1839—1842 zum Gegenstande hat, so stellt Kingsley den Ausgang des Chartismus im Jahre 1848 in seinem bedeutendsten und beliebtesten Werke dar, dem Romane 'Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Selbstbiographie.' Um dies Werk richtig würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf die Rolle werfen, die Kingsley in den Wirren der vielbewegten Jahre 1848 bis 1851 gespielt hat; denn bei ihm ergänzen und erklären sich, wie kaum bei einem Schriftsteller, praktisches Wirken und litterarisches Schaffen in wunderbarer Weise.

---

[1] *Yeast* S. 322 (Tauchn.).

[2] Auf Disraelis Roman *Coningsby* nimmt Kingsley ausdrücklich Bezug, indem er gegen die dort vorgeschlagene Lösung der socialen Frage auf dem Lande polemisiert.

[3] In *Coningsby* ist dies Sidonia, ein ungeheuer reicher und geistig hervorragender jüdischer Bankier.

Das Jahr 1848 war, wie schon erwähnt, das Todesjahr des revolutionären Chartismus. Am 10. April fand die Versammlung der Chartisten auf dem Kennington Common in London statt, die dank der Vorsorge der Regierung und der Umsicht des alten Wellington, sowie besonders der Gesetzestreue des englischen Bürgertums in nichts endete. Kingsley war auf die beunruhigenden Nachrichten von einem drohenden Aufstande nach London geeilt und hatte eine Flugschrift an die 'Arbeiter von England' verfaſst, die am Tage nach der verunglückten Demonstration an allen Mauern angeschlagen wurde und den Arbeitern das Thörichte revolutionären Vorgehens vorhielt. Er hielt die Volkscharte an und für sich für eine gerechte und vernünftige Forderung, war aber überzeugt, daſs eine Besserung des Loses der Arbeiter nicht auf politischem Wege und vor allem nicht durch Gewalt zu erreichen sei. Mit Maurice, Ludlow, Arthur Stanley und anderen Freunden gründete er eine Wochenschrift, *Polities for the People,* deren erste Nummer am 6. Mai 1848 erschien, die aber schon im Juli mit der elften Nummer einging.[1] Er schrieb darin unter dem Pseudonym 'Parson Lot'. Als dann im folgenden Jahre die Cholera in London ausbrach, eilte er wieder hin und war zusammen mit dem jungen Arzte Mansfield unter den Armen der Hauptstadt aufopfernd thätig. Jetzt begann er sich auch mit einer principiellen Lösung der Arbeiterfrage zu beschäftigen. Besonders richteten sich seine und seiner Freunde Gedanken auf die Vereinigung der Arbeiter zu Produktivgenossenschaften, wie sie Ludlow in Paris kennen gelernt hatte. An Stelle der Selbstsucht sollte die christliche Gemeinschaft, an

---

[1] In seinen Gedichten findet sich ein Nachruf auf dies Blatt: *On the death of a certain Journal.* Derselbe beginnt:

> So die, thou child of stormy dawn,
> Thou winter flower, forlorn of nurse;
> Chilled early by the bigot's curse,
> The pedant's frown, the wordling's yawn.

Der Schluſs lautet:

> Failure? While tide-floods rise and boil
> Round cape and isle, in port and cave,
> Resistless, star — led from above:
> What though our tiny wave recoil?

Stelle der mitleidlosen Konkurrenz das friedliche Zusammenwirken der Arbeiter, die zugleich Unternehmer wären, treten. Bestärkt wurde Kingsley in seinem Reformeifer durch einige Artikel, die am 14. und 18. Dezember 1849 über 'die Londoner Arbeit und die Londoner Armen' in der *Morning Chronicle* erschienen. Ihr Verfasser war Henry Mayhew, und sie entwarfen ein erschreckendes Bild von dem Elend, dem Schmutz und der traurigen Lage der Arbeiter in dem Ostende der Riesenstadt. Besonders das Elend im Schneidergewerbe, in dem allgemein das 'Schwitzsystem' herrschte, d. h. das System der Zwischenmeister und Zwischenhändler, durch das die Arbeiter bis aufs äufserste ausgesaugt wurden, wurde hier auf Grund gewissenhafter Nachforschungen in den grellsten Farben geschildert. Die Freunde Kingsleys nahmen jetzt auf Anregung von Maurice [1] den Namen 'christliche Socialisten' an, der ihre Richtung nach religiöser wie wirtschaftlicher Seite kennzeichnen sollte, und begannen eine Reihe von 'Traktaten über christlichen Socialismus' zu veröffentlichen, von denen Kingsleys Schriftchen 'Billige Kleider und ekelhafte von Parson Lot' der bedeutendste war. [2] Eine 'Gesellschaft zur Förderung von Korporativgenossenschaften' wurde gegründet, die mehrere Vereinigungen, wie *The Working Tailors' Association* und *The Needlewomen's Association,* ins Leben rief. Diese Genossenschaften erfüllten allerdings die kühnen Erwartungen ihrer Gründer nicht und gingen bald an wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu Grunde. Eine Zeitschrift 'Der christliche Socialist' (von November 1850—1852) förderte die Ziele der neuen Partei, die von den führenden Organen der herrschenden Klassen auf das heftigste angegriffen wurde. [3] Besonders eine Predigt, welche Kingsley am 22. Juni 1851 in London über 'Die Botschaft der Kirche an die Arbeiter' hielt, und in der er im Gegen-

---

[1] Vgl. den Brief von Maurice an Ludlow, Januar 1850. *Life of Frederick Denison Maurice* II, S. 34 f.

[2] Übersetzt von Brentano in seiner Schrift: 'Die christlich-sociale Bewegung in England', Leipzig 1883.

[3] Vgl. besonders die *London Quarterly Review* Nr. 89 (1851), in der Kingsley mit Johann von Leyden und Jack Cade verglichen wird. Etwas gemäfsigter, aber ebenfalls absprechend, ist ein Aufsatz in der *Edinburgh Review* vom Januar 1851.

satze zu der Mehrzahl der staatskirchlichen Geistlichen den demokratischen, socialen Charakter des Christentums betonte,[1] erregte einen Sturm der Entrüstung. Der Pfarrer der Kirche, in der Kingsley predigte, sprach offen vor den Zuhörern seine Miſsbilligung der gehörten Lehren aus, der Bischof von London erteilte ihm einen Tadel, den er allerdings, nachdem er die Predigt gelesen hatte, wieder zurücknahm, und die kirchlichen Zeitschriften fielen über den verwegenen 'Apostel des Socialismus' her.

Der poetische Niederschlag dieser Jahre ist der Roman 'Alton Locke', begonnen im Jahre 1849 und 1850 von Chapman and Hall veröffentlicht, denen Carlyle das Werk warm empfohlen hatte.[2]

Alton Locke ist der Sohn einer armen Witwe, einer braven, aber beschränkten Frau, die eine Säule einer kleinen Baptistengemeinde ist und den begabten, phantasievollen Knaben im strengsten Calvinismus erzieht.[3] Nach einer freudlosen, im Banne jener Religion der Verdammnis zugebrachten Jugend kommt er zu einem Schneider Mr. Smith in die Lehre. Er findet das Leben dort nicht gerade bequem und leicht, aber es ist doch erträglich: die Arbeiter arbeiten in einer gemeinsamen Werkstätte und erhalten einen anständigen, auskömmlichen Lohn. Der junge Schneiderlehrling, der eine Leidenschaft für Bücher hat, macht die Bekanntschaft eines wunderlichen, braven schottischen Buchhändlers, Sandy Mackaye,[4] der sich seiner geistigen Entwickelung annimmt, indem er ihm Bücher leiht. In seiner Dachkammer bei dem trüben Licht einer Kerze studiert der junge Handwerker

---

[1] Die Predigt, die die Quintessenz des christlichen Socialismus enthält, findet sich bei Brentano a. a. O. und auch bei Kalthoff: Charles Kingsley, ein religiös-sociales Charakterbild (Berlin 1892).

[2] Vgl. Carlyles Brief in *Letters and Memories of Ch. K. edited by his Wife* S. 92.

[3] Seine Jugendgeschichte erinnert etwas an die Selbstbiographie des Chartistenführers William Lovett, den Kingsley vermutlich kannte.

[4] E. Groth glaubt, daſs Kingsley in Mackaye Carlyle ein Denkmal gesetzt habe. Dies erscheint mir höchst unwahrscheinlich, und Carlyle selbst hat es sicher nicht vermutet. Vgl. *Letters and Memories* S. 94. Man könnte vielleicht eher an den in Kap. I dieser Abhandlung erwähnten Dichter Charles Mackay denken.

die Nächte hindurch Lateinisch, bis seine Mutter ihn dabei erwischt und, erschreckt über das heidnische Zeug, ihn nach dem Rate ihrer unwissenden, fanatischen geistlichen Seelsorger aus ihrem Hause verbannt. Der brave Schotte nimmt sich des Verstofsenen an. Ein Mitgeselle, Crossthwaite, ein Chartistenführer, wird sein Freund und gewinnt ihn für die Sache des Volkes. Unterdessen stirbt ihr alter Prinzipal, Mr. Smith, und sein Sohn, der schnell reich werden will, wandelt das Geschäft nach den Grundsätzen des 'Schwitzsystems' um, setzt die Löhne herab und giebt die Arbeit an Zwischenmeister aus. Crossthwaite und Locke wollen sich diesem neuen Regiment nicht fügen. Jener wird politischer Agitator, dieser schreibt für die Presse und dichtet. Versuchungen treten an den jugendlichen Dichter heran. Er hat einen Vetter, der in Cambridge studiert, einen ideenlosen, lustigen, schlauen Streber und orthodoxen Theologen, durch den er in die Familie eines vornehmen kirchlichen Würdenträgers, Dean Winstay, eingeführt wird. Zur Tochter dieses Mannes, Lilian, einer oberflächlichen, herzlosen Kokette, fafst er eine thörichte, unerwiderte Leidenschaft. Auch läfst er sich bewegen, aus der Sammlung seiner Gedichte, die er mit Hilfe seiner Gönner veröffentlicht, das Beste und Kräftigste zu streichen. Er wird eine Zeitlang als Genie gefeiert, sieht sich bald aber grausam enttäuscht, und um seinen Abfall von der Sache des Volkes wieder gutzumachen, übernimmt er eine Mission zu den Landarbeitern, die er bewegen soll, sich mit den Londoner Chartisten zu vereinigen. Seine Agitationsreden, die das rohe Landvolk mifsversteht, führen zu einem blutigen Aufstande. Er selbst wird zu dreijähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Verbittert kehrt er aus dem Gefängnisse zurück und nimmt teil an der verunglückten Massenversammlung vom 10. April 1848. Seine Enttäuschung wird noch vermehrt, als er seine angebetete Lilian in den Armen seines glücklicheren Vetters wiederfindet. Er verfällt in ein heftiges Fieber. Eine vornehme Dame aus seiner früheren Bekanntschaft, die Schwester eben jener Lilian, pflegt ihn auf das aufopferndste und bekehrt ihn von seinem Unglauben zum Christentum. Nach seiner Genesung sucht er zusammen mit seinem Freunde Crossthwaite eine neue Heimat jenseit des Oceans in Texas. Aber er stirbt vor seiner Ankunft, nachdem er vorher

in einem ergreifenden Liede[1] seinem Mitgefühle für seine leidenden Brüder und seiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft Ausdruck verliehen hat.

Die Tendenz des Romans ist schon bei der geschichtlichen Darstellung genügend besprochen worden. Auch in einer Vorrede an die Arbeiter (1854) legt sie der Verfasser noch einmal dar. Er verurteilt alle revolutionären und demagogischen Mittel,[2] die Lage des Volkes zu bessern. Auch das Wahlrecht, wie es die Volkscharte verlangt, ist nicht der richtige Weg. Solche äufseren Mittel, *Morrison's Pills,* wie sie Carlyle[3] nennt, können den kranken socialen Körper nicht heilen. Die Besserung mufs von innen heraus kommen, zunächst durch die Versöhnung der Klassen. Ein neuer Geist der Gerechtigkeit verbreitet sich unter den Besitzenden in England, namentlich unter der Geistlichkeit, die aus einem Zustande der Starrheit erwacht und für und mit dem Volke arbeitet. Der Arbeiter selbst mufs vor allem lernen, sich selbst zu beherrschen. Seine Vereinigungen, die Gewerkschaften, müssen nicht so sehr Kampfvereine sein und sich in nutzlosen Lohnkämpfen verbluten, als Genossenschaften bilden zu Kauf, Verkauf und zur Produktion.[4] Der Feind ist die freie Konkurrenz, 'die Sklaverei der Arbeit, die Aufsaugung der kleinen Kapitalisten durch die grofsen und der Arbeiter durch alle.'[5] Hiergegen soll man kämpfen, die Besitzenden dadurch, dafs sie in den Läden, die auf schlechtbezahlter 'Schwitzarbeit' beruhen, nichts kaufen.

---

[1] Beginnend:

Weep, weep, weep and weep.
For pauper, dolt, and slave!
Hark! from wasted move and fen
Feverous alley, stifling den,
Swells the wail of Saxon men —
Work! or the grave!

[2] O'Flynn heifst der Vertreter des gewissenlosen Demagogentums in *Alton Locke.* Kingsley dachte bei der Darstellung desselben wohl an den schon genannten Chartistenführer Feargus O'Connor.

[3] Carlyle war neben Maurice Kingsleys grofser Lehrer. Vgl. *Letters and Memories* a. a. O. Am 15. Februar 1850 schreibt er: *I cannot say what I personally owe to that man's writings.*

[4] Von Produktivgenossenschaften ist in der Vorrede von 1854 nicht mehr die Rede. Dieselben hatten sich, wie schon erwähnt, nicht bewährt.

[5] *Alton Locke* S. 282 (Tauchn.).

Als Kunstwerk ist der Roman trotz aller Fehler im einzelnen jedenfalls ein bedeutendes Werk. Carlyle schreibt darüber an den Dichter:[1] 'Abgesehen von der Behandlung meiner armen Persönlichkeit (worüber ich gar nicht sprechen will) fand ich vieles in dem Buche, was mir gefiel, und wofür ich dankbar bin: Reichtum, ja Überschufs an edlem Feuer; eine ungestüme Wucht des Entschlusses nach der mannhaften Seite hin in allen Fragen; Stellen ausgezeichneter poetischer Beschreibung; gelegentliche Sonnenblicke hoher Einsicht, besonders aber eine gewisse wilde Intensität, die den Leser wie durch einen Zauber gefangen hält. ... Gleichzeitig mufs ich sagen, dafs das Buch unfertig genannt werden mufs; keineswegs das Beste, was wir von Ihnen erwarten können, wenn Sie Ihr Feuer entschlossen mäfsigen. Aber um das Malz süfs zu machen, soll und mufs das Feuer langsam sein; so sagt das Sprichwort, und in dieser Pflicht schliefse ich jetzt wie zuvor alle Pflichten für Sie ein! "Saunders Mackaye", mein unschätzbarer Landsmann in diesem Buche, ist beinahe vollkommen; ich wundere mich in der That, wie Sie ihn fertig brachten — sogar sein Dialekt ist, als ob ein Eingeborener ihn gemacht hätte, und das ganze Wesen des rauhen alten Helden ist ein wunderbar prächtiges und einheitliches Stück schottischer Tüchtigkeit. Auch in ihren beiden Frauen finde ich einige grofse poetische Züge; aber keine von ihnen ist zu der "Tochter der Sonne" ausgearbeitet, die sie hätte sein können; in der That ist nichts im Vergleich mit "Saunders" ausgearbeitet; und das Werk macht den Eindruck einer glühenden Schöpfung, die noch halb chaotisch gelassen ist. Das ist mein litterarisches Urteil, sowohl das Schwarze wie das Weifse desselben.' Diesem litterarischen Urteil ist auch heute wenig hinzuzufügen. Nur verdient noch der Charakter des Helden Erwähnung, dessen Entwickelung und Persönlichkeit mit Kraft und Wahrheit geschildert ist. Jedenfalls gehört *Alton Locke* trotz seiner Fehler, der unwahrscheinlichen und oft schlecht motivierten Handlung, des Mangels an Einheit und der vielfach unfertigen Charakteristik, zu den besten und wirkungsvollsten Tendenzromanen der englischen und der Weltlitteratur.

---

[1] *Letters and Memories* S. 93 f., Brief vom 31. Oktober 1850.

Die späteren Werke Kingsleys drehen sich ebenfalls um die grofsen Ideen, die sein Denken und Wirken beherrschten: Christentum, Protestantismus, Socialismus und ferner Germanentum. Wir erwähnen hier nur kurz diejenigen, die noch in den Rahmen dieser Abhandlung fallen.

Der Roman *Hypatia; or new foes with an old face* (1851 in *Fraser's Magazine* und 1853 als Buch erschienen) schildert die religiösen und politischen Kämpfe im 5. Jahrhundert in Alexandria bis zur Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia. Es ist eine Apologie des Christentums gegenüber dem Heidentum und stellt jenes als eine demokratische Religion der aristokratischen heidnischen Philosophie gegenüber. Zugleich ist er ein Angriff auf die asketisch-mönchische Richtung innerhalb der christlichen Religion und damit gegen den Puseyismus. Als solcher wurde er auch empfunden. Dr. Pusey widersetzte sich 1863 der Ernennung Kingsleys zum D. C. L. (Doctor of Civil Law) von Oxford, weil Hypatia 'ein unmoralisches Buch und geeignet sei, junge Leute in Liederlichkeit und falscher Lehre zu ermutigen'.[1] Der Roman gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Werken des Dichters, auch in Deutschland, und ist jedenfalls als Kulturbild einer vergangenen Epoche eine Kraftleistung ersten Ranges.

In *Two years ago* (1857) nimmt Kingsley einige Fäden aus dem Romane *Yeast* wieder auf und spinnt sie weiter. Einzelne Personen dieses Romans erscheinen wieder auf der Scene, und auch die leitenden Ideen sind ähnliche: das Christentum und die Hebung der Volksmassen. Kingsley lenkt hier besonders die Aufmerksamkeit auf die gesundheitspolizeilichen Fragen. Er schildert eine Cholera, die durch schlechte Wohnungsverhältnisse und unreines Wasser entsteht.

Künstlerisch ist der Roman trotz einzelner lebensvoller Charaktere unbedeutend. Die Verworrenheit der Handlung, die in drei nur künstlich zusammengehaltene Teile auseinanderfällt, ist noch gröfser als in den vorigen Werken des Dichters, und es fehlt die Begeisterung und das Feuer, das uns dort diese Fehler vergessen macht. Die Darstellung ist von ermüdender

[1] *Letters and Memories* S. 255.

Breite, und einzelne Charaktere, wie der der Heldin Grace Harvey, einer heiligen Elisabeth des 19. Jahrhunderts, die aber schliefslich nicht als Märtyrerin stirbt, sondern die Braut des genialen, vom Unglauben zum Glauben bekehrten Tom Thurnall wird, stofsen durch ihre Unwirklichkeit und Unnatürlichkeit ab. Der Roman zeigt, wie die Tendenz, die lehrhafte Absicht denn doch schliefslich die Kunst ertötet.[1]

4) *Charles Dickens.*

Die Reihe der socialpolitischen Romanschriftsteller, die die Sturm- und Drangperiode der modernen Industrie behandeln, schliefse ich mit Charles Dickens, weil er in einem seiner späteren Romane gleichsam das Facit jener ganzen Zeit gezogen, ihre Bedeutung und die Lehre, die sie der Nachwelt übermacht hat, am abschliefsendsten und klarsten dargestellt hat.

Dickens' ganze Dichtung ist von ethischen Ideen getragen und besonders der Hebung der Lage des arbeitenden Volkes gewidmet.[2] Fast alle seine Werke, von *Oliver Twist* an bis zu dem letzten, unvollendeten Roman *Edwin Drood,* sind Tendenzschriften in dem Sinne, dafs sie gegen Mifsstände kämpfen und vor allen Dingen für die Armen ihre Stimme erheben. Seine fünf Weihnachtsmärchen, namentlich die ersten beiden: *Christmas Carol* und *The Chimes,* die in den Jahren 1843 und 1844 erschienen, sind wahre Predigten der Humanität, die den englischen Philister aufrütteln sollen aus seiner bequemen Gleichgültigkeit gegenüber dem Elend, das ihn auf allen Seiten umgiebt. Die Weihnachtsgeister erweichen den harten Sinn von Scrooge, der vorher meinte, seiner Pflicht als Mensch und Staatsbürger gegen-

---

[1] Anders lautet allerdings das Urteil von E. Groth (a. a. O. S. 521): 'Auch der Roman *Two Years ago* ist trotz der etwas verworrenen Handlung spannend geschrieben, die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, die Gespräche enthalten eine Fülle richtiger Beobachtungen und feiner psychologischer Bemerkungen. Die Naturschilderungen, insbesondere die von dem Hochlande von Wales, der Umgebung des Snowdon und der Mosellandschaft sind dem Verfasser gut gelungen.'

[2] Vgl. hierüber ausführlich meine Abhandlung in der Anglia Band XVIII (3. Teil, S. 335 ff.).

über den Armen genügt zu haben, wenn er die Zucht- und Armenhäuser durch seine Steuern unterstützte. Die Kirchenglocken der Neujahrsnacht lehren den armen Zettelträger Toby Veck Vertrauen zu sich selbst und seinen Standesgenossen. Dickens sucht die Tugend, die Selbstverleugnung und Mildthätigkeit in den dunklen Seitengäfschen des Lebens auf; er schildert sie, nicht strahlend in Schönheit und Schmuck, sondern in armselige Lumpen gehüllt, unscheinbar und häfslich. Seine Tendenz ist, das Elend der Welt zu mildern, indem er die Reichen sanfter stimmt und den Armen Mut einflöfst, die Kluft zwischen den Ständen zu überbrücken und das Leben heiterer zu gestalten.

Aber er begnügt sich nicht damit, im allgemeinen für Menschlichkeit zu wirken. Wie Disraeli, Mrs. Gaskell und Kingsley nimmt er auch entschieden Stellung zu den socialen Bewegungen seiner Zeit. Carlyles Lehren, dessen Kampf gegen die manchesterliche Nationalökonomie mit ihrer utilitarischen Auffassung des Menschen als eines blofs erwerbenden Wesens hat er in seiner Weise dichterisch verkörpert. Schon das Weihnachtsmärchen *The Chimes* macht in dem Ratsherrn Cate und Mr. Filer die Apostel der 'trostlosen Wissenschaft' lächerlich, die durch Anführung von Thatsachen und Zahlen das Elend der Welt leugnen oder sich doch vom Halse halten wollen, während Sir Joseph Bowley in derselben Erzählung eine Karikatur jener Gattung von 'Freunden des armen Mannes' ist, die durch ihr herablassendes, hochmütiges Gönnertum mehr Verbitterung hervorrufen, als ihre mageren Almosen wert sind.

Gründlich aber behandelt er noch einmal die sociale Frage in dem Romane 'Harte Zeiten' (1854). Wie Mrs. Gaskell, deren *Mary Barton* ihn hauptsächlich angeregt hat, wählt er Manchester zum Schauplatz seiner Handlung, einerseits weil diese Stadt ein Mittelpunkt englischer Industrie ist, andererseits weil von dort die Lebensanschauung ausgeht, die er bekämpfen will. Aber er nennt die Stadt Coketown, schon durch diesen bezeichnenden Namen den mehr typisch-allgemeinen Charakter des Werkes andeutend. Die Handlung umfafst einen Streik, einen Bankdiebstahl, der von dem verdorbenen Sohne eines Fabrikanten vollführt, und dessen ein edler Arbeiter unschuldig angeklagt

wird, sowie den Tod und die Rechtfertigung dieses Arbeiters. Dazwischen spielen Familiendramen unter den Fabrikanten wie den Arbeitern, während eine reisende Cirkusgesellschaft, die ebenfalls in die Handlung verwickelt wird, ihrem Ernste gleichsam als Folie dient.

Die Personen sind scharf gezeichnete Vertreter ihres Standes. Mr. Gradgrind, Mitglied des Unterhauses, ist der Mann der Thatsachen und Zahlen, der gläubige Prophet eines engherzigen, phantasielosen Verstandeskultus, der an seiner eigenen Familie, der Schande seines Sohnes und dem Unglück seiner an einen weit älteren, rohen Emporkömmling geketteten Tochter lernt, dafs nicht alles auf der Welt sich statistisch abmachen läfst. Weniger ein typisches Beispiel als eine Karikatur eines selbstsüchtigen Fabrikanten ist dieser Schwiegersohn, Mr. Bounderby, ein gefühlsroher, gemeiner 'Demutsprahler', der, um sich selbst zu erhöhen, sich nicht scheut, seine Eltern zu beschimpfen und sich fälschlich der niedersten Herkunft zu rühmen. Ihnen steht gegenüber die etwas melodramatische, romanhafte Gestalt des Arbeiters Stephen Blackpool; er ist an ein verkommenes, dem Trunke ergebenes Weib gekettet, von dem er, da die Wohlthaten des Gesetzes nur für die Reichen da sind, nicht loskommen kann, um ein braves, tüchtiges Mädchen zu heiraten; er wird von den Arbeitern geächtet, weil er allein den Lockungen eines phrasendreschenden Demagogen widersteht, und von seinem Fabrikanten entlassen, weil er es wagt, ihm die Wahrheit zu sagen. Ein aristokratischer Roué, der sich um den Parlamentssitz von Coketown bewirbt und seine Mufse dazu benutzt, um die Frau seines Gastgebers zum Ehebruch zu verleiten, was ihm beinahe gelingt, die Haushälterin Bounderbys, eine Dame von 'vornehmer Vergangenheit', ein schurkischer Streber von Commis, das Produkt der verstandesmäfsigen Erziehung von Coketown, eine geheimnisvolle alte Frau, die sich schliefslich als die von ihrem eigenen Sohne verleumdete und verleugnete Mutter Bounderbys ausweist, Arbeiter und Demagogen und endlich die groteske Gesellschaft der fahrenden Cirkuskünstler vervollständigen das Bild.

Was die Grundidee und Tendenz des Romanes angeht, so begnügt sich Dickens einerseits nicht damit, wie Mrs. Gaskell,

ein bloſses objektives Bild des Kampfes zwischen Arbeitern und Fabrikanten zu geben, andererseits hat er aber auch nicht den Ehrgeiz, wie Disraeli und Kingsley, eine bestimmte Lösung der socialen Frage darzubieten. Mit dem Tiefblick und dem klugen Sichbescheiden des Dichters, dessen Aufgabe niemals die Angabe von Mitteln und Wegen zur Besserung socialer Schäden sein kann, sucht er vor allen Dingen die wahren Ursachen der Krankheit der Zeit zu ergründen. Er sieht diese mit Carlyle in der engen utilitarisch-materialistischen Weltanschauung der Zeit, die sich auf die Selbstsucht als dem einzigen treibenden und berechtigten Motive menschlicher Handlungen aufbaut und unter Verbannung von Phantasie und Gefühl als unnützen Ballastes allein die Ausbildung des Verstandes für notwendig und ersprieſslich hält. Jene Anschauung, die der manchesterlichen Nationalökonomie jener Zeit, sieht überall nur Thatsachen und Zahlen: hiernach allein regelt sie die Erziehung, die Beziehungen zwischen Arbeitern und Fabrikanten, ja das ganze Leben von der Wiege bis zum Grabe. Die volkswirtschaftliche Regel, auf dem billigsten Markte zu kaufen und auf dem teuersten zu verkaufen, umfaſst nach dieser Anschauung die ganze Pflicht des Menschen, nicht einen Teil derselben, sondern die ganze.[1]

Die Folge dieses Evangeliums des Mammons ist natürlich, die Reichen habsüchtig und hartherzig zu machen und eine weite Kluft von Vorurteilen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu schaffen, so daſs die letzteren gewissenlosen, gewerbsmäſsigen Agitatoren in die Arme getrieben werden, die durch ihre Hetzreden ihr Elend nur vergröſsern.

'Wir stecken alle im Schlamme, Herr,' sagt der Arbeiter Stephen Blackpool zu seinem Brotherrn. 'Sehen Sie sich die Stadt an, reich wie sie ist, und sehen Sie die Menge Menschen, die dort geboren werden, zu weben und Wolle zu kratzen und ihren Unterhalt notdürftig zu verdienen, alle auf dieselbe Weise, zwischen Wiege und Grab. Sehen Sie, wie wir leben und wo wir leben und in welcher Masse und mit welchen Aussichten und welcher Gleichförmigkeit; und sehen Sie, wie die Fabriken

---

[1] *Hard Times* II, 1.

immer gehen und uns nie einem Ziele näher bringen als dem Tode. Sehen Sie, wie man über uns Untersuchungen anstellt und von uns schreibt und von uns spricht und mit Deputationen zu Staatssekretären geht, und wie Sie immer recht haben, und wir immer unrecht, und wie wir vom Tage unserer Geburt an nie Vernunft gehabt haben. Sehen Sie, wie dies von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht immer gröfser, immer breiter, immer härter geworden ist. Wer kann es ansehen und mufs nicht ehrlich sagen, dafs das alles ein trüber Schlamm ist?'[1]

Und welchen Ausweg weifs Dickens aus diesem Schlamme? 'Herr,' sagt Stephen Blackpool, 'ich kann mit meinem geringen Wissen und in meiner Einfalt nicht sagen, wer dies alles bessern wird, ... aber ich kann Ihnen sagen, was gewifs nie Besserung schaffen wird. Die starke Hand wird es nie fertig bringen. Sieg und Triumph werden es nie fertig bringen. Allgemeine Übereinstimmung, die eine Seite unnatürlicherweise immer als im Rechte, die andere als im Unrechte darzustellen, wird es nie und nimmer fertig bringen. Auch das Gewährenlassen wird nichts helfen. Lafst Tausende und Abertausende gewähren, die alle dasselbe Leben führen und alle in demselben Schlamme versinken, und sie werden wie ein Mann sein, und Ihr werdet wie ein anderer sein mit einem schwarzen, unüberbrückbaren Abgrunde dazwischen. Von den Leuten sich fernzuhalten ohne Güte und Geduld und Freundlichkeit, während sie in ihren mannigfachen Leiden sich so eng aneinander schliefsen und in ihrer Not sich mit dem beistehen, dessen sie selbst bedürfen ... wird nie etwas helfen, ehe nicht die Sonne zu Eis erstarrt. Und vor allem sie als so und so viel Pferdekraft taxieren und sie zu regulieren, als ob sie Rechenzahlen wären oder Maschinen ohne Liebe und Zuneigung, ohne Gedächtnis, ohne Seelen, zu leiden und zu hoffen — das kann nie helfen, solange wir Gottes Geschöpfe sind.'[2]

Der Roman schliefst ohne einen Lichtblick. Gradgrind zwar, der Mann der Thatsachen und Zahlen, wird bekehrt und stellt seine Thatsachen und Zahlen in den Dienst von Glaube,

---

[1] *Hard Times* II, 5.

[2] Vgl. II, 5.

Liebe und Hoffnung. Aber er wird deshalb von seinen früheren politischen Genossen verachtet. Diese Parlamentarier, 'die nationalen Kehrichtfuhrleute', wie Dickens sie mit Carlylescher Ironie nennt, fahren fort, sich um die Abstraktion, Volk genannt, nicht zu kümmern und fünfmal in der Woche bis in den Morgen hinein 'dem ehrenwerten Herrn' dies und jenes und Gott weiſs was vorzuwerfen, wie früher auch.[1]

Dickens schaut trübe, zu trübe in die Zukunft. Die Ansätze zur Besserung, die schon gemacht waren, der Umschwung in der Stimmung der herrschenden Klassen, die Anfänge einer Organisation unter den Arbeitern, blieben ihm verborgen. Auch übertreibt er offenbar: sein Fabrikant Bounderby ist kein Typus seiner Klasse, sondern ein dramatisches Ungeheuer, eine Karikatur der Wirklichkeit; sein Arbeiter Stephen auf der anderen Seite ist ebensowenig ein charakteristisches Beispiel eines ehrlichen Arbeiters, sondern vielmehr ein dramatischer Tugendheld, eine Idealgestalt. Trotz dieser Einseitigkeit und Parteilichkeit im einzelnen hat aber Dickens im groſsen und ganzen den Kern und das Wesen der socialen Frage vermöge der intuitiven Einsicht des Genius tief und richtig erkannt.[2] Er hat eingesehen, daſs die sociale Frage nicht bloſs eine Magenfrage ist, und daſs daher ihre Lösung auch nicht allein durch materielle, äuſsere Mittel erfolgen kann. Die Heilung muſs von innen heraus erfolgen, und zwar zunächst durch Verbreitung eines socialen, humanen Geistes unter den herrschenden Klassen wie den Arbeitern; eine breitere Auffassung des Menschen, vor allem eine gröſsere Berücksichtigung der Bedürfnisse der Phantasie und des Gefühls muſs Platz greifen, ehe es besser werden kann. Hierzu hat Dickens aber durch alle seine Schriften in hohem Maſse beigetragen.

Sein Roman schlieſst gleichsam den Chor der Dichter und Schriftsteller, die die Ereignisse der dreiſsiger und vierziger Jahre mit ihren Betrachtungen begleiten. Der rasche Fortschritt der Ideen zeigt sich in diesen Stimmen. Im Anfang überwiegt die Verherrlichung der Freiheit, besonders auch auf wirtschaft-

---

[1] Vgl. III, 9.

[2] Vgl. Ruskin, *Unto this last* S. 13 f.

lichem Gebiete, das *laissez aller, laissez faire*; gegen Ende macht der sociale Gesichtspunkt sich immer mehr geltend, das Manchestertum, die bloſse wirtschaftliche Freiheit, wird heftig angegriffen und durch neue Ideale auf anderer Grundlage verdrängt. Die Dichtung ist hier, wie so oft, prophetisch; sie zeigt den Weg, den die politische Entwickelung eingeschlagen hat, und auf dem sie heute noch fortschreitet.

Berlin. Ph. Aronstein.

Über einige Probleme der englischen Sprachgeschichte.

I.

Die folgenden Ausführungen sind in der Form nichts anderes als eine eingehende Besprechung eines Buches von Luick über Fragen der englischen Lautgeschichte.[1] Da indessen die an die Luicksche Schrift geknüpften Erörterungen den gewöhnlichen Umfang einer Besprechung weit überschreiten und den für Recensionen bestimmten Teil dieser Zeitschrift zu sehr belastet hätten, so haben die Herausgeber freundlichst gestattet, den Artikel im ersten Teile der Zeitschrift zum Abdruck zu bringen. Im vorliegenden Hefte erscheint die erste Hälfte, Fortsetzung und Schlufs sollen in einer der nächsten Nummern folgen. An der äufseren Form der Besprechung habe ich nichts geändert, teils aus sachlichen, teils aus formalen Gründen, die man auch ohne weitere Auseinandersetzung leicht verstehen wird.

In Luicks Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte ist zum erstenmal der Versuch gemacht, gröfsere Bestände der lebenden englischen Mundarten systematisch aufzuarbeiten und die Ergebnisse der Untersuchung für die Sprachgeschichte fruchtbar zu machen. Der Plan lag nahe und war eine Forderung der Zeit, nachdem Ellis' monumentales Werk: The existing Phonology of English Dialects (Early English Pronunciation Part V), London 1889, abgeschlossen vorlag. Auf diesem reichen, mit staunenswertem Fleifs und seltener Energie zusammengetragenen Schatz beruht denn auch Luicks Buch in erster Linie. Freilich gab es auch schon einige treffliche Arbeiten, die sich mit einem Einzeldialekt befafsten, wie die von Elworthy über den Dialekt von West-Somerset, die

[1] K. Luick, Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1896. XVIII u. 334 S. 8. M. 9.

von Murray über das Südschottische, von Darlington über Süd-Cheshire und die wegen 'ihrer streng historischen Anlage überaus wertvolle' von Joseph Wright über den Dialekt von Windhill (West Riding of Yorkshire). Andererseits hatte auch schon Ellis einiges zusammenfassend, obwohl mit äufserster Kürze gegeben, so eine Übersicht über die sämtlichen kurzen Vokale in den lebenden Mundarten, S. 823 ff. Das wichtigste Ergebnis, die Entwickelung des me. *u*, ist sogar auf der dem Werke beigegebenen Dialektkarte eingezeichnet. Luick hat natürlich alle diese Arbeiten sorgsam zu Rate gezogen, die übrigen zahlreichen Schriften der Dialect Society aber mit Recht als unzuverlässig und unbrauchbar beiseite gelassen.

Der Verfasser hat sich nun in dem vorliegenden Buche die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, 'welche Entwickelung die me. langen Vokale und die ihnen nahestehenden Diphthonge — beides innerhalb des germanischen Sprachguts — in den Mundarten genommen haben, und wie weit sie etwa aufserdialektische Verhältnisse, der Schriftsprache einer-, der Sprachperioden andererseits aufhellen kann.' Da die Kürzen von Ellis, wie gesagt, schon übersichtlich behandelt waren und die Verhältnisse hier 'ziemlich einfach liegen', so war eine Untersuchung der langen Vokale vor allem wünschenswert, zumal diese bedeutend verwickelter sind. Auch darin wird man dem Verfasser unbedingt beistimmen, dafs er sich nicht auf die Betrachtung des einen oder anderen Vokals beschränkt, sondern die sämtlichen Längen zusammenfassend behandelt hat. Er motiviert das mit folgenden Worten (§ 2): 'Vielfach kommt es aber der Sprachgeschichte nicht blofs auf die absoluten Werte, die geltenden dialektischen Laute an, sondern auch auf relative, d. h. auf das Verhältnis zu den benachbarten Lauten, ob also eine ursprüngliche Scheidung noch gilt, oder ob und wie Zusammenfall eingetreten ist. Daher machte die Verfolgung eines Lautes die der benachbarten notwendig, bis der Kreis erschöpft war, und auch diejenigen Diphthonge, welche im Lauf der Sprachentwickelung vielfach mit den Längen zusammenfallen, mufsten herangezogen werden, weil sich gerade aus ihrem Verhalten manchmal wichtige Forderungen ergeben.' Auch ist die Untersuchung mit Recht nicht auf einzelne Teile des Sprachgebiets beschränkt, sondern in geographischer Beziehung so weit als möglich ausgedehnt worden.

In der Einleitung (§ 7 ff.) erörtert der Verfasser dann zunächst die Frage, welchen Wert Ellis' Werk besitzt, inwiefern es zuverlässig ist und was es dem Mundartenforscher bietet. Er weist darauf hin, dafs trotz der ausgezeichneten phonetischen Begabung Ellis' und trotz der grofsen Sorgfalt, die der Sammler auf das Material verwendet, Fehler sich leicht hätten einstellen können, mit denen der Mundartenforscher doch immer rechnen müsse. Luick macht die folgenden Gesichtspunkte geltend: Der mundartliche Laut, sagt er, kann unrichtig, ungenau sein, da Ellis sich zum Teil auf die schriftliche Wiedergabe und Beschreibung seiner Gewährsmänner verlassen mufste. Sowohl Ellis wie seine Gewährsmänner können falsch gehört haben. Doch komme diese Fehlerquelle für sprachliche

Zwecke weniger in Betracht, da es sich nicht so sehr um absolute Werte handele, als um Lauttypen. Auf das Typische, Allgemeine komme es an. Der absolute Wert sei dann wichtig, wenn es sich darum handele, ob zwei Laute zusammengefallen sind oder geschieden werden. Hier aber dürften Ellis' Gewährsmänner weniger gefehlt haben, da es leichter sei, Gleichheit oder Verschiedenheit zweier Laute festzustellen, als sie genau zu bestimmen (§ 8).

Eine gröfsere Fehlerquelle (§ 9) sei der Mangel an Belegwörtern für die einzelnen Laute. Luick erörtert eingehend, was Ellis bietet. Er findet, dafs Ellis' Wortliste verhältnismäfsig grofs ist. Er vergleicht Ellis' Wortlisten mit Sweets Wortsammlung aus der Schriftsprache. Er schliefst daraus, dafs Ellis' Liste mindestens ein Drittel, oft aber gewifs nahezu die Hälfte der Dialektwörter enthält, die uns in ae. Formen bekannt sind. Als Probe auf dieses Rechenexempel vergleicht Luick die Wortverzeichnisse bei Elworthy (auf ae. Etyma sicher zurückführbar nur gegen 1050 Wörter, von denen ein Drittel, nämlich 340, in Ellis' Listen stehen) und bei Wright. Mit einem solchen Bruchteil des Wortschatzes zu arbeiten, sei zwar mifslich und gefährlich, aber für die älteren Sprachstufen (die schriftlichen Quellen) wären wir meist in gleicher Lage. Freilich seien die Verästelungen in den heutigen Mundarten mannigfacher. Ferner seien Ellis' Wortlisten (§ 10) auf die einzelnen Gegenden sehr verschieden verteilt. Für die nördliche Hälfte des englischen Sprachgebiets liege reichliches Material vor, dagegen zum Teil recht spärliches und lückenhaftes für den Süden und Osten. Hier müfsten die besser belegten Nachbardialekte oft aushelfen, so Elworthy für den Südwesten, Wright für das nördliche Mittelland. Luicks Resultate sind daher, wie er selbst § 10 zugiebt, für den östlichen Teil des Südens und den Osten weniger gesichert. Da sie der Schriftsprache am nächsten stehen und wohl auch von ihr am meisten beeinflufst sind, seien sie wissenschaftlich auch von minderer Wichtigkeit. Auch lasse (§ 11) uns Ellis über die geographische Ausdehnung einer Erscheinung und über die genaueren Grenzen der Verbreitungsgebiete vielfach im Stich oder unsicher. Seine Einteilung in 6 Abteilungen (divisions) und in 42 Bezirke (districts) nebst Varietäten beruhe auf gewissen Erscheinungen der englischen Lautentwickelung und auf Grund einer genauen Vergleichung der einzelnen Wortlisten. Hier seien die Grenzen der Abteilungen genau zu bestimmen. Bei anderen Erscheinungen aber würde die Grenze oft schwer anzugeben sein. Ein anderer Übelstand sei schliefslich der (§ 12), dafs die Schriftsprache immer mehr in die englischen Dialekte eindringe und Dialektisches und Schriftsprachliches daher oft schwer zu scheiden sei. Luick befolgt daher den Grundsatz, dafs zunächst 'nur das sicher dialektisch ist, was von der Schriftsprache abweicht'.

Dieser Kritik des Ellisschen Werkes wird man im ganzen gewifs zustimmen können, doch scheint mir der Verfasser manches in ein zu günstiges Licht gerückt zu haben. Gewifs ist anzuerkennen, dafs die Wortliste bei Ellis verhältnismäfsig grofs ist, aber es ist auch energischer, als

Luick es thut, zu betonen, dafs für sehr viele Gegenden nur ein Bruchteil dieser Wörter, oft sogar sehr wenige, bezeugt sind. Und dieser Mangel macht sich bei Benutzung des Werkes auf Schritt und Tritt peinlich fühlbar. Vor allem sind die Dialektgrenzen im einzelnen dadurch äufserst schwer festzulegen, die ja ohnehin, wie auch der deutsche Sprachatlas gelehrt hat, vielfach sprunghaft sind. Dafs auch die Beurteilung vieler Lautwandlungen zugleich ins Schwanken geraten mufs, liegt auf der Hand. Es soll jedoch dieser Mangel an Belegwörtern kein Vorwurf für Ellis sein. Der Grund des Fehlens solcher liegt in vielen Fällen an dem verschiedenen Wortschatz der einzelnen Mundarten, die auch hierin schon seit mittelenglischer Zeit starke Unterschiede aufweisen. Seitdem ist wieder manches Dialektwort ausgestorben oder durch ein anderes Wort verdrängt. Nicht nur die Schriftsprache, sondern auch die anglofranzösischen Lehnwörter spielen hierbei eine nicht unbedeutende Rolle. Andererseits ist auch das Wandern mancher Wörter und damit zum Teil auch die Übertragung fremder Laute schon im Mittelenglischen nachweisbar, und dieser Zug setzt sich später in gröfserem Umfange fort. Engere Beziehungen zwischen benachbarten Mundarten sind gewifs schon alt. Dem gegenüber scheint mir doch die reiche mittelenglische Litteratur für die sprachgeschichtliche Forschung einen weit günstigeren Boden abzugeben, wie sich im folgenden an einer ganzen Reihe von Fällen zeigen wird, ohne dafs ich der doch immerhin grofsen Bedeutung der lebenden Mundarten Abbruch thun möchte. Luick scheint mir, wie aus allen seinen Darlegungen hervorgeht, die Tragweite der noch lebenden Mundarten doch sehr zu überschätzen, während er die intern-mittelenglischen Kriterien entschieden zu gering anschlägt. Vergleicht man die mittelenglische Überlieferung mit den erhaltenen Dialektbeständen (soweit sie natürlich bis jetzt ans Licht gefördert sind), so zeigt sich doch in auffallender Weise, wie sehr die alten Verhältnisse jetzt zum Teil verwischt oder zerstört sind. Man denke besonders an Kent. Geographische Hindernisse, politische Scheidungen haben in England für die Dialekte lange nicht die konservative Rolle gespielt wie z. B. in Deutschland. London ist schon seit Jahrhunderten der Mittelpunkt für das engere England. Daher ist auch das Verhältnis der Schriftsprache zu den Mundarten nur zum Teil festzustellen. In vielen Punkten müssen die heutigen Dialektbestände hier versagen.

Sind wir also mit dem in England noch vorhandenen Dialektmaterial nicht gerade günstig gestellt, so liegt für die Vorgeschichte, die Entwickelung der modernen Lautungen noch weit lückenhafteres Material vor, das Luick § 14 ff. ausführlich bespricht. Nur bis etwa 1500 (in Schottland jedoch viel länger) können wir diese Vorgeschichte durch umfangreiches Material verfolgen. Dann reifsen die Fäden ab infolge der sich rasch verbreitenden Londoner Schriftsprache. Eine gewaltige Kluft von fast vier Jahrhunderten thut sich zwischen den mittelenglischen und lebenden Mundarten auf. Die grofsen lautlichen Umwälzungen, die sich inzwischen vollzogen haben, sind in tiefes Dunkel gehüllt, in das nur ab und zu

durch die eingesprengten Dialektformen der elisabethanischen Dramatiker und gelegentliche Zeugnisse früherer Grammatiker und Orthoepisten einzelne matte Lichtstrahlen fallen. Darunter ist die äufserst knappe Dialektskizze Gills (1564—1635) von besonderem Werte (bei Ellis IV, 1249 ff. abgedruckt). Auch was wir von den Grammatikern seit 1600 über die Entwickelung der Schriftsprache hören, kann öfter für die Rekonstruktion der dialektischen Entwickelung in diesem Zeitraume fruchtbar gemacht werden.

Luick giebt daher in § 16 ff. einen Überblick über die wichtigsten Grammatiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, denen er Werturteile beifügt, die sich ihm aus dem Studium derselben ergeben haben. Der Verfasser mag recht haben, wenn er § 15 sagt, diese Zeugnisse seien von der deutschen Forschung zu wenig berücksichtigt worden zu gunsten internmittelenglischer Studien, und, wenn benutzt, so habe man zu ängstlich am Wortlaut gehaftet. Andererseits aber scheint mir Luick doch zu sehr nach dem anderen Extrem zu neigen, dafs er sie zu frei interpretiert und sich bei der Deutung zu sehr durch seine sonstigen Ergebnisse und Vorstellungen beeinflussen läfst. Die Grammatikerzeugnisse sind nicht nur wegen ihrer vielfachen Zweideutigkeit und Ungenauigkeit, sondern vor allem auch wegen ihrer Lückenhaftigkeit und tendenziösen Absichtlichkeit oft ein zweischneidiges Schwert.[1] Zu den § 16 ff. besprochenen ausländischen Zeugnissen über englische Laute, denen der Verfasser mit Recht geringeren Wert als den englischen zuschreibt, kommen die neuerdings von F. Holthausen gesammelten dänischen und schwedischen Zeugnisse bis 1750.

In der Darstellungsweise schliefst sich Luick mit Recht thunlichst an Ellis an. Sein 'Palæotype' nimmt er herüber zur Wiedergabe der mundartlichen Laute und stellt nach Ellis' Muster die Transskriptionen in runde Klammern. Luick giebt dann eine Tabelle der Vokalzeichen, nach Sweets Darstellung des Bellschen Systems angeordnet, und dazu die Erläuterung noch einiger Zeichen bei Ellis, die Luick gleichfalls herübernimmt: Gravis (= mittlere Länge eines Vokals), Akut, Doppelschreibung des Vokals, Kürzezeichen, Apostrophe (i', u').

Häufig kommt es aber nicht auf eine phonetisch genaue Wiedergabe an, sondern auf eine typische, dafs z. B. ein Diphthong *ai* vorliegt, gleichviel welche Nuancen das *a* und *i* haben. Dann spricht Luick von einem Diphthong des Typus *ai* oder noch einfacher von einem *ai*. Das Fehlen der Klammer in einem solchen Falle weist darauf hin, dafs es sich nur um eine ungefähre Bestimmung handelt.

Luick geht mit Recht zunächst vom Mittelenglischen aus, als der nächsten Vorstufe, und greift, wenn nötig, auf das Altenglische zurück. Die me. Längen sind durch das gewöhnliche Längezeichen, die ae. durch den Akut ausgedrückt, also *ā* und *á*; Vokale in offener Silbe durch fol-

---

[1] Vgl. auch die zutreffenden Worte von Bauermeister, Zur Sprache Spensers (Diss. Freiburg, 1896, S. 10).

genden Trennungsstrich: *a*-. Manchmal haben *a*, *e*, *i* etc. auch weitere Geltung.

Auch in der geographischen Bezeichnungsweise schliefst Luick sich an Ellis an. Im grofsen Ganzen fällt Ellis' Einteilung mit der mittelenglischen zusammen. Doch sind meines Erachtens die Unterschiede bedeutender, als Luick meint. Freilich lassen sich die me. Dialektgrenzen nur ungenau bestimmen, doch können wir in manchen Fällen doch starke Unterschiede konstatieren. Auch fufst Ellis' Einteilung auf wesentlich anderen Momenten als die mittelenglische. Beide brauchen sich ja auch nicht zu decken; da jede derartige Einteilung ein verschiedenes Resultat ergeben mufs, je nachdem man andere Kriterien zu Grunde legt oder in den Vordergrund rückt. Auch in der Bezeichnung der Distrikte folgt Luick Ellis insofern, als er die Zahlen beibehält und die Varietät durch einen Exponenten bezeichnet, also 4^3 = Distrikt 4, Varietät 3. Dadurch ist das Nachschlagen bei Ellis sehr leicht gemacht. Der Anschaulichkeit halber ist dann noch den Zahlen der Name der Grafschaft u. s. w. beigefügt. Betreffs der schottischen Bezirke schliefst sich Luick an Murray an.

Nach dieser umfassenden Einleitung (§ 1—26) geht der Verfasser zu seinem Thema über, das er in Form einer Untersuchung, mit vielen Vor- und Rückverweisungen, doch geschickter Gruppierung des Stoffes breit abhandelt. Die Untersuchung zerfällt in zwei gesonderte Teile:

I. Die mittelenglischen Längen in den lebenden Mundarten, etwa zwei Drittel des ganzen Buches. Am kürzesten sind die me. *ī* und *ū* nebst ihren Entsprechungen in den heutigen Mundarten behandelt, da hier die Verhältnisse einfach liegen. Die dem me. *ā* entsprechenden Laute werden aus naheliegenden Gründen zugleich mit den me. *ē*-Lauten erörtert. Diese, sowie die me. *ō*-Laute nebst ihren ne. Entsprechungen, sind mit grofser Ausführlichkeit behandelt, da sie zu mannigfachen Erörterungen zum Teil recht verwickelter Art Veranlassung geben. Der Verfasser verfährt bei der Erörterung dieser Vokale in folgender Weise. Zunächst werden die der me. Länge entsprechenden Laute der ne. Mundarten angegeben. Nur bei me. *ǭ* (= ae. *ā*) wird vorher noch der frühere Geltungsbereich festgestellt gegenüber dem Geltungsgebiet in den heutigen Mundarten. Die Ergebnisse (aufser den von me. *ī*, *ū*) sind am Schlufs in einer Tabelle übersichtlich zusammengestellt.

Dann wird die Vorgeschichte dieser Entsprechungen eingehend erörtert. Hier wird die Frage nach der mutmafslichen Zeit der Entstehung der einzelnen Entsprechungen behandelt, teils durch phonetische Erörterungen, teils durch Hinzuziehung von historischen Zeugnissen, wo solche zu Gebote stehen, ferner Fragen über primäre und sekundäre Entwickelung, also z. B. ob in einem besonderen Falle der mit dem me. übereinstimmende ne. Laut thatsächlich erhalten oder trotz der Übereinstimmung nicht doch eine jüngere Entwickelungsstufe darstellt, ferner Fragen nach dem Charakter der einzelnen ne. Laute und ihrem gegenseitigen Verhältnis, über Symmetrie und Parallelismus in der Entwicke-

lung derselben, über ihre gröfsere oder geringere Verbreitung in früherer, nachmittelenglischer Zeit und anderes mehr.

Nach Erledigung der Vorgeschichte der ne. Entsprechungen erörtert der Verfasser eingehend das Verhältnis der Schriftsprache zu den Mundarten, inwiefern sie mit den Mundarten übereinstimmt oder von ihnen abweicht und welche Mundarten ihr am nächsten stehen, inwieweit die schriftsprachlichen Schwankungen und Unregelmäfsigkeiten auf mundartliche Einflüsse zurückgehen oder durch anderweitige Ursachen hervorgerufen sind u. s. w.

Schliefslich werden die gewonnenen Ergebnisse, namentlich aus dem Lautstande der lebenden Mundarten und ihrer Vorgeschichte, zu Rückschlüssen auf das Mittelenglische verwertet, durch welche die Resultate der intern-me. Grammatik bestätigt, ergänzt oder berichtigt werden sollen.

Der II. Teil behandelt die Entwickelung von ae. *i-*, *u-* in offener Tonsilbe, etwa ein Drittel des Buches. Der Verfasser ist nämlich der Ansicht, die er in dem zweiten Teile seines Werkes ausführlich zu begründen sucht, dafs die ae. *i-*, *u-* in offener Tonsilbe in me. Zeit im Norden Englands und in Schottland zu *ē*, *ō* gedehnt worden sind. Auch diese (nach des Verfassers Meinung) me. Längen mufsten daher in den Bereich der Untersuchung gezogen werden.

Mehrere Anhänge handeln über einzelne Punkte, die im Verlaufe der Untersuchung nur gestreift werden konnten. Darunter auch eine längere Ausführung von Prof. Zimmer über die Aussprache des gälischen *ao* im 13. und 14. Jahrhundert.

Die 'Schlufsbemerkungen' § 585 ff. fassen die Resultate unter folgende grofse Gesichtspunkte geordnet zusammen: Die Entwickelung des englischen Vokalsystems der neueren Zeit, das Verhältnis der Schriftsprache zu den Dialekten, Causalzusammenhänge zwischen einzelnen spontanen Lautwandlungen.

Ausführliche Sach- und Wortregister beschliefsen das Ganze.

Es ist ein reiches Buch, mit aufserordentlichem Fleifs und völliger Beherrschung des umfangreichen Stoffes geschrieben. Den wertvollsten Teil bilden zweifellos die kritischen Feststellungen der den me. Längen entsprechenden Laute der lebenden Mundarten. Die Ergebnisse können als durchweg gesicherte gelten, was auch Joseph Wright in der Vorrede des Dialect Dictionary lobend hervorhebt. Nicht so günstig kann ich über die anderen Teile des Buches urteilen. Die Ausführungen über die Vorgeschichte der heutigen Mundarten sind meiner Ansicht nach in den meisten Fällen durchaus problematischer Natur. Sie stützen sich meist auf vereinzelte, oft dazu recht wenig gesicherte Thatsachen, die indessen zu schwache Anhaltspunkte bieten, um ein so kompliziertes Gebäude zu errichten. Der Verfasser sucht sich einmal gegen einen etwaigen Vorwurf des 'Hypothesenspinnens' dadurch zu rechtfertigen (§ 81), dafs er sagt: 'Es dürfte die Einzelforschung fördern, wenn die Möglichkeiten, die sich darbieten, schon ins Auge gefafst sind.' So einfach liegt aber

die Sache nicht. Der Möglichkeiten giebt es viele, und je nach der verschiedenen Beurteilung der schwer zu deutenden Thatsachen werden neue Möglichkeiten auftauchen. Sichere Linien lassen sich fürs erste recht wenige zeichnen, und nur dem Zusammenwirken vieler wird es gelingen, den dunklen Schleier, der Hunderte von Jahren über den Mundarten lag, allmählich zu lüften. Die späteren Ausführungen — mögen sie richtig sein oder nicht — werden immerhin zeigen, dafs man vieles auch in wesentlich anderem Lichte sehen kann.

Weit weniger Neues, als man hätte erwarten dürfen, hat die Untersuchung für die Entwickelung der Schriftsprache und des Mittelenglischen ergeben. Das liegt jedoch, wie sich später zeigen wird, lediglich an dem ne. Mundartenmaterial selbst, das auf viele Fragen die Antwort schuldig bleibt. Gewifs hat der Verfasser auch hier zur Aufhellung dunkler Punkte manchen vortrefflichen Beitrag geliefert, doch sind es meist nur einzelne Fälle, selten Fragen von gröfserer Tragweite, wenn wir das Sichere vom Problematischen und Unerwiesenen scheiden. Denn auch hier scheint mir der Verfasser einer unglücklichen Neigung zu Hypothesen gefolgt zu sein, die meines Erachtens selbst vor den vom Verfasser mit gröfstem Fleifs gesammelten Thatsachen nicht Stich halten können. Das zeigt sich vor allem bei Erörterung der Dehnungsfrage des me. *i-*, *u-* (s. Luick § 381 ff.). Und so wollen wir denn mit diesem Punkte den Anfang machen, da er die wichtigste Kontroverse bildet und zugleich die wissenschaftliche Methode des Verfassers zu zeigen besonders geeignet ist.

Nachdem der Verfasser die älteren Theorien über die Entwickelung der ae. *i-*, *u-* im Mittelenglischen und in der Schriftsprache einer kritischen Musterung unterzogen hat (die Ausführungen in der Me. Gramm. § 65 ff. lagen dem Verfasser noch nicht vor; Curtis' Ansicht wird später § 530 nur beiläufig erwähnt, obwohl dessen Arbeit schon 1894—1895 in der Anglia gedruckt erschienen), sucht er zunächst durch das ne. Mundartenmaterial die heutigen Entsprechungen von ae. *i-*, *u-* festzustellen. Es wird gleich im Anfang betont (§ 388), dafs sich in den lebenden Mundarten nirgend Spuren einer Längung zu me. *ī*, *ū* finden, wie ja von vornherein zu erwarten gewesen wäre. Die gewöhnliche Wiedergabe sei die durch me. *ĭ*, *ŭ*, daneben erschienen auch 'öfter' die Entsprechungen von me. *ẹ̄*, *ọ̄*. Den Umfang der letzteren festzustellen, ist nun der Zweck der folgenden Paragraphen. Prüfen wir mit dem Verfasser also das ne. Mundartenmaterial und die von ihm daraus für sein Lautgesetz gezogenen Schlüsse. Als Probe wird zunächst der Thatbestand einer Mundart dargelegt, über die wir genauer unterrichtet sind: Murrays südschottischer Dialekt (§ 388). Die me. *ū*, *u-*, *u*, *ō* sind nach Murray im Südschottischen durch folgende Laute vertreten:

1) me. *ū* > (u), im Auslaut (ɜu),

2) me. *u* (< ae. *u* in geschl. Silbe) > (ɜ),

3) me. *ō* (und franz. *ü*) > (ə),

4) me. *u-* (< ae. *u-* in off. Silbe) ergiebt entw. (ə) oder (ɜ):

a) (ə) gilt in ae. *lufu, abufan, duru, cudu, hulu,* nach Luick auch in ae. *duce* (nicht *dúce*!) und **ufen* (ae. nur *ofen* belegt),

b) (ɜ) gilt in ae. *cuman, sunu.*

Vergleichen wir damit die Angaben von Ellis aus derselben Gegend (D 33, S. 718 ff.), so finden wir im ganzen Übereinstimmung; hinzu kommt noch ae. *wudu* mit der Lautung (ɜ); ae. *hnutu* ist jedoch als (ə) bezeugt; für ae. *dure* erscheinen Doppelformen mit (ə) und (*oo*, Ellis S. 722), wovon die letztere offenbar auf ae. *dor* bezw. me. *dôre* weist, da me. *ô-* im Südschottischen (*oo*) ergiebt. Es findet also bei einigen Wörtern ein Zusammenfall des ae. *u-* mit der Entwickelung des ae. *ō* statt, während in einigen anderen (es sind überhaupt nur wenige Belegwörter) sich ae. *u-* und *u* völlig decken. Deshalb ist auch eine schriftsprachliche Entlehnung für die Entsprechungen von ae. *wudu, cuman, sunu* mehr als unwahrscheinlich. — Müssen wir nun aus diesem Thatbestande unbedingt den Schlufs ziehen, dafs ae. *u-* im Mittelenglischen erst zu *ǭ* geworden und nach der Vereinigung beider sich zu ne. (ə) entwickelt habe? Die Möglichkeit ist ja a priori nicht abzuweisen, aber ehe wir sie zur Wahrscheinlichkeit oder gar zur Gewifsheit erheben, müssen wir uns doch vorerst noch weiter umsehen, da die obigen Angaben nicht ohne Widersprüche sind. Zunächst mufs es auffallen, dafs der Laut (ə) sich auch sonst noch in anderen Wörtern findet, z. B. für ae. *tūsc* (bei Ellis S. 722) = me. *tŭsh, tŭsk,* desgleichen für ae. **hrēowd, cūde* = me. *reuthe* (ne. *ruth*), *coŭde* (ne. *could*), denen sicher kein me. *ǭ* zu Grunde liegt. Luick hat von diesen Wörtern mit (ə) keine Notiz genommen, wohl weil sie schwer zu deuten sind; sie sind uns aber deshalb von grofsem Werte, weil sie zeigen, dafs der ne. (ə)-Laut im Südschottischen nicht unbedingt ein me. *ǭ* zur Voraussetzung hat. Folglich müssen auch die ae. *u-* mit heutigem (ə) nicht notwendigerweise ein me. *ǭ* wiederspiegeln. Demnach wäre für me. *dŏke* (spät belegt), über dessen Kürze man Me. Gramm. § 54, Anm. 1 vergleiche, mit Luick kein doch lediglich zur Rettung seines Lautgesetzes postuliertes ae. *duce* statt des bisher aus Gründen der Etymologie allgemein angesetzten *dūce* anzunehmen. Auch der Ansatz ae. **ufen* ist nicht zwingend, da wir auch für ae. *popiȝ* denselben (ɜ)-Laut finden. Es müfste also der Umfang des (ə) und (ɜ) in den heutigen Mundarten zunächst genauer bestimmt werden.

So viel ist aber sicher und läfst sich sowohl aus den ne. Mundarten als auch durch das Me. erweisen, dafs ae. *ō* und *u-* in gewissen Gebieten lautlich, d. h. in ihrem Klange (also abgesehen von der Quantität) in me. Zeit schon zusammengefallen sind.

Was Luick über die Vorgeschichte der ne. Entsprechungen des me. *ǭ* sagt, trifft im grofsen Ganzen zu, obwohl ich in einigen für die ganze Frage nicht unwichtigen Punkten durchaus anderer Meinung bin. Er führt dieselben mit Recht auf zwei früh-ne. Grundformen zurück: *u* und *ü*, ersteres bis zum Humber und im südwestlichen Teile des Nordens, letzteres nordwärts davon. Aber auch im Osten und gewissen Teilen des Südens findet sich das nördliche und schottische *ü, ö* in den heutigen

Dialekten. Dies will Luick anders deuten, doch wenig überzeugend (§ 120 und 134 ff.). Wir werden später sehen, dafs diese Lautung weder mit vermuteten keltischen Einflüssen zusammenhängt (im mittleren Osten Englands auch undenkbar), noch anders zu deuten ist wie das nordenglisch-schottische *ü, ö,* sondern sich als eine rein englische Entwickelung ergiebt. Dafs das me. *ǭ* im 16. und 17. Jahrhundert einen dem französischen *ü* ähnlichen Klang hatte, wird durch die Orthoepisten sichergestellt (Luick § 119). Doch braucht das englische *ü* darum noch kein französisches *ü* gewesen zu sein, ebensowenig wie das heutige schottische *ü* dem französischen *ü* genau entspricht. Es wird ein trübes, vielleicht zum Teil schon nach *ö* neigendes *ü* gewesen sein, wie heute; vgl. auch Ellis' Bemerkungen S. 80* über (*ə*) und (y), woraus hervorgeht, dafs diese dialektischen *ü*- und *ö*-Laute sich sehr nahe stehen. Wie aber ist dieser früh-ne. *ü*-Laut entstanden? Unzweifelhaft ist Luick im Rechte, wenn er sagt (§ 123), dafs *ü* seinen Weg nicht über *ū* genommen haben kann, da *ü* sich heute findet, wo zum Teil *ū* noch erhalten ist. Nach Luick wäre nun me. *ǭ* im Nordhumbrischen zunächst entrundet (?)[1] worden (S. 70 oben) und das Resultat 'ein Laut, der die Zungenstellung des geschlossenen oder übergeschlossenen *o,* vielleicht sogar des *u* selbst hat, aber der Lippenrundung entbehrt oder sie doch nur in geringem Mafse besitzt. Denken wir uns diesen Laut als Kürze, so steht er sowohl der Artikulation nach als akustisch wohl dem *u* am nächsten (§ 125 Ende)'. Diesen Laut gewinnt Luick aus der Betrachtung der so ziemlich auf dem ganzen nordhumbrischen Gebiet sich findenden Kürzungen in *other, mother, brother, monday* (die nicht früh-me. sein können), deren Vokal von der erhaltenen Länge aus me. *ǭ* (ne. *ü, ö,* bezw. *iu, iə*) scharf geschieden und mit me. *u* zusammengefallen ist (in Schottland als ɜ, im gröfsten Teile Nordenglands als *u*). Luick schliefst daraus (§ 124), 'dafs zur Zeit als Verkürzung eintrat, ein von *ū* (doch kein wirkliches *ū*!) nicht weit entfernter Laut galt, so dafs er nach der Verkürzung dem *ŭ* nahestand ... und daher durch dieses ersetzt wurde.'[2] Den neuen Laut für me. *ǭ* setzt er wegen der im 14. Jahrhundert auftauchenden Reime von me. *ǭ* : frz. *ü* (§ 127 und 123) und der Schreibung *u* (*ui*) für me. *ǭ* in das 13. Jahrhundert. Der Zusammenfall von *ǭ* und *ü* habe schon zu Ende des 13. Jahrhunderts stattgefunden. Dafs im Cursor Mundi noch keine *ǭ* : *ü*-Reime sich finden, erklärt er seltsamerweise aus der

---

[1] Gerade das Umgekehrte ist anzunehmen, eine geringe Zunahme der Rundung, wodurch *ǭ* dem [u^{0}] klanglich näher trat. Das beweist auch die Folgeentwickelung des me. *ǭ* im Nordhumbrischen zu *ü, ö,* die doch den gerundeten Vokalen zuzuteilen sind.

[2] Diese und die oben citierten Worte Luicks besagen doch, dafs das modifizierte engl. *ǭ* im Norden zunächst ein *u*-haltiger oder mindestens *u*-ähnlicher Laut geworden war, der erst später zu *ü* vorrückte (nach Luick schon im 14. Jahrhundert, doch s. unten S. 63, Anm.). Es ist mir daher unbegreiflich, wie Luick nachträglich, sogar mit Berufung auf das vorliegende Buch im Archiv XCVIII, S. 438 sagen kann: 'Einmal war das *ǭ* im Norden niemals dem *u* genähert, sondern schon seit dem 14. Jahrhundert ein *ü*-artiger Laut.' ...

Reimtradition; dafs auch der Psalter keine hat, aus Reimarmut (§ 127). Im 13. Jahrhundert habe zunächst ọ̄ und frz. *ü* nebeneinander bestanden. Da aber in jener Zeit überhaupt erst französische Lehnwörter in gröfserer Zahl aufgenommen wurden und der bereits modifizierte Laut des ọ̄ einige akustische Ähnlichkeit mit *ü* besafs, so sei in frz. Lehnwörtern der modifizierte Laut des ọ̄ substituiert worden und so die Einigung beider zu stande gekommen. Dieser modifizierte ọ̄-Laut [also doch 'ein von *ü* nicht weit entfernter Laut'[1]], der auch den frz. Lehnwörtern zukam, habe sich dann allmählich zu dem *ü* des 16. Jahrhunderts weiter entwickelt (§ 128). Die Möglichkeit einer keltischen Beeinflussung (wie Murray vermutet) sei nicht gänzlich ausgeschlossen, aber nichts weniger als zu beweisen (§ 130 f.; dazu Anhang I, S. 296 ff.).

Es scheint mir also völlig gesichert, dafs das me. ọ̄ im Norden Englands schon im 14. Jahrhundert dem me. *u-* lautlich nahe oder vielleicht schon gleich war, wie dies auch schon in der Me. Gramm. § 122 gesagt ist. Etwa seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind sie allmählich qualitativ zusammengefallen. Dieser Zusammenfall braucht jedoch nicht mit Luick so gedeutet zu werden, dafs das me. *u-* im 13. Jahrhundert zu ọ̄ gedehnt worden sei. Weder die übrigen nordenglischen Mundarten noch auch das Me. rechtfertigen diesen Schlufs im mindesten, wie wir sehen werden. Die sporadischen ne. (ə) für me. *u-* müssen also auf andere Weise erklärt werden.

Auf alten Nebenformen mit *o-*, wie ich früher vermutete, können die *ö, ü* für me. *u-* jedoch nicht beruhen (über ne. *door* s. später), da me. *o-* von me. ọ̄ und *u-* in den heutigen Mundarten fast allenthalben deutlich geschieden ist, wie Luick unzweifelhaft dargethan hat.

Noch viel weniger erweist der Dialekt Murrays ein Lautgesetz, dafs ae. *i-* zu ẹ̄ gedehnt worden ist. Wir finden die folgenden Entsprechungen (Luick § 388):

1) me. *ī* > (ei, *e*i, *a*i),
2) me. *i* > (e),
3) me. ę̄ und ẹ̄ > (i).

Folgende Wörter mit ae. *i-* sind nun mit der Lautung des me. ẹ̄ (bezw. ę̄) bezeugt: ae. *lifian, ȝifan, wica, stice* Sb., *drifen* Partic. Nach Luick sind das 'völlig deutliche und unanfechtbare Fälle'. Ich mufs das entschieden bestreiten, da es fast für alle diese im Mittelenglischen Nebenformen mit ē gab. Dem me. *ȝèuen* entspricht ae. *ȝïfan* (*ȝeofan*), me. *lêue-n, wêke* gehen auf ae. *eo*-Formen mit *o*-Umlaut zurück (ae. flektiertes *leof-, weoca*). Es bleiben also nur ae. *stice* und *drifen* übrig, von denen das erste durch me. *stêken* (ae. *stician*) beeinflufst sein kann (s. Me. Gramm.

[1] Luicks Ausführungen sind zum mindesten unklar, wenn er an anderer Stelle (§ 123) den *ü*-Laut schon für das 14. Jahrhundert annehmen will. Luick nimmt ja selbst, und zwar mit Recht, an (§ 127), dafs die seit dem 13. Jahrhundert in Nordengland eindringenden frz. Lehnwörter nicht mit dem Lautwerte des frz. *ü*, sondern dem des schon modifizierten engl. ọ̄ (Lautsubstitution) aufgenommen wurden, das mit dem frz. *ü* einige akustische Ähnlichkeit hatte.

§ 115, Anm. 6), das letztere, weil es ein Participium und deshalb leicht der Analogie unterworfen ist, für die Dehnungsfrage wenig Gewicht hat. Ich komme auf die Deutung dieser Formen noch zurück.

Ehe wir mit dem Verfasser in der weiteren Durchmusterung des ne. Mundartenmaterials fortfahren, wollen wir noch eine andere gleichfalls im einzelnen sorgfältig erforschte nördliche Mundart, die von Windhill im West Riding von Yorkshire (s. Luick § 596 ff.), kurz erwähnen. Es ist bemerkenswert und im Auge zu behalten, dafs me. *i-*, *u-* hier 'fast immer' als *i, u,* nicht aber mit der Entsprechung des me. ę̄, ǭ erscheinen.

Die Hauptbelege für sein Lautgesetz bieten aber dem Verfasser die Sammlungen von Ellis. Zur Erweisung der me. Dehnung von ae. *u-* werden folgende Wörter herangezogen und als beweiskräftig angesehen (§ 389): ae. *abufan* ('mit Vorsicht'), *lufu, cuman, sunu*; *fuȝol, suȝu.* Ausgeschieden werden *sumor, butere,* weil Kürze vorliegen könne, *duru,* weil die Schriftsprache me. ǭ voraussetze und dies ǭ in die Dialekte eingedrungen sein könnte. Für ae. *i-*, *y-* bleiben nach Ausscheidung der unsicheren Fälle übrig: ae. *sife, dyne*; *stiȝol, niȝon* (§ 390). Aufserdem werden als mit der Entsprechung des ǭ vereinzelt belegt noch die folgenden erwähnt; für ae. *u- cud, hull* (ae. *hulu*), *oven* (ae. **ufen*), *duck* (ae. *duce*), *honey, summer, nut* (§ 393); mit der Entsprechung des ę̄ für ae. *i-*, *y- sieve, ewick* (ae. *cwi-cu, cwi-ces*) in Ellis' Süden, Osten und Westen, ferner *sty* (ae. *stiȝu*), *tile* (ae. *tiȝol*), *live, give(n), drifen, stitch, wick, speer* (ae. *spyrian*) sonst im Mittelland und Norden.

Luick stellt das Material für seine Hauptbelege in zwei Tabellen übersichtlich zusammen. Danach ergiebt sich folgender Bestand für die ne. Mundarten. Wir geben zunächst die Belege für ae. *u-* (Luick S. 217):

cuman ist nur in einer einzigen Gegend, Süd-Lincolnshire (20, 1) mit ǭ belegt,[1] sonst stets mit *u,* im ganzen Norden und in Schottland. Fast ebenso selten ist ǭ in *sunu* belegt: im Mittellande nur *u*; im Norden gleichfalls stets *u* mit einer Ausnahme, in Mittel-Yorkshire (30, 1). Auch das ganze südliche Schottland hat *u.* Es findet sich ǭ nur in Highland B (doch fraglich nach Luick) und in Morray a. Aberdeen (39), ferner in Caithness (40) (dem äufsersten Norden) und auf den Orkney- und Shetland-Inseln (41. 42). Alle diese letzteren Fälle sind aber nicht absolut sicher, da von ihnen das von Luick § 392 Gesagte gilt: 'Es mufs dabei in Rechnung gezogen werden, dafs manchmal die Wiedergabe des me. Lautes je nach dem folgenden Konsonanten variiert und daher in zweifelhaften Fällen ein Wort mit gleicher oder ähnlicher konsonantischer Umgebung heranzuziehen ist.' Ähnlich steht es mit *lufu*: ǭ ist nur selten belegt; gewöhnlich gilt *u,* für welches die Belege aus dem Norden besonders zahlreich sind. ǭ ist belegt für Süd-Lincolnshire (20, 1), für Süd-Yorkshire (24, 3, doch nicht absolut sicher), für Mittel-Yorkshire (30, 1), für Süd-Northumberland (32, 4, doch nicht absolut sicher), für die South. Counties von Schottland (33 a), Clydesdale (35), Shetlands (42). Sehr be-

[1] D. h. nach Luicks Ausdrucksweise mit der Entsprechung des me. ǭ u. s. w.

merkenswert dagegen sind die Belege für *fuȝol* und *suȝu* und namentlich ihr gegenseitiges Verhältnis: während für *fuȝol* fast überall die Entsprechung von me. ū (< u + w < u + ȝ) belegt ist (ǭ nur in Süd-Durham 3, 6 und in Gall. a. Carr. 36), findet sich bei *suȝu* die Entsprechung von me. ǭ aufser einmal im Mittellande (Mittel-Lancashire 22, 4) nur noch öfter im Norden (30, 2, 3 a, 3 b, 4, 31, 1 a etc.), dagegen nicht ein einziges Mal in Schottland (hier gilt überall ū). *abufan* nimmt aus verschiedenen Gründen, die Luick selbst anführt (§ 389, 392, 396), eine besondere Stellung ein. Da die Entsprechung des ǭ 'in dem nicht völlig sicheren *above*' sich nachweislich auch im Osten (Rutland) sowie namentlich im Süden (West-Somerset, Süd-Devon, vielleicht auch in Hampshire), im Westen weniger sicher findet, und auch das Mittelenglische hier schon verschiedene Entwickelungsprodukte zeigt, so kann dies Wort für Luicks Gesetz nichts beweisen, wenigstens so lange nicht, als die südliche und östliche Form nicht aufgeklärt ist. Ich komme übrigens auf dieses Wort noch zurück. Wie man aber aus dem ne. Thatbestande (auf Grund des Ellisschen Materials und der Luickschen Deutungen), wie er sich für die noch am meisten gesicherten Fälle *cuman, sunu, lufu, fuȝol, suȝu* ergiebt, den Schlufs ziehen kann, dafs hier ursprünglich ein durchgehendes Lautgesetz gegolten habe, nach welchem ae. *u*- einmal zu ǭ geworden und mit ae. ō lautlich durchaus zusammengefallen sei, ist mir unerfindlich. Das ne. Material berechtigt nicht im mindesten zu dieser Annahme. Ehe wir auf die Luicksche Deutung dieses Materials eingehen, gebe ich zunächst einige Erläuterungen dazu.

1) Für *sunu* und *cuman* ist ǭ nur ganz sporadisch belegt. Beachtenswert ist aber dabei, dafs für *cuman* nur *u* im ganzen Norden und Schottland belegt ist, und dafs auch für *sunu* nur *u* im ganzen südlichen Schottland (sowie in anderen Teilen) gilt. Warum sollte denn gerade hier der ursprüngliche Dialekt später durchweg verdrängt sein?

2) Ferner ist es höchst auffällig, dafs in *lufu* ǭ vorzugsweise sich im Norden, nicht aber in Schottland erhalten haben sollte, das dem Einflufs der Schriftsprache doch weniger ausgesetzt war.

3) Das Verhältnis von *fuȝol* zu *suȝu* spricht auch nicht für ein allgemeines Lautgesetz. Aber mehr als merkwürdig ist doch die Thatsache, dafs für *suȝu* in Schottland nicht ein einziges Mal ǭ belegt ist (sondern stets ū). Warum soll denn gerade wieder in Schottland der ursprüngliche Dialekt verdrängt worden sein?

Aus allediesem ergiebt sich doch zunächst bei unbefangener Betrachtung der Schlufs, dafs es kein durchgreifendes Lautgesetz im Sinne Luicks gegeben hat, ferner dafs die zwischen ǭ und *u* (bezw. ū) schwankenden dialektischen Formen entweder auf schon me. Doppelformen zurückgehen (was indessen nur selten möglich wäre, im Dialekte Murrays z. B. geradezu ausgeschlossen ist), oder durch die Entwickelung der ne. Dialekte ihre Erklärung finden müssen. Letzteres halte ich jetzt für das Wahrscheinlichste. Dafs solche Doppelformen sich kaum in Ellis' Süden, Westen und Osten finden (Luick § 392), spricht nicht dagegen. Hier

kann thatsächlich die Schriftsprache mehr ausgleichend eingewirkt haben. Doch lege ich kein Gewicht auf dieses Argument, obwohl es nach Luicks Grundsätzen (§ 12) geltend gemacht werden dürfte. Die obigen gesicherten Doppelformen werden aber specielle Entwickelungen sein, die sich nur im Mittellande, besonders aber im Norden und Schottland vollzogen haben.

Ein gleich ungünstiges Resultat für dies angebliche Lautgesetz ergiebt die Luicksche Tabelle S. 91 ff. für me. *i*-. Das ae. *dyne* ist ausnahmslos mit *i* belegt, freilich scheint das Wort vielen Mundarten fremd zu sein, da die Zeugnisse fehlen; immerhin aber ist es doch in einer Anzahl Mundarten gebräuchlich. Auch das Wort *sife* ist für viele Gegenden nicht bezeugt, sonst aber halten sich die *i*- und *e*-Formen (letztere sind nicht immer gesichert nach Luicks Angabe) ungefähr die Wagschale. Dagegen *niȝon* und *stiȝol* verhalten sich ähnlich wie *fuȝol* und *suȝu*. Während *niȝon* nur ein einziges Mal mit ę̄ bezeugt ist (abgesehen von einem anderen zweifelhaften Falle), sonst aber immer mit ī, ist *stiȝol* häufig mit ę̄ bezeugt, obwohl auch ī vielfach erscheint. Aber auch hier zeigt sich (ähnlich wie bei *suȝu*) die bemerkenswerte Thatsache, daſs die ę̄-Formen dem hohen Norden und Schottland gänzlich fremd sind, während sie im Mittellande und südlichen Norden fast ausschlieſslich herrschen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daſs das Wort in Schottland für viele Gegenden überhaupt nicht bezeugt ist (für andere jedoch als ī).

Um trotz des widerspruchsvollen Materials sein Lautgesetz zu retten, giebt Luick demselben folgende Deutung: die Formen mit *i*-, *u*- seien dem Einfluſs der Schriftsprache zuzuschreiben, während 'die freilich nicht sehr zahlreichen Belege' für ę̄, ǭ nur Reste eines ursprünglich gröſseren Bestandes bilden. Das werde auch durch die Lautung von *door* und *week* in den ne. Mundarten illustriert (§ 397). Auch sei es nicht bedeutungslos, wie verschieden häufig die einzelnen Wörter der Ellisschen Liste mit ę̄, bezw. ǭ belegt sind. An der Spitze ständen *stile* und *sow* (am häufigsten mit ę̄, ǭ), also Wörter, welche gerade ländlichen, einfachen Lebensverhältnissen geläufig sind und daher die meiste Gewähr bieten, unbeeinfluſste Dialektformen darzustellen. Dagegen *love* und *son*, wohl auch *come*, seien der Beeinflussung durch die Kanzelsprache ausgesetzt, *nine* der Einwirkung der Handelssprache (oder = ae. *niȝen* mit früher Vokalisierung des *iȝ* zu ī, § 512). Dies sei wohl überhaupt selten ein echtes Dialektwort, und *fowl* scheine vielfach ausgestorben und neuerdings eingeführt zu sein (in 30b sei es 'little used').

Mit solchen allgemeinen Betrachtungen kann man freilich vieles beweisen oder wegdeuten. Daſs so alltägliche Wörter wie *son*, *come*, von denen das erstere im ganzen Norden und Schottland nicht ein einziges Mal mit ǭ belegt ist, durch die Kanzel- oder Schriftsprache in so hohem Maſse beeinfluſst, ja ihre dialektische Lautung, wie bei *come*, geradezu verdrängt worden sei, halte ich für mehr als unwahrscheinlich. Allerdings ist zuzugeben, daſs der Norden Englands und Schottland durch die südhumbrische Sprache, besonders aber durch die spätere

Schriftsprache zum Teil stark beeinflufst worden ist. Das wird am schlagendsten durch das Eindringen von ǭ-Formen (= ae. ā) seit me. Zeit bestätigt. Siehe darüber die Me. Grammatik und die Ausführungen Luicks § 35 ff. Aber hier liegt die Sache so, dafs vereinzelte ǭ-Formen, abgesehen von den Grenzgebieten zwischen Norden und Mittelland, nur hier und da eingesprengt sind, also wenn wir das ganze nordenglische Gebiet ins Auge fassen, immer nur sporadisch, meist aber gar nicht erscheinen, während bei me. *u*- die südhumbrische oder schriftsprachliche Lautung massenweise und zum Teil ausschliefslich sich im Norden (öfter sogar in Schottland im Gegensatz zum Norden, s. früher) festgesetzt haben müfste. Auch haben wir bei der Erörterung von Murrays südschottischem Dialekt gesehen, dafs nicht der mindeste Grund zu einer solchen Entlehnung vorliegt und die ne. Entsprechung des me. *u*- mit der von me. *u* (in geschlossener Tonsilbe), abgesehen von den wenigen Sonderformen, übereinstimmt. Auch ist nicht einzusehen, warum gerade bei *nine* wieder die Handels- oder Schriftsprache so stark eingewirkt haben sollte. Wenn ich nicht irre, so zeigen gerade die Zahlwörter diesen Einflufs am allerwenigsten. Ist sogar doch umgekehrt die lautgesetzliche Aussprache des schriftsprachlichen (Londoner) *one*, wie Luick an einem anderen Orte ausgeführt hat (§ 85), durch eine provinzielle (also dialektische) Aussprache allmählich ganz verdrängt worden. Freilich will Luick für das fast ausschliefslich bezeugte ī in *niȝon* auch die Möglichkeit einer Zurückführung auf ae. *niȝen* (mit palatalem ȝ) zulassen (§ 398 und besonders § 512), was natürlich nicht von vornherein abzuweisen ist, aber, wie wir später sehen werden, auch anders erklärt werden kann. Streichen wir aber dieses Wort, so bleiben für die Beweisführung, dafs für me. *i*- einstmals durchweg ę̄ gegolten habe, nur *sife* und *stiȝol* übrig (da *dyne* stets mit *i* bezeugt ist). Dafs man aber auf Grund der modernen Entsprechungen zweier (!!) Wörter, bei denen ę̄-Formen nicht einmal häufiger als die *i*-Formen bezeugt sind, sowie auf Grund ganz sporadischer ę̄-Formen in einigen anderen Wörtern (Luick § 395) berechtigt sein soll, ein allgemeines Lautgesetz anzunehmen, dafs me. *i*- zu ę̄ gedehnt worden sei, scheint mir denn doch mehr als gewagt zu sein. Luick würde meines Erachtens nur dann zuzustimmen sein, 1) wenn die ę̄-Formen keine andere Erklärung zuliefsen, also dialektische Doppelformen älterer oder jüngerer Zeit gänzlich ausgeschlossen wären, und 2) wenn das Mittelenglische, das uns doch in zahlreichen gereimten und ungereimten Denkmälern vorliegt, diese Schlufsfolgerung rechtfertigte. Thatsächlich ist nun Luick dieser letzteren Ansicht.

Es werden daher zunächst die nordenglischen und schottischen Denkmäler auf die Dehnungsfrage hin untersucht. Vorausgeschickt werden allgemeinere Bemerkungen über die Tragweite des Reimkriteriums, über Dialektmischung in me. Reimgedichten und ihre Ursachen, über die beste Anlage von Reimuntersuchungen einzelner Denkmäler und die dabei zu beobachtende Vorsicht in der Beurteilung der Reime u. s. w., die namentlich dem jüngeren Forscher manches recht Beherzigenswerte bieten. Doch möchte ich mir erlauben, auch hier einiges einzuwenden. Wenn

§ 401 beiläufig gesagt wird, dafs die nordhumbrischen Reime wie *love* : *behōve* 'durch die bekannten, namentlich im Norden so häufigen Schreibungen *e, o* für *i, u* besonders in offener Silbe einen neuen Untergrund erhielten', so kann ich auf Grund meiner eigenen Erfahrung dies für me. *u*- keineswegs gelten lassen. Auch den Erörterungen in § 406, die in dem Satze gipfeln: 'Provinzialismen gab es gewifs lange, bevor es eine Gemeinsprache gab,' scheinen mir nicht das Rechte zu treffen. In Zeiten, wo es noch keine über das ganze Land verbreitete Gemeinsprache gab, sondern nur Provinzialsprachen, d. h. litterarisch mehr oder weniger ausgebildete Dialektsprachen, kann von eigentlichen Provinzialismen noch nicht die Rede sein. Wie könnte sich das Gefühl für solche damals herausgebildet haben? Wohl aber vermied man innerhalb der einzelnen Provinzialsprachen vielfach das, was nur geringe lokale Verbreitung hatte oder vorwiegend in den unteren Volksklassen gesprochen wurde, also Vulgarismen im weitesten Sinne des Wortes. So bildeten sich neben den zahlreichen Einzeldialekten zunächst gröfsere Sprachcentren heraus, Provinzialsprachen, die aber alle als durchaus gleichberechtigt empfunden wurden.

Die meisten me. Denkmäler von etwa 1250—1400 sind in solchen Provinzialdialekten geschrieben. Dabei spielen begrenztere mundartliche Elemente ab und zu stärker oder schwächer hinein — es hängt das von mancherlei auf der Hand liegenden Gründen ab —. Indessen von einer über den Provinzialsprachen schwebenden Gemeinsprache war man noch weit entfernt. Es war noch nicht einmal die Stufe der sogenannten mittelhochdeutschen Schriftsprache damals in England erreicht, d. h. eine in vielen Punkten schon über den Mundarten stehende Dichtersprache. Gerade die besten Dichter Englands zeigen bis auf Chaucer nicht blofs vorwiegend den Dialekt ihrer Heimatprovinz, sondern mischen auch zahlreiche mundartliche Elemente anderer Provinzen in ihre Sprache, wenigstens im Reime. Noch hatte sich an keinem Orte eine den anderen überlegene Schrift- oder Dichtersprache herausgebildet. Erst der Umschwung in den verworrenen Sprachverhältnissen des Landes zu gunsten des nationalen Idioms, sowie das natürliche Übergewicht der Hauptstadt, wozu sich noch der Einflufs des schulebildenden Chaucer gesellte, verschafften der Londoner Mundart seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts rasch den Sieg über die anderen Provinzen. — Ich kann mich daher auch mit den von Luick aus seiner Darlegung der me. Dialektverhältnisse gezogenen Schlufsfolgerungen nicht durchweg einverstanden erklären. Seine abweichende Auffassung steht hier vornehmlich unter dem Einflufs seiner Ansicht über die Dehnungsfrage von me. *i*-, *u*- zu *ę̄, ǭ* und der entsprechenden nordhumbrischen Reimtechnik.

Ebensowenig kann ich die § 409 aufgestellten methodischen Grundsätze für die Beurteilung der Reime *i*- : *ę̄*, *u*- : *ǭ* billigen. Um festzustellen, ob der Dichter genau oder ungenau reimt, genügte es keineswegs, aufser der Erörterung der Quantitäten blofs zu konstatieren, ob er *ĭ̄* und *ĕ̄*, *ŭ̄* und *ŏ̄* scheidet. Die gesamte Reimtechnik des Dichters in qualitativer und

quantitativer Beziehung mufste zunächst klargelegt werden. Dafs 'eine allfällige Neigung zu ungenauen Reimen vor allem auch in der Behandlung von ī̆ und ē̆ zu Tage treten würde', ist durch nichts erwiesen. Das kurze *i*- (wofür nicht selten *e* geschrieben wird) stand dem ẹ̄ qualitativ vielfach näher als das me. ę̄ dem ẹ̄. Hat der Dichter auch sonst die Qualitäten im Reim nicht immer streng auseinander gehalten, also beispielsweise ę̄ mit ẹ̄ (und ǭ mit ọ̄) gereimt, so haben die (immerhin seltenen) *i*- : ẹ̄-Reime in qualitativer Hinsicht gar nichts Auffälliges. Erst wenn der Nachweis erbracht werden könnte, dafs der Dichter sich in quantitativer Hinsicht keine Verstöfse zu schulden kommen liefs, würde die Frage ernstlich erwogen werden müssen, ob die *i*- : ẹ̄-Reime nicht trotz des häufig überlieferten *i* als ẹ̄ : ẹ̄-Reime aufzufassen seien. Doch darüber später. Noch weniger aber dürfen wir uns über den fast gänzlichen Mangel an ī : ẹ̄-Reimen wundern, da diese Längen in klanglicher Hinsicht doch allzu charakteristische Unterschiede boten und nicht mit ę̄ : ẹ̄ und ǭ : ọ̄ reimen, die doch immerhin ē- und ō-Reime sind, verglichen werden können. Dagegen die öfteren *i* (vereinzelt auch *e* geschrieben) : *e*-Reime finden sich meist nur vor oder nach gewissen Konsonanten und seit dem 13. Jahrhundert allenthalben über England verstreut (Me. Gramm. § 114). Sie erklären sich durch den dunklen Klang des *i* $[i^e]$, das in manchen Fällen geradezu die Geltung eines *e*-Lautes gehabt haben wird. Bedeutend seltener aber sind *i*- : *e*-Reime (also *i*- mit kurzem *e* in geschlossener Tonsilbe), weniger wegen der Qualität des *i*-, die ja, wie wir wissen, vielfach einem *e*-Laute nahe kam, sondern aus anderen naheliegenden Gründen. In Reimen wie *wite* (ae. *witan, wita*) : *sette* (ae. *settan*) trat bei zweisilbiger Aussprache noch der Unterschied der Konsonantenlänge hinzu, wodurch die Reinheit des Reimes noch mehr beeinträchtigt wurde. Daher haben streng reimende Dichter sogar zweisilbige Bindungen wie *wite* : *sitte* vermieden. Im Norden Englands aber, wo das auslautende *e* früher verstummte und das in den Auslaut getretene kurze *t* gelängt wurde, sind solche Reime (*wit* : *sitt* etc.) durchaus nichts Seltenes. Anders verhält es sich jedoch mit Reimen wie *wit* : *sett* im Norden, die natürlich spärlicher sind, da solche Bindungen, wie oben bemerkt, von der Stellung des *i* (vor oder nach bestimmten Konsonanten) abhängen.

Ähnlich wie mit den ī̆ : ē̆-Reimen verhält es sich mit den ū̆ : ō̆-Reimen. Indem ich auf die Darstellung in der Me. Gramm. § 122 ff. verweise, will ich mit Rücksicht auf Luicks Auffassung nur noch einiges hervorheben. Gegenüber den *i*- : ẹ̄-Reimen sind die *u*- : ọ̄-Reime, die seit etwa 1300 sich im Norden Englands (später auch in Schottland und sogar in Suffolk) finden, bedeutend zahlreicher, obwohl sie in vielen nördlichen Denkmälern recht spärlich auftreten. Es ist das nicht zu verwundern. Wie wir früher konstatiert haben, hatte im Norden me. ọ̄ sich früh schon einem *u*-haltigen Laute genähert, der sich mit der Lautqualität des me. *u, u*- stark berührte, aber von me. ū sich deutlich abhob. Diese Veränderung des me. ọ̄ mufs nun zeitlich und örtlich nicht überall gleichen Schritt gehalten haben, da die Denkmäler sich bezüglich der *u*- : ọ̄-Reime

ziemlich ungleichmäfsig verhalten. Die beiden Laute waren also qualitativ annähernd oder völlig gleich, so dafs sie von den Dichtern im Reime gebunden werden konnten, zumal sie bei der englischen Reimarmut recht bequeme Reimwörter abgaben; sie waren eben nur quantitativ verschieden. Was aber die Reime *u-* : *u* betrifft, so gilt auch hier zum Teil das bei den Reimen *i-* : *e* Gesagte, nur mit dem Unterschiede, dafs die Lautqualität nach unserer Ansicht sich bei den Reimen *u-* : *u* deckte und diese daher auch weit zahlreicher auftreten als die Reime *i-* : *e*. Wenn aber *u* : *o*-Reime äufserst selten sind, so liegt das einerseits an der Seltenheit entsprechender Reimwörter (s. Me. Gramm. § 122), andererseits an der offenen Qualität des *o* [*ǫ*], welches von *u* bedeutend weiter ablag als das me. *ǭ* im Norden.

Im allgemeinen aber soll man sich hüten, aus dem Vorhandensein oder Fehlen seltener oder vereinzelter Reime weitgehende Schlüsse zu ziehen, da die Reimtechnik doch von äufserst mannigfaltigen und im einzelnen oft recht verwickelten Verhältnissen bedingt ist.

Ehe wir aber in die Prüfung der me. *i-* : *ẹ̄-* und *u-* : *ọ̄*-Reime, auf die es ja vor allem ankommt, eintreten, müssen wir im Anschlufs an Luick noch eine Vorfrage der Quantität gewisser Wörter und Wortsilben erörtern.

Von der richtigen Beobachtung ausgehend, dafs enklitische Formwörter wie *him, was, in, his, this, sal (shall), þan, you, on* etc. selbst bei den besten me. Dichtern nicht selten mit langem Vokal im Reime gebunden werden, 'während entsprechende Fälle mit volltonigen Silben, trotzdem sie bei manchen Lautfolgen wegen ihres häufigen Vorkommens leicht möglich waren, höchst selten vorkommen', hat Luick mit Recht den Schlufs gezogen, 'dafs die fraglichen Bindungen eine sprachliche Grundlage hatten'. Doch kann ich ihm in der Deutung dieser Verhältnisse nicht zustimmen. Luick nimmt für me. *him, was* etc. sprachliche Doppelformen mit kurzem und gedehntem Vokal an, indem 'ein ursprüngliches starktoniges *hìm* (d. i. *him* mit Gravis) später einerseits starktoniges *hím* (d. i. *him* mit Akut), andererseits schwachtoniges *him* ergab, und dieses, wenn neuerlich mit Nachdruck versehen, zu *hi̋m* oder *hȉm* führte, welch letzteres sich dem schon bestehenden *hi̋m* zur Seite stellte'. Das scheint mir indessen mit den Thatsachen der englischen Sprachgeschichte nicht im Einklang zu stehen. Ohne Zweifel hat Luick recht, wenn er für starktoniges me. *him* den Akut, für schwachtoniges *him* den Gravis ansetzt. Es stimmt das genau zu den in der Me. Gramm. über Akut- und Gravisbetonung niedergelegten, durch zahlreiche sprachliche Kriterien gestützten Anschauungen. Im Mittelenglischen mufsten die enklitischen Formwörter den Sprach- und Accentgesetzen zufolge eine doppelte Entwickelung annehmen. In betonter Stellung trat Akut und Dehnung des Konsonanten ein (*hímm, sháll, óff* etc., vgl. ae. *smæl* > me. *small*, ne. *small*), in unbetonter Satzstellung aber blieb der Gravis und die Kürze des Konsonanten erhalten: *hìm, shàl, òf* etc. Es ist nun freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs die satztieftonigen *hìm,*

shàl, *òf*, wenn neuerlich mit Nachdruck versehen, gelegentlich gelängt worden sind. Indessen haben wir dafür gar keine Anhaltspunkte; die oben berührte Reimfähigkeit solcher Wörtchen mit langem Vokal hat, wie wir gleich sehen werden, nicht ihren Grund in einer sprachlichen Dehnung der kurzen Vokale, sondern erklärt sich auf andere Weise. Es ist zunächst zu beachten, dafs wir nirgend Doppelschreibungen des Vokals in me. Handschriften finden, obwohl gerade in geschlossener Silbe die Doppelschreibung am geläufigsten ist. Auch das Neuenglische, wenigstens die ne. Schriftsprache, hat keinen einzigen Fall von Länge, doch könnte die ursprüngliche Doppelformigkeit, wie der Verfasser bemerkt, ‘zu gunsten der in der Umgangssprache vermutlich doch überwiegenden Kürze beseitigt sein’. Es ist aber auch durchaus unwahrscheinlich, dafs das Mittelenglische noch eine neue Kategorie von satzbetonten Formwörtern geschaffen haben sollte, da die tonigen *hímm*, *óff*, *ónn* ja noch vorhanden waren und zum Teil bis heute fortleben (*of* [*ov*, *əv*] — *off*, [*im*] — *him*, *on* [*ön*] — *on* etc. (s. auch die Liste der schwachstufigen Wörter bei Sweet, Elementarbuch des gesprochenen Englisch).

Was aber die me. Reimtechnik betrifft, so ist es nach dem früher Gesagten durchaus erklärlich, warum sich häufiger Reime wie *was* : *caas*, *in* : *pīn* etc. finden, als etwa *shâp* : *hap*, *pull* : *foul* u. s. w. Im ersteren Falle wurde mit der Gravisbetonung zugleich Kürze des Konsonanten gesprochen (*wàs* : *eȁs*), so dafs die Ungenauigkeit des Reims lediglich in der abweichenden Quantität des Vokals bestand. Indessen konnte unter dem Versaccent der kurze Vokal ja leicht etwas gedehnt werden, so dafs der Unterschied der Quantität sich stark minderte. Anders aber liegt die Sache bei den Reimen *shâp* : *hap*, da hier zu der abweichenden Quantität der Vokale auch noch der Unterschied in der Konsonantenlänge hinzukam, da *shâp* kurzes *p*, *hap* langes *p* hatte. Zudem machte sich auch der verschiedene Accent dem Ohre geltend, da *shâp* den Gravis, *hap* den Akut hatte.[1]

Ebensowenig kann ich Luick beistimmen, wenn er seine Theorie der Dehnung kurzvokaliger Enklitika auch zum Teil auf nebentonige Silben, ja sogar ausnahmsweise auf tonlose Silben, in denen ein Vollvokal ‘normalerweise unter den Vollton treten konnte’, übertragen will, da die unbetonten und auch die schwächer betonten Silben den Gravis noch bewahrten. Von einer wirklichen Dehnung kann auch hier aus den oben angeführten Gründen nicht die Rede sein. Öftere Reime (von strengreimenden Dichtern jedoch gemieden) wie *pēsẹ* : *fayrenes* : *reches* oder *sekirnes* : *wes* : *ehēsẹ* erklären sich leicht durch die Reduktion der ursprünglichen Konsonantenlänge in nebentoniger Silbe. Daher deutet auch die öftere Schreibung *wiþerwine* (= ae. *wiþerwinna* mit langem *n*) in

[1] Ähnlich erklären sich die Chaucerschen Reime *wǫlde*, *shǫlde* (mit Gravisbetonung und kurzem *l*) : *tǫ́lde*, *ǫ́lde* etc, in denen die Erhaltung eines ursprünglich gedehnten *ǫ́* (*sholde*, *wolde*) schon wegen der Lautqualität durchaus unwahrscheinlich ist (daher sind Me. Gramm. § 55 A. 6 die Worte ‘und die Reime bei guten Dichtern zeigen’ zu streichen).

guten me. Handschriften nicht auf langes *ī*, sondern auf gekürzten Konsonanten, eine Erscheinung, die von Sievers schon für das Altenglische belegt ist (§ 231, 1) und im Mittelenglischen weiter um sich gegriffen hat. Noch weniger auffällig sind gelegentliche Reime wie *frĕndshèpe* : *kèpe* und ähnliche.

Falsch hat meines Erachtens der Verfasser auch die Reime gedeutet, in denen *bishop, whīlom,* ferner lat. Eigennamen auf *-um* (*Jēsum*) oder sonstige Fremdwörter auf *-um* (*patrum*) gelegentlich mit langen Vokalen gebunden sind, wobei aber zu beachten ist, wie Luick selbst hervorhebt, dafs die Reime von *-um* : *ōm* nur in solchen auf die Bildungssilbe *-dōm* bestehen, welch letztere jedoch in denselben Denkmälern meist mit Länge reimt. Das Fehlen von Reimen auf sonstiges *ǭ* erklärt der Verfasser für 'Zufall, der leicht begreiflich wird bei der geringen Zahl der *ǭm*-Reime überhaupt und dem Umstand, dafs die Vollwörter mit *-ǭm* (*dǭm, blǭm, tǭm*) ihrer Bedeutung entsprechend nicht sehr häufig vorkommen'. Allein wenn *-dǭm,* wie Luick selbst behauptet, sonst mit Länge reimt, warum ist dann dasselbe nicht auch bei *-um* der Fall, wenn *-um* den Lautwert von *-ǭm* hatte? Doch ich will auf das immerhin auffällige Fehlen von sonstigen *ǭm*-Reimen kein Gewicht legen, da die Reime *whīlom* : *thrăldōm, Heraclium* : *Crĭstendŭm* und ähnliche sich einerseits dadurch leicht erklären, dafs in jenen Denkmälern ae. *ǭ* einem *u*-Laute nahestand, also *-dǭm* auch wie sonstiges me. *ō* mit *u*- bezw. *u* gereimt werden konnte, andererseits das Kompositionsglied *-dǭm* bezüglich seiner Quantität im Mittelenglischen stark geschwankt hat (s. Me. Gramm. § 67, Anm. 1). Nach Luick soll das ursprüngliche kurze, t o n l o s e *-um* der genannten Wortgruppen (das übrigens auch mit sonstigem kurzen *u* gereimt wird) a u s n a h m s w e i s e unter dem V o l l t o n (nicht V e r s a c c e n t!) im Norden Englands und in Schottland zu *ǭm* gedehnt worden sein, während im übrigen England in solchen Fällen *ūm* gegolten habe. Abgesehen davon, dafs die Schreibung *-um* der lat. Eigennamen und sonstigen Fremdwörter auch im nördlichen England und Schottland meist gewahrt ist (im Gegensatz zu häufigem *comę, gomę* etc.), ist eine Accentverschiebung, wie sie Luick (§ 423) im Anschlufs an Kluge, Grundr. I, 890, und ten Brink, Chaucer § 279, für das Mittelenglische in zahlreichen Fällen annimmt, durchaus unerwiesen. Sie wird um nichts wahrscheinlicher durch die Bemerkung Luicks, dafs die angebliche me. Tonverschiebung 'wohl unter französischem Einflufs stehe und nicht vor dem 13. Jahrhundert eingetreten sein könne.' Hat denn nicht gerade das Umgekehrte in England stattgefunden? Haben doch die anglo-französischen Lehnwörter den englischen Accent allmählich angenommen, nicht aber die einheimischen Wörter die französische Endbetonung, was in der That zu verwundern wäre. Die scheinbare Accentverschiebung und die entsprechenden Reime erklären sich lediglich durch die Geschichte der englischen Metrik, wie in der Me. Gramm. § 25, wie ich hoffe, überzeugend nachgewiesen ist. Es scheint mir geradezu undenkbar, dafs infolge der gleichwohl zahlreich eindringenden endbetonten anglo-französischen Lehnwörter eine solche Verwirrung der Accentverhält-

nisse im Mittelenglischen eingetreten wäre, so dafs man auch die einheimischen Wörter vielfach mit fremder Betonung gesprochen hätte. Wäre das der Fall gewesen, so müfste sich die Erscheinung auch durch sonstige sprachliche Kriterien aufserhalb des Reimes nachweisen lassen und würde auch im Früh-Neuenglischen des 16. Jahrhunderts noch deutliche Spuren aufweisen. Wenn me. *bishop -e* aufser mit kurzem Vokal auch mit *ō* oder *ā* reimt, so liegt es doch auf der Hand, dafs der unmittelbar auf die Tonsilbe folgende Vokal *o* so schwach betont war, dafs die ursprüngliche Lautqualität getrübt war und mit anderen naheliegenden Vokalen gebunden werden konnte, selbst wenn letztere lang waren. Dasselbe gilt von Reimen wie *wĭsdŏ̄m* auf *-ōm, -um* und *-am.*

Müssen wir also die sämtlichen von Luick angenommenen me. Dehnungen[1] ursprünglich kurzer schwachbetonter oder tonloser Vokale als unerwiesen ablehnen, so bieten die me. Denkmäler (besonders aber auch die in Nordengland und in Schottland entstandenen) so zahlreiche Reime, in denen ein nebentoniger oder schwachbetonter bezw. tonloser kurzer Vokal auf einen volltonigen langen Vokal gebunden wird, dafs die zum Teil recht spärlichen nördlichen und schottischen Reime von *ọ̄* mit *u-* und die noch weit selteneren von *i-* mit *ẹ̄* nicht auffallen können, zumal die Lautqualitäten von *ọ̄* und *u-* sich im ganzen deckten und auch die von *i-* und *ẹ̄* sich vielfach stark berührten. Damit wird aber wieder einer der Hauptbeweise Luicks für die me. Dehnung von *i-*, *u-* zu *ẹ̄*, *ọ̄* hinfällig. Doch werfen wir einen kurzen Blick auf die me. *i- : ẹ̄-* und *u- : ọ̄-*Reime selbst, von denen wir die letzteren, weil sie häufiger sind, zuerst besprechen. Luick hat das Material mit peinlicher Sorgfalt und in grofser Reichhaltigkeit zusammengetragen.

Beginnen wir mit dem ältesten, äufserst umfangreichen Denkmal, dem Cursor Mundi um 1300. Es finden sich folgende Reime von *u-* bezw. *u*:

1) *u-* vor *v*. *u-* wird viermal mit *ọ̄* gebunden; einmal mit *ǭ* in *côfe,* ae. *cofa* : *lufe.* Da *u-* vor *v* nicht in ursprünglich geschlossener Silbe vorkommen kann, so gab es aufser den Selbtsreimen natürlich zunächst nur Reime *-uv-* : *-ōv-*; später mit verstummtem End-*e* auch *-uv* : *-ọ̄v.* Wörter mit der Lautverbindung *-uv-* waren aber selten (s. später am Schlufs der Reimlisten). Bequeme Reime boten sich mit Wörtern in der Verbindung *-ōv-* dar: *behōve, prōve, glōve, hōve, drōve* (im Cursor Mundi zehnmal im Selbstreim). Da nun me. *ọ̄* im Norden bezüglich seiner Qualität dem *u-* (und *u*) nahestand oder gleichkam, so kann es nach unseren Ausführungen über die me. Bindungen von kurzem und langem Vokal nicht auffallen, wenn in den von Luick untersuchten 24968 Reimen

[1] Luick § 428: 'Zusammenfassend können wir also konstatieren, dafs die Vokale schwachtoniger Silben mit einfacher Konsonanz oder Geminata (nicht mit Konsonantengruppe), ferner die wenigen vollen Vokale in unbetonten Silben, sobald sie unter den Vollton treten, Nebenformen mit Länge entwickeln. Sind diese Vokale *i* oder *u,* so führt der Vorgang, je nach dem Zeitpunkt seines Eintritts, entweder zu *ī*, *ū* oder zu *ẹ̄*, *ọ̄*.

(§ 413) viermal *u-* mit *ǭ* gebunden ist. Dafs aber Reime von *u-* : *u* nicht vorkommen, namentlich in einem so frühen Denkmale (später sind sie zum Teil häufig) ist nach dem früher über diese Bindung Gesagten nicht mehr auffallend. Selbstreime von *u* (in geschlossener Tonsilbe) vor *v* konnte es nicht geben, wie oben schon gezeigt ist.

2) Vor *m*. Selbstreime von *u-* sind zahlreich, Selbstreime von *ǭ* nicht ganz so häufig (im ganzen acht, dazu acht mit den Eigennamen *sodome, esrom, rome, salomon*), während nur zweimal *u-* : *ǭ* gebunden sind (*gome* : *dome, cum* : *dome, rǭme* Nom. Propr. : *come*). Das spricht doch nicht für die Dehnung des *u-* zu *ǭ*. Bemerkenswert sind auch die Reime *iesum* : *sum* (Plur.), sowie die Bindungen von *þrom* 'Schar' (ae. *þrymm*) mit *nun* 'Nonne' (ae. *nunne*) und *cum, sum* (Plur. oder Sing.?), die doch alle auf ein kurzes *u* hinweisen. Luick setzt für me. *þrum* ein hypothetisches ae. **þrumm* an.

3) Vor *n*. Selbstreime von *u-* sind hier zahlreich (etwa 24), auch Selbstreime von *ǭ* sehr häufig. Demgegenüber mufs es im höchsten Grade auffallen, dafs nur ein einziges Mal *u-* : *ǭ* gebunden ist. Dazu kommen Bindungen von *u-* mit Eigennamen auf *-ŏ̄n*, wie *ebron, salomon, symeon*. Dieser Thatbestand weist doch deutlich darauf hin, dafs me. *u-* nicht = *ǭ* gewesen sein kann. Reime von *u-* : *u* finden sich wieder nicht (s. oben bei *u-* vor *v*); auch kein Selbstreim von *u*, was nur auf Zufall beruhen kann, da solchen Bindungen ja nichts im Wege stand. Gerade der letztere Fall zeigt deutlich, wie wenig auf das Fehlen oder Vorhandensein gewisser Reime zu geben ist.

Um seine Theorie von der me. Dehnung des *u-* zu *ǭ* zu rechtfertigen, interpretiert Luick die vorliegenden Reime folgendermafsen: 'Sehr auffällig sind die Bindungen mit *u*; das Mifsverhältnis zwischen Misch- und Selbstreimen ist ein viel grelleres als früher; auf der einen Seite ist *sune* : *wune*, auf der anderen *sone* : *dǭne* ganz gewöhnlich, und nur einmal fällt es dem Dichter ein, solche Wörter untereinander zu binden. Manchmal glaubt man sogar zu spüren, wie er einem naheliegenden Reime von *ŭ* : *ǭ* aus dem Wege geht. ... Auf der anderen Seite aber fehlen Reime von *ŭ-* und *ŭ*, die immerhin möglich waren, wenigstens bei verstummtem *-e* (auf *sunne, cunne*, vgl. § 462), und es finden sich eben doch gelegentlich Bindungen von *ŭ* und *ō*, die wir nach unseren Ausführungen über die Reimgenauigkeit unseres Dichters nicht als ungenaue auffassen dürfen. Dabei fällt wieder auf, dafs er *ŭ-* noch am ehesten mit dem *ō* von Eigennamen bindet. Wir haben also einen Thatbestand voll innerer Widersprüche vor uns, einen deutlichen Beleg, dafs die Reimtechnik nicht immer völlig naiv-phonetisch ist, sondern andere Einflüsse dabei im Spiele sind. Ich glaube, dafs der Dichter hier ebenso wie sonst für ae. *ŭ- ǭ* sprach und nur in den Reimen es nicht erkennen lassen wollte. Einmal mochte sich ihm überhaupt weniger dazu Anlafs bieten, als zu erwarten wäre, weil *sune* : *wune* einerseits, *sǭn* : *dǭn* andererseits stereotype Bindungen waren, die sich ihm daher vor allem einstellten; dann mag er die Vorstellung gehabt haben, dafs seine Lautung etwas Provinzielles sei, das

besser gemieden wird. Es scheint nämlich, wie wir sehen werden, dafs die Längung des *ŭ-* vor *n* nicht so allgemein war wie sonst. Bei Eigennamen mochte er sie sich am ehesten gestatten, weil sie überhaupt freier behandelt wurden und nicht so sehr der Tradition unterworfen waren. Vielleicht wirkte noch anderes mit; das wird schwerlich je völlig aufzuhellen sein. Sicher scheint mir aber, dafs der Thatbestand auf keine andere Weise befriedigend zu erklären ist, dafs wir also an der Dehnung des *ŭ-* zu *ǭ* auch in dieser Stellung nicht zweifeln dürfen.'

Da die im ganzen doch vereinzelten Reime *u-* : *ǭ* sich, wie wir sahen, durchaus befriedigend als quantitativ ungenaue, aber als qualitativ annähernd oder völlig richtige Reime erklären lassen, so ist nicht der mindeste Grund vorhanden, eine Dehnung des me. *u-* zu *ǭ* für unser Denkmal anzunehmen. Dasselbe gilt aber auch für die späteren Denkmäler, in denen die Verhältnisse ähnlich liegen, nur mit dem Unterschiede, dafs sich *u-* : *ǭ*-Reime hier zum Teil häufiger finden, dafür aber auch *u-* nicht selten mit *u* (in geschlossener Tonsilbe) gebunden wird, was doch wiederum mit Sicherheit auf die Erhaltung des me. *u-* deutet. Es ist daher nicht nötig, auch für die übrigen Denkmäler die sämtlichen *u* und *ō*-Reime nach den Luickschen Sammlungen aufzuführen. Wir wollen nur die umfangreichen Denkmäler, weil sie sichere Handhabe zur Beurteilung bieten, einer kritischen Erörterung unterziehen.

Der dem Cursor Mundi zeitlich nahestehende, aber jedenfalls weit südlichere Psalter mit ca. 6500 Versen hat bei häufigen Selbstreimen von *u-* und *ǭ* vor *n* (20 bezw. 5) keinen einzigen Reim von *u-* : *ǭ*, wohl aber einmal *u-* mit *u* in *mon* : *kun* (ae. *cunnan*) gebunden, was doch auf kurzes *u-* deutet. Auch vor *m* findet sich nur ein einziger *u-* : *ǭ*-Reim (*dōme* : *come*) gegenüber 20 Selbstreimen von *ǭ*. Vor *d* ist *u-* dreimal mit *ǭ* gebunden, doch ist zu beachten, dafs es auf *wode* kein Reimwort mit *u-* gab. Selbstreime von *u-* sind nicht vorhanden, auch kein Fall von *u-* : *u* (s. oben beim Cursor Mundi). Diesen Thatbestand erklärt Luick § 450 folgendermafsen:

'Das Material ist wohl spärlich, indes bei der Genauigkeit der Reime ausreichend. Danach ist *ŭ-* zu *ǭ* geworden vor *m* und *d*, dagegen vor *n* vermutlich *ŭ* gewesen, obwohl völlige Sicherheit keineswegs zu erlangen ist. Denn dafs keine Bindungen von *ŭ-* und *ǭ* vorliegen, kann dieselben Gründe haben wie beim Cursor Mundi (vgl. § 444), und der wirkliche Hinweis auf Kürze, der Reim *ŭ-* : *ŭ*, ist vereinzelt. ... Übrigens ist zu beachten, dafs der Dichter stark in südlicher Reimtradition befangen ist, wie aus den nicht so seltenen *o*-Formen für ae. *á* hervorgeht, die seinem Dialekt völlig fremd waren (§ 97). Vielleicht sind die wenigen Bindungen von *ĭ-*, *ŭ-* mit *ĭ*, *ŭ* derselben Ursache entsprungen und *ę̄*, *ǭ* für *ĭ-* *ŭ-* deswegen so selten, weil sie jener Tradition widersprachen. Bei den vier Belegen für *ǭ* glaubt man zu merken, dafs der Dichter bei seinem engen Anschlufs an das Original sie nicht wohl vermeiden konnte. Wenigstens war ihm *wode* in allen drei Fällen durch das Original gegeben, und ein Reimwort mit *ŭ-* stand kaum zur Verfügung.'

Nordenglische Homilien, ca. 4300 Verse. Wiederum vor *n* kein *u-* : *ǭ*-Reim, obwohl *u-* dreimal und *ǭ* häufig im Selbstreim steht. Vor *m* ist *u-* : *ǭ* viermal gebunden gegenüber einigen Selbstreimen von *u-* und *ǫ*. Auf kurzes *u-* aber deuten (jedenfalls nicht auf *ǭ*) die Reime *bouxom* : *com* und *Chapharnaume*: *gume*, wie wir früher bei Erörterung der Quantitäten ausgeführt haben. Bindungen von *u-* vor *v* und anderen Konsonanten fehlen nach Luick, der auch für dieses Denkmal Dehnung des *u-* zu *ǭ* in *come* und trotz mangelnder Reime mit *ǭ* sogar in *sone, wone* annimmt.

Nordengl. Legendar reimt *u-* : *ǭ* vor *m* elfmal, während sich vor *n* keine solchen Reime finden, obwohl die Selbstreime von *ǭ* vor *n* wieder zahlreich sind. Vor *k* findet sich nur einmal *wuke* : *bōke* (in *H*, bezw. *tōke* in *T*), vor *r dore* : *stōre* : *fōre*. Luick schliefst daraus, dafs Längung des *u-* vor *m* anzusetzen sei, nicht so deutlich erweislich vor *k* und *r*, aber gewifs nicht zu bezweifeln, vor *n* dagegen müsse wohl Kürze gegolten haben. Indessen dafs auch Kürze vor *m* gegolten hat, beweisen die öfteren Reime *cum* : *dom* ('stumm') in unserem Denkmal, da ae. *dúmb* im Mittelenglischen entweder *doúmb, doúm* mit erhaltener Dehnung oder *domb, dom* mit langem *m* (flektiert *dombe, domme* Gen. a. Ex. 2821) durch Kürzung ergab.[1]

Um diese doch unanfechtbaren Reime von *u-* : *u* zu beseitigen, konstruiert Luick ein me. flektiertes *dume* (mit kurzem *m*), das sich nach dem Muster des so häufigen Typus wie *sum̄, tam* gegenüber *sume, tame* gebildet und dem unflektierten *dum̄* zur Seite gestellt habe.

Auch vor *n* ist in unserem Gedicht fünfmal *u-* mit *u* gebunden, einmal auch *sun* : *felūn*. Sehr bemerkenswert ist auch, dafs sich keine Reime mit *u-* vor *v* finden; es zeigt dies wiederum, wie verschieden die Reimtechnik bei den einzelnen Dichtern ist.

---

[1] Die Kürzung in me. *dom* (ae. *dúmb*) ist nicht mit Luick und anderen durch die Assimilation von *mb* zu erklären, da mittelenglisch neben *doúmb(e)* auch *doúm* gilt (vgl. ne. *climb* mit *ī* trotz assimiliertem *b*) und auch vor erhaltenem *mb* sich oft die Kürze (*dombe*) findet. Entweder ist die Kürze vor *m* eingetreten, wie in me. *thŏme, crŏme, scŏm* (Me. Gramm. § 54, Anm. 1. 2), oder nach Mafsgabe von *lamb lómbe, lang lónge* (Me. Gramm. § 58, Anm. 2).

Göttingen. L. Morsbach.

(Schlufs folgt.)

Uno livro de sorti de papa Bonifacio.

(Berner Codex 473.)

Ein italienisches Losbüchlein.

Das hier mitzuteilende Losbüchlein, welches die ersten vierzehn Blätter des Manuskriptbandes Nr. 473 der Berner Stadtbibliothek einnimmt, ist ein Ausläufer jener mittelalterlichen *Sortes Sanctorum,* die dazu dienen sollten, in zweifelhaften Fällen Gottes Willen und das Thun der Menschen aus zufällig aufgeschlagenen Bibelstellen zu bestimmen. Derartig aus den Psalmen, Propheten, Aposteln und Heiligen geschöpfte Orakel, welche den antiken, Homer und Virgil zugetrauten Ratschlägen entsprachen, schmeckten freilich etwas nach dem Heidentum, weshalb sie von der Geistlichkeit nur bedingt gebilligt wurden. S. Augustin zum Beispiel möchte sie auf die Dinge der Ewigkeit beschränkt wissen und verdammt ihren Gebrauch zu irdisch nichtigen Zwecken; immerhin sind sie ihm lieber als Dämonenzauber. Auch der h. Gregor von Tours erzählt, ohne sich weiter darüber aufzuhalten, vom wunderbaren Eintreffen solcher Weissagungen, die sich Persönlichkeiten in kritischer Lage entweder selbst oder unter Mitwirkung des Klerus erbeten hatten. Wir haben das nicht weiter zu verfolgen.[1] Andererseits begegnet man wiederholter Verwerfung der gefährlichen und nur zu leicht in krassen Aberglauben ausartenden Gewohnheit durch kirchliche Konzile, beginnend mit dem von Vannes im Jahre 462. Abgesehen vom demoralisierenden Einfluſs eines willkürlich interpretierten und jegliches unbefangene Handeln lähmenden Spruches,

---

[1] Vgl. Du Cange, Artikel *sortes sanctorum*; Encyclopédie, Art. *sorts.*

liegt es auf der Hand, daſs bei Vernachlässigung der ursprünglichen Vorbereitung durch Fasten und Gebet sich unschwer volkstümlicher Hexenspuk den naiven Losungen untermischen konnte. Erfreut sich doch noch heute vielfach der Böse des gröſsten Kredits als Wahrsager und Wunderdoktor!

Minder unheimlich verhält es sich mit einer weiteren Abart der *Sortes,* welche zu einem ziemlich einfältigen Ratgeber der Unmündigen verflachten.[1] Hier werden nicht mehr die heiligen Schriften, sondern eigens zu diesem Behufe verfaſste Spruchsammlungen oder Frage- und Antwortbogen konsultiert, die um keine Auskunft verlegen sind. In diese Kategorie gehören vor der Zeit des Bücherdruckes, der — wie wir noch sehen werden — gleich anfangs sich dieses populären Artikels bemächtigte, zwei bekannte und bereits veröffentlichte Texte in lateinischer und in provenzalischer Sprache.[2] Der Herausgeber weist letzteren der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu, während er nicht ungeneigt wäre, ihre gemeinsame Quelle weit zurückzudatieren, ja sie vielleicht mit einem von der Kirche für apokryph erklärten und von Papst Gelasius an einem römischen Konzil des ausgehenden 5. Jahrhunderts erwähnten Buche 'qui appellatur sortes apostolorum' zu identifizieren, was natürlich dahingestellt bleibt.[3] Obgleich nun die einzelnen Sprüche beider nahe verwandten Texte keineswegs aus der Bibel stammen und einen nur oberflächlichen religiösen Charakter tragen, so sind sie doch am Anfang wie am Schluſs als Apostellose bezeichnet.[4] Sie bestehen

[1] So heiſst es in einem französischen Drucke des L'esprit Laurens, Livre de passe temps (etwa 1528): 'Cy est la fin du passe temps de la fortune des dez au quel sont donnees subtillement par calculation responses a vingt folles questions ou demandes que communement font simples gens' (Notiz in Brunet, Manuel du Libraire V, 493). Das Orakel ist hier also ein Zeitvertreib für einfache Leute genannt.

[2] Beide herausgegeben von Félix Rocquain, Les Sorts des Saints ou des Apôtres (in der Bibliothèque de l'École des Chartes XLI. 1880), und Chabaneau, RevLR 1880.

[3] Rocquain S. 463.

[4] So z. B. am Ende (S. 474): 'Aiso so las sortz dels sanhs apostol(s), que ja no falirau; per aiso pregua Dieu, e auras so que cobezeias' (resp. 'Hæ sunt sortes sanctorum quæ nunquam falluntur nec mentiuntur, id est Deum roga, et obtinebis quod cupis').

aus 57 — in der lateinischen Version sind es blofs 56 — selbständigen Sentenzen; im übrigen werden sie durch ein längeres Gebet eingeleitet, worin Gott um Lenkung der Lose nach seinem Sinne angegangen wird.[1]

Das italienische Exemplar, das wir hier bekannt machen, ist ein Losbüchlein gleicher Gattung. Von einer direkten Beeinflussung ist aber nicht die Rede; Anlage und Gedankengang sind durchaus verschieden und origineller Natur, positiver und vielseitiger der systematisch geordnete Stoff. Zunächst erscheint das religiöse Moment wesentlich abgeschwächt. Die Einleitung spricht vom *livro de sorti de papa Bonifacio* (was übrigens sicher nur geschehen, um dem Werklein ein gröfseres Ansehen zu geben), der Schlufs nennt es ein *liber sortium astrologiæ*; vorn also segelt es unter gut katholischer Flagge, während man zur Reklame ein spannendes Explicit nicht verschmähte. Ferner übergeht der Eingang, der die Gebrauchsanweisung schwerfällig genug giebt, jegliche Anrufung des Himmels oder Ermahnung zu etwaigen Bufsübungen vor Befragung des Orakels. Es ist ja möglich, dafs Fasten und Gebet stillschweigend vorausgesetzt waren — und das um so eher, als der Besitzer des Buches einst wohl Klosterschüler gewesen —; doch bleibt dieser Mangel bei einem Texte, der sonst den Eindruck der Vollständigkeit macht, immerhin bedeutend. Auf den letzten Leiter der menschlichen Geschicke wird kaum verwiesen, noch in Furcht und Zweifel Gottvertrauen empfohlen. Meist regiert Fortuna, aber nicht immer ist sie blind; wohl geht es manchmal unverdient zu, aber häufiger liegt der Mensch, wie er sich selbst gebettet. Das ist — wenn wir mit schwerem Geschütz auffahren dürfen — die Philosophie der

[1] Der lateinische Text hat dazu folgenden feierlichen Eingang, welcher dem Ganzen einen christlichen Stempel aufdrückt: 'In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti, et in nomine summæ et individuæ Trinitatis. Incipiunt sortes sanctorum Apostolorum, quæ nunquam fallentur nec mentientur. In ordine sortium est consuetudo, quod si illas aliquis interrogare voluerit, triduo jejunet cum pane et aqua, et tertia die omne Officium Sanctæ Trinitatis psallat, et expleta Missa, cum magna humilitate orando et lachrymando, a sortibus petat quidquid necesse fuerit: Pater noster' (S. 465). Demnach thut dem Losenden eine ernste religiöse Weihe not.

Weissagungen. Mit der Sterndeuterei sieht es also nicht gefährlich aus, dazu ist der Gehalt zu wässerig. Die Mehrzahl der Sätze ist von nicht zu leugnender Banalität. Nicht nur entbehren sie gar zu oft des stimmunggebenden Halbdunkels, das man doch in Prophezeiungen mit Recht erwartet, sondern man stöfst auch wunderselten auf eine gefällige Einkleidung des Gedankens in die poetische, bilderreiche Sprache des Volkes. Ausnahmen bestätigen die Regel. Dagegen ist dem Verfasser ein gewisser gesunder Witz nicht ganz abzusprechen, der mitunter sogar einen Anflug von Ironie zeigt. Manchmal drückt sich das personifizierte Orakel in subjektiver Form aus.

Der Inhalt zerfällt in 18 Abschnitte zu 18 numerierten Antworten auf ebensoviele Fragarten, die ein vorstehendes Verzeichnis angiebt. Diese Rubriken, welche das Material klassifizieren, sind eine Neuerung im Vergleich zu den oben genannten Denkmälern, welche ihrer schon der Kürze halber nicht bedurften. Die einzelnen Abschnitte (resp. Fragarten) haben Überschriften, denen ich keine symbolische Bedeutung nachweisen kann. Sie lauten verdeutscht: Pferd (behandelt das Glück), Schaf (Aussicht auf Erfolg), Bärin (eheliche Treue), Hahn (Lebensdauer), Mond (Kindersegen), Hirsch (in welchen Verhältnissen jemand stirbt), Ochs (Zahl der Gattinnen), Stern (Teuerung oder Überflufs), Skorpion (die rechte Zeit zum Wandern), Löwe (Ausgang eines Wunsches), Drache (Recht oder Unrecht), Königin (Gradmesser ehelicher Liebe), Wolf (Freundestreue), Aal (Ausgang einer Krankheit), Schlange (Sieg oder Niederlage), Igel (Vermögensverhältnisse), Fuchs (Krieg oder Frieden), Hund (guter oder schlimmer Zeitgebrauch). So sagt das Register; im weiteren sind aber nicht etwa alle Antworten auf eine bestimmte Frage beisammen zu finden, sondern jeder der genannten Abschnitte enthält je eine davon in gewisser Reihenfolge: immer die erste Nummer des Kapitels bezieht sich auf die betreffende Angelegenheit, während die folgenden, das Register rückwärts durchlaufend,[1] den übrigen Wunschgattungen entsprechen; so pafst denn auch immer die

[1] So antworten z. B. im Spinoso die Sätze der Reihe nach auf die folgenden Stichwörter: 1 Spin, 2 Serp, 3 Ang, 4 Serp, 5 Reg, 6 Drag, 7 Lio, 8 Scorp, 9 Stel, 10 Boe, 11 Cerv, 12 Lup, 13 Gal, 14 Orsa, 15 Mont, 16 Cav, 17 Cane, 18 Volpe.

letzte Antwort eines Abschnittes zu derselben Frage, wie die erste des nächstfolgenden (wenn man sich an die in den Fragen beobachtete ursprüngliche Anordnung hält). Diese Kombination aber blieb Geheimnis des Erfinders; während es dem Uneingeweihten, welcher der Gebrauchsanweisung[1] folgte, gewifs wunderbar vorkam, dafs die Antwort nie neben die Frage traf, sondern stets einen halbwegs vernünftigen Sinn gab. Natürlich leistete hier das bei den eigentlichen Apostellosen übliche zufällige Aufschlagen einer Stelle keinen Dienst mehr, sondern man brauchte zu ihrer Benützung andere Hilfsmittel. Unser Wahrsager bedient sich der Würfel: der bekannten drei Würfel des in Italien allbeliebten Zaraspiels, woher Dante im Anfang des VI. Gesanges des Fegefeuers ein lebendiges Gleichnis und die Giottesken das Vorbild für die um den Mantel Christi losenden Söldner genommen. Dafs unser Text gleich anfangs dafür berechnet war, bezeugt schon die durchgängige Gruppierung der 18 Paragraphen zu 18 Nummern als der höchsten erreichbaren Punktzahl.

Über den Ursprung dieser Lose verrät uns ihr Inhalt wenig: Die Landschaft, welche entrollt wird, ist italienisch. Viehzucht, Wein- und Ölbau sind im Vordergrunde des Interesses, aber auch der Handel mehrt den Wohlstand der Bewohner. Man verspürt keinen Meergeruch, und von Schiffahrt ist nicht die Rede. Dafs beständig Krieg gewittert wird, ist für die Zeit nicht auffallend; er und die Teuerung sind der Schrecken der Leute. In solcher Lage ist Herrendienst nicht zu verachten; der Wohlthäter soll bald von Westen her kommen, bald irgendwo gen Morgen hausen. Damit kommen wir nicht weiter, als eben zum nicht unerwarteten Resultat, dafs Italien die Heimat des Losbüchleins ist. Wir haben keine Übersetzung, auch nicht aus dem Lateinischen, vor uns. Ein geistlicher Verfasser hätte seinem 'Vademecum' eine ausgeprägte kirchliche Tendenz nicht vorenthalten, gerade am wenigsten, wenn es für das Volk bestimmt

[1] Diese verlangt, dafs man drei Würfel werfe und im Inhaltsverzeichnis, bei der gewünschten Kategorie beginnend, die gewürfelten Augen abzähle; man gehe dann zum Abschnitt, auf den die erreichte Nummer verweist, und zähle dort von neuem dieselben Augen ab. Langt es im Verzeichnis nicht zur Abzählung der Augen, so geht man vom Schlufs zum Anfang zurück und fährt hier fort.

war. Auf keinen Fall hat, wie der Titel glauben machen möchte, ein Papst Bonifacius das Geringste damit zu schaffen.

Der handschriftliche Band, der uns den Text überliefert, gehört ins 15. Jahrhundert. Er enthält Alain Chartiersche Gedichte, eine Übersetzung der Sprüche Catos und ein paar weitere französische Poesien, wozu noch eine Menge vereinzelter Sentenzen aus den heiligen Schriften und lateinischen Autoren kommen, Recepte zu Arzneien, Reimspielereien,[1] des Jahres Unglückstage und Andachtsübungen vor dem Messelesen. Manches gemahnt an Schulexercitien. Der unbekannte Sammler war wohl Kleriker oder besuchte wenigstens eine geistliche Anstalt; da er mehrere Verse auf das Leben und den Tod eines 'reverendi patris et domini Guillelmi Gebennensis episcopi' mitteilt (oder gar selbst verfaſst hat),[2] so darf man vielleicht Genf als seinen Wohnort vermuten.

Das Losbüchlein, das im Manuskript den Reigen eröffnet, ist nicht sein geistiges Eigentum, sondern bloſs eine ziemlich oberflächliche Abschrift einer vielleicht schon kopierten Vorlage.[3] Der Skribent hat die gestörte Reihenfolge ihrer Blätter belassen und nicht einmal geruht, die Angabe der Blattnummern im Inhaltsverzeichnis der Sachlage seines Textformates anzupassen.

---

[1] Hier eine hübsche Eſsregel zur Probe:

[fol. 66a] Dum manducatis, { ilarem vultum tenea / mensa recte sedea / mapam mundam tenca / inopi dare studea / cultrum non ferro palpe / ne scalpere cavea / rixas murmur fugia / sputum non eicia / aliis partem tribua } tis. { cum convivis tacea / morsum a lance gera / bene ma[n]ducando tera / post[e]a plus abstinea / cultro sal suscipia / ad edendum non peta / nec depositum capia / nunquam vel raro cante / domino grates reffera }

[2] Diese Verse finden sich auf fol. 92a. Es folgt als Muster der dritte und letzte:

Dormit in hac requi / Istius ecclesi >e — Guillelmus episcopus o / cui fecit redde[re] po >lim
Quam Cesar siqui / Sed revocavit i >dem — comiti promiserat an / per eum papa median >te.

Der Genannte muſs Guillaume III de Lornay sein, welcher am 31. Oktober 1408 verschied.

[3] Es ist noch zu sagen, daſs das Papier unseres Textes ein besonderes Wasserzeichen hat; dagegen scheint mir der Schriftcharakter auf fol. 92a sich vom unserigen kaum zu unterscheiden.

Ob er die Urschrift stets verstanden, ist oft fraglich; ebenso, bis zu welchem Grade die Kopie ihre Sprache getreu wiedergiebt. Wie das Denkmal vorliegt — und ich es hier unverändert mitteile — zeigt es verschiedene Besonderheiten in Laut- und Formverhältnissen, die aber nicht beharrlich durchgeführt sind. Folgende Charakteristica seien kurz erwähnt:

Die Diphthonge *ie* und *uo* finden sich nur vereinzelt.

e für *i* zeigen *comenza* Luna 16, *come[n]zando* Einlg., *comenzamento* Gallo 7, *conseglio* Spin 4, 15, *conseglote* Orsa 14. Im Hiatus beharrt *e* in *deo* Scorp 6, Reg 1, *eo* Serp 8, Cervo 10 etc. (neben *io* Drago 9, Serp 13).

Ähnlich treten mit *o* für *u* auf *poncto* Scorp 17, *longa* Luna 2, Gal 1; im Hiatus *boe* Einlg., Boe, *toa* Cav 1, Boe 7, *toe* Luna 6, *soa* Cane 13, 16, Boe 12 etc., *doe* Volpe 11, Serp 11, Spin 10, Gal 16. Dagegen findet man *u* in *bursa* Volpe 9, *culpa* Drago 10.

Die Wiedergabe der unbetonten Vokale entbehrt sorgfältiger Reinheit.

Auslautendes *e, i, o* sind nicht in besonders hohem Grade abgefallen, hingegen zeigt sich hier eine Bevorzugung des klangmatten *e*, so namentlich in der Verbalflexion bei der zweiten Person Singularis. Bemerkenswert sind die Imperative *movete* (2. P. Sg.) Lupo 5, Spin 8, Mont 12, Orsa 13, Luna 15, *contende* Volpe 7, *credelo* Can 9, *parte* Reg 16. Überdies ist der Kopist mit dem vokalischen Wortauslaut auf gespanntem Fufs: das gilt wohl für *largamenta* Scorp 15, *largamento* Lupo 17, *dritamento* Mont 9 neben sonstigem *-mente*; *senzo* Drago 2, *zenze* Mont 11 neben *senza* Reg 16. Ihm schreibe ich auch die vereinzelte Schwächung des tonlos auslautenden *a* zu *e* zu:[1] *la parolle* Reg 16, *speranze* Scorp 13 (ist wahrscheinlich doch Singularform), *persone* Gallo 17, Cervo 1, *une moglie* Mont 4, *le speranza* Volpe 17, *elle* (sonst *ela, ella*) Cav 8, Boe 14, Serp 15, Orsa 10, Cervo 13, *gabe* Stella 14 (3. P. Sg. Ind. Präs.), und die Imperative *pense* Stella 4, *chamine* Stella 18. — Auffällig sind

[1] Es darf aber ja nicht alles, was ans Französische erinnert, auch dafür genommen werden; bekanntlich nähern sich die norditalienischen Dialekte in mancher Hinsicht den lautlichen Verhältnissen der Schwestersprache, auch des Provenzalischen.

puro (= nur) Lupo 7 und *pura* Lione 11 (= auch), Lione 12 (= doch), Drago 1, Volpe 7 neben *pur* Volpe 18, Boe 11, Lione 9, 11 und *pure* Cane 2. Bekannt ist *como* Einlg., Cav 10 etc. und *com'* Cervo 8, Gallo 5; *contra* Cane 4; *qualunqua* Scorp 1 und, um es hier zu bringen, *cha* (= quam) Cane 14, Drago 18, Reg 10, Ang 17 etc.

Synkope bei Proparoxytonis zeigt *metre* Orsa 5, *vivre* Luna 2. In *femene* Cav 15, Drago 7, Cane 12, *femena* Cane 5 etc. ist der tonlose Vokal *e* geworden; aber *homini* Scorp 7, *richissimo* Volpe 2, *grandissimo* Cane 4 etc.

Vortoniges *e* ist zäher als im Schriftitalienischen: *segnore* Stella 8, Drago 11, Cervo 6, *neguna* Ang 3, Spin 14, *neuna* Lione 14 (neben *niuno* Drago 2, Cervo 9), *remarà* Cane 17, *reincresserà* Mont 14; *demandi* (Einlg.) wechselt mit *dimandi* (Einlg.) und *domandi* Cane 2 etc., so auch die Präposition *de* mit *di*; *ventura* Cav 1, Volpe 17 etc., *aventurato* Mont 2, Einlg. haben *vintura* Stella 8, Ang 13, Orsa 3 neben sich, *megliori* Cane 14, *megliore* Gallo 13 ein *migliore* Stella 16, *migliorerai* Einlg., Lione 11. Ursprüngliches *i* dagegen giebt mitunter *e* bei *dis* und *in*: *desordinato, desordinatamente* Reg 7, *despiacesse* Gallo 2, *deshonnore* Luna 14; *en bono stato ma no in bello* Stella 3, *enganerebe* Lupo 1 neben *ingana* Scorp 15, *encresserebe* (*'ncresserebe*) Orsa 1 neben *incresseria* Mont 15; merke noch *menute* Reg 12 und *inrechire* Orsa 6 (aber sonst *inrichiresse* Scorp 12 etc.).

Tonloses *u* zeigen abweichend *cusì* beständig, und vereinzelt *volunteri* Lupo 2 (aber *volonteri* Lupo 1), *conusuta* Luna 13; *oderesti* Luna 1 hat umgekehrt *o*.

Im Futur ist der Charaktervokal *a* oft beibehalten: *induxiarasse* Stella 10 (neben *indusierà* Lio 12), *lasarà* Serp 10 (neben *laserà* Spin 11), *camparà* Lio 7, *contentarai* Spin 10, *apagarai* Gal 18, *capitarai* Cervo 5 (neben *capiterai* Einlg. etc. und *capitirà* Boe 12). Zweifelhaft scheint mir, ob wir es mit einem lautlichen Vorgang zu thun haben bei Formen wie *vivirà* Volpe 14, Cane 15, Boe 4, Lio 7, Ang 11, Spin 13, Cervo 3 (neben *viverà* Einlg., Cav 16, Drago 8, Lupo 10, Serp 12, *vivrà* Stella 5), *vincirà* Einlg., Cav 5, Boe 11, Stella 12, Mont 6 (neben *vincerà* Cane 4, Drago 15, Lup 17 etc.), *reincressirà* Lup 7 (neben *ren-*

cresserano Orsa 17). Merkwürdig sind endlich *sirà* Spin 18, *sirano* Boe 16 (neben *serà* Scorp 11, Drago 13 etc., *sarà* Stella 1, 10 etc.), *virà* Cav 10, Drago 2, Cane 9, Spin 1, Gal 13, Cervo 6 etc., *viranote* Luna 14 (neben *verà* Einlg., Scorp 18, *averà* Cervo 15).

Auch der Konsonantismus bietet vereinzelte dialektische Eigentümlichkeiten: *lj* entspricht *j* (das bei vorangehendem unbetontem *i* verschwindet) in dem häufigen *fiolli, fioli* (nur *figlloli* Orsa 17, *figloli* Luna 1) und in *voja* Gallo 18; aber sonst ausschliefslich *meglo, moglie, conseglio* etc.

c, t, p sind stimmhaft geworden in *fatiga* Volpe 7, *afatigar* Stella 7, *afatigi* Stella 9. *drago* Drago, *pegore* Reg 12, *seguro* Stella 18, *seguramente* Scorp 1, *segondo* Ang 15, *segonda* Ang 8, Gal 16 (*seconda* Spin 10); *durdi* Volpe 10, *maladia* Cav 16, *afadigirai* Orsa 12; *savere* Einlg. (neben häufigem *sapere* Einlg.). Mediæ sind erweicht in *crezi* Stella 9, *livro* Einlg. Dagegen haben den stimmlosen Laut *secreto* Drago 14, *schombrare* Scorp 14. Orthographisch ist zu bemerken, dafs *ch* als Guttural auch vor den dunklen Vokalen erscheint (*chavallo, dicho, chusì*), während mitunter *g* vor *e, i* auch ohne *h* den velaren Laut bezeichnet (*apagerai* etc.).

ce, ci entsprechen *cellatamente* Cane 16, *cervo* Einlg., *certo* Cav 2, 17, Cane 9 etc., *vincirà* Einlg. etc., *pace* Einlg. etc., *amici* Cane 6, Lup 3, Boe 9, *medici* Volpe 4, und andere; dazwischen einmal *chusina* Luna 3. — *cj, tj* entsprechen *zo* Einlg., *faza* Drago 16, *piaca* (ç) Reg 2, Gallo 14, *oltrazosamente* Cane 11, *lignazo* Ang 3, *viazo* Ang 11, *acomenzato* Scorp 10, *aconza* Scorp 14, *aconzare* Ang 1, *incomenzato* Drago 12. Da in *facia* Einlg., *malicia* Lione 7, *divicia* Einlg. etc., *vicio* Drago 6, *Bonifacio* Einlg., *graciosa* Luna 5, *operacione* Cervo 7, *intencione* Cervo 15 das *c* wohl *z* bedeutet, so könnte das auch in den erstangeführten Wörtern der Fall sein. *razone* Ang 4, Gallo 12, Luna 13 schreibt sich ebenfalls *rasone* Cav 9, Volpe 7, Cane 8, Scorp 17 etc. und *raxone* Orsa 11. Dem gleicht graphisch *paleze* Gallo 12, *pallese* Cervo 14, *palexe* Mont 10; *x* für *s* zeigen noch *induxiarà* Stella 10 (*indusiare* Stella 16), *spexe* Cane 3, *naschoxo* Lupo 1, *indusiaraxe* Lione 14. — *sc* entspricht *s* (*ss*) in *nasesti* Stella 11, *incresseria* Mont 15, *tradisse* Orsa 9, *for-*

nise Orsa 14, *finisse* Einlg., *conosse* Volpe 7, *conosute* Gallo 5.
j, ge, dj verhalten sich folgendermaſsen: *zamai* Lio 13, *zovisdì* Lupo 5, *zoventute* Cav 6, *zoverà* Cervo 5, *zova* Ang 4, Spin 7, *mazo* Cervo 17, *mazor* Lupo 15, *pezo* Lupo 15, *pezore* Lupo 4 (*pegiore* Cervo 18), *j* hat *juste* Boe 16; *gente* Ang 15, *pianzerà* Lupo 15, *mezo* Lupo 10, *manzare* Orsa 13, Gallo 1, *vezo* Gallo 14.

g für *gu* in *garda* Boe 12, *gardi* Reg 1, *gardate* Reg 4, 13 neben *guarda* Mont 7, *guardi* Orsa 6 ist vielleicht nicht ursprünglich.

Auslautend *n* ist bei *non* auch in abhängiger Stellung bisweilen ausgefallen, wobei *no* vor Vokal seinen eigenen aufgeben kann (*n'*). — Die Gruppe *nd*, durch Abfall des Endvokals auslautend geworden, ergiebt für *grande* öfters *grant*: *grant suffrenza* Volpe 1, *grant pace* Cervo 8, *grant prode* Volpe 8, *grant vituperio* Cane 13; *quando* ward *quan* in den Antworten zum Scorpion: *quan te piace* Volpe 9 etc. Als Zeichen eines Nasalvokals erkläre ich mir die Schreibung mit *m* in *bem te vole* Volpe 15, *bem t'e fato* Reg 3, und in dem seltsamen *gram*: *gram seno* Drago 15, 16, *gram guerra* Gallo 6, Mont 4, *gram divicia* Mont 13, *gram speranza* Orsa 12, *gram charo* Boe 18, Lio 3, *gram bene* Spin 5, *gram torto* Gallo 8, *gram dignitate* Cervo 2 (so finden wir auch *amguille* Boe 10 geschrieben).

Endlich sei noch erwähnt, daſs in betreff der Doppelkonsonanz Willkür herrscht: *pienna* Volpe 9, *malle* Volpe 13, *lialle* Einlg., *dona* Boe 3, *n'averà* Volpe 16 u. s. w. Latinismen sind *puncti* Einlg., *fructa* Lio 3, *poncto* Scorp 17, *nocte* Drago 2, *tracto* Reg 18, *aspecta* Luna 16; *cum* (= mit) neben *com* und *con*; *h* in *ha* Boe 11, Stella 15, *habii* Volpe 9, *talhora* Volpe 17, *homini* Scorp 7, *honore* Spin 6 etc., *septimana* Cav 11. *dampno* Scorp 11, Reg 11, Mont 4, Luna 14 zeigt Einschub des *p*.

Zur Nominalflexion erwähne ich die Pluralendung *-e* für Feminina der lateinischen dritten Deklination, wie sie sich in unserem Text vereinzelt findet: *le parte* Scorp 11, Mont 4, Gallo 6, *le gente del mondo* Gallo 17, *le toe operacione* Luna 6, Cervo 7; *le femene sarano megliore* Lupo 9, *de le pezore* Spin 14, *le grande* (sc. *cosse*) Gallo 10.

Für den männlichen Artikel der Einzahl findet man *lo, el, il*: N. *lo compagno* Volpe 5, *lo amico* Cav 7, *el camino* Stella 18,

el fato Scorp 14, *il papa* Orsa 5; A. *lo torto* Stella 16, *el torto* Lio 18, *il torto* Orsa 11, *lo tempo* Drago 12, *el tempo* Cane 1, *il tempo* Volpe 18.

Vom persönlichen Fürwort ist zu notieren: I. *eo* Serp 8, Gallo 14, Cervo 10 neben *io* Drago 9, Serp 13. — III. *ello* Cav 5, Cane 4, Boe 2, *eglo* Mont 6, *egli* Volpe 14, Boe 4, *el* Cane 4, Boe 11, 13, *e* Ang 2, Serp 2; im tonlosen Dativ *gli* Volpe 12, Scorp 6, *glie* Cane 4, *je* Volpe 4, Luna 10, *li* (m.) Boe 13. Neutral *lo* Volpe 7, 13 etc., *el* Reg 3, Spin 14, *ello* Spin 7, Mont 15. — *mi, ti, si* und *me, te, se* sind durcheinander betont und tonlos verwendet. Das norditalienische Verhalten zeigen: *como ti* Scorp 16, *per ti* Gallo 4, Luna 6, *a ti* Cervo 7, *si stessa* Lione 17, *a si medesmo* Cervo 12; *te demanda* Einlg., *te basta* Cane 3, *dicote* Boe 4, *volte* Volpe 6 etc.

Das Possessivpronomen hat neben den toskanischen noch folgende mundartliche Formen: *to* Cav 7, Cane 18, Gallo 3 etc., *so* Luna 10, *toa* Cav 1, Boe 5, 7, *soa* Cane 13, 16, Boe 12; *toi* Lupo 8, 13, *soi* Scorp 12, Drago 16, *toe* Luna 6.

Aus der Verbalflexion ist die zweite Person Singularis auf *e* für *i* bereits erwähnt. Hier kommt noch der Kondicionalis in Betracht: die Endung *-esti* wechselt mit *-essi, -esse* in der 2. P. Sg., z. B. *staresse* Scorp 5, *faresse* Boe 14, *inrichiresse* Scorp 12, *moveresse* Ang 6, *averessi* Scorp 8, *seressi* Reg 1, *desfaressi* Spin 7; aber *perderesti* Orsa 2, *oderesti* Luna 1, *capiteresti* Luna 4. — Der Kondicionalis weist ferner eine mit dem Perfekt *ave* gebildete Form auf: *viverave* Scorp 6, *arichirave* Serp 18, *guarirave* Gallo 9; endlich eine mit dem Imperfekt von 'habere': *incresseria* Mont 15.

Wie aus den vorstehenden Andeutungen zu ersehen, zeigt unser Text ein Gemisch von schriftsprachlichen und mundartlichen Formen, welch letztere nach Oberitalien hinweisen.[1] Einige französische Brocken rühren mutmaſslich vom Abschreiber her. Will man hier sichten, so lassen sich zwei weitere Entstehungsphasen zurückverfolgen, wobei zu entscheiden bleibt, welche von beiden

[1] Zur Bestimmung der Sprache sind die grundlegenden Untersuchungen von Ascoli, Mussafia und Tobler benutzt worden. Einen neuen Beitrag, mit vollständigem Litteraturverzeichnis, liefert E. Keller, Die Sprache der Reimpredigt des Pietro da Barsegapè (Frauenfeld 1896).

die ursprüngliche ist. Doch glaubhafter, als eine doppelte Redaktion, ist wohl die Annahme, daſs wir es mit dem Erzeugnis eines Norditalieners zu thun haben, der sich der Sprache der Gebildeten anzubequemen suchte. Daſs ihm das nur halbwegs gelungen, ist nicht zu verwundern; tagtäglich läſst sich in Dialektgebieten eine solche Zwittersprache beobachten. Unsere Meinung wird überdies durch die Thatsache unterstützt, daſs auffallende mundartliche Züge gröſstenteils vermieden sind, so daſs eine Tendenz zur Nachahmung der guten Schreibweise nicht zu leugnen ist. Die meisten Abweichungen bietet der Lautstand; besonders ist es hier die unsaubere Behandlung der tonlosen Vokale und des Konsonantismus, die schon ein feineres Ohr zur Fixierung von Klangschattierungen verlangen. So erklärt sich auch das Fehlen markanterer Dialektzüge, ohne die eine nähere Ortsbestimmung gewagt erscheinen müſste. Was schlieſslich die Entstehungszeit unseres Denkmals anbetrifft, so mangelt uns ein untrüglicher Anhaltspunkt zu ihrer Ermittelung; doch glauben wir nicht über den Schluſs des 14. Jahrhunderts zurückgreifen zu dürfen.[1] Demnach ständen sich Original und Kopie zeitlich unfern.

Unserem Losbüchlein entging das günstige Los, das bald einem ähnlichen Werke zufallen sollte: Lorenzo Spirito aus Perugia — derselbe, der in Terzinen die Thaten Braccios di Montone und der Piccinini besungen — verfaſste eine Schrift *Delle Sorti* (ca. 1473 in Vicenza gedruckt),[2] welche bald auch

[1] Pio Rajna, der in einem analogen Falle (Romania VII, S. 42 ff.) einen 'gergo tosco-dialettale' (dadurch hervorgerufen, daſs in Oberitalien das Volk, an seinen heimatlichen Dialekt auch in litterarischen Dingen gewöhnt, sich doch der siegreich vordringenden toskanischen Zunge anpassen wollte) anzunehmen vorschlägt, schlieſst das 14. Jahrhundert mit der Begründung aus, erst müsse 'l'uso dell'italiano' allgemein verbreitet gewesen sein, bevor ein ungebildeter Autor sich zur Abfassung seines Werkes der Schriftsprache zu bedienen getraute (a. a. O. S. 44).

[2] Brunet, Manuel du Libraire V, 493 ff. Ich habe es nicht zu Gesicht bekommen; doch stammt es offenbar nicht von unserem Text ab: Lorenzo nennt sich 'di queste sorte lo inventore'; es waren, wie ich lese, zwanzig Antworten in Versen mit zugehörigen Figuren. Unbekannt ist mir auch der *Libro delle Sorti a instantia del Pigro Cerretano,* Florentiæ apud S. Jacobum de Ripoli (c. 1483, vgl. Hain, Repertorium bibliographicum II, 2, S. 339).

im Auslande weite Verbreitung fand. Gedruckt ist auch ein altes spanisches Losbuch: *Libro del juego de las suertes,* Valentia 1528 (Brunet III, 1063). Über die Losbücher in der deutschen Litteratur vgl. Goedecke, Grundriſs [2] I, S. 369 u. 1165.

[1 a] Questo si e uno livro de sorti de papa Bonifacio. E volse
gitare tre(s) dadi. E quanti puncti tu getti, cotanti puncti
aromenerai, come[n]zando al verso de la cossa que tu voi
savere; e quello verso in che finisse el numero, vae a quello,
5. zo e a quello segnalle, al quale te demanda el verso, et in
quella cotalle facia tu comenza de capo adromenare quanti
puncti tu avesti neli dadi; e sel te venisse el numero di
sotto meno, ritorna a compiere quel numero di sopra.
Voi sapere, in che tu sei aventurato, va al chavallo — 1
10. Voi sapere, como capiterai di quello che tu dimandi,
va al montone — 8
Voi sapere, se toa mo*glie* t'e lialle, va a l'orsa — 8
Voi sapere, quanto viverà colui de chi dimandi, va al
gallo — 9
15. Voi sapere, quanti fiolli tu averai, va a la luna — 9
Voi sapere, in che stato morà colui de chi dimandi, va
al cervo — 10
Voi sapere, quante moglie tu avrai, va al boe — 3
Voi sapere, se sarà caro o divicia, va a la stella — 3
20. Voi sapere, quando e buono movere a chaminare, va
al scorpione — 4
Voi sapere, se ti verà fato quelo che tu desidiri, va a
lo lione — 4
Voi sapere si ai ra(i)son o torto di quello che tu dimandi,
25. va al drago — 5
Voi sapere se tua mo*glie* te volle male o bene, va a la
reina — 5
[1 b] Voi sapere, se l'amico to t'e b(i)en lialle, va al lupo — 6

Getreue Textwiedergabe war Regel; eingeführt sind Interpunktion, Apostroph und Accent, ferner die Unterscheidung von *u* und *v*, *i* (*y*) und *j*, endlich die gleichmäſsige Trennung proklitischer und Anlehnung enklitischer Wörter.

3. *aromenerai* (und 6. *adromenare*) dürfte sich durch Umstellung aus lat. ad + numerare (vgl. *armnar* Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 297) erklären. — 6. *comenza* mit reinem Infinitiv verzeichnen Tobler, Panfilo (Archivio glot. X, 252) und Keller, Bescapè § 95. — *de capo*: *de* für *da* findet sich öfter (Ascoli, Arch. III, S. 263). — 12. Ms. *more*. — 24. lat. *sic* und *si* lauten in unserem Text abwechselnd *si* oder *se*. — 26. Ms. *more*.

Voi sapere, se guarirà o morà quello de chi dimandi, va a l'anguilla — 6
Voi sapere, se vincirà colui de chi demandi, va al serpente — 7
5. Voi sapere se inrich(er)irai o impoverirai o perchè, va al spinos*o* — 7
Voi sapere, se sarà pace o guera de quello che demandi, va a la volpe — 2
Voi sapere, se adop[er]erai il tempo tuo in cosse d'uti-
10. lità o in cosse de dampno, e se milorerai o pezorerai, va al chane — 2

Cavallo.

1. La toa ventura e bona, ma altri te la tolle.
2. Certo tempo ai adoperato bene e bene te n'averà.
3. Sarà pace, ma l'una supergirà l'altra.
4. Tu n'averai grande opera d'inrichire daprima, ma possa le. ...
5. Ello non vincirà, ma sarà ben lieto di stare in capitalle.
6. Se la natura l'ajuta que passe zoventute, *si e* percampato.
7. L*o* amico to e ben lialle a te, ma tu no sei a lui.
8. Per te medesmo te poi indicare ch'elle non t'ame. [2a]
9. Tu ai drita rasone, ma altri te la tolle.
10. Virate fato chiaro como stella, se tu li studii franchemente.
11. Non ti movere di questa septimana, ma si de l'altra.
12. Se piove tropo de marzo, quel anno serà charo.
13. Averai tre moglie, salvo se la prima non sta techo vij anni o più.
14. A la fine tu serai in mazor stato che neguno de to[i] antichi.
15. Averai fioli asai, ma pocho te durerano se no le femene.
16. Viverà più de lxx anni, s'el passa *in* xxx anni una maladia che'l averà.
17. Certo ela t'e ben lialle, ma no a rasone e tu lo(y) sai.
18. Capiterane bene per altrui perchazo e per altrui seno.

Volpe. [2b]

1. Per grant suffrenza de l'una de le parte non serà guera.
2. Per essere merchadante sarai richissimo e per altro modo no.

---

6. Ms. *spinosa*.

3. *l'una .. l'altra*: sc. *parte*? — *superg[h]i[e]rà* gehört wohl als Dialektform zum Verbum *superchiare* = überlisten (vgl. Salvioni, Arch. XII, S. 436). — 4. Ms. *opora*. — Der Satzschlufs ist unleserlich und verdorben. Wenn wir in *n'averai* das *n'* als die Negation auffassen, was hier zulässig wäre (vgl. Lione 15, Drago 7; dazu Raphael, Proverbia S. 42), so ist als Sinn des Nachsatzes etwa zu erwarten: 'aber später wird es dir Mühe kosten, das Erworbene zusammenzuhalten', oder derartiges mehr. — 5. *stare in capitalle* bedeutet: ohne Gewinn noch Verlust verharren. — 7. Ms. *bon*. — 16. Ms. *li*.

3. Sapie mantenire, che mo porai vincere.
4. Per deffecto de medici morà, e dije ch'aconzi i fati soi.
5. Tu dubiti che no sia liale a te lo conpagno tuo, ma egl'e più liale a te che tu non sei a lui. Or ve' tu como tu sei inganato!
6. Volte male per tuo deffecto e per tua colpa, e tu l'ai fata rea e falsa.
7. Tu ai rasone e cia[s]chuno lo conosse; però contende, che pura vincirai a la fine cum grande fatiga.
8. Tu non desideri cosse che fossano de grande honore ne de grant prode, e serebe dampno d'altrui, e però non le volere.
9. Fa che tu habii la bursa pienna di dinari, e poi va quan te piace.
10. Sarà divicia di quagl*e* e de dordi e convenevolmente di grano.
11. Avrai doe moglie, l'una serà redobega e riotosa e pocho t'apagerai de lei; non t'osso dire, si sarà la prima o la seconda.
12. Morirà in mal stato per l'anima e per lo corpo, e cusì gli dirai. [3a]
13. Averai xj fiolli, che le vj femene sarà bone e li maschi ti farano e dirano malle.
14. Vivirà pocho e serà lo suo meglo; e s'egli lo sapesse, grant mal me vorebe.
15. Cusì l'ajuti dio com'ella t'e lialle e bem te vole, e anchor pezo.
16. Capiterane bene a tuo seno, ma molt*o* male te n'averà.
17. Tu fai ben per le speranza qu'ay e per aver bon stato, ma non fidare nela speranza; che la ventura dorme talhora tanto che la vita de l'omo non se deseda.
18. Tu ai molti contrarii et operarai bene il tempo tuo, e però habi seno e sapite ben portare e non temere, que pur chapiterai bene.

Chane. [3b]

1. Tu adoperi in bene el temp(t)o tuo e molte bene te n'averà, se tu vivi.
2. Domandi di fati tuoi, che questi non te tochano, ma pure sarà pace.
3. Tu sei tanto richo che te basta, ma no fare tante spexe.
4. Per grandissimo seno ello vincerà, e molti gli(e) sono contra e tale ch'el non crede.
5. Per trop' usar la femena morirà e non per altro, overo per debel spirito.

---

7. Ms. *conesse.* — 11. *redobega* ist mir unverständlich. — 13. *sarà* wäre das einzige Beispiel eines dialektischen Gebrauchs der 3. P. Sg. für die der Mehrzahl. — 16. Ms. *molta.* — 17. *se deseda* s. Seifert, Glossar zu Bonvesin u. *dexedhar* (it. *destare*).

6. Tu a lui et egli a te seti tropo liali amici.
7. Be t'ama, ma non tanto quanto ela mostra, per ch'ella lo fae cum altrui secretamente.
8. Asai po*t*resti dare del capo al muro, che non ai rasone.
9. Se te virà fato quello che tu desidiri, tu en sarai grande, e credelo de certo.
10. Non chaminare lo sabato di questa septimana, ogni altre die quan te piace.
11. Sarà charo de le più chose, ma non tropo oltrazosamente.
12. Averai una moglie e vivirai com lei assai e avera*ine* assai fioli, maschi e femene, et se te contenterai de lei e di fioli.
13. Morirà en grant vituperio e cussì laserà la soa famiglia. [4a]
14. Averai fioli assai, maschi e femene, e tuti megliori cha rei.
15. Vivirà ɪɪɪj anni e sarà richo vɪɪj mesi.
16. Ela e liale de le cosse de cassa, ma non de soa persona; e non demandare e non voler sapere, per ch'ella lo sa fare molto cellatamente.
17. Molto ne chapiterai bene, se tu sai ben fare, e non ne remarà d'altri se non di te.
18. Non l'andare cerchando, per che toa non e al presente, per to diffecto.

Boe.

1. Avrai tre moglie, tute l'una pezor che l'altra.
2. Ello mantene si bona vita in suo tempo, ch'ello finirà bene.
3. Se la dona tua te tene lialtà, tu averai asai fioli e tuti boni.
4. Dichote che egli e si luxurios*o*, che egli non vivirà molto.
5. La toa dona t'e liala a forza per ch'ella non po altro.
6. Chapiterane bene, per che tu ai rasone e per grande adiuto. [4b]
7. La toa ventura serebe in mercha(n)dancia, ma tu non la sai fare.
8. Mentre che le cosse te vanno cussì drite, si adopri tu bene.
9. Sarà pace, poi che gli amici volano, e de lo megliore.
10. Tu serai richo de spoglie d'amguille, se tu fai bene.
11. El pur vincirà senza fallo, ma egli non ha rasone.
12. Sia seguro, che chapitirà bene per grande ajuto, ma non per soa garda.
13. El mostra d'esere amico per che tu li credi, ma egli non e.
14. Se tu amasse tanto lei quanto elle ama te, si faresse bene.
15. Non contendere, per che tu ai el torto e fai gran peccato.
16. Tu desidiri cose juste e siranote fate.

---

6. *seti* belegt z. B. Rajna, Romania VII, S. 46. — 8. Ms. *poiresti*. — 14. *megliori cha* (quam) *rei* = besser als böse?

4. Ms. *luxuriosi*. — 5. *liala* mit der charakteristischen Femininendung *-a*. — 9. *volano* für *vogliano*?

17. Se in lo kallen(dt) di ginaro trarà vento, movera[i]te in quel anno one die quan te piacerà.
18. Non sar*à* gram charo, per che la state va secha.

Stella. [5a]

1. Se marzo de quello anno sarà secho, sarà molto caro.
2. Tu avrai tante moglere, che non saperai che ten fare.
3. Certo tu morirai en bono stato, ma no in bello; non ai tu faite *toe* cosse.
4. Pense d'avere de le altre cosse asai, che fioli ben avrai tu!
5. Vivrà molto tempo, per che s'e molto forte da natura e molto...
6. Ella non sa che ben *zo sia* quan ella non fa(i)lla.
7. Tu dai de le spalle al muro, e però non te n'afatigar più.
8. Tu fai tut'el contrario di tua vintura ch*e* serebe in [*servire*] un segnore.
9. Quanto t'afatigi e crezi di far bene, e fai lo contrario e non lo sai.
10. Induxiarasse, ma finalmente sarà bona pace.
11. Sarai assai richo, ma non per toa bontate, in tal tempo nasesti.
12. Molto sarà guera tra l'una parte e l'altra, ma quella che *forte sirà* più tempo, vincirà.
13. Non aver speranza, ch'el e sbrigato per colpa del medico.
14. Tu sei richo, va la va, e credi che tal sia tuo amico che si gabe di te e, se egli te potesse inganare, sil farebe.
15. Ella t'ama per paura et per grande temanza che ella ha di te. [5b]
16. Non contendere, ma accordate, per che ai lo torto, e si potrebe esser migliore, et non te indusiare!
17. Si' pur ben sollicito, francho e studioso, e verate fato ogni cossa.
18. Chamine sempre quan tu ai la borsa piena di dinari e si' pur bene a chavallo, pur ch'el chamino sia ben seguro.

Scorpione.

1. A qualunqua volta tu te movi, va seguramente, per che n'avrai bene.
2. Non sarà ne char*o* ne divicia, e passerasse cusì questo anno.
3. Se tu ai mogle, non sperare ch'ela viva più di te.
4. Morirà in bon stato, ma non sarà per suo perchazo, per che s'e homo frigido.

17. Ms. *o ne die,* wo *ogni* erwartet wird und wir vielleicht *onne* (omnes, vgl. Keller, Bescapè § 73) vor uns haben. — 18. Ms. *saro.*

3. Der Nachsatz ist lose und unsicher. — Ms. *ta cosse.* — Ms. *faite,* ist nicht unerhört. — 5. Satz unvollendet; etwa *sano* zu ergänzen. — 6. Ms. *se sia.* — 12. Ms. *forefira.* — 14. Ms. *vala va,* ist mir unklar. — 15. *temanza* belegt Mussafia, Altmail. Mundart § 132. — 17. Ms. *vorate.*

2. Ms. *chara.*

5. Fiolli avrai assai, chusì aves[si]tu assai dinari, per che staresse miglio.
6. Viverave molto, se vivesse ordinato, ma se deo gli mantene la vita, avrà molta alegreza e molto bene.
7. Ella lo face con quanti homini ella pote secretamente, e ve non fa bene. [6a]
8. Se tu capitasse cussì de le altre cosse, non averessi mai doglia.
9. La toa vintura serebe in merchancia, ma tu non la fai.
10. Seguita franchamente il tempo tuo como ai acommenzato, e fa che non falli trato, e se ne trarai bene.
11. Cusì volesse dio che fosse pace, como serà guerra e dampno de ciaschaduna de le parte.
12. Tu inrichiresse bene, se tu savesse fare, ma tu fai tuto el contrario, e non sei per inrichire al punt*o*, se tu non te muti e non t'amendi.
13. Non avere speranze, ch'el perderà, per che non a drita rasone.
14. S'ello aconza i fati soi, farà grande seno, per ch'el fato suo si e schombrato.
15. Guardate da colui da chi più tu te fidi, per ch'el t'ingana largament*e*.
16. Guardate da lei, per ch'ella ama per far peccato altri cusì bene como ti.
17. Non contendere, per che non ai poncto di rasone e non fai bene.
18. Sollicita e studia franchamente, che te verà fato, per che tu sei bene ajutato, più che tu non credi.

Lione. [6b]

1. Tu non sei ben ajutato e dai rasone et imperò perderai.
2. Tu ai passato vinti anni, chavalcha quan te piace.
3. Sarà gram charo de fructa e divicia (e) de molte altre cosse.
4. Averai tre(s) moglere, l'une pezore che l'altra.
5. Morirà in gram stato per l'anima e per lo corpo.
6. Non me ne demandare, che tanti n'averai, che non basterebe una fonte d'aqua a baptizarli.
7. Se camparà d'una malicia che averà in xxiiij anni, vivirà lxxv anni.
8. Non temere, che ben t'e liare de sua persona.
9. Capiterane bene, sta pur francho e ardito.
10. Tu no sai tuto quello, in che e la ventura tua, ma non e anchora tempo, che tu n'abii molto bene.

---

12. Ms. *punte.* — 15. *da chi,* wo *da* für *de* (vgl. Ascoli, Arch. III, § 40, und Tobler, Uguçon § 40). — Ms. *largamenta.*

1. Ms. *e day* vielleicht zu trennen *ed ai*: 'Schlecht unterstützt, obgleich im vollen Recht, mufst du verlieren.' — 3. Ms. *altra.*

11. Se tu adoperi bene, pur bene t'averà e pura migliorerai.
12. Serà grandissima pace, ma pura se indusierà.
13. Tu sei ciecho, che voi sapere, se serai mai richo, e zamai non sapeste guadagnare uno dinaro.
14. Ello non perder*à* in neuna manera del mondo, ma indusiaraxe, per bono adiuto che averà o per altro non.
15. Se n'ese di questo mese, credo che sarà campato.
16. Fidate de lui, per ch'el t'e liale in ogni cosse. [7 a]
17. Tuto il suo bene ti vole e amate como si stessa.
18. Tu ai la rasone, e cholui chi t'e contrari*o* si a el torto, e perderai la prova.

Drago.

1. Tu ai molto pocha rasone, ma tu pura vincerai, si sei ajutato.
2. A te virà fato più chiaro cha stella, senz*a* diffecto niuno.
3. Se tu non sei nato di nocte, tu te poi movere de die.
4. Divicia serà questo anno in ogni cossa e de guerra altresie.
5. Averai duoe moglie, l'una sarà bona, l'altra noe.
6. Sipi certo, ch'el morirà in buono stato, se ello lassò uno vicio che ello ha in se.
7. Fioli non averai molti, e più n'averai femene che maschi.
8. Se passa i xxviij, viverà lxxxxviiij anni com gram briga.
9. Tu te n'avederai ben tosto, ma io me vergogno de dirtello.
10. Non poteresti bene capitare, et e tuto per toa culpa. [7 b]
11. La toa ventura serebe in servire uno segnore.
12. Segui lo tempo che ai incomenzato, che tu fai tuto bene, e molto grande bene te n'av*e*rae.
13. Serà si grande la guera, che non serà altro al mondo.
14. Tu troverai uno t(r)esoro secreto vez le parte d'oriente e de levante, per lo quale tu serai molto richo.
15. Vincerà tostanamente per gram seno.
16. Non ne demandare, ma di gli che faza testamento e aconzi i fati soi, e farà gram seno.
17. Fidate de lui, che bene t'e lialle in fine a quie.
18. La mogle tua t'e più lialle e più t'ama, cha tuto questo mondo, e no a mai bene so no quan te vede.

Regina.

1. Deo te gardi dal bene ch'ela te vole, che tu seressi tosto a morte.
2. O torto o rasone che tu abii, tu non haverai cossa che te piaça.

---

14. Ms. *perdere*.

2. *cha* (quam) bespricht Ascoli, Arch. III, § 45. — 6. *sipi* führt Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 448, an. — 12. Ms. *nauarac*. — 18. Ms. *sono*; *so no* für *se no* erwähnt Mussafia, Katharinenlegende S. 229.

2. Ms *piaca*.

3. Se tu saperai ben fare, bem t'e fato, ma no credo che tu el sap*i*. [8 a]
4. Non te movere ogni die, gardate almeno dal mart*e*die.
5. Sarà divicia di grano e d'olio e d'altre coss*e* noe.
6. Tu n'averai tante, che serai richo, et tute bone.
7. Ello e si desordinato, che non morirà se non desordinatamente.
8. Averai tre fiolli, le ij femene, l'altr*o* sarà bastardo.
9. Poco tempo de' vivere, per zo che non e sano de so corpo.
10. Tu l'ai più liale cha l'oro, e cusì te rendi seguro.
11. Argumentati, per che tu ai molti adversarii che te fanno dampno.
12. La ventura tua serebe in pegore e in altre bestie menute.
13. Gardate de fare quello che tu fai, che tu non operi bene.
14. Se de marzo non t[r]arà vento, sarà in quello anno pace.
15. Arichirai de buffe e de truffe, ma non molto bene.
16. Partete, va la parolle, per che tu ai perdut*o* senza fallo. [8 b]
17. Egli e guarito, e dicote, per bontà de bon medico.
18. Non (n)e bene liale, e imperò non te fidare de lui a questo tracto.

Lupo.

1. Guardate da lui, che volonteri t'enganerebe de naschoxo.
2. D'ogni cossa t'e lialle e bona, salvo che volunteri sel fa fare ad altrui.
3. Egl'a rasone, ma perderà per deffecto d'amici.
4. Tu desidiri cosse che, s'elle te venissano fate, serebe il tuo pezore.
5. Movete in zovisdì matina, e virate fato chello per che vai.
6. Per casone, che te importa, sarà molto caro.
7. Averai puro una moglie, la qualla te reincressirà per tre altre.
8. Morirai richo e in bono stato, megliore che toi parenti.
9. Averai fioli assai, maschi e femene, et l*e* femene sarano megliore che non sarano li maschi.
10. Viverà lx anni et vnj mesi e tri di et mezo. [9 a]
11. Ciecho, de che demandi! ma da che tul voi ch'io tel dica: ella lo fae cum tale persona quanto ela più poe, (ch)e tu nol credi.

---

3. Ms. *sapio.* — 4. Ms. *martadie.* — 5. Ms. *cossa.* — 9. Ms. *nonne.* — 10. Ms. *lac.* — 15. *de buffe e de truffe* bedeutet nach Salvioni, Arch. XII, S. 438 = *per beffa o per ischerno.* Der Ausdruck scheint vom öffentlichen Spiel genommen zu sein und könnte hier möglicherweise noch so verstanden werden (vgl. auch Spinoso 1). Zdekauer (Sull' organizzazione pubblica del Giuoco in Italia nel medio evo. 1892) bezieht so die Stelle Decamerone VI, 10: 'io capitai ... in Truffia et in Buffia, paesi molto abitati e con gran popoli ...' auf das öffentliche Spielhaus (baratteria) im Mercato vecchio von Florenz und verweist auf die Beschreibung des Buffa-Spiels im Malmantile 2, 818. — 16. Ms. *perduta.*

5. *chello* für *quello* ist norditalienisch belegt (Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 379). — 6. Ms. *imposta.* — 7. *qualla* = *quale* mit der charakteristischen Femininendung *-a.* — 9. Ms. *la femene.* — 10. *tri* ist norditalienisch häufig (Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 365).

12. Capiterane pur bene, ma non per toa bontade, e tu lo sai bene.
13. Serai aventurato negli fati altrui et in desfare li toi.
14. Adopererai bene per lo corpo, ma non per l'anima toa.
15. Aparechiase d'eser la mazor guerra che fosse mai in terra zae molti anni; e tal ne ride, che pianzerà e averà el pezo.
16. Viverai apello apello, e non ne serai mai richo.
17. Ello vincerà, imperò che la ventura l'ajuta et l'argumento suo.
18. Se egli ae bono adiuto e(l) passa xxj die, s'el guarirà e(l) viverà assai.

Anguilla. [9 b]

1. Ello non po campare, fat*e*gli aconzar*e* gli fati de l'anima soa.
2. E' t'e liale per so avanta*zo*, ma non per bene ch'el te voglia.
3. E nata di un lignazo, che per neguna cossa non te farebe fallo, e volte gram bene, ma tu li rendi mal cambio.
4. Tu ai razone, ma che te zova? che'l torto te vincerà.
5. Virate fato pianamente et ancho meglio che tu non credi, sta pur franchamente.
6. Se tu me credesi, tu non te moveresse de questo meso, e possa va quan te piace.
7. Sarà char*o* el grano e divicia de vino et d'olio.
8. Averai do[e] moglie, e per la segon*d*a sarai molto richo.
9. El morà in mal stato, se non muta movo, e tu lo viderai.
10. Fioli averai assai, (e) ma[s]chi e femene, tanti che te rinchresserano.
11. Se non more in uno viazo che farà, vivirà viiij anni.
12. Legalissima t'e, quanto fosse mai femena, e molto t'ama.
13. Non star a speranza, che non chapiterai bene. [10 a]
14. La toa vintura non e bona, però non desiderare.
15. Segondo la vera gente tu adoperi bene de fine a quie, e meglio farai de qui in anzi.
16. Un segnor sarà, che mantegnerà pace ov'e molta guerra e là ove voi sapere, ma non si tosto chomo vorei.
17. Se tu non fecesse altro cha godere o dormire, tu sarai sempre richo.
18. Se non spendesse, se avrebe tuto suo intendimento, altramente noe.

Serpente.

1. Perderà per suo gran diffecto e per ch'ello non e ben studioso.
2. E' poterebe campare, s'el fosse ben ajutato, ma nol credo.

---

13. Ms. *deffare*. — 15. Ms. *aparochia*. — 17. Ms. *largamento*.
1. Ms. *fatigli aconzari*. — 2. *E'* für *egli* (auch Serpente 2) erwähnt Ascoli, Arch. III, § 41. — Ms. *soauantare*. — 5. *ancho* verzeichnet Keller, Bescapè § 87. — 6. *meso* (auch Serpente 7) mag richtig stehen bleiben (vgl. *un meso*, Tobler, Pateg § 38). — 7. Ms. *chara*. — 8. Ms. *segonga*. — 17. 'Es kann dir nicht fehlen; du wirst unter allen Umständen reich werden, auch bei bloſsem Schlafen oder Wohlleben'.

3. Ben t'e liale, e dito l'o più volte, e molto t'ama.
4. Ella non e si allegra, ch'ella non se contristi nel animo suo quan ela te vede.
5. Tu ai rasone, ma tu te (l)la toi per grande fier*ez*a che tu ai.
6. Virate fato, ma non sarà il tuo migliore, e credime.
7. Non te movere in martedì ne in venerdì de questa septimana, ma vae ogni altre die quan te piace di questo meso. [10b]
8. Sarà la mazore divicia che fosse mai, ma eo non dico de che.
9. Averai una moglie, che sarà bona e bella, e seraine richo.
10. Morirà in gram stato, ma lasarà molti inimici.
11. Averai vnij fioli, di quai tre maschi et doe femene se te viverano e gli altri te morirano.
12. Se passa i xlnj anni e torn*a* d'un viazo che farà, si viverà lxxnj anni et v mesi et vnj di.
13. Non te fidare de lei, ch'io te prometo, che ela se fa schossare a più non posso, e non te demand[are], si sei ciecho o tu t'infi[n]gi de non vedere.
14. Capiterane bene per bontà d'un tuo amico, ma non per la toa.
15. Tu ai bona ventura, ma elle dorme *e* tosto te n'anderai.
16. Tu adoperi bene, ma guardate del pechato.
17. Guera s'apareg[i]a d'essere, ma tutavia se ordonne pace, e si serà(y).
18. Uno segnore te arichirave, se tu andasi a lui, lo quale e nele levante, ma non te so dire, chi 'gli e ne como egli a nome.

Spinoso. [11a]

1. Arichirai de barateria, per che tu non pensi altro, e tosto te virà fato.
2. S'ello non muta voglia, elo non verà a s*o* intendimento del tuto.
3. Tropo e debelle, ma bene poterebe campare.
4. Se tu voi bono conseglio, guardati de lui.
5. Gram bene volle, e tu non l'averiti como devresi.
6. Tu ai torto pallexe, e però non parla[r] più, e sarate honore.
7. Or che'n zova? che, s'ello fosse fato, tu lo desfaressi, si sei savio.
8. Fa dire una messa la matina, e movete e va via!
9. Aparechiasse d'essere divicia, e sarà un tempo non bono.
10. Tu averai doe moglie; de la prima tu te contentarai pocho, e con la seconda tu sarai vituperato.
11. Morirà in bon stato, ma pocho laserà del suo avere.

---

5. Ms. *fiera.* — 11. Ms. *viuerane.* — 12. Ms. *torni.* — 15. Ms. *ma tosto.*

1. Ms. *baratarla* = Betrügerei; oder hier vielleicht auch = das öffentliche Spielhaus, wie *i barattieri* = die Professionsspieler (Zdekauer, a. a. O.). — 2. Ms. *a se.* — 7. Ms. *deffaressi* (?).

12. Tu averai pochi fiogli e sarano chativissimi e rei.
13. El vivirà senza faglor lxxxviij anni e … mesi e … di, e con sana persona.
14. El non fo mai neguna liale, como credi che sia la toa, la quale e de l*e* pezore del mondo; e tu ne sei adorb*a*to o tu non sai vedere.
15. Capiterane bene, se t*u* non prendi conseglio da toa moglie. [11b]
16. Tu ai la ventura, che di' avere zamai.
17. Tu medesmo sai, che tu non festi mai bene ne non farai zamai, e puro me ne domandi.
18. Per femena vi sirà pace, ma molto male vinsirà prima.

Montone.

1. Capiterane pur male e de rason, tul sai meglio di me.
2. Serai aventurato d'eser molto amato de la gente.
3. Tu adoperi il tempo tuo più ad utilitate altrui ch'a la toa.
4. Avremo gram guerra cum dampno di ciaschuna de le parte.
5. Serai molto richo, più per aventura cha per seno.
6. Eglo pur vincirà, ma molti adversarii averà.
7. Credo che non anderà molto inanci, per la soa mala guarda.
8. Non te fidar de lui, per ch'ello s'aparegla d'inganarte.
9. Ela t'ama dritamente como dona de' amare suo marito.
10. Tu ai torto palexe, ma se tu te deffendi, tu vincirai. [12a]
11. Tu desideri cosse vane e *senza* negun*o* effecto, e no (g)li avere nulla speranza.
12. Movete or mai quan te piace, e andrai seguro e salvo.
13. Per rason lo tempo de' essere de gram divicia.
14. Tu avrai une moglie, che molte te reincresserà.
15. Non me ne demandare, per che lo te incresseria, s'io te lo dicess*i*.
16. Avrai di maschi et de le femene, e sarano tuti boni.
17. Non credo ch'ello debia andare molto inanci, per che *egli* gittò tropo.
18. Ella lo farebe più cum altrui cum uno pano, cha techo cum una fornata.

Orsa.

1. Non te lo voglio dire, per ch'el te 'ncresserebe, ma tosto te n'avederai.
2. Non avere speranza, che tuta la perderesti, se tu non muti modo.

---

14. Ms. *de la pezore.* — Ms. *adorbito.* — 15. Ms. *se te non.*

8. *aparegla* bespricht Ascoli (Arch. I, S. 460) und setzt *gl* = ital. *lj.* — 11. Ms. *zenze negune.* — 14. *molte* als Adverb belegt Keller (Bescapè § 93). — 15. Ms. *dicesso.* — 17. Ms. *iglie gicto* (?).

3. La vintura toa si e in bestie grosse, com pocha toa utilitate.
4. Tu ai perduto il tempo tuo, e tardo credo chel raquisti. [12b]
5. Non gli potrebe metre pace il papa cum tuti i(l) cardinalli.
6. Tu credi inrechire, e aparechiate d'impoverire, se non ten guardi.
7. Non me pare apa*reg*l*ato di vincere, ma guard*is*e puro di perdere, e serà savio.
8. Non poterebe guarire, e la bocha l'arcidirà, se la seguita.
9. Sempre gli di chel che tu voi, che ello te ride in bocha e in parte te tradisse.
10. Elle ama più altri cha te, et tu credi, che ama più te che se.
11. Tu sai meglio di me, che tu ai il torto, e voi mostrare che tu habii raxone.
12. Molto ti gli afadigirai e gram speranza n'avrai e poco n'av*a*nzerai.
13. Movete dopo manzare quan te piace, ma impedimento avrai.
14. Conseglote, che tu fornise, si no si te poterebe costare.
15. Avrai una moglie, e vivrà più che tu non vorai.
16. Morirà quasi nelo stato ch'el e e pocho miglore.
17. Tu avrai figlloli assai, ma molto te rencresserano. [13a]
18. Non me ne demandare, perch'io non potrei dire cossa che te piacesse.

Gallo.

1. S'el se guarda de tropo manzare, la vita soa sarà molto longa.
2. La toa moglie voreb*e* inprima morire, che fare cossa che te despiacesse.
3. Sta franchamente, per che tu n'avrai tuto to intendimento.
4. La toa ventura e in guadagnare autre per ti e per altrui.
5. Non te isbigot*i*re, che le toe opere sieno conosute com' tute oper*e*.
6. Sarà gram guerra per deffecto de l'una de le parte.
7. Tu sarai molto richo, e'l comenzamento sarà(y) per femena.
8. Vincerai, e zo sarà gram torto, e tu lo sai meglio di me.
9. Per grande adiuto ben guarirave, se ello medesmo cum lo bevere non se *lo vietasse.*
10. Sapi, ch'el t'e lialle in le pizolle cosse, ma non in le grande, e questo e vero, e se ti rende certo.
11. La toa mogl*e* t'ama com*o* l'ogio so, e p*a*r me ch'abrà razone. [13b]
12. Tu ai drita razone in uno casso, et altri a torto paleze.
13. Virat*e* fato e tosto, ma guarda che sia il to megliore.

---

7. Ms. *aperagrato.* — Ms. *maguarduse,* was vielleicht in *guardase* zu bessern (vgl. Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 394). — 8. Ms. *larcidira* scheint mir zu *alcidere* (vgl. Ascoli, Arch. III, § 7) zu gehören. Handelt es sich hier um die böse Folge der Unmäfsigkeit? — 9. Ms. *sempregledi.* — 12. *nauenzeray.*

4. Ms. *autre* für *altro* = etwas anderes? — 5. Ms. *isbigotere.* — Ms. *tute operi.* — 9. Ms. *se vedisse.* — 11. Ms. *mogla.* — Ms. *coma.* — Ms. *per.* — 13. Ms. *virato.*

14. Eo non vezo via neguna, che toa mossa me piaça a questa volta.
15. Credo che verà inanci divicia che charistia a questa volta.
16. Tu averai doe moglie, e la segonda te sati[s]*fa*rà più che la prima.
17. Morirà in gran[t] stato d'avere o de persone e molto amato da le gente del mondo.
18. Tu ai grande voja di fiolli, e tu n'averai, si che t'apagarai.

Luna.

1. Non voler sapere, si averai figloli o(n) no; che tu oderesti chossa che non te piacerebe.
2. Non mi par*e* la soa vita tropo longa, per lo so mal vivre.
3. A lei pare de dire paternostri, quan ella fa dampno in chusina.
4. Se tu avesi boni amici e non fossano negligenti, capiteresti bene.
5. La toa ventura e bona e graciosa, e megliore serà tostanamente.
6. Le toe operacione son bone per ti e per altrui. [14 a]
7. S'io te dicesse, che fosse guerra, non mentirei, ma possa sarà pace.
8. Pensa de guardare chello che tu ai, e non sperare d'aver più.
9. Di che staga franchamente e ajutase ben, ch'ello serà vincetore.
10. Faje comendare l'anima, per ch'el fato so si e sbrigato.
11. Como tu sei lialle a lui, cusì e egli a te et anchor meno.
12. Ella vorebe, che tu fusi più soto terra, che tu non sei di sopra.
13. Tu ai pi*ena* razone, ma non e conusuta.
14. Tu desideri cosse di to dampno e de to deshonnore, e viranote fate.
15. Movete(te) lo primo ve(r)nerdì che vene, et andrai salvo.
16. Aspecta inanci charistia; per ch'ella comenza, sel non piove di marzo.
17. Averai una mogle e, s'ella more avanti di te, avr*aine* tre.
18. Morirà povero e in molte adversità, per so diffecto.

Cervo.

1. Morirà in bono stato d'avere e de persone. [14 b]
2. Averai assai fiolli, e averaine uno chi verà in gram dignitate.
3. El vivirà tanto, che reincresserà a se e altrui.
4. Ella e si lialle de soa persona, che dio ten sente bon grado.
5. Non dubitare, che tu non capitarai bene, si che te zoverà al core.
6. Uno segnore virà de ponente, per cui serai in gram stato.
7. Le toe operacione sarano molto bene a ti e altrui.

---

14. *vezo* bespricht Ascoli, Arch. I, S. 429 und 307. — 16. Ms. *satifera.*
2. Ms. *pari.* — 8. Ms. *guardate.* — 9. *ajutase* = *ajutise.* — *staga* ist eine oberitalienische Form (Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 457). — 13. Ms. *piane.* — 15. Ms. *le.*

8. Sarà si grant pace, com mazore potesse essere.
9. Tu sarai tostanamente più richo de niuno to vicino.
10. Eo vorrei, ch'ello vincisse, ma puro el perderà.
11. S'el sarà bene guardato e bene ajutato, camperane.
12. L'amico to e lialle a te, como a (s)si medesmo.
13. Elle t'ama più teneramente che tuto l'altro mondo.
14. Tu ai torto pallese, ma credes(s)e, che abii rasone.
15. Averane pravamente la toa intencione, per to prechazo.
16. Non movere in martedì, ogni altro di andrai salvo.
17. A mazo te ne poterai vedere apertamente.
18. Tu averai tre moglie, tute l'una pegiore che l'altra.

Explicit liber sortium
astrologie; domino grates, amen.

18. Die gleiche tröstliche Verheifsung, welche hier das Büchlein schliefst, ward uns schon zweimal (Boc 1, Lione 4) zu teil. Es sind vielleicht Lückenbüfser darunter; aber auch sonst ist die Varietät der Sprüche gering, so dafs Gleichbedeutendes oft in etwas veränderter Form wiederkehrt.

Bern. Franz Thormann.

L'arte italiana nell'opera di Francesco Rabelais.

Che il Rabelais abbia tratto ispirazioni dall'arte italiana è cosa, dal più al meno, ammessa dai critici, però nè le fonti, nè la misura di tali ispirazioni furono sin quì indagate analiticamente. È bensì vero che il nome del Folengo è, per es., ricordato parecchie volte, ma quando si tratta d'esaminare un po' da vicino quanto da lui possa aver preso lo scrittore francese, non si va più in là dell'episodio dei montoni e dei nomi di Cingar e di Fracasso. Lo stesso dicasi del Poggio, ricordato per un paio di barzellette, che il Rabelais avrebbe, fors'anco, potuto ritrovare altrove, sicchè, alla fin fine, o si finisce col parlarne dall'alto e in linee generali, come fà lo Stapfer, con la superiorità del critico estetico, cui muovono a sdegno certe miseriuzze di confronti e di fonti, o non se ne parla affatto, perchè sembra che non valga la pena d'occuparsene, e questo è il caso del Faguet, studioso, d'altra parte, erudito e geniale e che non dimentica le relazioni, che corrono fra l'opera del Rabelais e quelle d'Aristofane, di Luciano e di Villon.[1]

---

[1] Si consultarono le opere seguenti: Paul Lacroix, Rabelais, sa vie et ses œuvres, Parigi 1859. Eugène Noël, Rabelais, Parigi 1870. Jean Fleury, Rabelais et son œuvre, Parigi 1876—77. Émile Gebhardt, Rabelais, la Renaissance et la Réforme, Parigi 1877. Paul Stapfer, Rabelais, Parigi 1889. René Millet. Rabelais. Parigi 1892. Ch. Marty-Laveaux, Fr. Rabelais in Histoire de la langue et de la litt. franç. publiée sous la direction de Petit de Julleville, tomo III. — Si esaminarono pure lo studio italiano di Giuseppe Martinozzi, Il Pantagruele. Città di Castello, 1885, e le

Ora io non so persuadermi, come quei critici, cui sta tanto a cuore il conoscere la data della nascita del Rabelais e le vicende della sua vita, abbiano poi a disprezzare l'esame delle origini dell'opera sua e degli elementi organici che la compongono. Nè le ispirazioni italiane — lasciando da parte le molte di cui l'A. è debitore ai greci in genere ed a Luciano in particolare — si riducono ai pochi riscontri indicati sin quì. Ad altre opere nostre egli attinse indubbiamente, e il nuovo esame delle nuove fonti aggiunto ad una più accurata disamina di quelle già intravedute precedentemente, recherà maggior luce allo studio dell'illustre umorista.

L'opera del Rabelais abbraccia, nei suoi cinque libri, la storia d'una famiglia di giganti, Grandgousier, Gargantua e Pantagruel, e fra i due ultimi personaggi, più largamente svolti, non corrono differenze notevoli. Entrambi s'assomigliano nella forza, nel potente appetito, nella bonomia del carattere, e i punti di contatto s'accrescono nella storia del loro metodo educativo, interrotto bruscamente per l'invasione nei loro stati di due principi ugualmente vani e caparbi, e alle due guerre per difesa seguono simili

opere speciali: Jacob (bibl.), Catalogue de la bibliothèque de St. Victor, Parigi 1862 (con appendice del Brunet). Hermann Ligier, La politique de Rabelais, Parigi 1880. Eugène Réaume, Rabelais et Montaigne pédagogues, Parigi 1886, nonchè altre, che saranno indicate in seguito, e le edizioni: Paul Favre, con note di Le Duchat et Le Motteux, Parigi 1875—1880. Louis Moland, Parigi (Garnier, senza data). Burgaud des Marets et Rathery, Parigi 1887. Il più accurato ricercatore delle fonti italiane è senza dubbio il Fleury, che ricorda i succitati punti di contatto fra l'opera del Rabelais e quella del Folengo, però per constatare, senza troppa giustizia, l'assoluta inferiorità dello scrittore italiano: *Il ne faut demander à Folengo ni la finesse d'observation ni la délicatesse de la pensée ni la grâce du style de Rabelais; son observation est superficielle, son expression est dure et brutale; son principal attrait est dans la forme du langage, dans l'emploi de tel ou tel mot latin ou italien dénaturé, dans une foule de petits riens qui ne se traduisent pas. Sa gaîté est toute à la surface, elle fait rire mais ne fait pas réfléchir. Il y a chez lui beaucoup de grimace et peu de vrai comique* (Vol. II, pag. 100). Due articoli pubblicati in Italia si riferiscono più particolarmente al nostro argomento, ma hanno troppo scarsa informazione: Lo Forte Randi, François Rabelais et Théophile Folengo in Revue Internationale (Firenze 1884. Vol. V, fasc. 6). G. Tancredi, La materia e le fonti del poema maccheronico di Teofilo Folengo, Napoli 1891.

vittorie e simili ammaestramenti di buon governo. L'una parte può dirsi ed è certo rifacimento dell'altra: la critica non è riuscita peraltro ancora a dimostrare se sia cronologicamente anteriore il libro di Gargantua al primo del Pantagruel o viceversa.[1]

Comunque sia, al 1⁰ del Pantagruel, seguono altri tre libri, in cui si discute (2⁰), se un personaggio dell'opera (Panurge) abbia ad ammogliarsi, e poi (3⁰, 4⁰) si espone la storia d'una fantastica e fortunosa navigazione alla ricerca d'un oracolo (la dive bouteille), dal quale s'avrà il responso al difficile problema.

La prima indagine, che ci si presenta è quella, se e quanto i giganti dell'epopea italiana entrino nella formazione di Gargantua e di Pantagruel, ed in tale ricerca, che potrebbe riuscire vaga ed indeterminata, l'A. stesso ci viene fortunatamente in aiuto. Infatti nella sua genealogia di Pantagruel (11, 1), il Rabelaïs ci presenta una lista di ben sessantadue colossi, dei quali una parte è certo immaginaria,[2] ma un'altra ricorda eroi biblici, mitologici ed epici, e fra questi ultimi troviamo: *Morgan, lequel premier de ce monde joua aux dez avecques ses besicles*, e *Fracassus, duquel a escrit Merlin Coccaie.* Ora è facile l'identificare Morgan col protagonista del poema del Pulci e Fracassus

---

[1] Rabelais è ritenuto, con buone ragioni, autore anche delle *Grandes et inestimables chroniques du grant et énorme géant Gargantua*, anteriori al Gargantua ed al Pantagruel e certo all'anno 1534, perchè un esemplare delle *Chroniques admirables du roi Gargantua,* conservato alla Nazionale di Parigi reca la nota *ageté à Paris en 1534.* Ora queste *Chroniques admirables,* da non confondersi colle prime, sono una compilazione dovuta ad altro scrittore, ed in esse si riproducono le *Grandes chroniques,* di cui in tal modo, riesce determinato il più prossimo dato cronologico. Le *Grandes Chroniques* formano, alla lor volta, la traccia del Gargantua e del Pantagruel, ed è ammissibile che il successo d'esse abbia indotto il Rabelais a rifarle con maggior svolgimento e con altri intenti. Il Fleury ed altri con lui stabilirebbero la successione cronologica dell'opera del Rabelais nel modo seguente: 1⁰ Les grandes Chroniques. 2⁰ Pantagruel (Secondo libro del romanzo definitivo). 3⁰ Gargantua. 4⁰ Secondo e terzo libro del Pantagruel. 5⁰ Quarto libro del Pantagruel (quinto dell'opera intiera) pubblicato postumo e certo con interpolazioni e cambiamenti di mano degli editori.

[2] Tali sono Chalbroth, Sarabroth, Faribroth e simili, con cui l'A. scherza imitando i nomi biblici di Goliath e Nembroth.

coll'amico intimo di Baldo, eroe del Folengo. Morgante e Fracasso si ricollegano poi alla lor volta ad altri giganteschi personaggi dell'epopea cavalleresca italiana.[1]

---

[1] L'ispirazione tratta dai giganti dei poemi italiani non va certamente esagerata; giganti trovansi, con profusione, nella mitologia, nelle leggende bibliche e coesistevano, con molta probabilità, nelle tradizioni popolari francesi del XVI° sec. Quello che noi vedremo nei giganti italiani è qualcosa di particolare, che l'A. non ha potuto trovare che in essi soltanto, ed è sotto questo rispetto che noi li verremo considerando. Fare di Gargantua un eroe nazionale, anzi la personificazione del valore celtico nella sua lotta coi Romani e ritrovarne ancor vivente il ricordo nei Dolmens e nei Menhirs, nonchè nelle leggende del popolo, fu, come è noto, una prospettiva seducente per la critica francese. Il Sébillot nel suo studio geniale: Gargantua dans les traditions populaires (Parigi 1883), riassunse, con molto garbo, lo stato della questione e, senza esagerarne l'importanza, potè, con nuovi dati, mettere in sodo come il personaggio del gigante Gargantua sia diffuso in tutta la Francia e come sieno messi con lui in relazione i massi naturali e celtici e quanto d'enorme ritrovasi nelle varie regioni francesi. La glottologia è venuta in aiuto dimostrando la diffusione del nome suo non in Francia soltanto, ma in buona parte d'Europa ed anche in Italia (dalla radice gar: Garganella, gargarismo, gargarozzo, fare er Gargante, in romanesco, e come termine geografico, il monte Gargàno, che trova riscontro nel Cap Gargantua del Canadà). Però tutto questo non prova altro se non la popolarità attuale di Gargantua, mentre quello che bisognerebbe dimostrare sarebbe la preesistenza di tale popolarità od almeno di tal nome all'opera del Rabelais. E quì davvero s'hanno prove in parte troppo scarse ed in parte negative: La *Chaise de Gargantua*, che mostrasi nei dintorni di Rouen, viene indicata nei monumenti del XIII° sec. col nome di Cathedra gigantis, senza alcuna allusione all'eroe rabelesiano, e il ricordo di *Gargantua, qui a chepreux de plastre,* fatto da Charles Bourdigné nella sua Légende de maistre Pierre Faifeu (1526) è troppo scarso indizio per fondarvi su un tale edificio. Vedemmo, infatti, come le Grandes Chroniques sieno anteriori al 1531 e fra le due date, la distanza non è molta di certo, specie ove si rifletta che in quel tempo Rabelais era pervenuto al limite dell'età matura e poteva averle di gia composte. (Rabelais secondo alcuni nacque verso il 1483, secondo altri alquanto dopo.)

Infine il personaggio del Rabelais divenne talmente popolare, che a Troyes, fino al principio del nostro secolo, si stampavano ancora le *chroniques de Gargantua*, e per dare la prima prova, che mi si presenta, di certe influenze letterarie sul popolo, rammenterò come in Italia, per es., il nome di Perpetua, cui il romanzo del Manzoni diede un senso speciale, siasi in questo senso talmente popolarizzato, che in Lombardia, e non in Lombardia soltanto, s'indichino oggi pressochè esclusivamente così le fan-

Con caratteri in parte comuni all'epopea cavalleresca di Francia[1] i giganti pullulano nella nostra: l'Orlando innamorato, il Mambriano, il Furioso ce n'offrono una larga e poderosa schiera. Ma non è il caso neppure di confondersi con essi, che rappresentano le forze brute della natura su cui i paladini provano la virtù delle loro spade. Basterà accennare ch'essi palleggiano, come Grandonio dell'Innamorato, degli alberi per lancia (1, 2),[2] cavalcano cavalli smisurati,[3] hanno forme colossali[4] e sono tutti iniqui, felli, pagani, sovente anche incantatori[5] e so-

tesche degli ecclesiastici. Cfr. la recensione di Gaston Paris alle affermazioni del Gaidoz nella questione Gargantuesca in Revue Critique 1868, pp. 326 sgg. Il Paris solleva molti dubbi intorno alle ipotesi del Gaidoz, che le molte indagini posteriori non hanno confortate di nuovi argomenti. Ad ogni modo è sempre ammissibile, e la cathedra gigantis citata ne fa prova, che anche al tempo del Rabelais corressero tradizioni popolari sul conto di giganti e che ad essi venissero attribuite talune costruzioni colossali. Lo stesso A. pare farvi allusione laddove spiega l'origine d'un noto monumento druidico (la pierre levée vicino a Poitiers), raccontando che Pantagruel l'eresse per suo divertimento (11, 5).

[1] Cfr. Rajna, Origini dell'epopea francese (Firenze 1884, p. 439 sgg.).

[2] Nell' Innamorato s'ha pure il re di Macrobia armato d'un albero (I, 4); ivi troviamo il re di Taprobana armato di baston ferrato e Orione che assale Rinaldo a colpi d'*arbore* (I. 5). Altrove, i giganti maneggiano terribili martelli, persino serpenti (Inn. II. 25) e fusti con catene e palle. Nel Mambriano, Archimbaldo atterra i cavalieri per mezzo d'un' ancora (XIV) e Calimbroco e Gurasso fanno strage, il primo con *un arco da ballotte* e l'altro con una catena, alla cui estremità s'eleva una

palla fatta per incanto,
Che di fiamme infernal sempre era piena (ib.).

[3] Rammenteremo l'Alfana smisurata del re di Taprobana (Inn. I. 4) e l'elefante, che serve di cavalcatura ad Orione (Inn. I. 5).

[4] Crollamonte, atterrato da Brandimarte è di forme così colossali, che cadendo sul re di Creta:

Tutto in terra il ficcò lui e'l destriere,
Conducendolo in parte sì secreta
Che mai più uomo non potè sapere
Di lui novella alcuna trista o lieta. (Mamb. VII.)

Rodomonte, all'assedio di Parigi, rovescia le torri ed una d'esse precipitandogli addosso, non gli fà alcun male, anzi dopo una buona crollata di spalle, è più forte di prima (Inn. III. 8).

[5] Veggasi, per es., Balisardo (Inn. II. 9, passim), che fa meravigliare Rinaldo colle sue trasformazioni in ogni genere d'animali, e l'altro gigante, che combatte collo stesso paladino e dalle cui membra tagliate sorgono altri guerrieri con progressione meravigliosa (ib. I. 17).

vrani doppiamente temuti.[1] Vicino ai giganti i poeti dei romanzi cavallereschi di Francia e d'Italia ci presentano pure altri mostri spropositati, fra cui quell'orco, descrittoci dal Boiardo che:

Quant' una gamba ha grosso ciascun dito

ed a cui i macigni lanciati da Mandricardo paiono confetti:

Un gran pezzo di monte ha in su la spalla,
Che dentro v'eran pruni e sterpi e rovere;
Leggier lo porta lui, com' una galla (Inn. III, 3).

È nello stesso canto, che s'ha un'altra meraviglia, un coccodrillo nella cui bocca possono passare, *senza toccar dente,* cavallo e cavaliere. E l'Ariosto, più parco nel mettere in scena giganti, benchè ci presenti una gigantessa Erifila, che cavalca un lupo (VI), abbonda nella descrizione di mostri di proporzioni enormi, come quella balena, che scambiasi per isola (VI), e l'Orca, dentro la gola della quale Orlando fa una passeggiata in palischermo (XI). Non per questo però i paladini si spaventano, giacchè, oltre l'armi fatate e terribili, essi dispongono di muscoli non meno ferrei di quelli dei loro avversari, giganti od orchi che sieno; Orlando non teme di fare alle braccia con Aridano e secolui, strettamente abbracciandolo, precipita in un lago (Inn. II, 9) e valica un fiume con un balzo davvero stupefaciente.[2] Nel Furioso, Orlando si fà beffe delle freccie e delle pietre lanciategli dai pastori (XI), divelle, con facilità non minore di quella dei più colossali personaggi dell'epopea, un alto pino

E svelse dopo il primo altri parecchi,
Come fosser finocchi (XXIII);

e senza tener conto del famoso calcio dato all'asino (XXIX), ricorderemo, che, come Pantagruel con Loupgarou, egli atterra i suoi avversari, afferrandone uno, che *usò per mazza addosso al resto* (XXIV).

Con tutto questo siamo sempre nei riscontri generali, e lontani dell'uguaglianza d'armi, di cavalcatura, d'enormità e di forza,

[1] Veggansi i re giganti nell'Inn. (I. 4 ecc.).

[2] *Se'l fiume fosse largo dieci miglia,*
In ogni modo voglio oltra passare.
Al fin de le parole un salto piglia
(Vero è che in dietro alquanto ebbe a tornare
A prender corso) e, com' avesse piume,
D'un salto, armato, andò di là dal fiume. (Inn. II. 8.)

ed è solo con Morgante che s'entra veramente nel campo rabelesiano. Questo colosso si distingue dai giganti dell'epopea precedente non solo, perchè dopo il suo battesimo è divenuto buon figliuolo ed amico dei paladini,[1] ma anche e più specialmente, perchè, senz'esser burlesco, è personaggio piacevole e giocondo. E la giocondità comincia in lui dall'arma, quel famoso battaglio, con cui atterra quanto gli si oppone, meglio che non facesse prima come i suoi antenati con *pini e faggi e cerri ed oppi* (I). Da personaggio secondario — e affatto secondari sono sempre i suoi predecessori — egli assurge alla dignità di protagonista del poema, sicchè non ci accontentiamo più di sentire qualche volta in distanza il rimbombo dei suoi terribili colpi, ma viviamo con lui, giorno per giorno, in una intimità, che ce lo dà a conoscere proprio intus et in cute. L'enorme personaggio è divenuto, come più tardi l'eroe del Rabelais, *le plus petit bonhomme,* che si possa immaginare; una sola cosa può renderlo terribile e pericoloso, ed è l'appetito in stretta relazione con l'ampia capacità del suo ventre. Nella famigliarità con cui viviamo secolui, c'è dato più d'una volta d'assistere agli esercizi delle sue mandibole, che fanno scomparire

Pavoni e starne e leprette e fagiani
Cervi e conigli e ... grassi capponi;

e Margutte deve spesso lagnarsi di restare a bocca asciutta, perchè il terribile compagno gli fà la burla di mangiar tutto lui. Insomma la caratteristica di Morgante a tavola è di mangiare e di bere per cento, sicchè forma una vera desolazione pei luoghi in cui passa,[2] e Margutte è costretto ad esclamare:

Per Dio, tu mangeresti una balena! (XI)

Errante, come tutti gli eroi del suo tempo e rimorchiato da quell'allegro compare, di cui avremo occasione d'occuparci in

---

[1] Anche nell'epopea germanica e francese i giganti ricevono il battesimo, ove accettino d'erigersi a campioni della buona causa. V. Rajna op. e pag. cit.

[2] *Vedestu mai, Margutte soggiugnea,*
Un uom più bello e di tale statura,
E che tanto diluvi e tanto bea?
Non credo e' ne facesse un più natura (XVIII).

Arrivati ad un villaggio i due compagni mangiano in una sera quanto *in un mese Non mangerà tutto questo paese.*

seguito, il nostro gigante si conforta nelle lunghe e pericolose peregrinazioni con quei pasti copiosi già noti ai guerrieri Omerici, ma ai quali Pantagruel dovea, in seguito, imporre il proprio nome. Quando mancano bovi e polli, i due eroi del Pulci non fanno gli schizzinosi e s'accontentano di testuggini colossali, di liofanti, anche di draghi, improvvisando cucina e spiedi. Uno di questi è fatto una volta (XIX canto) con un pino, e Morgante, dopo il desinare

i denti stuzzicava
Con lo schidion del pino ove e' si eosse;
Tra le gengie con esto si eercava,
Come s'un gambo di finocchio fosse.

Punti di contatto con Gargantua e Pantagruel egli n'offre più d'uno, ed avremo occasione in seguito di farne osservare due importantissimi. Qui, facendo le dovute concessioni alla casualità, ricordiamo che non meno di Gargantua egli fa, meravigliare il popolo parigino con l'immensità della sua persona; atterra le mura della città, svelle le torri, ride dei massi, con cui gli avversari lo colpiscono, e come Pantagruel lotta ed atterra altri giganti, non meno di lui terribili.[1]

Il Fracassus del Folengo[2] discende per confessione dello

---

[1] Cfr. il canto X del Morgante:

Tutto il popol correva per vedere
Questo gigante ch'era smisurato

e Gargantua (cap. XVII). Cfr. pure il canto XIX del poema italiano col 1º libro del Pantagruel (cap. XXVIII e XXIX).

[2] Il Folengo è ricordato non due, come dicono i commentatori, ma tre volte dal Rabelais: *Merlinus Coccaius, de Patria diabolorum. Fracassus, duquel a escrit Merlin Coccaie* e *Merl. Coccaius, libro secundo de Patria diabolorum* (II, 7. II, 1. III, 11). Nel Pantagruel stesso leggonsi due versi maccheronici:

Hic est de patria, natus de gente belistra,
Qui solet antiquo bribas portare bisacco (IV, 13),

dei quali, per quanto il genere di tal poesia abbia origini più remote, l'ispirazione deve ritenersi Folenghiana. Questa pretesa opera del Folengo altro non è che l'ultima parte del Baldo, in cui trattasi per l'appunto de stanciis diabolorum. Notisi che il Folengo, in una prefazione nella quale assume il nome di maestro Aquario, indica il rinvenimento misterioso dell'opere di Merlino, che al pari della famosa genealogia di Gargantua balzano da una cassa aperta a colpi di scure. Qui l'imitazione parmi evidente. Cfr. sulle origini della poesia macch., quanto scrissero

stesso autore, che in questo s'accorda col Rabelais, da Morgante, ed è come il suo antenato[1] enorme di corpo, sì da sorpassare quaranta cubiti,[2] strappa le quercie, come se fosser cipolle,[3] e beve e mangia da disgradarne lo stesso Fracasso.[4] La sua figura appare ancor più colossale essendo il solo gigante del poema, messo lì in compagnia di uomini di statura ordinaria, e sebbene in lui il corpo sembri spesso dominar la mente, pur tuttavia, nel momento del pericolo, sa imporsi ai compagni, scamparli da certa rovina, mostrando senno e previdenza, nel resto bonaccione ed affezionato, non fa paura che ai nemici degli amici suoi. Punti di contatto con Gargantua e Pantagruel egli n'offre e parecchi, ma noi, per lui come per Morgante, ci atterremo solo a quanto dimostra con evidenza la diretta e immediata derivazione.

V. G. Zannoni: I precursori di Merlin Cocai (Città di Castello 1888) e Vittorio Rossi nella recensione a detta opera in Giorn. stor. della lett. it. XII, p. 418 sgg. Per le citazioni del Baldo ci riferiamo alla poco felice ediz. Portioli (Mantova 1883).

[1] La dichiarazione di discendenza è esplicita:

Cuius stirps olim Morganto venit ab illo,
Qui bacchiocconem campanae ferre solebat,
Cum quo mille hominum colpo sfracasset in uno.

(II Macch. p. 95 sgg. Vol. 2.)

[2] *Grossilitate staro major sua testa videtur,*
Intraret boccam medius manzolus apertam.
Auriculae facerent scarparum paria quinque
Atque super frontem tu posses ludere dadis. (ib.)

Proporzionata alla descrizione della testa è quella che segue con molti particolari per l'altre parti del corpo.

[3] *Cum manibus strappat quercus, altasque pioppas*
Ac si fortificam vellet strappare cirollam (ib.)

ed altrove:

Extirpet manibus veterem de littore querzam, ...
Ac si extirpasset porrum. (18 Macch.)

[4] ... *tantum retinet vinum, quam brenta teneret* e pel mangiare:

Totum, cum coenat, mongiat sua bocca vedellum.
Vix implent uterum panes octanta rodatum ... (11 Macch.)

Egli ha però abbandonato il battaglio dell'avo suo per far ritorno al bastone:

... *bastonazzum duro de robore factum,*
Cui centum laminas azzeli ponere fecit,
Cum quo sfrantumat turres, palatia, roccas ...

ed in questo ricorda Gargantua, il quale atterra le torri dei nemici con un albero (I, 36), e *le mast d'un navire* che Pantagruel palleggia *comme un bourdon* (II, 28).

Nel viaggio marittimo compiuto da Pantagruel due fatti sono comuni ai giganteschi eroi del Pulci e del Folengo, la burrasca in cui il gigante dà prova straordinaria di coraggio e di forza e sostituisce l'albero maestro, e la lotta sostenuta da lui contro la balena. Nel XX° canto del poema del Pulci, Morgante s'imbarca con Rinaldo e se nei loro cuori potesse albergare il timore, essi dovrebbero pentirsi ben presto della loro intrapresa.

Infatti, quasi subito vengono assaliti da una burrasca spaventosa. Già la descrizione di simili fenomeni è comune nei romanzi cavallereschi: l'Innamorato ce n'offre più d'un esempio (III, 3, 4), il Mambriano incomincia con una gagliarda tempesta, Rinaldo, nel Furioso, corre sovente pericolo d'annegarsi (II, XLII) e Ruggiero può solo scampare grazie alla sua conversione (XLI).[1] Qui dunque non ci sarebbe nulla che richiamasse in modo particolare la nostra attenzione, se non fosse la parte sostenuta dal Gigante in lotta aperta con gli elementi. Alle forze del mare Morgante oppone quella dei suoi muscoli, e poichè un colpo di vento ha spezzato l'albero della nave, egli sostiene colle braccia più forti delle antenne le vele e trae i compagni a salvamento:

Morgante a prua del trinchetto si misse,
E fece come antenna de le braccia,
Ed appiccovvi la spazzacoverta:
Ed è si forte, che la tiene aperta.

E poscia:

Dov'è Morgante non si può perire:
Morgante tanto la vela portoe,
E'l vento è buono che volea servire.

Tuttavia i viaggiatori corrono rischio di cadere dalla padella nella brace, perchè appena dissipato l'uragano, essi vengono assaliti da un' immane balena. Ma Morgante veglia alla comune salvezza e, dato di piglio al formidabile battaglio, impegna una lotta, corpo a corpo, col terribile mostro e gli fracassa la testa.

Nel Baldo la burrasca occupa una parte non meno notevole, e se il gigante interviene con qualche ritardo (Canto XVIII), egli ha sempre però la caratteristica di sostenere le vele e di lottare vittoriosamente coi flutti:

---

[1] Cfr. Rajna: Fonti del Furioso, Firenze 1876, cap. IV, p. 125.

... sed ecce venibat
Namque super navem grossam personam gigantis,
Apparens longe se fecerat arboris instar,
Namque maris vento verus cascaverat arbor;
Velum in utraque manu brazzis tendebat apertis,
Qui brazzi excusant antennam, sed velut arbor
Corpus est aliud torrazzo firmius omni.

Una balena, su cui i naviganti hanno avuto l'imprudenza di stabilirsi, scambiandola per isola, minaccia Baldo e i compagni suoi di terribile morte, ma Fracasso non si spaventa per questo:

... ille gravem vibrat cum pede calzum,
Quod smassellavit tres dentes extra ganassas,

con un freccia le trafigge un occhio:

Usque ad cervellum penetravit puncta sagittae

e finisce collo strapparle pure la testa (XIX). Il pericolo potrà far uscire di senno gli altri naviganti, ma non già Fracasso, che s'impone con l'accento del comando:

Me seguitate, gridat, quo nobis, quaeso, codardes
Forcia smarita est? ubi nostra prodezza, diavol? (XX).

Il terzo gigante, Pantagruel, ha troppo ben segnata la via dello scampo, perchè gli venga in mente di prenderne una diversa. La descrizione della burrasca non è tale quale quella del Baldo, però somigliante è nelle due opere l'affaccendarsi del piloto, che ha indovinato il vicino pericolo. Costui, nel poema del Folengo:

Denudat brazzos, plantans se retro timoni,
Plurima sollicitis famulis gridando comandat,
Cui parent omnes facientes mille facendas.
Hic molat cordam, tirat ipse, revinculat alter,
Et centum raucas audis cantare cirellas,
Et centum voces hominum faciuntque jubentque (Macch. XI a);

e nel Pantagruel *le pilote ... commenda tous estre à l'erte, tant nauchiers, fadrins et mousses, que nous aultres voyagiers: fist mettre voiles bas, méjane, contreméjane ...* (IV, 18). Panurge prega il maggiordomo di preparare il cibo salato, perchè *nous ne boirons tantost que trop à ce que je voy.* E nell'epigramma *de Cingaris facetia* il Folengo fa dire a questo suo personaggio nel colmo della tempesta ch'egli mangia, perchè dovrà fra poco bere (quia sum sat bibiturus, edo). L'attività di Baldo

nella tempesta è sostituita nell'opera del Rabelais da quella di frate Giovanni: Pantagruel, per suo conto, pensa a salvar la brigata, impedendo che la nave non erri in balía del vento. Egli *par l'advis du pilote tenoit l'arbre fort et ferme* (IV, 19) e può vantarsi in seguito d'averlo sostenuto *des mains ... plus droict que ne feroient deux cents gumènes.* Un terribile cetaceo, *un physetère grand et monstrueux* (IV, 33), che assale i naviganti appena riavuti dal primo spavento, concede all'eroe del Rabelais di rinnovare le prove dei suoi antecessori italiani. Il cetaceo, che, come quello del Pulci e del Folengo, e del resto come tutti i suoi pari *jette .,. eaux de la gueule en l'air davant soi, comme si fust une grosse rivière tombante de quelque montagne* è ben presto ridotto a mal partito da Pantagruel, che *considérant l'occasion et nécessité, desploie ses bras et monstre ce qu'il savoit faire* (IV, 34). Il cetaceo ha un bel spalancare l'enormi fauci, nelle quali, come in quelle dell'orca dell'Ariosto, ma con diversa similitudine: *nous ne lui tiendrons lieu plus que feroit un grain de dragée musquée en la gueule d'un asne,* Pantagruel gli trapassa un occhio con una freccia secondo l'esempio datogli da Fracasso e poi, animato dal successo, lo tempesta addirittura con una pioggia di dardi *avecques ses dards, desquels estoit grande munition dedans sa nauf, au premier coup il enferra le physetère sus le front, de mode qu'il lui transperça les deux machoires et la langue; si que plus ne ouvrit la gueule, plus ne puisa, plus ne jetta eau.* Nel Furioso, Orlando si vale d'un simile espediente per chiuder la bocca dell'orca; armato d'un' ancora, egli penetra nella gola del mostro

e l'ancora attaccolle
E nel palato e nella lingua molle:
Sì che nè più si puon calar di sopra,
Nè alzar di sotto le mascelle orrende (XI, 37. 38).

Determinata così una indubbia parentela fra gli eroi del Rabelais e quelli dell'epopea italiana, sarà bene che ritorniamo un momento sui nostri passi per assistere prima alla nascita e poi all'educazione di Gargantua. La prima offre qualche altra analogia col Baldo; la seconda è certo in relazione colle dottrine pedagogiche italiane del Cinquecento. La povera Gargamelle, futura madre dell'eroe rabelesiano, quando sta per dare alla luce un tal figlio, si dispera e non a torto imprecando alla causa

prima di tante sofferenze. *Ha! (dit-elle) tant vous parlez à vostre aise, vous aultres hommes* ... (I, 6) e giura che non ritornerà mai più a simil gioco. Però allorchè il marito vuol mettersi in condizione di non farla mai più soffrire di *mal d'enfant,* la donna si ricrede subito e s'oppone risolutamente alla sua deliberazione. Una certa assomiglianza di concetto trovasi nei seguenti versi del Folengo:

Tempus adest partus, vel mortis, dicere possum,
Quo meschina bonos debet padire boconos,
Angeris et nunquam velles habuisse maritum.
Sed postquam bellum sborraveris inde putinum,
Nescis stare loco, tanta est tibi nata voluptas,
Ad vomitumque redis transacto tempore poco (XXI).

Il secondo eroe rabelesiano dà, come Baldo, nascendo la morte a sua madre, e le donne nelle due opere hanno parte affatto secondaria e sono pressochè sempre trattate con disprezzo. Pantagruel in fasce, nei *cas bien espouvantables* e nel fiero aspetto (II, 4) rammenta il protagonista del Folengo:

Hic puer, horrendum fatu! nascendo tenebat
Clavatos pugnos, oculosque rotabat apertos,
Ac sbigottibat scura cum fronte comadres.

L'educazione di Baldo è specialmente fisica; appena adolescente, dopo aver fatto della grammatica del Donato *scartozzos mille* ed aver cotta la salciccia col *Perotinum librum,* s'abbandona ai suoi istinti naturali. Ginnasta arditissimo, con muscoli d'acciaio, egli supera ben presto tutti i compagni in destrezza, giuoca alla palla ed eccelle in ogni sorta di ludi infantili. Quando poi il barone Augusto lo toglie dalla strada per dargli una più corretta educazione, il giovanetto dalla palla e dai sassi passa alla lancia ed alla spada, ma non esercita per questo meglio le facoltà della sua mente.

Nulla fadiga fuit broccheri discere normam,
Quem modo cum spadae manico tichitare videbas,
Quem modo cum lama solo schrimando, culabat.
Mox targam et spadam, mox hastam, moxque gianettam,
Mox roncam, qua spalla fuit troncata cuidam,
Post haec grata fuit manuum spadazza duarum,
Quam maneggiando, levem scorzam parebat habere (Macch. II.)

Ora se nell'educazione di Gargantua ed in quella di Pantagruel gli esercizi fisici, la scherma, l'equitazione, il giuoco della palla (esercizio quest'ultimo italiano) hanno parte larghissima, l'educazione della mente trova pure quell'ampio svolgimento, che invano si cercherebbe nel Baldo.

L'analisi dell'educazione di Gargantua, fu già data varie volte dai critici,[1] sicchè a noi altro non resta che riassumerla brevemente, indicando quel tanto che si ricollega al nostro argomento. Gargantua, abbandonato a sè (XI) è un fanciullone maleducato, in tutto il senso della parola: *il pissoit sus ses souliers, il chioit en sa chemise, il se mouschoit à ses manches* e peggio ancora. Il padre l'affida a un pedagogo, il sofista Thubal Oloferne (XIV), con cui il giovane perde il suo tempo (un numero grandissimo d'anni) senza concluder nulla di buono. Il precettore gli impone di imparare quel Donato, che già avea sollevato gli sdegni di Baldo, e di più *le Facet, Theodolet et Alanus in parabolis,* insomma tutti i vecchi testi d'istruzione allora in uso nelle scuole e che doveano addestrare il discente ad argomentare su concetti vaghi ed a ragionare con sottili distinzioni piuttosto che ad osservare i fatti e a ragionare intorno ad essi. Il padre, vedendo quei bei risultati, mosso anche dai consigli d'un amico, licenzia Oloferne e mette il figlio, ormai sessantenne (ma i giganti hanno la vita secolare, sicchè l'età sua può dirsi ancor tenerella) sotto la savia direzione di Ponocrate (potere del lavoro), maestro che in poco tempo avea dato splendidi risultati nell'istruzione del paggio Eudémon (buona intelligenza). Ponocrate comincia dal lasciar libero per qualche giorno Gargantua, volendo indagarne il carattere e vedere in quale stato l'avea ridotto il suo primo precettore, poscia, aiutato da un valente medico; *le purgea canoniquement avec ellébore de Anticyre, et par ce médicament lui nettoya toute l'altération et perverse habitude du cerveau. Par ce moyen aussi Ponocrates lui fit oblier tout ce qu'il avoit appris soubs ses antiques précepteurs* (XXIII). Guaritolo così

[1] Veggasi su questo argomento oltre l'opera citata del Réaume, lo studio dell'Arnstaedt: François Rabelais und sein Traité d'Education (Lipsia 1872) e quanto scrisse a propositi di questo libro Gaston Paris in Revue critique (9 nov. 1872). Vedi pure: P. Preda, La Pedagogia di Francesco Rabelais (Novara 1886), scritto di assai scarso valore.

del passato, il savio maestro educa l'allievo suo fondandosi sui seguenti principî:

1° Alternare gli esercizi fisici a quelli della mente.

2° Rendere lo studio più che mai dilettevole.

3° Indurre il discente alla costante osservazione dei fatti.

4° Non perdere mai un istante.

5° Mettere il giovane in relazione con persone dotte, perchè dal loro esempio sia tratto allo studio e ad opere degne dei suoi destini.

Con tali principî Ponocrate cominciò a far alzare Pantagruel allo spuntar del sole, ingiungendogli *qu'il ne perdist heure quelconque du jour* e cominciando a leggergli *quelque pagine de la divine Escriture,* mentre i servi procedevano alla sua teletta. Poscia esaminavasi lo stato del cielo, ripetevansi le lezioni della giornata precedente, applicandole a casi pratici ed esercitando in modo particolare la memoria. Alla teletta seguiva il passeggio, e maestro ed alunno andavano a giocare *à la balle, à la paulme, à la pile trigone.* L'ore del pasto, che seguivano, non erano meno utili delle precedenti, perchè *au commencement ... estoit luc quelque histoire plaisante des anciennes prouesses* e poi discorrevasi *de la vertu, propriété, efficace et nature de tout ce que leur estoit servi à table: du pain, du vin, de l'eau, du sel, des viandes, poissons, fruicts, herbes, racines, et de l'apprest d'icelles.* È così che Gargantua veniva imparando le scienze naturali e *tous les passages à ce competens en Pline, Athénée, Dioscorides, Julius Pollux, Galen, Porphyre, Opian, Polybe, Héliodore, Aristoteles, Aelian et autres.* Le preghiere finivano il pranzo e poi, durante la digestione, si giuocava alle carte, ed anche in questo trattenimento Ponocrate ammaestrava l'alunno con *mille petites gentillesses et inventions nouvelles, lesquelles toutes issoyent de arithmétique.* Gli studi variavano dalle lettere alle scienze e da queste, fra cui comprendevasi l'astronomia, all'arti belle, canto, musica, pittura. Ponocrate nel pomeriggio cedeva il posto a Gymnaste, *lequel ... monstroit l'art de chevalerie* e gli esercizi a cui Gargantua s'abbandona, dimenticandosi come spesso gli accade d'esser gigante, sono davvero per quantità e varietà meravigliosi. Egli impara, infatti, non solo a cavalcare in tutti i modi possibili e su tutti i destrieri più recalcitranti, superando nel volteggio *le voltigeur de Ferrare,* ma inoltre valica fiumi, salta fossi, abbatte porte e corazze a colpi di lancia e maneggia ogni

genere d'armi, spada, ascia, picca e *l'espée à deux mains,* non trascurando la caccia, il giuoco della palla, più volte ricordato, la lotta (e chi poteva lottare con lui?) ed ogni genere di sport.

Per rinforzare i polmoni *crioit comme tous les diables* e i muscoli si duplicavano sollevando enormi masse di piombo. Nel ritorno dagli esercizi ginnastici, Gargantua s'indugiava nei campi, esaminando le piante e ricordando quei dotti che n'aveano fatto argomento dei loro studi; poi si cenava con certa abbondanza (il pranzo a mezzo il giorno era frugale), e la sera trascorreva nella conversazione *des gens lettrés, ou des gens qui eussent vu pays estrangers,* in nuove osservazioni astronomiche, nella ricapitolazione delle cose viste e studiate nel corso del giorno, ed in brevi preghiere al creatore. Se il tempo era piovoso, l'impiego della giornata non era meno utile, perchè agli esercizi fisici all'aperto venivano sostituiti quelli di *boteler du foin, fendre et scier du bois ... battre les gerbes en la grange.* L'Emilio di J. J. Rousseau non sarà educato diversamente. L'osservazione del discepolo era esercitata pure nell'esame delle varie industrie, mestieri, botteghe, e di quando in quando Ponocrate e Gargantua chiudevano i libri e trascorrevano i campi senza alcuna preoccupazione, *raillans, gaudissans, beuvans d'autant, jouans, chantans, dansans* Però neppure quelle ore poteano dirsi inutilmente consumate, giacchè *ils recoloient par cœur quelques plaisans vers de l'agriculture de Virgile, de Hésiode, du Rustique de Politien ...* Con Pantagruel il campo dell'educazione intellettuale s'allarga ancor maggiormente. I tempi, scrive al figlio suo l'antico alunno di Ponocrate, hanno fatto passi giganteschi, e con essi tu pure dovrai progredire. All'*infelicité et calamité des Goths* s'è sostituito lo studio dei classici e delle lingue morte e vive, e Pantagruel in questo rinascimento dei buoni studi non dovra trascurare il greco, il latino, l'ebraico, il caldaico e le lingue moderne. Dopo aver imprecato, come l'Ariosto (XI), all'invenzione della polvere da fuoco, nata da *suggestion diabolique,* Gargantua esalta l'invenzione della stampa ed invita il figlio a meditare profondamente i classici in genere, e Platone e Cicerone specialmente, senza trascurare *les moraux de Plutarche ... les monuments de Pausanias et antiquités de Atheneus,* nonchè il vecchio e nuovo testamento, gli atti degli apostoli, le opere di diritto civile, di cosmografia, la matematica, disprezzando però *l'astrologie divinatrice et l'art de Lullius comme abus*

et vanités. Come si vede, il cibo intellettuale che Gargantua volea ammannire a Pantagruel era molto copioso, ma i giganti del Rabelais aveano buon stomaco per digerirlo ed assimilarlo.

Tale sistema educativo, che ha indubbiamente una parte affatto originale, può ricollegarsi a concetti e teoriche largamente diffuse allora nella Penisola. Certo gli elementi primi delle discipline pedagogiche del Rinascimento italiano sorgono dall'antichità classica, e Quintiliano, venuto in grande pregio dopo la scoperta del Poggio, è di esse principale ispiratore. Però dall' informazione antica assurgono i pedagogisti nostri a più larghe teorie, e la pratica presenta applicazioni efficaci con Vittorino Rambaldoni e Guarino Veronese. Senza entrare in un'attenta disamina di queste dottrine, indicheremo quel tanto, che ha strette attinenze con l'educazione di Gargantua e di Pantagruel.[1] Fra i primi del Cinquecento, Pier Paolo Vergerio[2] raccomanda lo studio delle lingue classiche, della musica e del disegno e vuole che gli esercizi della mente s'alternino con quelli del corpo. Questi ultimi consisteranno nella scherma, corsa, salto, lotta, saettare, trarre sassi, equitazione, nuoto, giuoco della palla, caccia, giuoco degli scacchi. Maffeo Vegio nella sua opera De educatione liberorum, che per esser stata pubblicata a Parigi nel 1511 poteva esser nota al Rabelais,[3] raccomanda che i giovani sieno condotti nelle

[1] Cfr. l'opera del Voigt sul Risorgimento italiano (Berlin, Reimer, 1893), quella d'Agostino Rösler: Kardinal Johannes Dominicis Erziehungslehre und die übrigen pädagogischen Leistungen Italiens im 15. Jahrhundert (Freiburg 1894), nonchè il recente e lodevole lavoro di G. B. Gerini: Gli scrittori pedagogici italiani del sec. XV° (Torino 1896), cui fa seguito quello sui Pedagogisti del XVI° sec. (Torino 1897). Una buona orientazione generale su questo argomento è data dal Renier (Vedi Recensione all'opera del Gerini in Giorn. Stor. della lett. it. XXX, p. 271 sgg.) e dalla Geschichte der Pädagogik di Carlo Schmidt (Berlino 1894).

[2] Petri Pauli Vergerii, de ingenuis moribus et liberalibus studiis ecc. (ediz. 1509).

[3] Cfr. E. Prendilacqua — Vita Victorini Feltrensis, ex codice Vaticano, Padova, 1774.

De Rosmini — Idea dell'ottimo precettore nella vita e disciplina di Vittorino da Feltre e de' suoi discepoli, Milano 1845.

La Casa giocosa di Vittorino ecc. in Arch. Stor. lombardo, Anno XI, p. 151—158; lettere inedite in Arch. Veneto, vol. XXXVI, p. 11.

conversazioni degli uomini dotti e di buoni costumi: *commune-buntur autem quam maxime seniores et eruditos homines colere, conversationeque eorum ac confabulatione delectari* (L. I, cap. XV) e che *parentes liberos litteris et bonis disciplinis instruant* (L. II, cap. I). Con avvicinamenti alla pedagogia Rabelesiana, insiste il Vegio sulle frequenti ripetizioni delle cose imparate (II, 12) e sull'uso del tempo, che vuole sia tale, che anche attendendo il desinare, esso venga impiegato utilmente, sicchè: *ubi enim mensa posita est, priusquam edulia apponantur, omnes adolescentes ex diversis locis et officiis ad dapem conveniunt, tum magistri rogant, quid boni a lucis ortu ad illud diei fecerint* (ib.). A tavola gioverà esporre sentenze di poeti e di storici, prima ancora che tali autori vengano studiati ex professo (II, 19); le varie discipline s'alterneranno: *in omnibus disciplinis simul pueri imbuendi* (II, 20), e gli autori che dovranno specialmente contribuire all'educazione del giovane (II, 18), saranno Virgilio, Cicerone, Terenzio, Sallustio ed altri molti nonchè la Bibbia. Il Vegio fa pure larga parte alla musica (III, 3), pittura e scultura (III, 4), nonchè agli esercizi ginnastici, che s'alterneranno allo studio, però con savia moderazione.

Il Feltrense mirava egli pure, nella scuola da lui aperta in Mantova sotto gli auspicii dei Gonzaga nel 1423, ad istruire dilettando, con alternanza d'esercizi fisici (scherma, nuoto, corso, giuoco della palla, caccia, ecc.) ed intellettuali e senza concedere alcun istante all'ozio assoluto. Al Greco dava Vittorino precipua importanza e, fra gli scrittori latini, prediligeva gli storici, poi Virgilio, Cicerone ed Orazio. Nel principio il savio maestro ebbe, come racconta il Rosmini (op. cit. p. 42 sgg.), molte noie per la pessima educazione ricevuta precedentemente dai giovanetti principi affidati alle sue cure: *I principi senza freno alcuno si cibavano, andando in traccia delle vivande più squisite e più ghiotte; gran parte del giorno stavano a tavola, quindi al fuoco, poscia al letto dormendo, niente gli studi curando e i cavallereschi esercizi.* È questo come vedemmo lo stato in cui Ponocrate ritrova Gargantua (XXI), e Vittorino come Ponocrate vuol rimanere per qualche tempo spettatore della vita brutale di chi viene affidato alle sue cure. Così — continua il Rosmini — avendo conosciuta l'indole dei suoi allievi, potè più facilmente correggerli. Il Prendilacqua ci narra come Vittorino, essendo interrogato da un giovane intorno a quanto dovea fare

per divenire uomo egregio, rispondesse: *disimpara ciò che hai male imparato.* Tale è la cura dell'elleboro nell'educazione di Gargantua. Vittorino volea pure che s'esercitassero i polmoni (e noi vedemmo in qual modo Gargantua si giovasse dei suoi) e che i giovani riassumessero la sera quanto aveano studiato nel corso della giornata. Insegnamenti prescritti nella sua scuola erano poi quelli delle lingue classiche, dell' eloquenza, delle matematiche e dell'astronomia. Ai bambini, secondo il consiglio di Quintiliano, insegnava le lettere dell'alfabeto con giuochi, e nelle pareti avea fatto dipingere i più grandi fatti e personaggi dell'antichità, perchè i giovani avessero sempre presenti le glorie del passato e si sentissero incitati ad imitarle.

Fra i libri ch'ebbero al tempo del Rabelais la più grande diffusione in Italia ed in Francia, occupa posto notevole il Cortegiano del Castiglione[1] e qui pure si raccomandano *tutti gli esercizi di persona, che ad uom di guerra si convengono* (V. ed. Cian. I, 20) e cioè *maneggiar ben ogni sorte d'armi a piedi ed a cavallo,* la lotta, il *correr lance,* la caccia (I, 20. 21), il giuoco della palla, *nuotare, saltare, correre, gittar pietre ... il volteggiar a cavallo* (ib.). Tuttavia gli esercizi fisici non devono far trascurare al Cortegiano quelli dell'intelletto, e perciò l'A. vuole (I, 44) ch'egli sia *più che mediocremente erudito, almeno in questi studii che chiamano d'umanità: e non solamente della lingua latina ma ancor della greca abbia cognizione, per le molte e varie cose che in quella divinamente scritte sono. Sia versato nei poeti, e non meno negli oratori ed istorici,* infine *sia ancor musico e sappia di varii istrumenti* e non trascuri il disegno, la musica ed il canto (ib.). Nè diverso è quanto il Castiglione vien consigliando per l'educazione del prin-

[1] Simili teorie ed applicazioni abbondano pure in altri pedagogisti italiani del XV° e XVI° sec. Leon Battista Alberti (Famiglia, Firenze 1844) raccomanda che s'alternino gli esercizi del corpo e della mente, che si riepiloghi quanto s'è fatto nella giornata e che non s'abbia a perdere nemmeno un istante (p. 253, 255); il Palmieri (Vita Civile) insiste negli stessi concetti, raccomandando che lo studio sia reso con giuochi gradito; il Patrizi (De regno et regis institutione, libri IX. Argentinae CIƆIƆXCIV) dà somma importanza all'equitazione, alla caccia ed alla conversazione con uomini egregi per vita e dottrina. Nel secolo successivo, il Collenuccio s'accorda con A. Piccolomini nel disprezzo della fallace astrologia.

cipe (IV), che vuole agile, forte, istruito e religioso ma *non superstizioso, nè dato alla vanità d'incanti e vaticinii* (IV, 32), raccomandazione quest'ultima, che s'accorda con quanto Gargantua scrive al figlio suo. Una certa comunanza di concetti educativi esiste dunque fra i nostri pedagogisti e il Rabelais, e per quanto, chiunque abbia cervello, possa indovinare da sè certi sistemi senza bisogno di ricorrere ad antecessori, pur tuttavia tale comunanza, che dal generale scende a molti particolari, suffraga l'ipotesi di qualche influenza italiana. Comunque sia, se da una parte la priorità dei cinquecentisti della Penisola in tale ordine d'idee non ci sembra potersi mettere in dubbio, dall'altra l'influenza italiana non toglierebbe al Rabelais una larga parte d'originalità, nè escluderebbe la sua divinazione dell'odierno metodo intuitivo.[1]

L'educazione accurata di Pantagruel ci assicura che non lo troveremo impreparato alle difficili prove che l'attendono, purchè i compagni che lo circondano nella nave che solca l'Oceano, non abbiano a tradirlo nel momento del pericolo. Però di questo non c'è da avere paura. Con assomiglianza notevole col Baldo del Folengo, Pantagruel domina i suoi dipendenti con dolcezza fraterna: tutto è comune, rischi e gloria, gioie e dolori e la libertà generale del linguaggio, lungi dall'ingenerare indisciplina, tutti avvince in affettuosa comunanza d'intenti. Una sola volontà dirige i naviganti, che non avranno da temere neppur un istante quella dea della Discordia, la quale nei regni d'Averno assale, invano, i compagni di Baldo. E sì che questi compagni dell'eroe del Rabelais offrono differenze considerevoli di carattere e di temperamento!

Frère Jean des Entommeures esce dall'epopea cavalleresca e ricorda i paladini nel coraggio, nella forza ed anche nell'impenetrabilità dell'abito, che lo rende invulnerabile non meno d'Orlando (Pant. I, 40). Però allo spirito avventuriero, s'unisce in lui un resto delle abitudini del convento, in cui ha trascorso buona parte della sua giovinezza; è giocondo, buontempone e

---

[1] Qualcosa pure del metodo intuitivo appare nella scuola del Feltrense, il quale, secondo che il Prendilacqua racconta, volea che nelle passeggiate i giovani continuamente osservassero quanto veniva presentandosi ai loro sguardi. Però nel R. lo svolgimento è assai più ampio e piuttosto che un fatto incidentale può dirsi base del suo sistema.

quando non combatte, s'è quasi sicuri di ritrovarlo a tavola od in cantina. E poichè egli è uscito da uno di quei chiostri di cui, come egli assicura, *seulement l'ombre du clocher ... est féconde* (I, 45), non dobbiamo troppo meravigliarci dei suoi costumi, del suo linguaggio e del modo con cui, trovandosi con fanciulle, *les regardoit de costé, comme un chien, qui emporte un plumail* (IV, 51). La vitalità del personaggio non è meno sorprendente della sua forza; compagno di Gargantua, quando questi era ancor celibe, diviene poi l'amico di Pantagruel, nato allorchè il padre era già *en son âge de quatre cents quatre-vingts quarante et quatre ans* (III, 2).[1] Come guerriero il tipo è stravecchio, ma come frate guerriero, in ribellione continua ai vincoli religiosi, egli è creazione del Rabelais, cui non sapremmo trovare alcun antecedente nè in Italia nè fuori.

Carpalim invece, altro compagno di Pantagruel, ricorda da vicino il Falchetto del Baldo. Questi rappresenta la sveltezza nel corso, insegue le capre selvatiche e le raggiunge con tanta abilità che il Folengo lo chiama: *Falchettus, osello plus levis* (XV. XX) ed ugual lode riscuote pure Carpalim dallo scrittore francese.[2]

Panurge, il furbo Panurge, che ha nell' opera del Rabelais una importanza pressochè eguale a quella di Pantagruel stesso, merita un esame più diligente. Lo scrittore francese non fa l'onore a questo suo personaggio d'un albero genealogico che ci aiuti, come pei suoi giganti, a rintracciarne i progenitori. Questi però sono persone di vecchia conoscenza pei lettori dei poemi italiani e rispondono ai nomi di Brunello, di Margutte e di Cingar. A voler cercar più lontano e come altri ha fatto nel Roman de Renard, c'è da perdersi nelle tante rappresentazioni della

[1] Non troviamo che alcun critico accenni a questa particolarità, la quale non è certo più curiosa d'altre cui il R. ci ha abituato. Parimenti è sfuggita ai critici l'impenetrabilità dell' abito di frate Giovanni.

[2] Alla caccia descritta dal Folengo, in cui Falchetto ha occasione di spiegare tutta la sua agilità, si confronti quella che trovasi nel Pantagruel (II. 26), e nella quale si racconta come *Carpalim alla chasser pour avoir de la venaison* ed avendo visto *un beau grand chevreuil ... incontinent courut après de telle roideur qu'il sembloit que fust un carreau d'arbaleste, et l'attrapa en un moment.* Anche Boccalo, cuoco di Baldo, ricorda, nella sua preoccupazione costante per la buona tavola, taluni personaggi del Rabelais.

furberia umana punto scrupolosa, di cui il Rabelais avrebbe potuto trovare varie personificazioni anche in epoche più remote. Panurge però ha caratteri singolari, che lo fanno uscir della schiera delle fredde astrazioni; egli è scaltro in modo particolare, e la sua scaltrezza si fonde con altri elementi, sconosciuti all'eroe furbesco dell'epopea degli animali.

Brunello appare nell'Innamorato (II, 5) quale ladro agilissimo ed accortissimo: ruba l'anello d'Angelica, la spada di Marfisa, il cavallo di Sacripante, il corno d'Orlando; entra nelle osterie, mangia e beve senza pagare, sale le mura più irte, penetra nei luoghi più inaccessibili e rallegra tutto il poema colle sue imprese briccone sì ma piacevoli. Egli è sovrano, ma si guarda bene dall'esporsi, al pari dei suoi colleghi di corona, ai formidabili colpi dei paladini; piccolino, pauroso, quando i compagni menano le mani egli si tiene prudentemente in disparte e si muove solo e di soppiatto, ove vi sia qualcosa da guadagnare. In lui c'è in parte l'astuzia d'Ulisse, ma non certo il suo coraggio e la sua virtù. L'Ariosto, togliendolo al Boiardo, ce lo dipinge, in pochi tratti, ma ben sicuri:

Sa di furti e d'inganni Brunel ...
Non è sei palmi, ed ha il capo ricciuto;
Le chiome ha nere, ed ha la pelle fosca,
Pallido il viso, oltre il dover barbuto,
Gli occhi gonfiati e guardatura losca (III).

Margutte del Morgante ricorda taluni caratteri di Brunello, la destrezza cioè e i pochi scrupoli, ma questi maggiormente svolge ed altri n'aggiunge, sicchè da personaggio accessorio, egli finisce coll'acquistare singolare importanza.

Giunto Morgante un dì in su'n crocicchio,
Uscito d'una valle e d'un gran bosco
Vide venir di lungi per ispicchio
Un uom che in volto parea tutto fosco (XIX).

Ormai Morgante e Margutte vivranno sempre assieme e l'uno farà da contrasto all'altro. Nel nuovo poema del Pulci, Margutte non s'accontenta d'essere mariuolo matricolato; egli si vanta delle sue imprese ladre, dichiara di non aver fede in nulla:

... a dirtel tosto
Io non credo più al nero ch'a l'azzurro;
Ma nel cappone, o lesso o vuogli arrosto (ib.);

nè nasconde le sue origini bastarde da

una monaca greca,
E d'un papasso in Bursia là in Turchia.

Fu presso i Turchi, ch'egli cominciò come Panurge a distinguersi, e dopo aver ucciso il suo *vecchio papasso* cambiò paese seco portando

Tutt'i peccati o di turco o di greco (ib.).

Giuocatore sfrenato, ingordo, donnaiuolo, nei furti dà dei punti allo stesso Brunello ed ha già un carattere più moderno:

E trapani e calcetti e lime sorde;
E sacchi d'ogni fatta e grimaldelli;
E scale o vuoi di legno o vuoi di corde
E levane e calcetti di feltrelli,
Che fanno quand' io vo ch' ognuno assorde,
Lavoro di mia man, puliti e belli;
E fuoco che per sè lume non rende,
Ma con lo sputo a mia posta s'accende (ib.).

Sua specialità sono i furti in chiesa; vuota le sagrestie e si fa beffe della dabbenaggine dei fedeli; la sua ingordigia muove a schifo,[1] la sua sfacciataggine col gentil sesso gli vale più d'una volta i rimproveri di Morgante[2], eppure, malgrado tutto questo, egli è fra i personaggi che c'interessano, che troviamo a volte persino simpatici, sia per la vivacità d'ingegno dell'uomo povero, che lotta d'astuzia colla fortuna, sia per la giocondità con cui rallegra le sue miserie, sia infine per l'amicizia sicura, di cui dà prova riguardo al gigante.[3] Cingar non è balzato fuori d'un colpo della testa del Folengo; egli, per dichiarazione del suo autore, è parente prossimo del burlesco eroe del Pulci[4], ed il suo nome

---

[1] Alla corte di Florinetta, Margutte dà prova delle sua ingorda fame:

Non domandar se Margutte s'affanna,
E se parea di casa più che'l gatto;
E dice: corpo mio, fatti capanna,
Ch'io t'ho a disfar le grinze a questo tratto;
Vedi, che qui del ciel piove la manna.
È salta per letizia come un matto;
E stava sempre pinzo e grasso e unto,
E della gola ritruova ogni punto (XIX).

[2] Vedi le sue erotiche imprese con Florinetta (XVIII).

[3] Egli difende, con ardimento e con furberia, il compagno Morgante assalito da due formidabili giganti.

[4] *Iste suam traxit Marguti a sanguine razzam* (Macch. II).

vuol significare vagabondo e zingaro. Il ritratto fisico ricorda però più Brunello che Margutte[1], e quanto al morale, c'è un progresso di peggioramento:

Perfectus latro, promptus, mala guida viarum,
Namque viandantes in boscos saepe vehebat,
Ipsius arte, bonum pensantes esse caminum.
Portabat semper latro post terga sachellam
Sgaraboldellis plenam, surdisque tanais,
Cum quibus obscura pingues de nocte botegas -
Ingreditur, caricatque suos de merce sodales.
Ut gattus saltat, guizzat, sgrafignat, et omnes
Altaros spojat, gesias, quum cernit apertas.
O quoties, quoties capsettam sgardinat illam,
In qua afferre solent homines devote quattrinos! (Macch. II).

Se rammenta l'avo nei furti sacrileghi, egli è per di più ladro da strada e da bosco ed ha compagni nelle sue imprese.

Panurge ci si presenta, nel secondo libro del Rabelais (Cap. IX), più bello di Margutte e di Cingar, ma però come essi mal in arnese e perseguitato dall'avverso destino. *Un homme beau de stature et élégant en tous linéamens du corps,* ma *pitoyablement navré en divers lieux, et tant mal en ordre qu'il sembloit estre eschappé ès chiens.*[2] Come Margutte, ha vissuto lungo tempo in Turchia, incominciando colà la sua gloriosa carriera, dissoluto,[3] sempre col diavolo nella borsa, cerca di far denaro, con ogni mezzo possibile, per soddisfare agli innumerevoli suoi vizi.

Il avoit soixante et trois manières d'en trouver (del denaro) *tousjours à son besoing, dont la plus honorable et la plus commune estoit par façon de larrecin furtivement faict; malfaisant, pipeur, buveur, batteur de pavés, ribleur s'il en estoit à Paris:*

Au demourant, le meilleur fils du monde.

---

[1] *Scarnus enim facie, reliquo sed corpore nervis*
Plenus, compressus, picolinus, brunus et atrox.
Semper habens nudam testam, rizzutus et asper (ib.).

[2] Al ritratto di Panurge il R. dà nuovi tocchi nel cap. 16º del II libro, dedicato ai *mœurs et conditions* del nostro personaggio: *Panurge estoit de stature moyenne, ni trop grand, ni trop petit, et avoit le nez un peu aquilin, faict à manche de rasoir, et pour lors estoit de l'âge de trente et cinq ans environ.*

[3] Con astuzia, che un giorno Tartuffo gli invidierà, egli tocca le dame, sotto pretesto di constatare se le stoffe, che coprono i loro seni, sono di Fiandra o di Hainault.

Dai predecessori italiani ha ereditato la famosa scarsella composta di *plus de vingt et six petites bougettes et fasques,* sempre piene d'arnesi del mestiere, fra cui *un petit coulteau affilé comme l'aguille d'un pelletier, dont il coupoit les bourses* (II, 16). Il suo forte è di vuotare le cassette delle chiese in cui i credenti depongono le loro elemosine, e colla scusa del centuplum accipies, ripete una burla che si trova su per giù anche nelle facezie del Poggio e che il Rabelais potea aver attinto altrove.[1]

L'astuzia è la sua principale caratteristica, *fin a dorer comme une dague de plomb,* e se ne giova per frodare i disgraziati che hanno da fare con lui; nel giuoco dimostra *qu'il avoit les doigts faicts à la main comme Minerve en Arachné,* però — e questo è da osservarsi — con Pantagruel e con gli altri amici egli sa mostrarsi buono, affezionato, fidatissimo e vive nelle relazioni cordiali di Cingar con Baldo e di Margutte con Morgante. E Panurge è, non meno dell' eroe del Berni che muore dalle risa nel vedere le smorfie d'una bertuccia, di giocondità inesauribile; i motti mordaci e le burle animano tutte le pagine del Pantagruel, in cui egli appare ammiccando ai lettori burlescamente e facendo suo il motto, che precede e determina il carattere dell' opera:

Mieux est de ris que de larmes escrire,
Pour ce que rire est le propre de l'homme.[2]

Fra le burle ve n'è una assai crudele, tolta di sana pianta al Folengo. Navigano coi nostri viaggiatori taluni pecorai con numeroso armento, e veramente non si capirebbe come costoro fossero in compagnia di Pantagruel, principe ricchissimo e che ha navi proprie, se la spiegazione non venisse data dal desiderio dell'A. d'interpolare nel suo romanzo un aneddoto che gli era sembrato piacevolissimo. Panurge viene a parole con uno di costoro e per vendicarsi compera da lui una pecora, la getta in

---

[1] Poggio CCXXV. Pant. II, cap. XVII.

[2] Tale è a un dipresso anche il motto che precede i Joyeux Devis del Des Périers: Bene vivere et laetari, e la filosofia del riso ritorna, col ricordo di Democrito, ad allietare il Rinascimento italiano e francese. Basterà rammentare tutte le opere improntate alla più schietta gioia, novelle, motti piacevoli, farse, commedie, uscite in quel tempo nei due paesi, talchè il Castiglione credette d'assegnare una parte notevole del suo Cortegiano alle regole che s'hanno da osservare per le facezie.

mare, le altre la seguono secondo il costume delle *pecore matte* di cui parla Dante, i pastori cercano di trattenerle ed essi pure finiscono col perire nei flutti. Pantagruel e i compagni se la godono mezzo mondo, e Panurge non sta più in sè dalla gioia.

Il racconto ispiratore occupa parecchie pagine del Baldo (Macch. XI), ma il Rabelais trova ancora il modo di dare ad esso più ampio sviluppo, senza variare i punti sostanziali.[1] Panurge, come Cingar, avverte sottovoce i compagni ch'essi vedranno un bel giuoco, ma mentre il personaggio del Folengo fa il contratto della pecora senza spender troppe parole, Panurge ha col capraio Dindenault un lungo dialogo, in cui quest'ultimo, inspirandosi a Plinio, esalta i pregi singolari della sua merce.

Cingar, sempre a corto di quattrini: *Sborsavit nummos tolto castrone dolosos,* Panurge, cui la liberalità del suo signore concede maggior larghezza, paga invece in buona moneta. L'autore italiano, nel descrivere il volo del gregge in mare, dà libero sfogo al suo estro poetico e ci fa assistere alle meraviglie di Nettuno, che vede il suo regno popolarsi improvvisamente di candidi armenti; Rabelais invece, pittore verista ed avverso alle divagazioni mitologiche, rappresenta l'azione in tutti i suoi particolari, gli sforzi dei pastori, i balzi degli animali, la confusione nella nave ed aggiunge di suo qualcosa ancor di più crudele:

Panurge ... tenant un aviron en main, non pour aider aux moutonniers, mais pour les engarder de grimper sus la nauf et évader le naufrage, les preschoit éloquentement, comme si fust un petit frère Olivier Maillard ou un second frère Jean Bourgeois, leur remonstrant par lieux de rhétorique les misères de ce monde, le bien et l'heur de l'autre. ...

All'avventura delle pecore, segue immediatamente nel Baldo, quella burrasca di cui abbiamo già parlato; più tardi essa scoppia nel Pantagruel; però in entrambe la parte sostenuta dai due personaggi burleschi è perfettamente identica. Infatti, mentre i compagni lottano arditamente coi flutti, Cingar e Panurge si disperano nelle convulsioni dello spavento, e si noti che questa vigliaccheria è in essi qualcosa di subitaneo e che contrasta colle prove di coraggio date da essi precedentemente. Nella lotta per la liberazione di Baldo, Cingar avea messo a repentaglio la propria vita senza alcuna esitanza, e nella guerra contro il re Anarche Panurge era stato a fianco di Pantagruel, combattendo a viso

[1] Veggansi i cap. VI, VII, VIII del IV libro del Pantagruel.

aperto. Ma la paura può, come l'esperienza insegna, impadronirsi repentinamente anche degli uomini più audaci, e i due bricconi s'accordano nel temere più il mare degli uomini.

All' attività coraggiosa dei compagni fa dunque contrasto il contegno dell' eroe burlesco del Folengo:

Cingar solettus cantone jacebat in uno,
Qui metuendo mori cagarolam tristis habebat.
Gallitiae vovit sanctum visitare Jacobum,
Cui faciet binas per pretum dicere missas.
Vult quoque Loreti sanctam visitare Mariam,
Candelasque duas vult illi ferre biancas.
Omnibus oh! quales sanctis facit iste pregheras,
Seque met incusat plures robasse botegas,
Sgardinasse domos et sgallinasse polaros;
At si de tantis scampabit forte periclis,
Omnia restituet, poveros aut induet omnes,
Mox eremo sanctam menabit denique vitam.

Panurge, alla sua volta, *ayant du contenu en son estomach bien repu les poissons scatophages, restoit acroupi sus le tillac tout affligé, tout meshaigné et à demi mort,* invocando *tous les benoists saincts et sainctes à son aide* e protestando *de soi confesser en temps et lieu* (IV. 18). Egli rivolge le più ardenti preghiere a *Saint Michel d'Aure, saint Nicolas* ed aggiunge: *à ceste fois et jamais plus! Je vous fais ici bon vœu, et à nostre Seigneur, que si ce coup m'estes aidans, j'entends que me mettez en terre hors ce danger ici, je vous édifierai une belle grande petite chapelle* ... (IV. 19). Nelle altre lamentele, che durano parecchie pagine, Panurge ricorda in parte quelle dei mercanti del Baldo:

Heu! cui divitias, ajunt, cumulavimus istas?
Heu! quibus in rebus nostros neglеximus annos? ...
Heu! cur non potius monachi vel norma severi,
Vel mage eremitae placuit sacra cellula nobis? ...

e i mercanti continuano lagnandosi di non aver lasciato la loro professione per la vita tranquilla e sicura dei campi.

E Panurge *O que trois et quatre fois heureux sont ceux qui plantent choux! O Parces, que ne me fillastes-vous pour planteur de choux! O que petit est le nombre de ceux à qui Jupiter a telle faveur porté qu'il les a destinés à planter choux! Car ils ont tousjours en terre un pied; l'aultre n'est pas loing.*

Cessata la burrasca, Cingar si rasserena e s'affretta ad abbandonare il malfido legno:

Cingar se prora saltans dispiccat ab alta,
Tangere gaudet humum, passatas devovet undas;

ma l'umorismo del Rabelais crea da questo accenno una situazione nuova ed altamente comica, dipingendoci il suo personaggio che, cessato il pericolo, riacquista una parlantina da disgradare quella di Don Abbondio dopo le esequie di Don Rodrigo. Mai Panurge s'è mostrato così amabile, così cordiale, e giura e spergiura ch'egli durante l'uragano ha fatto mirabilia per resistere al mare e che è a lui, non già a Pantagruel od a frate Giovanni, che i compagni debbono la loro salvezza.

All' impudenza del briccone s'aggiunge la somma disinvoltura con la quale disdice le sue promesse ai santi: ... *la chapelle vouée à Monsieur sainct Nicolas entre Quande et Monssoreau, j'entends que sera une chapelle d'eau rose, en laquelle ne paistra vache ne veau; car je la jetterai au fond de l'eau. — Voilà, dit Eusthènes, le galant. Voilà le galant et demi! C'est vérifier le proverbe lombardique:*

Passato el pericolo, gabato el santo.

Per chi cerca facili riscontri, il Poggio n'offre due. Nella CCVI fac. egli racconta come un tale, nel forte della burrasca, promettesse alla Vergine una candela grossa quanto l'albero maestro della nave e ad un amico, che gli facea osservare come egli promettesse troppo, rispondesse: Lasciami promettere quel che mi pare: passato il pericolo, vedrai che la Vergine s'accontenterà di molto meno. Nella facezia seguente (CCVII) trattasi ancora d'un' altra promessa non mantenuta di naviganti, ma non c'è bisogno di ricorrere al Poggio per riscontri, quando la fedeltà dei marinai alle loro promesse è passata in proverbio al di quà ed al di là dell' Alpi. Cingar e Panurge offrono un altro punto di contatto nella loro vasta coltura, e mentre il primo spiega agli attoniti ascoltatori le meraviglie dell' universo, citando Platone, Tolomeo, Solone, Anassagora, Pitagora ed altri dotti del tempo antico (Macch. XIII), Panurge si presenta a Pantagruel parlando ogni genere di lingue note od ignote. E nei due poemi c'è pure un altro personaggio, che fa ogni tanto capolino, senza che si sappia d'onde egli sia sbucato. Il Folengo, sotto il nome di Merlin Coccai, mette in scena sè stesso (Macch. XX, XXV ecc.), e Rabelais si presenta egli pure ai suoi lettori (II. 32 ecc.), forse approfittandosi del titolo d'architriclin (maggiordomo) de Pantagruel, da lui assunto nella Pantagruéline Prognostication. I due autori dialogano coi loro personaggi e sono

lì quasi per assicurarci che quanto narrano l'hanno proprio veduto coi loro occhi e toccato colle loro mani.

Ma intanto che noi ricordiamo le vicende di Cingar e di Panurge, questi coi loro compagni hanno ripreso il mare e navigano verso ignoti lidi. Perchè affrontare tutte queste fatiche? Baldo e i compagni suoi hanno ancora una ragione abbastanza solida perchè ad essi, come agli eroi dell' epopea classica e cavalleresca, è stato concesso di visitare i regni dell' Averno. Ma che dire di Pantagruel, che naviga per sentire da un dubbio oracolo se Panurge abbia o non abbia da prendere moglie? La causa della peregrinazione degli eroi rabelesiani è in verità così poco solida che in essa il Fleury ed altri critici vollero trovar nascosti certi alti problemi filosofici e nientemeno che la ricerca dei destini dell' umanità.

La seconda parte dell' opera non s'era però presentata così, di primo acchito, alla mente del Rabelais. Pare infatti che la sua prima idea, ove non si tratti d'un espediente per eccitare la curiosità dei lettori, fosse quella d'esporre *comment Panurge fut marïé, et cocqu dès le premier mois de ses nopces; et comment Pantagruel trouva la pierre philosophale et la manière de la trouver et d'en user; et comment il passa les monts Caspiens, comment il navigua par la mer Atlantique et défit les Cannibales et conquesta les isles de Perlas; comment il espousa la fille du roi de Inde nommé Presthan; comment il combattit contre les diables et fit brusler cinq chambres d'enfer et mit à sac la grande chambre noire et jetta Proserpine au feu et rompit quatre dents à Lucifer et une corne au cul; et comment il visita les regions de la lune.* In questo piano del rimanente dell' opera, ch'egli traccia a grandi linee verso la fine del secondo libro, il Rabelais seguiva le traccie di quei viaggi meravigliosi di cui tanto ebbe a dilettarsi la fantasia antica e medioevale e c'entrano le tre argonautiche,[1] non meno delle reminiscenze del viaggio di San Brandano, dei regni di Prete Gianni e degli eroi che trascorrono il mondo in cerca della fontana di Jouvence. Ed in tale divisamento potevano entrarci pure l'Ariosto coll'imprese d'Astolfo nella luna ed il Folengo coi suoi eroi, che saccheggiano i regni di Plutone e mettono in fuga i diavoli, nonchè la lunga sua descrizione delle mirifiche virtù della pietra filosofale (Macch. XII).

[1] All' Argonautica del Pseudo Orfeo pare che l'A. s'inspirasse nella descrizione dei Macréons o uomini di lunga vita (IV. 25).

Però il primo piano del Rabelais venne modificandosi in un altro, che s'accosta più specialmente alle fantasie con cui Luciano rallegra la sua Veridica Storia, senza che per questo l'A. abbia perduto interamente di vista l'opera dell' Ariosto e quella del Folengo.

D'allegorie, di visioni, di viaggi fantastici, l'Italia offriva una messe abbondante, e poco prima che il Rabelais mettesse mano alla sua narrazione, quel bizzarro ingegno d'Ortensio Lando avea pubblicato un *commentario delle più notabili e mostruose cose d'Italia e altri luoghi, di lingua aramea in italiana tradotto,* in cui si finge un viaggio marittimo verso il *regno degli sperduti* (l'Italia), e la nave parte dall' *isola d'Utopia,* nome della regione fantastica in cui il Rabelais mette gli stati dei suoi giganti. Però il paese d'Utopia avea già figurato nell'opera di Tommaso Moro, ed il viaggio del Lando non offre altro riscontro con quello dello scrittore francese se non lo spettacolo dei malati che, come vedremo, guariscono a suon di musica.[1]

Una succinta esposizione del quarto e quinto libro del Pantagruel riesce necessaria per l'esame degli elementi italiani in essi contenuti. Il viaggio di Pantagruel, che occupa due interi libri del Rabelais ed abbraccia tre quinti dell' epopea Folenghiana, è diretto verso l'Oriente, perchè l'oracolo trovasi *près le Catay en Indie supérieure,* ma la via resa popolare dalle crociate è abbandonata per la nuova rivelata allora dal genio di Cristoforo Colombo, sicchè gli eroi si dirigono verso l'India facendo rotta per l'Occidente (IV. 2). La prima stazione è quella dell' isola di Médamothi, che in greco significa nessun luogo e in ebraico le assomiglianze ed è l'isola delle apparenze e della ostentazione (IV. 2). Poscia approdasi all'isola degli Ennasins, ossia di quelli che non hanno

[1] Cfr. intorno ai viaggi fantastici la *Geschichte der Prosadichtungen* del Dunlop nella versione del Liebrecht (Berlin 1854), cap. XIII, pag. 427 sgg. ed anche quanto dicono in proposito il Flamini nel suo articolo: Viaggi fantastici e trionfi di poeti in misc. nozze Cian (Bergamo 1894) ed il Cian intorno al Monte Parnaso dell' Oriolo nel Decennio della vita di Pietro Bembo. I poemetti satirici del Finiguerri (La buca di Monferrato, Lo studio d'Atene, Il gagno, ed. Frati, Bologna 1884) ed altri simili componimenti non offrono che una lontana analogia di genere coll'opera del Rabelais. Ebbe invece influsso diretto su questa, influsso che esamineremo fra poco, l'opera di frate Francesco Colonna, intitolata Hypnerotomachia o Polifilo.

olfatto per scoprire la verità (IV, 9), a quella di Cheli o delle cortesie apparenti (Cheli, in greco labbra) (IV, 10), alle terre dei Chiquanous (legali) (IV. 12) e via via si visitano i regni stravaganti dei Macréons (gente di lunga vita), dei Tapinois o devoti, su cui impera la Quaresima, l'isle Farouche abitata dalle Andouilles e quella di Ruach o delle vanità della Corte (gente che si pasce d'aria). Di lì gli eroi Rabelesiani partono per nuovi lidi, veggono i Papefigues, i quali scontano amaramente le beffe fatte al Pontefice (IV. 45), i Papimanes, in opposizione ai primi, messere Gaster, dio del ventre, gli ipocriti di Chaneph (IV. 63), i plagiari e ladri (IV. 66), gli abitatori dell'isle Sonnante, ove gli ecclesiastici vivono in sembianza d'uccelli ed il papa di pappagallo (V. 1), poi le terre dei Ferremens ossia dell'armi, i Chatsfourrés retti da Grippe-minaud, critica alla magistratura, gli Apedeftes o riscuotitori delle imposte, e poi, passando pel paese di Outre, giungono alfine nel territorio della Quintessenza ossia dell'alchimia (V. 18). Dopo breve dimora, i naviganti riprendono il loro viaggio, visitano l'isola d'Odes, *en laquelle les chemins cheminent,* quella degli Esclots o sandali o frati, e visitato il paese di Satin (V. 30) raggiungono le sedi dei Lanternois, ove una Lanterne li guida al tempio della dive bouteille (V. 34).

Le cose che Pantagruel e i compagni suoi vengono vedendo sono davvero stupefacienti. Nel regno della Quintessenza od Entelechia trovano la regina, che guarisce i suoi sudditi d'ogni malanno per mezzo di canzoni accompagnate da un organo, di cui *les tuyaux estoient de casse en canon, le sommier de gaïac, les marchettes de rhubarbe, le suppied de turbith, le clavier de scammonie.* Il cibo della nobil donna si compone di *catégories, jecabots, secondes intentions, caradoths, antithèses, métempsychosies, trascendentes prolepsies,* e i cortigiani, *abstracteurs, perazons, nédibins, spodizateurs et autres,* passano il loro tempo in mille lavori inutili, come imbiancare i negri, lavare le tegole, trarre acqua dalle pomici, tosare asini, mungere becchi, tagliare il fuoco col coltello e misurare i salti delle pulci. Ivi, alla presenza degli ospiti, ha luogo un torneo curiosissimo in forma di giuoco di scacchi, che vedremo in seguito dove l'autore l'abbia pescato, sicchè, dopo tante meraviglie, i viaggiatori sono ben preparati alle magnificenze del tempio in cui trovasi l'oracolo.

Quivi trovano la grande sacerdotessa Bacbuc che trae dalla

sacra bottiglia l'arcana parola di Trinch, la quale deve risolvere tutti i dubbi che ha Panurge circa il suo matrimonio. La burlesca epopea si chiude col furore poetico da cui vengono invasi i vari membri della comitiva, tosto che Bacbuc ha fatto ber loro l'acqua della fontana, e la sacerdotessa rivolge ai circostanti un discorso, nel quale appare rinchiusa la substantifique moëlle, promessa già sin dal principio dell'opera.

Che la parola trinch e quelle di Bacbuc rinchiudano quell'alta dottrina che i critici hanno voluto ritrovarvi (e i critici sono avvezzi a trovar nelle opere anche quello che i loro autori non si sono mai sognati di dire), noi non vogliamo qui contestare. Solo osserveremo come il lettore, il quale dall' intonazione del Pantagruel e dalle molte difficoltà superate dai viaggiatori doveva attendersi chi sa quali meraviglie, non può a meno di restare sorpreso e disilluso davanti a quella conclusione senza conclusione, che ha tutta l'aria d'una minchionatura.

Il viaggio compiuto da Astolfo nel regno della luna (Furioso XXXIV) offre qualche analogia con questo dei personaggi Rabelesiani. Il paladino guidato dall' evangelista Giovanni, non meno illuminato della Lanterne di Pantagruel, scopre in quella misteriosa regione *un monte di tumide vessiche* piene di grida e di tumulti, le quali rappresentano le corone d'antichissimi imperi ed ivi s'imbatte in ami d'oro e d'argento

ch'erano quei doni
Che si fan con speranza di mercede,
Ai re, agli avari principi, ai patroni.

In seguito scorge lacci nascosti tra fiori, immagine delle adulazioni, vede mantici, ossia quei fumi e favori di principi, personificati dal R. nell' isola di Ruach, poi le panie con visco, bellezze delle donne, e nelle varie ampolle ove è rinchiuso il senno umano, il paladino ritrova, in abbondanza, quello dei sofisti, degli astrologhi e dei poeti, di cui si fa tanto beffe lo scrittore francese.

Qui siamo dunque nei dominii dell' allegoria, ma non si tratta che d'una possibile e lontana ispirazione. Il Folengo, alla sua volta, ci presenta la caverna della Fantasia, la quale senz' essere la stessa cosa del regno di Entelechia, offre però con questo indiscutibile assomiglianza

Hic Phantasiæ domus est, repleta silenti
Murmure, vel tacito strepitu, motuque moventi,

Ordine confuso, norma sine regula et arte . . .
Hic sunt gramaticæ populi, gentesque reductæ
Huc, illuc, istuc, reliqua seguitante fameia.
Argumenta volant dialetica, mille sophistae
Adsunt bajanæ, pro, contra, non, ita, lyque.
Adsunt errores, adsunt mendacia, follæ,
Atque solegismi, fallatia, fictio vatum (Macch. XXV).

Quali moscherini, svolazzano le fantasie d'ogni genere dei filosofi, dei poeti e dei sofisti:

Baldus mosconem brancat retinetque Platonis
— — — — — — — — —
Boccalus normas Epicuri nescio quantas
Absque labore piat, complectitur, inque bobazzum
Ficcat ne fugiant, stoppatque cocamine buccam.

E qui occorre rammentare come nell'isola di Medamothi uno dei personaggi Rabelesiani comperi un quadro in cui sono dipinte le idee di Platone e gli atomi di Epicuro (IV. 2), sicchè ci troviamo di fronte a due espressioni diverse d'una stessa idea. La rappresentazione allegorica continua nel Baldo; ricorderemo lo stagno della melanconia, entro cui precipita uno dei viaggiatori, il prato della lussuria, la chimera ed infine l'enorme zucca a cui i peregrinanti arrivano, guidati da un pazzo ignudo, che balla giocondamente. E nella zucca il poeta pianta in asso personaggi e lettori, burlandosi, come lo scrittore francese, della disillusione generale e forse, come lui, nascondendo un arguto pensiero sotto l'apparenza della più strana fantasticheria.

Certo ove il Rabelais non avesse altrove imitato il Folengo e se non ricordasse, nel prologo al secondo libro, l'opera dell'Ariosto, non ci sarebbe da far molto caso di tali analogie. Qui però coi legali possiamo parlare di legittima suspicione e si può ammettere che ai ricordi della lettura di Luciano egli abbia accoppiato quelli dei due poemi italiani.[1]

[1] Nella sua Veridica Storia Luciano s'abbandona alla più pazza fantasia. Taluni giovani intraprendono un viaggio marittimo, sbarcano in un' isola, ove ammiransi l'orme d'Ercole, d'un iugero di lunghezza, poi visitano il mondo della luna, l'isola dei lampi, quella degli uccelli, l'isole fortunate, la terra dei sogni ed altro ancora. Rabelais s'inspira evidentemente a Luciano nel cap. 38° del 1° libro e più specialmente nel 32° del secondo, laddove descrive i paesi che trovansi nella gola enorme di Pantagruel. L'invenzione lucianesca serve di trama allo scrittore francese per ricamarci su le più strane cose e compiacendosi del suo soggetto egli

Senonchè con Luciano, coll'Ariosto e col Folengo si presenta quarto e più sicuro ispiratore frate Fabrizio Colonna, autore di quel Polifilo od Hypnerotomachia cui abbiamo già accennato. L'opera del Colonna tradotta in francese sino dal 1546, allora divulgata quanto è oggi di difficile accesso,[1] venne tradotta anche recentemente dal distinto bibliofilo Claudio Popelin (Paris, Liseux, 1883) ed appartiene alle visioni, non senza qualche dipendenza dalla Divina Commedia. L'autore innamorato della splendida arte del Rinascimento italiano finge d'addormentarsi e la fantasia lo trasporta fra sontuosi palazzi, obelischi, peristili, statue colossali, fontane da cui precipitano, con dolce armonia, chiare, dolci e fresche acque, ed in mezzo a tutti quegli incanti intravvede voluttuose figure di donne, fra cui, novella Beatrice, colei che tiene le chiavi del suo cuore. Nella lingua v'è pure qualche punto di contatto col Rabelais, perchè l'uno e l'altro fanno sfoggio di parole dotte, ed il greco è particolarmente messo a contributo. Lo scrittore francese fa menzione del Polifilo nel primo libro di Gargantua, però i brani imitati si riscontrano solo nel V° libro, di cui, come è noto, non si potrebbe giurare l'autenticità.[2]

Un certo avvicinamento fra il Polifilo ed il Pantagruele può trovarsi nella descrizione della badia di Thélème, contenuta nel primo libro, e qui giova rammentare che una delle ninfe che

---

amplia, modifica, aggiunge, con quella indipendenza che rivela la personalità dell'uomo di genio. L'ispirazione lucianesca e folenghiana non esclude però, nel R., il ricordo dei viaggi meravigliosi di monaci e di cavalieri, celebrati nelle leggende medioevali e che aveano per iscopo il Paradiso terrestre o quanto meno il paese di Cuccagna. Cfr. quanto ne scrissero il Graf (Miti, leggende e superstizioni del M. Evo. Torino 1892. Vol. 1, p. 73 e app. III) e il Novati (Il paese che non si trova in Domenica letteraria, Marzo 1885).

[1] Non potendo ottenere in esame l'ediz. italiana, che trovasi nelle bibl. di Modena e di Firenze, e non bastando le poche note favoriteci a tutti i confronti, siamo costretti di citare la traduzione del Popelin, la quale è fatta, fortunatamente, con scrupolosa esattezza. D'altra parte qui trattasi di concetti, che il variare di qualche parola non può alterare in modo notevole. Le indicazioni riguardano le pag. dei due volumi.

[2] Certo parte del libro quinto deve essere del Rabelais, ma qua e là gli amici compiacenti, che lo diedero postumo alla luce, possono avere modificati parecchi punti e forse più soppresso che aggiunto. Il ricordo che fa il Rabelais del Polifilo sino dal 1° libro induce a supporre che le imitazioni dell'opera italiana sieno dovute alla sua penna.

guidano il giovane Polifilo, ha pure il nome di Thelemia. Il palazzo splendidissimo della regina Eleutherilide (dal gr. Ἐλεύθερα, liberale) è ornata da una fontana ricchissima e l'acqua esce, come in quella della badia rabelesiana, dalle mammelle d'una ninfa. Quivi la dolcissima armonia prodotta dall' acque ricorda quella dell' altra fonte rabelesiana, nel tempio della dive bouteille: *lors entendismes un son à merveille harmonieux, obtus toutesfois et rompu comme de loin venant et soubterrain* (V. 42).

Ma la badia di Thélème, più che nell' edificio stesso, ricorda nella vita dei suoi ospiti quei lieti e ricchi convegni descritti dal Boccaccio, dal Castiglione, dal Bandello e da altri, convegni di dame e di gentiluomini, riuniti in libertà di vita decente e cortese, allietati da dolci armonie, da giuochi varii e cavallereschi, da letture istruttive, da conversazioni geniali e filosofiche, talchè nel leggere le pagine del Rabelais il nostro pensiero ricorre alle corti d'Italia ed in particolare a quella d'Urbino, illustrata dalla penna del gentil Cortegiano. Di fontane, di biblioteche e di pinacoteche s'ornavano del resto i palazzi del Rinascimento italiano non meno della badia rabelesiana, ed ivi pure l'esigenze dell' arte non escludevano le minute comodità della vita.[1]

La descrizione contenuta nel Polifilo di giardini con frutta e fiori artificiali (pag. 208) rammenta l'isola di Frize a cui accedono Pantagruel e i compagni suoi, e dove: *les arbres et herbes jamais ne perdoient fleurs ne feuilles, et estoient de damas et velours figuré* (V. 29). Anche il ballo, che figura un giuoco di scacchi (V. 23, 24) trovasi ugualmente nell' opera del Colonna (p. 187 sgg.). In questa si presentano alla danza, singolare davvero nella storia del costume,[2] trentadue gio-

---

[1] Qui gioverà notare come la badia di Thélème acquisti un carattere particolare nell' opera francese, per l'opposizione ai vincoli dei conventi ecclesiastici. Intorno ad essa, nelle sue relazioni con l'ariostesca isola d'Alcina cfr. lo studio accurato dello Zumbini (Studi di lett. straniere. Firenze 1893), dal quale s'attende la promessa illustrazione dell' opera del Folengo. Per la parte archittetonica di detta badia s'esamini la memoria del Daly (Revue de l'architecture, Paris, Vol. II, p. 196 sgg.), nonchè le osservazioni di carattere più generale, contenute nell' opera citata del Gebhardt ed in quella d'Arturo Heulhard (Rabelais, ses voyages en Italie ecc. Paris 1891).

[2] Le nostre ricerche non ci hanno fatto trovare nulla d'eguale nè nella storia del costume italiano, nè in quella del costume francese.

vinette, di cui sedici sono vestite d'abiti d'oro e l'altre d'argento Esse *avaient une d'entre elles portant un habit de Roi, une autre mise en Reine, deux en gardes du Roe ou de la Tour, deux Muets ou Secrétaires, deux Cavaliers, et les huit autres costumées uniformément. Huit semblables étaient vêtues de drap d'argent, ainsi que huit autres faisant les grandes pièces. Toutes ces personnes, selon le rôle qui leur incombait, se disposèrent et se placèrent sur les carreaux du dallage, c'est à savoir: les seize en or d'un côté et les seize en argent de l'autre. Les musiciennes commencèrent à jouer de trois instruments d'une invention singulière bien d'accord, bien d'ensemble, en douce consonance et intonation mélodieuse. Au temps marqué par la musique, les danseuses, sur les carreaux qu'elles occupaient, se remuaient ...*

Parimenti nel Pantagruel s'hanno sedici giovinette vestite d'argento e sedici con abiti d'oro, e le figure degli scacchi sono da esse rappresentate: *un roi, une reine, deux custodes de la roque, deux chevaliers et deux archers.* Qui pure il ballo viene rallegrato dalla musica *avec instrumens tous divers, de joyeuse invention, ensemble moult concordans,* sicchè la differenza fra le due descrizioni consiste tutta nel maggiore svolgimento dell' opera francese. Nella rappresentazione del tempio della dive bouteille, la derivazione italiana appare ancor più evidente. Il Colonna descrive in varii luoghi splendidi mosaici rappresentanti *des fleurs soigneusement peintes à l'aide de petits morceaux de pierre taillés et égalisés sur leurs bords ... Zénodore* (?) *de Pergame n'apporta pas un art tel dans ses parements* (p. 351) e altrove: *une incrustation disposée en feuillages verdoyants, en fleurs, oiselets et autres animaux* (p. 367).

Rabelais narra, alla sua volta *comment le pavé du temple estoit faict par emblémature admirable* (V. 38) e ricorda come il mosaico rappresentasse piante ed animali nè dimentica di citare *Zeuxis Héracléotain.*

Una lampada meravigliosa è ugualmente descritta dal Colonna e dall'autore francese:

Quant à la grande lampe, dice il primo, ..., *en très pur cristal, elle était sphérique à ce point que le tour n'eût pu lui donner une plus grande justesse. Finement gravée, elle était d'un travail exquis, d'une incroyable facture. Contre son orifice elle avait quatre petites anses distribuées fort à propos et par lesquelles elle était attachée. Son orifice avait une demi-brasse d'ouverture. Un vase en forme d'urinal ou de courge, également en cristal très pur, était introduit par cette bouche, cela si régulièrement que la lumière brillait juste au beau milieu de la lampe. Tout l'intérieur de la grande lampe était empli d'esprit de vin passé cinq fois à la destillation. C'est ce que me fit supposer l'effet produit, car tout le corps sphérique semblait être enflammé, la lumière se trouvant placée au point précis du milieu.*

Aussi la vue ne pouvait-elle fixer que malaisément cette lumière non plus que le soleil. La lampe était d'une substance admirablement transparente et très mince. On voyait grâce à cela, que le liquide d'une combustion inextinguible contenu dans le vase en forme de concombre était extrêmement limpide. C'est ce même liquide qui brûlait dans les quatre lampes ci-dessus décrites, et les belles décorations des pierres précieuses se reflétaient dans la grande lampe et la réflechissaient de même, produisant une lueur perpetuelle et vacillante par tout le vaisseau du temple sur le miroir des marbres très polis. Le soleil après la pluie ne peint pas aussi bien Iris. Mais la merveille qui, par dessus tout, donnait le plus à penser, c'est la gravure que le sculpteur plein d'art avait creusée d'une façon visible à l'entour de la panse de la lampe de cristal. C'était une intaille représentant, admirablement adapté à l'objet, un combat d'enfants montés sur de rudes et rapides dauphins aux queues en spirales, se livrant à des mouvements et prenant des attitudes, rendant bien une lutte enfantine. ... Il semblait que nature elle-même eût fait cette œuvre qui paraissait être en relief et non en creux (I, p. 348 sgg.).

E il Rabelais così descrive *comment le temple estoit esclairé par une lampe admirable* nel 40 cap. del V libro:

Avant qu'entrer en l'exposition de la Bouteille, je vous descrirai la figure admirable d'une lampe, moyennant laquelle estoit eslargie lumière par tout le temple. ... En icelle estoient quatre bouques ou pertuis, en chascune desquelles estoit fixement retenue une boule vide, cavée par le dedans, ouverte de dessus comme petite lampe, ayant en circonference environ deux palmes ... Chascune estoit pleine d'eau ardente cinq fois distillée par alambic serpentin, inconsomptible. ... Au dessous d'icelle lampe, environ deux pieds et demi, les trois chaisnes en leurs figures premières estoient embouclées en trois anses, lesquelles issoient d'une grande lampe ronde de cristalin très pur, ayans en diamètre une coudée et demie, laquelle au-dessus estoit ouverte environ deux palmes; par ceste ouverture estoit au milieu posé un vaisseau de cristalin pareil, en forme de coucourde, ou comme un urinal; et descendoit jusques au fond de la grande lampe, avec telle quantité de la susdicte eau ardente, que la flamme du lin asbestin estoit droictement au centre de la grande lampe. Par ce moyen sembloit donc tout le corps sphérique d'icelle ardre et flamboyer, parce que le feu estoit au centre et poinct moyen.

Et estoit difficile d'y asseoir ferme et constant regard, comme on peut au corps du soleil, estant la matière de merveilleuse perspicuité, et l'ouvrage tant diaphane et subtil, par la réflexion des diverses couleurs (qui sont naturelles ès pierres précieuses) des quatre petites lampes supérieures à la grande inférieure; et d'icelles quatre estoit la resplandeur en tous points inconstante et vacillante par le temple. Venant davantage icelle vague lumière toucher sur la polissure du marbre, duquel estoit incrusté tout le dedans du temple, apparoissoient telles couleurs que voyons en l'arc céleste, quand le clair soleil touche les nues pluvieuses.

L'invention estoit admirable; mais encores plus admirable, ce me sembloit, que le sculpteur avoit, autour de la corpulence d'icelle lampe cristaline,

engravée à ouvrage cataglyphe (in rilievo) *une prompte et gaillarde bataille de petits enfants nuds, montés sus des petits chevaux de bois, avec lances de virolets, et pavois faits subtilement de grappes de raisins entrelacées de pampre, avec gestes et efforts puériles, tant ingénieusement par art exprimés que nature mieux ne le pourroit. Et ne sembloient engravés dedans la matière, mais en bosse. ...*

Il tempio del Colonna è simile nell'aspetto a quello descrittoci dallo scrittore francese; ivi pure una sacerdotessa accoglie il viaggiatore e la descrizione della porta è tolta anch' essa di pianta all'autore italiano.

Leggesi nel Polifilo: *Après quoi, le verrou ayant été tiré par la dame porteuse du simpule* (calice), *les portes jumelles résonnèrent, non pas avec un bruit strident ni un son grave, mais avec un murmure pénétrant et agréable qui se repercuta sur la voûte du temple. Je le remarquai et en reconnus la cause en m'apercevant que chacun de ces lourds vantaux était muni d'un petit cylindre tournant sur un axe fixé dans la partie inférieure, et qui, en roulant sur une pierre polie et bien égalisée de très-dur ophite, rendait par le frottement, cet agréable tintement. En outre, je demeurai bien naturellement stupéfait de voir que les vantaux s'ouvraient d'eux-mêmes, sans aucune impulsion étrangère. Là, n'admirant plus rien d'autre, je m'arrêtai pour découvrir si les dits vantaux étaient mus ainsi tout à coup, doucement et à propos par quelque contre-poids ou par tout autre moyen. J'en vins à admirer une conception divine. Dans la partie où les portes se joignaient l'une à l'autre pour former la fermeture à lanquette, à l'intérieur, était fixée, en plein métal très-poli, une lame de fin acier. Puis, sur une largeur égale au tiers de la hauteur, un excellent aimant Indien presque pareil, ami de Calysto* (tramontana) *profitable aux yeux des hommes, mortel au scordion, favorable singulièrement aux navigateurs, se montraient deux tables bleues — ainsi qu'il convient que soit cette substance — lisses, brillantes, très proprement scellées dans l'épaisseur du marbre formant l'ouverture, c'est-à-dire dans cette partie contiguë aux antes de cette porte du plus bel art.*

Donc, par la puissance attractive de l'aimant, les lames d'acier étaient attirés et, par conséquent, les portes s'ouvraient d'elles-mêmes, avec une lenteur tempérée. C'était là une œuvre excellente, non seulement pour charmer la vue, mais encore pour suggérer une réflexion subtile et sans fin. Sur la table d'aimant sise à la droite de l'entrée était gravé, en antiques lettres latines, ce mot célèbre de Virgile: Trahit sua quemque voluptas. Sur la table du côté gauche, je vis cette élégante inscription en vieilles majuscules grecques: ΠΑΝ ΔΕΙ ΠΟΙΕΙΝ ΚΑΤΑ ΤΗΝ ΑΥΤΟΥ ΦΥΣΙΝ, ce qui veut dire en latin: A chacun il convient de faire selon sa nature.

E nel Pantagruel dopo che la sacerdotessa Bacbuc ebbe accompagnato i pellegrini (V. 37): *Soudainement les deux portes, sans que personne y touchast, de soi-mesme s'ouvrirent; et s'ouvrant firent, non bruit strident, non frémissement horrible, comme sont ordinairement*

portes de bronze rudes et pesantes, mais doux et gracieux murmur retentissant par la voulte du temple: duquel soudain Pantagruel entendit la cause, voyant sous l'extrémité de l'une et l'autre porte un petit cylindre, lequel par sus l'esseuil joignoit la porte; et se tournant, selon qu'elle se tiroit vers le mur, dessus une dure pierre d'ophites, bien terse et esgalement polie, par son frottement faisoit ce doux et harmonieux murmur.

Bien je m'esbahissois comment les deux portes, chascune par soi, sans l'impulsion de personne, estoient ainsi ouvertes; pour cestui cas merveilleux entendre, après que tous fusmes dedans entrés, je projettai ma vue entre les portes et le mur, convoiteux de sçavoir par quelle force et par quel instrument s'estoient ainsi retraictes; doutant que nostre amiable Lanterne eust à la conclusion d'icelles opposé l'herbe dite ethiopis, moyennant laquelle on ouvre toutes choses fermées; mais j'apperçus que la part en laquelle les deux portes se fermoient, en la mortaise inférieure, estoit une lame de fin acier, enclavée sur le bronze Corinthien.

J'apperçus davantage deux tables d'aimant indique, amples et espaisses de demie paulme, à couleur cérulée, dedans le mur du temple engravée, à l'endroit auquel les portes entièrement ouvertes avoient le mur pour fin d'ouverture.

Par donques la rapacité violente de l'aimant, les lames d'acier, par occulte et admirable institution de nature, patissoient cestui mouvement; conséquemment les portes y estoient lentement ravies et portées; non tousjours toutesfois, mais seulement le diamant susdit osté: par la prochaine session duquel l'acier estoit de l'obéissance qu'il a naturellement à l'aimant, absout et dispensé; ostées aussi les deux poignées de scordeon, lesquelles nostre joyeuse Lanterne avoit par le cordon cramoisin esloignées et suspendues, parce qu'il mortifie l'aimant et despouille de ceste vertu attractive.

En l'une des tables susdites, à dextre, estoit exquisitement insculpé, en lettres latines antiquaires, ce vers iambique senaire:

Ducunt volentem fata, nolentem trahunt.

Les destinées meuvent celui qui consent, tirent celui qui refuse. En l'autre je vis à senestre, en majuscules lettres ioniques, élégantement insculpé ceste sentence:

Πρὸς τέλος αὐτῶν πάντα κινεῖται.

La sostituzione d'un verso di Seneca a quello di Virgilio e la differenza fra le due iscrizioni greche non alterano sostanzialmente l'imitazione. In Polifilo la sacerdotessa induce il protagonista a bere, se non l'acqua della divina fonte, quella però d'una cisterna meravigliosa e prima della cerimonia, cui l'iniziato s'accosta riverentemente, ella passa alla lettura *d'un livre contenant le rituel.* Nel Pantagruel, Panurge viene introdotto nel tempio con identiche cerimonie, bacia il margine della fontana e malgrado la sua vena burlesca, ascolta con riverenza Bacbuc *qui ... desploya son rituel.* È pure in simil modo che le due sacerdotesse impugnano una sacra tazza, ma mentre l'acqua della

cisterna descrittaci dal Colonna compie solo miracoli d'amore, quella del Rabelais assume, con reminiscenza della manna del deserto, e di certe acque meravigliose celebrate nel medio evo, gusti varii a seconda del piacere dei bevitori. Rabelais, o chi per esso, non dimenticò di trarre dall'autore italiano anche la descrizione della gemma meravigliosa, la quale illumina il tempio: *Cette pierre phengite*, racconta Polifilo, *est d'une qualité si miraculeuse, qu'encore que ce temple fût sans fenêtres et que sa coupole fût aveugle, qu'il n'eût des portes qu'en or, il ne laissait pas cependant que d'être clairement illuminé* (p. 366). È questo il *carboncle gros comme un œuf d'autruche ... plus flamboyant que le feu du soleil,* che abbaglia la vista di Pantagruel (V. 42) ed anche tutto il resto di detto capitolo s'inspira al seguente brano del Colonna.

Parmi ces colonnes faites au tour, celle à notre droite était d'un bleu éblouissant de très fin saphir. Celle à gauche, d'un beau vert, était faite d'une émeraude dont la couleur superbe l'emportait sur celle des émeraudes fixées aux yeux du lion qui décorait le tombeau du gouverneur Hermias. ... Auprès d'elle s'en trouvait une en turquoise d'un bleu céleste fort de ton, douée de la vertu inhérente à cette pierre.

Près de cette colonne en saphir s'en trouvait une autre d'un grand prix, en pierre opaque d'une fort agréable couleur ressemblant à la fleur du mélilot, brillante comme celle de la jusquiame vue en transparence. Une autre colonne en jaspe violet était voisine de cette dernière, puis en venait une de topaze étincelante comme de l'or. La septième par exception, unique en son genre, était de forme hexagonale, en béryl de l'Inde fort transparent, dont la couleur se rapprochait de celle de l'huile. Elle réfléchissait tous les objets environnants, et se laissait apercevoir entre les deux premières. C'est que, dans toute figure ayant un nombre d'angle impair, il s'en trouve toujours un faisant face au milieu de la ligne intercalée entre deux autres angles. En effet, traçant un cercle au moyen de la moitié de son diamètre, on y inscrit un triangle équilatéral, puis, du centre de ce cercle, menant une ligne par la moitié d'un des côtés du triangle jusqu'à la rencontre de la circonférence, on obtient la septième partie de la figure inscrite dans le cercle. ... Aux angles de la corniche, sur l'arête vive formant une ligne perpendiculaire au-dessus de chaque colonne, se trouvait un petit piédestal sur le plat duquel était posée une statue de planète, qui se dressait avec l'attribut qui lui était propre. Ces statues étaient hautes comme le tiers de la colonne située dessous, faites symétriquement d'or très-pur. Au front antérieur, du côté droit était placé Saturne le porte-faulx; du gauche, Cynthie, qui brille dans la nuit; puis, tout autour à partir du premier, cinq autres statues; dans le parcours de la frise, se voyaient ciselés, avec une recherche d'art magnifique, les douze signes du zodiaque, dont les noms, écrits au-dessus d'eux, étaient en caractères sculptés parfaitement rendus. Enfin le comble de cette admirable fontaine resplendissait, fait qu'il était d'une coupole extra-

ordinaire en cristal le meilleur, sans aucune veine, très-pur, très transparent, comme Xénocrate n'en vit point le pareil. ... Cette coupole était d'une corpulence excellente et d'un tour parfait. A son sommet aminci était fixé, prodige merveilleux, une fulgurante escarboucle montée en or, de forme ovale et de la grosseur d'un œuf d'autruche.

Noi non riprodurremo qui il cap. del Rabelais per non abusare della pazienza dei nostri lettori, ricorderemo soltanto, che oltre alla descrizione delle sette colonne di diversa, ma sempre preziosa materia, il Rabelais dà pure la dimostrazione del come e del perchè della loro disposizione, descrivendo le statue dei pianeti, Saturno, Venere, ecc., la *coupole (de cristal) emundé ... diaphane et poli* che *Xenocrates ... onques n'en vit qui fust à lui parangoner* e senza seguire alla lettera il testo italiano, anzi procedendo a sbalzi ed interpolando nuovi elementi, lo ricorda pur sempre in un modo che non ammette dubbio, come può giudicarsi dalla conclusione:

Dedans la corpulence d'icelle estoient par ordre, en figure et caractère exquis, artificiellement insculpés les douze signes du zodiaque, les douze mois de l'an, avec leurs propriétés ... e *sur le sommet de la couppe* (cupola) *susdite* trovavasi *un carboncle gros comme un œuf d'autruche ... tant prodigieux et admirable, que levans nos yeux pour le contempler, peu s'en faillit que perdissions la vue.*

Sono queste le principali attinenze che l'opera del Rabelais offre coi citati scrittori italiani,[1] ai quali potrebbersi aggiungere

[1] Il trionfo di Bacco, che ispira al R. parecchie pagine (V. 39, 40) è pure rappresentato in una tappezzeria descrittaci dal Colonna (p. 253), ma qui l'ispirazione ci sembra divisa con Luciano, il quale del trionfo di Bacco parla a lungo e similmente nella sua Veridica Storia. Citiamo questa derivazione da Luciano, perchè la crediamo sfuggita alle indagini dei critici.

Col Folengo osservansi altri riscontri, come lo scherzo intorno ai medici che fingono di rifiutare l'onorario (Baldo p. 180. Pant. III. 34), le aspre critiche ai magistrati (Macch. III e passim), lo sfoggio di nomi e di etimologie greche (p. 75. 138) come Carossa da Χάρος, Matotta da ματία, Perissa da περισσός, ecc., la libertà veramente eccessiva di linguaggio, più scatologica che oscena, la discesa all'inferno e la descrizione del paese di Cuccagna, benchè quest'ultimo paese, non ignoto a Luciano, sia argomento prediletto d'altri scrittori nostri, dal Boccaccio in poi. (Cfr. p. es. l'*Historia nuova della città di Cucagna di Alessandro e Bartolomeo da Siena,* composta verso la fine del Quattrocento.) Anche i frati e la vita dei conventi sono ugualmente satireggiate dai due autori:

... ibi nulla silentia, nulla
Disciplina cubant, ibi tantum crapula, broda
Ebrietasque sedent et, proh scelus! atra libido;

il Macchiavelli e di nuovo il Castiglione per certe teorie di governo vagheggiate dall' illustre pensatore francese.[1] Infine a for-

così canta il Folengo (Macch. 8a), e vedendo Cingar vestito da frate, non manca di fare la maligna osservazione:

Sub tunicis latitant sacris quam sæpe ribaldi!

Del resto i nostri umanisti erano tutti avversi ai monaci; Poggio li assale nel Dialogus adversus hypocrisiam (1447), Leonardo Aretino nella sua Oratio in hypocritas, il Filelfo in una satira (II, 5) ed il Valla nel dialogo De professione religiosorum. Anche nell'invito ai lettori di meditare, come già avea detto l'Alighieri *la dottrina che s'asconde Sotto il velame delli versi strani,* il R. trovavasi d'accordo con varii scrittori della Penisola, col Berni, p. es. che nel prologo al suo rifacimento dell' Orlando (I. 25) non manca d'esclamare:

Mirate la dottrina, che s'asconde
Sotto queste coperte alte e profonde

ed altrove aggiunge *non vi fermate in queste Scorze di fuor, ma passate più innanzi.*

[1] Veggansi nel Pantagruel le teorie di governo di Gargantua e del figlio suo, come s'abbiano a trattar dolcemente i popoli vinti (III, 1); ragioni di colonizzare o per eccessivo numero d'abitanti (II. 31) o meglio ancora per aver degli amici fra i nemici (III. 1); perchè non s'abbia a spingere il nemico all' estremo (I. 43); quali abbiano ad essere gli ordinamenti militari (I. 47), e il giudizio dato sul carattere dei soldati francesi: *telle est la nature et complexion des François qu'ils ne valent que à la poincte. Lors ils sont pires que diables; mais s'ils séjournent, ils sont moins que femmes* (I. 48). Simili concetti esprime il Macchiavelli in vari luoghi delle sue opere; nel Principe discorre delle Colonie (cap. III) e dei Principati nuovi e come s'abbiano a governare (cap. VII); nei Discorsi sopra la prima Deca di Livio ricorda *come un capitano prudente debba imporre ogni necessità di combattere ai suoi soldati, e a quelli delli nemici tôrla* (III. 12), poi come *uno esempio d'umanità appresso ai Falisci potette più d'ogni forza umana* (III. 20) ed infine discute *La cagione perchè i Franciosi* (e l'idea era già in Giulio Cesare) *sono stati e sono ancora giudicati nelle zuffe da principio più che uomini, e di poi meno che femmine* (III. 36). L'ideale del Principe, nel Pantagruel, avverso alle guerre di conquista *briganderies et meschancetés* (I. 46), rispettoso della giustizia, che avvince i popoli con savie leggi e benefici (III. 1), appare pure nel Cortigiano, cui il R. allude nel cap. 29 del III libro. Il principe, dice il Castiglione, sia colto, generoso, amante della pace e della giustizia, segua la *legge della ragione* (IV. 23) e governi *talmente i popoli suoi e con tai leggi ed ordini che possano vivere nell'ozio e nella pace, senza pericolo e con dignità, e godere laudevolmente questo fine delle sue azioni, che deve esser la quiete* (IV. 27). Egli, aggiunge, non deve attendere a conquiste, ma solo alla difesa del suo stato, e verso i sudditi

mare la coltura sua concorsero senza dubbio molte altre opere della Penisola, e qui rammentiamo come egli citi con compiacenza letterati, giureconsulti, medici, teologi, viaggiatori italiani, fra gli altri il Poliziano (prol. I lib.; I. 24), Lorenzo Valla (I. 10); il Passavanti (I. 14), il Pontano (I. 19), L. B. Alberti (II. 7), Pico della Mirandola (II. 18), Paolo Giovio *le vaillant homme* (V. 31), Enea S. Piccolomini (V. 31), il Boccaccio (V. 17) e l'opere dell'Ariosto e del Castiglione.

Resta la parte anneddotica, in cui il Rabelais non può certo pretendere ad originalità, per quanto riesca difficile, e spesso impossibile, di determinarne l'ispirazione diretta. Talvolta in fatti egli attinge ai classici, a volte agli italiani, ed a volte ancora quello che noi ritroviamo in opere scritte, può essere giunto a lui per tradizione orale.

Alcune di queste probabili fonti italiane vennero già indicate da altri. Dal Poggio dicono i commentatori ch'egli abbia tratto la novella di Hans Carvel (I. 8; III. 28; III. 33), benchè questa venisse divulgata, dalle Cent nouvelles nouvelles (XI) e nel rifacimento dell' Ariosto. Pure dal Poggio discende la facezia di frate Engainnant, che preferisce *cent filles (à) une veuve* (III. 6); ed è probabilmente d'origine poggiana (fac. CIX) la favola della guerra fra *les geais et les pies* (pol. IV libro), ricordata, come è noto, anche posteriormente e come fatto realmente accaduto, dalla Signora di Sévigné. Dal Castiglione (Cortegiano II. 55), benchè preesistente, allo stato embrionale, in Plutarco (opusc. in trad. Adriani p. Ia pag. 79) deve il Rabelais aver attinto l'aneddoto delle parole che si gelavano pel freddo e poi disfacendosi faceano udire il loro suono (IV. 55, 56), ed al Dialogo del giuoco dell' Aretino credesi ch'egli debba il racconto del guascone che, avendo perduto giuocando tutta la sua fortuna, prima vuol far getto della vita in duello e poi si riconforta con una buona dormita (III. 42). Infine il capitolo del Berni in lode del debito inspira la disputa fra Panurge e il suo signore sullo stesso tema.

A tali riscontri indicati già dai commentatori aggiungeremo

---

si mostrerà *dolce e placido, come ... bon padre a bon figliolo* (IV. 27). L'ispirazione, come si vede può esserci e può non esserci, trattandosi di concetti che il R. non avea bisogno di chiedere ad altri. Però chi potrebbe escludere la probabilità d'un ricordo, sapendo essergli questi scrittori familiari?

poche altre indagini nostre. Ammesso che il Poggio fosse familiare all'autore del Pantagruel, cosa per molte ragioni probabilissima, egli deve averlo avuto presente anche nella storiella del giudice Bridoye *lequel sentencioit les procès au sort des dez* (III. 39 sgg.). Il Poggio racconta infatti come un medico ignorante tirasse a sorte le ricette pei suoi malati (fac. CCII), e di tale espediente si giovano pure altri medici del Sermini (Nov. V) e del Des Périers. Posteriormente lo Straparola (fav. 8 notte 13a) narra come un certo Cesare Mota, dottore in leggi, infilzasse sentenze, proponendosi di trarle a sorte, tosto che fosse fatto giudice, racconto ripetuto poi dal Casalicchio (Cent. II. dec. II. arg. VI) ed ancor vivo nelle tradizioni popolari (Pitré, Fiabe, nov. e racconti. 1875. p. 121). Pantagruel, che decide senza risolverla una questione arruffata (II. 10) offre qualche analogia con altro personaggio poggiano, certo podestà, il quale davanti alle ragioni incomprensibili di due litiganti, sentenzia dando ad entrambi ragione e torto e senza addurre motivazioni (fac. CIX). Pure nel Poggio (fac. CXXI) si discute se una donna possa partorire dopo dodici mesi, e Gargantua nasce solo al fine di quel termine; *car autant, voire d'advantage, peuvent les femmes ventre porter, mesmement quand c'est quelque chef-d'œuvre* (I. 3).

Tolto al novellino di Masuccio Salernitano, che vedea la luce in Napoli nel 1476 e diffondevasi rapidamente oltr'alpe, è il racconto dell' avventura capitata a Pantagruel con una dama, ch'egli abbandona d'improvviso. Costei, per esprimergli il suo dolore e muovergli cortese rimprovero, gli invia un anello:

Lors le regardant, trouvèrent escrit par dedans en hebrieu: Lamah hazabhtani; dont appelèrent Epistemon, lui demandant que c'estoit à dire. A quoi respondit que c'estoient mots hébraïques signifians: Pourquoi me as-tu laissée? Dont soubdain répliqua Panurge: J'entends le cas. Voyez-vous ce diamant? C'est un diamant faulx. Telle est doncques l'exposition de ce que veut dire la dame: Di, amant faulx, pourquoi me as-tu laissée? Laquelle exposition entendit Pantagruel incontinent: et lui souvint comment à son départir n'avoit dict adieu à la dame, et s'en contristoit ... (II. 24).

Masuccio (nov. 41) racconta ugualmente come una dama abbandonata da un cavaliere francese facesse fare un anello d'oro con falso diamante, intorno al quale erano scolpite le celebri parole di Cristo morente *La ma za batani e quello acconciamente fasciato in più viluppi e sottilissima cambraia (tela di Cambrai), per un florentino giovinetto consapevole del fatto,*

che per altre sue bisogne in Francia passava, al suo Filippo, el mandò, e gl'impose che tra sè e lui gliel desse, e non altro gli dicesse se no: Colei che unicamente te ama te manda questo, e supplica che de conveniente risposta la fai degna. Al quale el messo col presente e con la imbasciata gionto e da lui lietamente ricevuto, dopo che la conditione de l'anello col motto insieme ebbe con meraviglia visto, più dì andò sopra tale significato fantasticando, e non possendone el vero costrutto cavare, deliberò al suo Ciarlo e a più altri cavalieri de la Corte del Re di Francia el mostrare, i quali ognuno per sè e tutti insieme gl'intelletti esercitando, niuno al bersaglio se sapea nè possea accostare. Ultimamente dal duca Joanne, il quale prudentissimo signore era e molto più savio in consigliare altri che fortunato in avere de soe molte imprese finale vittoria, fu subito la soa particolarità intesa, quale in effetto dicea: Diamante falso, perchè me hai abbandonata?

Il giovane Limosin *qui contrefaisoit le langage françois* (II. 6), ci fa ricordare la numerosa schiera di pedanti ch'ebbero in Italia una propria letteratura, messi in ridicolo in commedie, in poesie, in scritti d'ogni genere[1], e il racconto della cura contro la stitichezza (IV. 67) è narrato dall'A. come avvenuto in Italia a *messere Pandolfo di Siena* e forse, per reminiscenza del modo con cui venne esposto, è dialogato in parte in italiano.[2]

Ove alle fonti italiane da noi esaminate s'aggiungano le note e numerose ispirazioni classiche, dovrà riconoscersi che l'originalità del Rabelais è alquanto relativa. La materia prima, per così dire, del Pantagruel egli venne raccogliendola dalle molteplici letture, assimilandole in guisa da presentarle in un tutto organico, con quel processo che giustamente può dirsi una seconda creazione. Eccetto pochi tratti del Polifilo, l'autore francese sdegna

[1] Cfr. il Pedante di Francesco Belo (1529) e quanto di tal personaggio scrissero nell'opere loro il Bibbiena, l'Aretino, il Bruno, il Boccalini, il Parabosco, il Dolce, il Secchi, Camillo Scrofa e molti altri. Vedi in Giorn. Stor. della lett. it. (XIX) l'articolo di Severino Ferrari, intorno a quest'ultimo scrittore.

[2] Ivi Rabelais narra anche di *Jacobe Rodogine* ventriloqua *du ventre de laquelle nous avons souvent ouï, aussi aultres infinis en Ferrare et ailleurs la voix de l'esprit immonde,* e la cosa l'ha talmente colpito che ne discorre per parecchie pagine.

di seguire i suoi modelli da vicino. Un aneddoto di vecchia data, passando per la sua mente, assume nuovo aspetto sia perchè il R. amplia, sopprime, aggiunge, sia perchè la narrazione inframmezzata di digressioni nuove, di citazioni erudite e illuminata di diversa e più vivida luce, non è più fine a sè, ma serve d'espediente ai voli originali del suo pensiero. Così tutta quella materia raccolta da diverse parti e fusa armonicamente, s'anima della sua personalità gioconda e vigorosa, e le allegre risate non impediscono, anzi mettono più in evidenza le profonde riflessioni, le quali, nel nostro non meno che in Molière, rivelano il filosofo indagatore della umana famiglia e preoccupato ora del governo dei popoli ed ora dell'educazione nazionale. All'abbondanza dei concetti serve una lingua meravigliosa per ricchezza e plasticità, in cui fioriscono proverbi, immagini, vocaboli, locuzioni, tolte ai classici, agli stranieri ed ai dialetti della Francia. In lui è potente la fantasia delle forme simili; miriadi di sinonimi, con profusione spontanea, lumeggiano un concetto e la stessa esuberanza di lessico appare in ogni sua descrizione od enumerazione, sicchè, per ricordare un giuoco ne nomina cento, per burlarsi di qualche libercolo, ci presenta un'intera biblioteca umoristica [1] e i passatempi del fanciullo Gargantua appaiono infiniti non meno degli esercizi ginnastici, delle serie cronologiche e delle ingiurie che moltiplicansi sulle labbra di Panurge.

Vocaboli, frasi, concetti pullulano dunque in un rigoglio, che ben ricorda la vegetazione tropicale e s'addice alle forme dei suoi giganti, i quali palleggiano le montagne, divelgono le foreste e colla lingua coprono eserciti. È così che ad una certa mancanza di fantasia inventiva suppliscono nell'A. la vita nuova trasfusa nelle altrui concezioni, la ricchezza della lingua e l'efficacia dello stile.

---

[1] Quest'articolo era già in corso di pubblicazione, quando vide la luce un opuscolo del Luzio intorno a talune relazioni fra il Folengo e il Rabelais (Alessandro Luzio, Spigolature Folenghiane, Bergamo 1897). Osserva l'egregio critico che l'idea della biblioteca di Saint Victor potrebbe essere stata suggerita allo scrittore francese dalle citazioni umoristiche d'autori e d'opere di suo conio, fatte dal Folengo nelle noti marginali della *Toscolana*, e questo a me pure pare possibile. Tuttavia, a guardarci bene, chi sa che non balzi fuori qualche biblioteca umoristica di qualche nostro, umanista, precursore del Rabelais e del Doni!

Torino. Pietro Toldo.

Kleine Mitteilungen.

Zu den Wochentagen in der Poesie.

Bd. XCVIII, S. 82, Anm. 4. Für die Personifikation der Monate verweise ich noch auf die verbreitete Erzählung vom Februar, der dem März mehrere Tage leiht; vgl. Romania 13, 170. 18, 107 bis 127. 26, 98 und Reinhold Köhler, Kleinere Schriften Bd. 1 (im Druck befindlich) zu B. Schmidts Griechischen Märchen, 1877, S. 24.

S. 83, Anm. 3. Hans Donnerstag bei Müllenhoff, Sagen von Schleswig, 1845, S. 578, Nr. 594. Übrigens finden ja bei vielen Völkern die Wochentage als Personennamen Verwendung; im Berliner Adrefskalender beispielsweise begegnen alle sieben Tage; über die Verwendung bei den Neugriechen handelt Hartmann, Zeitschrift des V. für Volkskunde 2, 322, über die bei den Ewe-Negern in der Togokolonie Prietze, Zeitschr. für afrikanische und oceanische Sprachen 3, 39.

S. 84, Anm. 1. Über Saint-Lundi vgl. Gaidoz, Mélusine 5, 13—15. Auf einem Bilderbogen aus Epinal erscheinen dreizehn Handwerker, die sich in einer gereimten Litanei an diesen Heiligen wenden; auf einer um 1830 geprägten kupfernen Medaille feiert denselben ein mit seinem Mädchen beim Trunk sitzender Schuster.

S. 84, Anm. 2. Den blauen Montag erklärt Uhl (Unser Kalender, 1893, S. 40. 143) als eine Entstellung aus Palm-Montag.

S. 84, Anm. 3. Als weitere Personifikationen von Wochen- und Kalendertagen nenne ich die heil. Nedeljica (Sonntag) in südslavischen Liedern (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 1, 130. 2, 242), sowie das Fronfastentier und Frau Faste bei Stöber-Mündel, Sagen des Elsasses 1, Nr. 55 und 105 (1892) und die siebenfüfsige Papierfigur, die auf Menorca die Fastenzeit darstellt (Erzherzog Ludwig Salvator, Die Balearen 6, 255).

S. 85, Anm. 1. Vgl. Marzohl und Schneller, Liturgia sacra 4, 50 (1840). Um die Heiligung des Freitags einzuschärfen, wurden im Mittelalter neben dem Kreuzestode Christi noch verschiedene

bedeutsame Ereignisse, die an einem Freitage vor sich gingen, aufgezählt; vgl. die von Moland edierte 'Recommandation du vendredi' (Revue archéologique, nouv. série 5, 104 [1862]); dazu Gaidoz und Lévi, Mélusine 4, 133. 204. Auf Papst Clemens beruft sich eine italienische Regel bei G. Amati, Ubbie ciancioni e ciarpe del secolo XIV, Bologna 1866, S. 5; dazu Notes and Queries, 4. ser., 2, 330 (zwölf goldene Freitage).

S. 85, Anm. 2. Das neueste römische Brevier hat für die einzelnen Wochentage folgende Votivofficien, die man, wenn kein Fest auf den Wochentag fällt, halten kann: Montag de s. Angelis, Dienstag de s. Apostolis, Mittwoch de s. Josepho, Donnerstag de s. Sacramento altaris, Freitag de Passione Jesu Christi, Sonnabend de immaculata conceptione b. Mariæ virginis.

S. 85, Anm. 4. Eine andere Fassung bei H. Hansjakob, Im Paradies, 1897, S. 250, auf die mich Herr Dr. John Meier aufmerksam macht, empfiehlt für den Dienstag das Gebet zum heil. Franziskus, für den Mittwoch das zum heil. Antonius.

S. 87, Anm. 3. Auch das 'Aureum speculum anime peccatricis', verdeutscht als 'Spiegel der sündigen Seele' (Hain Nr. 14 899—910. 14 949—51) ist eingeteilt *iuxta ferias hebdomade, ut peccatrix anima deturpata qualibet die speciale capitulum tanquam novum speculum accipiat, in quo faciem suam consideret. Primum erit de utilitate et miseria hominis, secundum de peccato in communi* etc. Der Schwede E. Gestrinius dichtete 1722 vierzehn Lieder für Abend und Morgen jedes Wochentages (Hanselli, Samlade vitterhetsarbeten af svenska författare 13, 250). — Der Nürnberger Harsdörffer bedient sich der Wochentage zu einer Betrachtung über das eitle Streben der Menschen nach weltlichem Vergnügen (Nathan und Jotham, d. i. geistliche und weltliche Lehrgedichte 2, Bl. Zija Nr. 121 [1651]):

'Der Menschen Sinn suchte in diesem Leben die Glückseligkeit, und verhoffte selbe zu finden in den sieben Tagen seines Lebens. Den Sonntag suchte er sie in dem Sonnen Metal, dem holden Gold und Geld, fande aber viel Sorgen und leere Hoffnung. Den Montag suchte er die Glückseligkeit in grosser Herren Gunst, welche in ihrem Ab- und Zunehmen bestehend, sich gleichfals nicht finden liesse. Den Dienstag oder Erigtag begabe er sich auf die Tapfferkeit und Helden-Thaten, fande aber eine Gefahr nach der andern, und nichts weniger als das, was er suchte. Den Mittwoch suchte er sein Vergnügen in der Kunst, fande aber keine Ruhe und viel Zweiffel. Den Donnerstag suchte er die Glückseligkeit in dem Regimentstande, fande aber Mühe und Arbeit mit Vndanck belohnet. Den Freytag versuchte er alle Wollüste, fande aber zu Ende derselben eine schmertzliche Reue. Den Sambstag suchte er ein Belieben in der Traurigkeit und Melankolischen Nachgrübeln, wurde aber auch darinnen bald überdrüssig. In dem begegnet ihm die Gottesfurcht und lehrte ihm umb das Reich Gottes bitten, welches ist Fried und Freude in dem Heiligen Geist.'

Vielleicht darf ich hier noch einen hübschen französischen Volksschwank einschalten, den Bladé (Contes populaires de la Gascogne 3, 301 [1886]) mitteilt. Ein Pfarrer soll bei großer Dürre

Regen herbeiflehen, fragt aber vorher, welcher Tag denn seinen Pfarrkindern dazu am besten passe. Da wollen die Burschen Sonntags spazieren gehen und deshalb keinen Regen, Montags haben die Frauen Wäsche aufzuhängen, Dienstags die Mädchen zum Markte zu wandern, Mittwochs müssen die Schnitter mähen, Donnerstags möchten die Schuljungen ihre freie Zeit über sich herumtummeln, Freitags die Ziegelbrenner Ziegel trocknen, Sonnabends hat der Maire einen Gang aufs Feld vor. So bleibt dem Pfarrer nichts übrig, als die Wahl des Regentages dem lieben Gott anheimzustellen.

S. 89, Anm. 2. Eine etwas ausführlichere Variante der Priamel bietet J. H. von Traunsdorff, Drittes Tausent deutscher weltlicher Poematum Nr. 844 (1642).

S. 90, Anm. 2. Eine steiermärkische Fassung bringt Ilwof, Zeitschr. des Vereins f. österreich. Volkskunde 3, 10:

Montags fangt die Wochen an,
Dienstags hab ich no nix than,
Mittwoch ist die mitte Wochen,
Donnerstags mufs i Brotel kochen,
Freitag mufs i Zwespen schneiden,
Samstags bin i frei.

S. 91, Anm. 2. Ferner vgl. Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel 2, 96 (1882). Neue preufs. Provinzialblätter 6, 230 (1848). Noch nicht gesehen habe ich Max Elskamp, Six chansons de pauvre homme pour célébrer la semaine de Flandre (Bruxelles, Lacomblez, 1895).

S. 92, Anm. 2, vorletzte Zeile lies: C. F. Scherenberg.

S. 92, Anm. 4. In Richard Bredenbrückers Erzählung 'Der ledige Stiefel' (1896, S. 3) singen Tiroler Burschen im Wirtshause folgendes Lied:

Heut habn wir Sonntag,
Heut habn wir Geldtag.
Sonntag Geld auf Ehre!
Wann ich nur bei den lustgen Kameraden wäre!
— Bruder, also?
— Freund, was willst du?
— Wolln wir nicht einmal, wolln wir nicht einmal
Zur Herzallerliebsten gehn bei Nacht?

'Worauf sie jeden Wochentag und die an ihm im Orte dem Gesinde verabreichte Kost in einem Verse lobten.' Ähnlich aus Küstrin im Berliner Ms. germ. oct. 405, Bl. 3a: 'Bruder, lieber Bruder mein'.

S. 93, Anm. 1. Müllers Aufzeichnung ist wiederholt bei Bücher, Arbeit und Rhythmus (Abh. der sächs. Ges. der Wiss. 1896) S. 44.

S. 96, Anm. 2. Vgl. Monseur, Folklore wallon, 1892, S. 74. Fast ebenso lautet ein Spottlied auf die Steinhauer aus der Haute-Bretagne: *Les tailleurs de pierres sont pis que des évêques* (Revue des traditions pop. 9, 682) und eins auf die Leineweber aus den Côtes-du-Nord (ebd. 10, 98): *Les tessiers sont pir' que des évêques.*

Dagegen schildert ein Wochenlied der burgundischen Winzer: *Mon dieu! quel état d' galère Qu'l'état de vigneron* (ebd. 8, 144; vgl. 5, 476), die harte Arbeit der Werkeltage, denen am Sonntag der Tanz als willkommene Abwechselung sich anreiht.

S. 281, Anm. 1. Mehrere galicische Wochenlieder geben Braga und Ballesteros, Biblioteca de las tradiciones pop. españolas 7, 105. 9, 137 f. 11, 114 f. (1885—86). Ein träges Ehepaar schildert ein Volkslied aus Menorca (Erzherzog Ludwig Salvator, Die Balearen 6, 130): 'En Juan y ne Juana A' lleña van: Dilluns enséllan, Dimars s'en van, Dimecres arriban, Dijous lleña fan, Divendres carregan, Disapte s'en van, Diumenje tornan, Y es moren de fam'.

S. 282, Anm. 1. Als eine andere Schülerwoche sei es verstattet, einen Entschuldigungszettel anzuführen, der kürzlich in einer Gemeindeschule im Osten Berlins überreicht wurde: 'Geehrter Herr Lehrer, Am Sonntag ist Geburtstag gewesen, Da hat die Agnes zu viel gegessen; Am Montag war sie dann sterbenskrank, Sie machte im Bette sich krumm und lang; Am Dienstag konnte sie alles verdauen; Am Mittwoch — darf der Lehrer nicht hauen.'

S. 283, Anm. 2. Catalanische und spanische Versionen der Woche der faulen Frau geben Milá y Fontanals, Romancerillo catalán, 1882, S. 415, Nr. 570 'La vieja holgazana'; J. Cortils y Vieta in Folk-lore catalá 3, 115 (1886); Ballesteros in Biblioteca de las trad. pop. españ. 4, 51—53; Folk-lore bético extremeño 1, 211.

S. 284, Anm. 3. Ebenso ärgert sich der Ballenstedter Bauer in dem Liede bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 139 über den Kantor, der die Woche hindurch bei den einzelnen Bauern sein Mittagbrot empfängt.

S. 286, Anm. 1. Vgl. Bols, Honderd oude vlaamsche Liederen, 1897, Nr. 73: *En e Maandag, en e Maandag Dan wou ik een pintje drinken,* wo auch auf 'Volk en Taal' 1891, 106. 206, und auf 'Ons Volksleven' 3, 54 verwiesen wird.

S. 286, Anm. 2. Firmenich schöpfte aus Coussemaker, Recherches sur le dialecte flamand, 1859, S. 18.

S. 287, Anm. 2. In den Neuen preufs. Provinzialblättern, andere Folge 3, 208 (1853) finde ich die Bezeichnungen: Palmsonntag, Weifs-Dienstag, Krumm-Mittwoch, Grün-Donnerstag, Still-Freitag, Oster-Sonnabend, dazu auch bestimmte Mittagsgerichte; bei Nicolovius, Folklifwet i Skytts Härad i Skåne, 1847, S. 120, Blå-Måndag, Hwite-Tisdag, Aske-Onsdag, Skär-Thorsdag, Lång-Fredag. — Über Gründonnerstagsgerichte vgl. Revue des traditions pop. 8, 534.

S. 288, Anm. 1. Eine fröhliche Trinkerwoche wird in einem älteren französischen Liede (Le dernier trésor des chansons amoureuses, recueillis de plus excellents airs de cour, Rouen 1609; 2, 30) gepriesen:

Qui boit bon vin au Lundy,
La sepmaine s'en sent toute,
Le Mardy, le Mercredy,
Qui boit bon vin au Lundy,
Le Jeudy, le Vendredy,
Le Samedy, passe route.
Qui boit bon vin au Lundy,
La sepmaine s'en sent toute.
Le Dimanche est si hardy,
Qui boit bon vin au Lundy,
Le Dimanche est si hardy,
Qu'au pot n'y demeure goutte.

S. 292, Anm. 1. Hübsch schildert ein Tiroler Bursch bei Firmenich 3, 382 seine vier guten Wochentage:

Viar Tog di Woch ischs fein,
Do mecht i Grof nit sein;
Suntigs ban Kirchengien
Sich i si vor miar stien.

In Örchtig um Mittog
Bringt si die Essn-Trog,
Do bin i woadla [rasch] dö
Und hilf ihrs Össn ö [ab].

In Pfinstig s Flaschl zomm pock
Und stöck mars in Koltstock [Seitentasche der Jacke],
Thua frisch affs Gassl gien,
Do zelbn isch earst schien.

Samstigs, wön Fuirobn isch,
Bin i nit loos umsüst,
I find mei Gitsche [Mädchen] glei:
Sö geat di Woch vorbei.

S. 293, Anm. 1. Vgl. Meier, Schwäbische Volksmärchen, 1852, Nr. 83: 'Wie ein ehrliches Fräulein frühstückt' (keine Wochentagsnamen). Im 15. Jahrhundert macht ein Witzkopf auf der biblischen Grundlage des achten Psalms einen wöchentlichen Speisezettel zurecht: Sonntags Fisch und Fleisch, Montags Schafe, Dienstags Ochsen, Mittwochs Tiere des Feldes, Donnerstags Vögel, Freitags und Samstags Fische (Strafsburger Rätselbuch herausgeg. von Butsch, 1875, Nr. 47).

S. 295, Z. 11 lies Falks.

S. 295, Anm. 4. Schon 1727 beschreibt Chr. Fr. Henrici (Picanders Gedichte 1, 557) in ähnlicher, nur derberer und niedrigerer Manier die 'Woche eines verliebten Leipziger Studenten':

Des Sonntags um vier Uhr hab ich in einem Garten
Der Jungfer Tausendschön bis acht Uhr aufzuwarten;
Da leb ich wie ein Printz, denn da tractiret sie
Und giebt mir alle Jahr ein Kleid vor meine Müh.

Des Montags gegen Zwey hab ich ein Kauffmanns Mägdgen,
Die thut, als käme sie zu unsrer Jungfer Käthgen,

Die bringt ein halbes Pfund Caffée versteckt zu mir,
Den Zucker und Toback hohl ich des Nachts bey ihr.

Des Dienstags, wenn es graut, geh ich zu einem Weibe,
Der ich, dieweil ihr Mann betagt, die Zeit vertreibe etc.

Henrici giebt auch (2, 152 [1729]) einen auf die Wochentage gestellten 'Post-Bericht der Liebe, Wenn dieselben abgehen und ankommen', den er 1725 gelegentlich einer in Chemnitz gefeierten Hochzeit verfaſst hatte.

S. 299, Anm. 1. Ähnlich verläuft das Schicksal der Alten, die einen Studenten heiratet, in einem provenzalischen Liede (Arbaud 2, 148), das auch im Catalanischen vorkommt (F. P. Briz, Cansons de la terra 2, 147: 'La vella'): 'Lo dilluns feyan los tractes, lo dimars casats están, Lo dimecres cáu malalta, lo dijous ja l'enterrán.'

Bd. XCIX, S. 9, Anm. 1. Vgl. Stöbers Alsatia, 1851, 99. 1852, 123.

S. 9, Anm. 2. Eine steiermärkische Variante zeichnete jüngst Ilwof, Zeitschr. des Vereins f. österreich. Volkskunde 3, 10, auf:

Montags was zu schenken,
Dienstags was zu denken,
Mittwochs einen Brief,
Donnerstags eine Freud,
Freitags ein Leid,
Samstags Gäste,
Sonntags das Beste.

S. 11, Anm. 2. In einem mallorquinischen Märchen (Erzherzog Ludwig Salvator, Märchen aus Mallorca, 1895, S. 261 'Der blinde Maure') wird ein blinder Mann in Algier dadurch sehend, daſs er sich die Augen mit sieben Schuhen reibt, auf denen sein treuer Sklave an sieben aufeinander folgenden Wochentagen über die heilkräftigen Kräuter eines Berges in Mallorca gewandelt ist.

S. 12, Anm. 1. Die Grundlage dieser Kalenderorakel ist Bedas Prognostica temporum (Migne, Patrologia lat. 90, 951). Eine deutsche Prosabearbeitung aus dem 13. Jahrhundert steht bei Priebsch, Deutsche Handschriften in England 1, 338 (1896).

S. 14, Anm. 2. Auch in einem neugriechischen Zauberspruche, den Thumb, Zeitschr. des V. f. Volksk. 2, 290, veröffentlichte, werden der heilige Montag, Dienstag und Mittwoch angerufen.

S. 14, Anm. 4. Vgl. noch Luzel, Contes pop. de la Basse-Bretagne 2, 251. Revue des trad. pop. 8, 549; auch Bladé, Contes pop. de la Gascogne 1, 297 (1886). Thuriet, Traditions pop. de la Haute-Saône, 1892, S. 27. W. Dykstra, Uit Frieslands volksleven 2, 13 (1894).

S. 15, Anm. 1. Vgl. noch Jacobs, More celtic fairy tales, 1894, S. 156 zu Nr. 40 (= Croker). Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 104 (1889).

Berlin. Johannes Bolte.

Piers Plowman B I. 40—41 reads:

> For the fende and þi flesch folweth þe to-gidere,
> This and þat [sueth] þi soule and seith it in þin herte.

Prof. Skeat, in his Notes to Piers Plowman, E. E. T. S. vol. 67, p. 30, translates: *For the fiend and thy flesh follow thee together, and both this (i. e. the fiend) and that (i. e. thy flesh) pursue thy soul and suggest evil to thy heart.*

The corresponding passage in A I. 38 reads:

> For þe Fend and þi Flesch folewen to-gedere
> And schendeþ þi soule, seo hit in þin herte,

where Prof. Skeat translates: *For the fiend and thy flesh follow together and put thy soul to shame; behold it (i. e. an inclination to evil) in thine heart.*

In C II. 38 we find a third reading:

> For þe fend and þi flesch folwen to-gederes,
> And þat [seeþ] þe saule and [seith] hit the in herte.

Prof. Skeat says: *This passage bears an entirely different sense in the latest text from that which it has in the former ones. The C-Text means — 'For the fiend and thy flesh follow (i. e. persecute thee) together, whereas that protector (viz. Moderation) looks after thy soul and whispers to thy heart'* ... and he adds: *In no text is the sense very clear.*

The difficulty in each of the three passages lies in the explanation of the pronoun *hit.* In the A- and B-Texts Prof. Skeat explains it as *evil, an inclination to evil,* in the C-Text the pronoun *hit* is left untranslated, and *þat* is referred to a noun *Mesure* which occurs five lines previously in another passage.

Would it not be possible, however, to consider the readings of the A- and C-Texts quite clear by simply making the pronoun *hit* refer in each instance to the preceding line? A would then mean:

For the fiend and thy flesh follow together and put thy soul to shame; behold it (i. e. this fact which has just been stated) *in thine heart.* The translation stands as Prof. Skeat would have it, but the necessity is obviated of interpreting *hit* by 'an inclination to evil' or any word outside the context. In the C-Text the meaning is altered from the A-Text but is still quite clear if *þat* is taken as object and *saule* instead of *mesure* is taken as subject of the verbs:

For the fiend and thy flesh follow together and that (i. e. this fact) *seeth the soul and telleth it thee in thy heart.* Here again the two lines stand as an intelligible whole, and there seems no need of referring to any word outside their limits, as *mesure,* in order to complete the sense.

In the B-Text, however, the meaning is not at all clear; indeed, as it stands, it is impossible to make sense of the pronoun *it,* and

Prof. Skeat in fact substitutes *evil*. In a footnote to the text, p. 12, he says he has chosen *sueth* from the MS. R — 'as the other readings hardly make sense; they are — seest L; seeþ w o; sees C; seiþ C_2. Cf. Text A.'

Text A has *schendeþ* which certainly suggests *sueth*, 'pursue', but the line in B has also been further altered and reads in its second half almost as in C. The reading *sueth* occurs in but one MS., while all the other MSS., except C_2 have some form of the verb *to see*. Indeed *sueth* itself may be considered a form of this verb, the spelling *ue* being not infrequent in Middle English manuscripts for *ē*, where the orthography was influenced by the French. Cf. Morsbach, Mittelenglische Grammatik § 16, Anm. 1. If then *seeth* is substituted for *sueth* and *soule* is taken, as in the C-Text, as subject, the translation would read: *For the fiend and thy flesh follow thee together; this and that seeth thy soul and telleth it thee in thy heart.* — *this and that* meaning both that the fiend follows and that thy flesh follows.

We have then here in the B-Text the same idea as in the C-Text, although somewhat more clumsily expressed.

Göttingen. Helen W. Shute.

Zum me. Palladius.

Die anonyme[1] mittelenglische Übersetzung von des Palladius Schrift *De re rustica* ist uns bisher aus zwei Handschriften bekannt und zugänglich gemacht: nämlich aus dem Bodl. MS. Add. A. 369, früher auf Colchester Castle (ed. B. Lodge, EETS. LII, London 1872) und aus der Handschrift des Earl Fitzwilliam zu Wentworth Woodhouse (ed. M. Liddell, Berlin 1896). Zu diesen beiden Handschriften gesellt sich als dritte das MS. T. 5. 6 im Hunterian Museum zu Glasgow, welches nach Ausweis des Inhalts und der erhaltenen alten Paginierung leider unvollständig ist, indem des öfteren ganze Lagen herausgefallen sind, dagegen aber sehr sorgfältig geschrieben ist (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts) und einen dem Fitzwilliam MS. sehr nahestehenden Text bietet, ja von diesem meist nur in der Orthographie abzuweichen scheint; es hat mit ihm z. B. auch die von Liddell als Fehler bezeichneten Lesarten in Buch I, V. 204. 209. 214. 268 u. s. w. gemein.

Bonn. Max Förster.

Zur Stellung des Minstrel.

In dem Lambeth Ms. 306 findet sich von einer Hand etwa aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (ob Stowes?) ein Prosatraktat

[1] Eine andere, dem Nicholas Bollard zugeschriebene Bearbeitung findet sich aufser in den im Dict. of Nat. Biogr. V, 324 angegebenen Handschriften (Cott. Jul. D. VIII. 11; Add. 5467; Un. Libr. Cambr. Ee. I. 13) auch im Harl. MS. 116, fol. 154 r—165 v.

eingefügt mit dem Titel *The doctrynall princyplis* and *proverbis* [of] *yconomie or howsolde kepyng, sent from saynt Bernarde vnto Raymonde, lorde of Ambrose Castell* (fol. 64 r—65 r), welcher einen im Puritaner-Geiste geschriebenen Angriff gegen die fahrenden Sänger enthält, der ein nicht uninteressantes Streiflicht auf die damalige sociale Stellung des Minstrel wirft. Auf fol. 64 v heifst es: *Se, what folowth to them, that love mynstrels. A man, that intendyth to mynstrels, shall soone be weddyd to poverte,* and *his sonne shall hyte derysioun. Iff mynstrels pleace the, feyne as thou herde them, but thenke*[1] *vppon a-nother. He, that lawith at a mynstrels worde, gevith to hym a wedde. Rebukyng*[2] *mynstrels ben well wurthy dethe. Instrumentes of mynstrelsy seldome doth pleace god.* Gründe für diese Feindschaft ergeben sich aus dem, was W. Nagel (Geschichte der Musik in England. Strafsburg 1894. I, S. 97—115) über die englischen Minstrels beibringt.

Bonn. Max Förster.

Zu **Coleridges Notizbuch** (Arch. XCVII, 333—372. Eine nochmalige Vergleichung der Hs., die Dr. Richard Garnett aus eigenem Interesse an mehreren Stellen vorgenommen hat, ergab folgende dankenswerte Besserungen: S. 341, Z. 17/18 *shuddered.* — S. 342, Z. 3 *Pigmy minds.* — S. 343, Z. 1 *libertate;* Z. 2 *somniis;* Z. 9 *Authors;* Z. 13 *British* (statt *Bristol*) *Critic* (*an extract from a series of Miscellanies by the Rev. William Hett,* vol. V, p. 554); vorletzte Z. *History of the Corruptions of Christianity,* war von Priestley geschrieben; gemeint ist Horsleys Entgegnung darauf. — S. 345, Z. 1 *Not* (statt *hot*); Z. 14 *resentment;* Z. 21 hinter *Always* mufs Coleridge eine Fortsetzung der Sentenz geplant haben. — S. 346, Z. 13 *sun* (st. *lune*). — S. 347, Z. 2 *period* (st. *Hesiod*), *Parr* (st. *Pan*); Z. 27 *tread;* Z. 37 st. *Pain's* lies *Paine's.* — S. 348, Z. 7 *stagnate;* Z. 18 *Vultures.* — S. 349, Z. 11 *succession* (st. *specifier*); zu Anm. 2: *Zoonomia* war keine Dichtung; zu Anm. 3: Coleridge hatte Priestley auch in *Religious musings* gefeiert. — S. 350, Z. 29 *Repreve-takes.* — S. 353, Z. 1 *Inner;* Z. 9 *Ωστρ̨αλ.* — S. 354, Anm. 4: Christian ging erst mehrere Jahre später zu Grunde; vergl. *Dict. of Nat. Biogr.* — S. 355, Z. 1 *for* (st. *to*); Z. 4 *with* (st. *unto*); Z. 14 *chalcographic.* — S. 357, Z. 10 *σκευαστῶν*; Z. 30 *Jauregui.* — S. 358, Z. 23 *and wavering.* — S. 361, Z. 44 *boughs.* — S. 362, Z. 9 *lost* (st. *bit*). — S. 364, Z. 6 *Carey.* — S. 367, drittletzte Zeile zu *submitted:* Coleridge schrieb ursprünglich *a bowed* und stellte dies in der Ausgabe von 1829 wieder her, änderte aber 1834 nochmals. A. B.

Zu **Swete Jhesu Crist to the** (Arch. XCVIII, 129): das Gedicht findet sich auch in der Vernon Hs. und ist danach heraus-

[1] Das erste *e* über der Zeile. [2] Davor ist *Ne* ausgestrichen.

gegeben von Horstmann, *Minor poems of the Vernon MS.* EETS. 1892, S. 19. — Über *orige* (Arch. XCVIII, 127) vergl. Kluge, Litteraturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1889, Sp. 134. A. Napier.

Mittelenglische und altfranzösische Pflanzenglossen.

Die unten mitgeteilten Glossen befinden sich in der Lat.-medizinischen Miscell. Hs. 18, 5, 16 in 4⁰ der Advocates Library zu Edinburgh. Das aus dem 14. Jahrhundert stammende MS. ist ganz auf Pergament geschrieben und enthält auf Fol. 1—38 zunächst *Macer de virtutibus herbarum,* wo die Glossen den Überschriften der einzelnen Kapitel von verschiedenen späteren Händen zugefügt sind. Durch starke Beschneidung der Seitenränder — wohl beim Einbinden der Hs. — sind manche Wörter am Ende verstümmelt worden; ich bezeichne in solchen Fällen das Ende oder den Anfang der Glosse durch einen senkrechten Strich: | und schliefse sichere Ergänzungen in [ ] ein. — Als zweites glossiertes Stück folgt der *Liber graduum medicinae* fol. 47 ff., worin sich ebenfalls eine Anzahl Glossen, sowohl im Texte wie am Rande, befinden. Auch diese sind zum Teil durch das Beschneiden der Hs. verstümmelt. — Endlich stehen noch einzelne Glossen auf der letzten Seite der Hs. Ich gebe im folgenden zunächst die glossierten lateinischen Wörter nebst den Erklärungen und lasse darauf eine Anzahl Anmerkungen zu schwierigeren oder besonders interessanten Vokabeln folgen. Die Abkürzungen der Hs. sind bei den englischen und französischen Wörtern durch Kursivdruck bezeichnet, bei Stratmann-Bradley fehlende englische Vokabeln mit einem *, rein französische mit einem † versehen.

1. Macerglossen.

I. Artemisia. i. mater herbarum .i. mugwrt. 1
II. Abrotanum[1] .i. suþerne wod.
III. Absinthium .i. wermod.
IV. Urtica . nettele.
V. Allium . garlek. 5
X. Marrubium .i. horhune.
XI. Ysopum .i. ysope.
XIII. Enula . *horselne.
XIV. Apium . ache.
XV. Altea .i. *wymalue. *bismalue (*am Rande*). 10
XVI. Salvia .i. sauge.
XVII. Anetum .i. *anet .i. *dilsed.
XVIII. Vetonica .i. *vetoine.
XIX. Savina . idem saueyne.

[1] *In der Hs. steht jedesmal* de *mit dem Ablativ, wofür ich den Nominativ gesetzt habe.*

XX. Porrum .i. poret.
XXII. Nepta .i. *cattewert.
XXIII. Puleium .i. *pulyol muntal.
XXV. Acidula .i. surele.
XXVI. Portulaca .i. *portularie.
XXVII. Lactuca .i. letuse.
XXIX. Lilium .i. †liz.
XXX. Satureia .i. *sauereye.
XXXI. Ligustica .i. *laueche.
XXXIII. Cerefolium .i. *cerfoyl.
XXXIV. Atriplex .i. *meldes siue arages uel betes.
XXXVI. Nasturtium .i. *kressun.
XXXVII. Eruca . whit pip*er*.
XXXVIII. Papaver .i. popic.
XLI. Sinapis . m*us*tard.
XLII. Caulis . *cholet.
XLIII. Pastinaca .i. schire wyt . *scirwrt (*am Rande*).
XLIV. Origanum .i. *pulyol rea[l].
XLV. Serpillum . *pelestre.
XLIX. Paratella . doke.
L. Lolium . cokel.
LI. Cicuta . hemeloc.
LV. Juniperus .i. †geneuere .i. anglice *hez(?).
LVII. Darocus .i. mellissa . anglice honysokyll.
LVIII. Senecio .i. *synchun.
LX. Guaisdo . *wodwin.
LXIV. Maurella . *morele.
LXV. Jusquiamus . [henn]e-bane[1].

2. Glossen zum Liber graduum medicinae.

fol. 48b Absinthium . wormod.
„ 50 Papaver . i'p' . popi . blanc.
Codion . popi †uer[t].
„ 51 Borrago . borage.
„ 51b Ozion . auence.
Cubebe . cetewal . sana(?).
Capillus Veneris .i. *maidi*n*-[he]r[2] . *stansugge.
„ 52 Cypressus . cipres.
(?) [c]herfoyl .i. fi[l]ex . fern.
Vitrum . †verre.
„ 52b Fumus terre . gallice ... | onn chaun(?).
„ 53 Rubea . *ware*n*ce.
„ 53b Benigwrt(?) . umbilicus Veneris . *paniuert.

---

[1] lxme(?) bane *Hs.* — [2] he *abgeschnitten. Am Fuſse der Seite steht:* scrophula, kingis iuel. kynges euel.

fol. 54b Crocus . safran oriental.
„ 55 Musculus . hasta regia . †u[er]ge de bois.
„ 55b Mastix . mastic.
„ 56b Nux muscata . †[n]ois muget.
„ 57 Balsamus . baume. 60
„ 57b Thus . francencens.
Gariofili . *Girofre.
Calamus aromatizatus . †racine.
„ 58 Polium . *puliol real.
Pionia . pioigne. 65
„ 58b Salices . † saus . salu.
„ 59 Sambucus . helrene.
Menta . mente.
Sisimbrium . *mentastre .i. h[or]semente. 69
„ 60 Abrotanum[1] . aueroigne . sout[hern] vod . suzþerne(?) (*in anderer Hand*).
„ 60 Samsucus . sambucus . helrun.[2]
„ 60b Nenufar . waterlilie.
Folium . †foille de giro[f]re.
Prassium . †maroil .i. hor[h]une.
Ab[ro]tanum[3] . *aueroigne. 75
„ 62 Anetum . *dilsed.
Maratri semen . †fenoil.
„ 63 Albam morpheam . * morfe.
Affodillus . ramese[n].
„ 64 Sauina . sauine. 80
„ 64b Zinziber . gingiure.
Enula . *horselne.
Piper longum . †peiure long.
„ 65 Cinnamum . kanele.
Polipodium . heuerfern. 85
Dactili . datis.
„ 65b Sandali . cedre.
„ 66 Daphnia(?) . ditaigne.
„ 66b Samsucus . huldrinetre. 89
„ 67 Elleborum nigrum . *Elfyiuge koye | ...(?) wort †ellebre ga[l]lice.
Origanum . *puliol real.
„ 68 Virga pastoralis .i. w[ild]e tasele.
„ 68b Semperviva . houslec . *sinfol . † iubarbe.
Camepitheos . †ragle gallice.
„ 69b Cicuta . hemeloc . herbe beneit. 95
Pulicaria . *puliol *montal.

---

[1] Aprotanus *Hs.* — [2] *Der letzte Teil des* n *abgeschnitten.* — [3] Aptanum *Hs.*

fol. 70b *Aristologie longe and runde.[1]
Pix liquida . tar.
„ 71 Apium . ache . *men [ache] . stanmerhc (*sic!*).
Cerefolium . charuille. 100
Petrosilinum . p*er*sil.
„ 71b Satirion . ballocwrt . *standilegōce idem.
Liuesticum . louache.
Diptamnum . ditaigne.
Elacterides . semente | de *spurge . catapucia. 105
„ 73 Tapsia . tapsis babastus(?) . idem *moleine.
„ 74 Allium agreste . *crow[e]garlec.
„ 74b Jusquiamum . hinebel gallice.
Sinapis . mostarde. 110
Nasturtium ortolanum et aquaticum .i. *kersun.
„ 75 Es ustum . v*er*degrece.
„ 75 Ruta . rue.
Titimali . *spurge.
„ 76 Dragagantum . *dragant.
Argentum uiuum . †vif arge*n*t . anglice qwyk sylu*er*. 115

3. Einzelglossen.

(*Letzte Seite.*) Anetum .i. *dilsed.
Linaria .i. wilde flex.
Nerea .i. *blowed.
Aquileia .i. crespe malue.
Camapiteos .i. †ragle gallice. 120

Anmerkungen.

Z. 10. Zu *wymalue* vgl. Sinonoma Bartholomei ed. Mowat (Oxf. 1882) S. 43b: *Wimawe, i. holi hocke* und die Anm. 9: *Bismalva = malvaviscus;* Fr. *guimauve,* mit Verweis auf S. 29a: *Ma[l]vaviscus, altea;* vergl. ferner Alphita ed. Mowat (ib. 87) S. 4, 15 mit Anm. 5 und S. 22, 26 ff. — 13. *Vetonica* ist = *betonica,* cf. Alph. S. 21, 12 und Anm. — 16. Zu *nepta* vergl. Sin. S. 31b und Anm. 5; *nepta = nepeta.* — 17. Vergl. Alph. S. 150b und Anm. 13. — 19. Vergl. Sin. S. 34a, Z. 5 und Alph. S. 149, 29 ff. Hier heifst die Pflanze *purcelan, porsulaigne* = ne. *purslain, purslane.* — 23. Vergl. Sin. S. 11a, Z. 2 v. u.: *Apium levisticum, i. loveache* und Alph. S. 95, 21 nebst Anm. 15 und 16. Es ist gr. *λιγυστικόν* = ne. *lovage.* — 25. Vergl. Sin. S. 12a: *atriplex, arache;* ib. b unten: *beta, atriplex agreste,* Alph. S. 22a, 5: *beta maior uel bleta uel bletis, atriplex agrestis* ... gall. *arache blanc;* Wright-Wülcker Voc. 215, 32: *crysolachan, i. aureum olus, uel atriplex, i. tunmelde;* ib. 559, 1:

[1] *Am Rande neben* Aristotiles.

atriplex, i. arasches; ib. 566, 28: *atriplices, ance. Orage.* Es ist das d. und ae. *melde,* ne. *orache, orage,* frz. *arroche.* — 31. Vergl. Sin. S. 12b: *Baucia, i. pastinaca* ... und weiter unten: *baucea, skirwhit* und ib. 33a: *pastinaca, an. skirwhite.* Auch Wr.-Wü. 567, 31, 41 und 580, 38 kennt nur *skyrwyt.* Es ist das ne. *skirret, skirwort,* vergl. Flügel [4] s. v. — 33. Vergl. Alph. S. 145a, 9 ff.: *Piretrum* ... *pelestre;* Wr.-Wü. 611, 30: *serpillum, an. peletur.* Es ist ne. *pellitory* 'Mauerkraut; span. Camille'. — 34. *Doke* ist = ne. *dock* 'Ampfer' u. a. — 37. Was ist *hez?* — 39. Vergl. Alph. S. 165a, 10 ff. — 40. Vergl. Alph. S. 155b, 30: *rubea maior* ... *wadde* und Anm. 15: *'Guedde ou guede, as guesde'* (Cotgrave), *'guesde: woad or wade'* (ib.) Es ist das nfrz. *guède,* ne. *woad,* d. *Waid.*

Zu 2 und 3.

45. *Codion* = *κώδυον* 'Mohnkopf'. Vergl. Alph. Appendix S. 208 nebst Anm. 14 und 17. — 47. *Ozion* vermag ich nicht zu finden. — 48. Zu *Cubebe* vergl. Schade, Altd. Wtb.[2] 518b: *kubêbe* mhd., mlt. *cubêba,* frz. *cubèbe,* aus arab. *kubâba; cetewal* (ne. *zedoary*) ist sonst *zodoar,* vergl. Alph. S. 198a und Anm. 10 f., Mätzner sub *cetewale,* Stratmann-Bradley sub *zedewal* und Hall, Engl. Stud. IX, 174 f. Was ist aber *sana* oder *saua?* — 49. *Stansugge* kann ich sonst nicht belegen. — 51. *Cherfoyl* ist = *caprifolium* 'Geifsblatt' und kann nicht gut zum folgenden gehören. — 52. Wenn ich *verre* (das eher wie *vevre* aussieht) richtig gelesen habe, ist es eine falsche Übersetzung von *vitrum,* da offenbar mit letzterem das 'Waid' e. *woad* gemeint ist. — 53. Das vorn abgeschnittene ...*onn chaun* oder *chann* weifs ich nicht zu deuten. — 55. *Benigwrt* ist wohl in *penigwrt* = ne. *pennywort* zu bessern, vergl. Alph. S. 41a oben und S. 192b unten. — 57. Zu *hasta regia* vergl. Alph. S. 79, Anm. 5. — 59. Vergl. frz. *noix muguet.* — 62. Zu *gariofili* vergl. frz. *girofle,* lat. *caryophyllum.* — 63. *Racine* ist frz. *racine douce* 'Süfsholz'. — 64. *Polium* ist = *puleigium* 'Flöhkraut'. — 65. *Pionia* = *paeonia,* e. *piony.* — 66. Vergl. frz. *saule,* ne. *sallow.* — 67. *Helrene* = *elrene* ist ne. *elder* 'Holunder', ae. *ellern* (unten 89). — 69. Wegen *sisimbrium* vergl. Alph. S. 19 sub *Balsamita.* — 70. *Abrot.,* vergl. Alph. S. 1a, 5. — 71. Wegen *samsucus* vergl. Alph. S. 161, 45. — 72. *Nenufar,* s. Alph. 124a, 7 ff.; Wr.-Wü. S. 644, 1 hat dafür *minifera!* — 74. *prassium* vergl. Alph. S. 111a, Anm. 3. — 78. *Morfe* = frz. *morphée,* e. *morphew,* eine Krankheit. — 79. Wegen *affodillus* vergl. Alph. S. 3a, 10ff. — 85. *Polipodium,* vgl. Wr.-Wü. 556, 4 und Mätzner, Wtb. sub *everfern.* — 88. *Daphnia* verstehe ich nicht, vergl. Mätzner unter *ditane.* — 89. Wegen *huldr.* vergl. oben zu 67! — 90. Die (vielleicht unrichtig von mir gelesene) erste Glosse zu *Elleb.* 'Nieswurz' verstehe ich nicht. — 92. Zu *virga past.* vergl. Sin. Barth. S. 43a. — 93. *Sempervira,* vergl. Wr.-Wü. 300, 28; 559, 12; Alph.

S. 167a, 7 ff. und 175a unter *Scicados.* — 94. Zu *Camepitheos* vergl. Alph. S. 28, 6. *Ragle* habe ich nirgend gefunden. — 99. Zu *apium* vergl. Alph. S. 11, 44 ff. *Stanmerhc* ist = *stanmerchc,* a. a. O. 42 und sonst paſsim (vergl. den Index). — 102. Zu *satirion* vergl. Alph. S. 140, 15 und Anm. 7; 158, 36. Vergl. noch mnd. *standelwort* 'Knabenkraut'. — 105. Zu *elacterides* vergl. Wr.-Wü. 571, 21; zu *spurge, catapucia* Alph. 9, 31 f. — 106. Zu *Tapsia* vergl. Alph. 182a. — 107. Vergl. Sin. Barth. S. 10a und Anm. 2. — 108. Zu *hinebel* (= ne. *hen-belle*) vergl. Alph. S. 30, 11 ff. und 84, 21 ff. — 113. Vergl. Alph. S. 9b unter *Anabulla maior.* — 118. Zu *blowed* vergl. schott. *blawort* 'blaue Kornblume', *nerea* ist wohl = *nesia* 'centaurea', Alph. S. 223b und Anm. 15, was nach S. 237a aus λιμνήσιον entstellt sein soll. — 119. Vergl. *crispe mauue* Alph. S. 22, 24 ff. und S. 41, 15.

Auf dem vorletzten Blatte, retro, steht am Rande: 'Frater gristinus(!) gloucester monachus de burgo s*anc*ti Petri.'

Göteborg. F. Holthausen.

Zur Geschichte des Ausdruckes Belle âme.

Hettner sagt in seiner Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert[4] S. 487: 'Wie aus Sternes *Sentimental* das Wort "empfindsam" entstand, so entsprang aus der *Belle Ame* Rousseaus, von welcher die Liebenden seiner Dichtung (gemeint ist die *Nouvelle Héloïse*) so viel zu sprechen wissen, die Bezeichnung der "schönen Seele".' Gewiſs datiert erst von Rousseau die sozusagen europäische Bedeutung jenes Ausdruckes, allein es ist nicht uninteressant, zu sehen, daſs er um vieles älter als Rousseau ist und daſs man ihn nicht immer in gleichem Sinne verwendet hat. Da man bei Littré und bei Hatzfeldt-Darmesteter-Thomas zwar etwas über *bel esprit,* nichts aber über *belle âme* erfährt,[1] und da meines Wissens auch anderweitig über die letztere Bezeichnung nicht gehandelt worden ist, so sei hier ein kleiner Beitrag zur Geschichte derselben geboten.

Ich treffe *belle âme* zuerst in Garniers 'Hippolyte' (1573). Dort sagt Phèdre im Hinblick auf den toten Hippolyte V. 2213 ff.:

> Belle âme, si encor vous habitez ce corps,
> et que tout sentiment n'ayez tiré dehors,
> s'il y demeure encor de vous quelque partie,
> si vous n'estes encor de luy toute partie,
> je vous prie, ombre sainte ...

Weiterhin in der 'Troade' desselben Garnier (1579) V. 1323 ff. stellt der Chor eine Betrachtung darüber an, ob mit dem Tode auch die Seele vergehe oder nur der Leib, dann heiſst es:

[1] Littré führt zwar den Ausdruck unter *beau* 6° auf, aber ohne Belege zu geben.

Non, mais comme d'un bois gommeux
sort en flambant un air fumeux,
qui haut se guide,
et volé bien avant es cieux
se pert, esloigné de nos yeux
dedans le vuide:
ainsi de nostre corps mourant
la belle ame se retirant
au ciel remonte ...

Diese beiden Stellen dürften wichtig sein, indem sie wohl den Ausgangspunkt für den Ausdruck anzeigen: *âme* erhielt die attributive Bestimmung *belle*, da die Seele dem Renaissancezeitalter, der platonischen Anschauung gemäfs, als etwas vom vergänglichen Leibe wesentlich Verschiedenes erschien, als etwas Hohes, Reines, Göttliches, das, wie Margarete von Navarra im 'Heptaméron' sagt, nur geschaffen sei, *pour retourner à son souverain bien.*

Weitere Beispiele finde ich erst bei Malherbe und Hardy. Wenn ersterer in dem 1610 verfafsten Gedichte den abgeschiedenen Heinrich IV. anredet mit *Belle âme, beau patron des célestes ouvrages* (Gr. Écriv. I, 178), so erinnert dies noch einigermafsen an die erste Stelle bei Garnier. Hardy schreibt in der 'Didon se sacrifiant' (ed. Stengel S. 43):

Si de l'antique amour une faible étincelle,
prince dardanien, ta belle âme recelle, ...

und hier möchte man schon mit 'edles Herz' übersetzen. Eine weitere Verschiebung in der Verwendung bemerkt man, wenn Malherbe in der gegen 1614 gedichteten Paraphrase des 128. Psalmes sagt (Gr. Ériv. I, 217):

Que dis-tu de cette âme belle,
quand tu la vois si dignement
adoucir toutes nos absinthes ...?

und wenn er ein zuerst in der Ausgabe von 1630 gedrucktes Sonett an einen Edelmann beginnt (I, 309):

Belle âme, aux beaux travaux sans repos adonnée ...!

Wir sehen hier unseren Ausdruck zur Bezeichnung einer ganzen Person dienen = 'Mensch mit edlem Sinne', 'edles Wesen', wohl wenig anderes besagend als *grande âme,* welche Verbindung gleichfalls bei Malherbe anzutreffen ist. Und so nun weiter in Mairets 'Sophonisbe' III, 2:

Lelie: La douceur néanmoins est le meilleur dictame
que l'on puisse appliquer aux maux d'une belle âme.
Scipion: Mais quand une belle âme a perdu la raison, ...

bei Corneille im 'Cid' I, 2:

Je te répondrais bien que dans les belles âmes
le seul mérite a droit de produire des flammes;

im 'Horace' IV, 7:

> Quelle injustice aux Dieux d'abandonner aux femmes
> un empire si grand sur les plus belles âmes!

im 'Polyeucte' IV, 6:

> Fabian: D'un si cruel effort quel prix espérez-vous?
> Sévère: La gloire de montrer à cette âme si belle (= Pauline)
> que Sévère l'égale . . . .

Wenn aber ebenda kurz vorher Sévère mit Bezug auf Pauline sagt:

> Votre belle âme est haute autant que malheureuse,
> mais elle est inhumaine autant que généreuse,

so dürfte darin ein abermaliger Gebrauchswandel zu erblicken sein: *belle âme* klingt hier schon mehr wie ein Gesellschaftsausdruck, wie eine komplimentierende Wendung, einfach = *vous* stehend,[1] da doch *belle âme* und *inhumaine* sich keinesfalls vertragen; und eine weitere Verflachung erkennt man endlich im Menteur I, 1:

> Dorante: Dis-moi comme en ce lieu l'on gouverne les dames.
> Cliton: C'est là le plus beau soin qui vienne aux belles âmes,[2]
> disent les beaux esprits.

Was die Verbreitung unseres Ausdruckes im 17. Jahrhundert betrifft, so möchte es nach dem letzten Beispiele scheinen, als ob die im Hôtel Rambouillet verkehrenden Schöngeister ihn besonders gepflegt hätten, und es wird auch wohl kein Zufall sein, daſs man *belle âme* bei Malherbe und Corneille verhältnismäſsig häufig antrifft. Ingleichen könnte man vielleicht aus dem Umstande, daſs Somaize in seinem 'Dictionnaire des Précieuses' (ed. Livet I, 27) zwar *grande âme* aufführt und in die Preciösensprache übersetzt, nicht aber *belle âme,* den Schluſs ziehen, daſs letzteres bei den Preciösen gebräuchlich gewesen sei, sowie denn andererseits zu beachten wäre, daſs die Wendung bei Molière, Frau von Lafayette, Racine gar nicht begegnet, während sie hinwiederum, wenn auch nur je einmal, bei Frau von Sévigné[3] und bei La Bruyère[4] auftritt, welche beide ja Beziehungen zum Hôtel Rambouillet oder dessen Ablegern unterhielten.

---

[1] Man vergleiche die Bemerkung von Vaugelas: 'Bel esprit, beau jugement, avec le pronom "vostre" devant, est une façon de parler qu'il faut éviter comme estant de mauvaise grâce, quand on le dit sérieusement' (angeführt von Livet, Lexique de la langue de Molière I, 226 unter beau).

[2] Vielleicht daſs hier eine ironische Färbung vorliegt, wie ich solche auch in einer 'Lettre en vers burlesques' (1654) eines Herrn von Blanville an seine Frau zu erkennen glaube, s. Poésies dauphinoises du 17e siècle p. p. Terrebasse. Lyon 1896. S. 43.

[3] Brief vom 26. Juli 1675: 'Sa beauté n'effraye pas, et l'on se fait une *belle âme* de la plaindre et de la louer' (Gr. Écriv. III, 529).

[4] 'Caractères': 'Il y a des âmes sales, pétries de boue et d'ordure, éprises de gain et de l'intérêt, comme les *belles âmes* le sont de la gloire et de la vertu' (Gr. Écriv. I, 264).

Wenn Brunetière, Étud. crit. IV, 40 von den Romanschriftstellern (gemeint sind Fräulein von Scudéry und Genossen) sagt: 'ils proposaient à l'admiration de leurs lecteurs le spectacle des grands événements de l'histoire, ou comme ils disaient alors la peinture des *belles âmes'*, so weifs ich nicht, ob der Schlufs der Bemerkung zutreffend ist; so weit wie ich die Romane von Fräulein von Scudéry, von La Calprenède u. s. w. gelesen habe, bin ich auf unseren Ausdruck nicht gestofsen.[1] Doch hat dieser Punkt keine besondere Bedeutung. Eine andere Frage ist es, wie es wohl gekommen sei, dafs die Bezeichnung *belle âme,* wohl begreiflich, wenn man an die Seele als unsterblich im Gegensatze zum vergänglichen Leibe denkt, auf den ganzen empfindenden Menschen hat ausgedehnt werden können und da eingetreten ist, wo man doch eher ein *beau cœur*[2] hätte erwarten sollen. Vielleicht trägt die Schuld daran der Ausdruck *bel esprit,* der, nach einer Stelle bei Montaigne[3] zu urteilen, gleichfalls schon im 16. Jahrhundert gebräuchlich gewesen sein mufs.

Verfolgen wir noch weiter die Schicksale unserer Wendung. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts finde ich sie nur dreimal, einmal in Lesages Turcaret IV, 8 und zweimal bei Voltaire; letzterer schreibt 1737 an den Kronprinzen Friedrich: 'mais le peintre aura-t-il tu exprimer dans vos traits ceux de cette *belle âme* à laquelle j'ai consacré mes hommages?' und nach dessen Thronbesteigung: 'Sire, si votre sort est changé, votre *belle âme* ne l'est pas' (Œuvres de Frédéric le Grand ed. Preufs XXI, 29; XXII, 5). Man möchte glauben, dafs Voltaire, der vorgeschrittenen Zeit entsprechend, bei diesem Ausdruck auch an 'Humanität' im weitesten Sinne gedacht hat, wie er denn ja Friedrich den Grofsen nicht selten mit 'Votre Humanité' anredet, und vermutlich würde er Vorurteilslosigkeit und Duldsamkeit in den Begriff *belle âme* eingeschlossen haben, wenn er eine Definition davon gegeben hätte, wie er dies wenigstens in gewisser Art mit *bel esprit* gethan hat (Œuvres XIX, 252). — Neue Farbe und neues Leben gewinnt unser Ausdruck durch Jean-Jacques Rousseau, der nach einmaliger Verwendung desselben in der 'Lettre à d'Alembert'[4] ihn mit ganz besonderer Vorliebe in der 'Nouvelle Héloïse' gebraucht.[5] Hier ist nichts mehr von dem Kon-

---

[1] Bei V. Cousin, 'La société française au 17e siècle' ist über obigen Punkt nichts zu finden.

[2] In einer Ode Malherbes (1609) heifst es nach dem Texte einer Ausgabe von 1615: 'des *beaux cœurs* et des beaux esprits' (I, 121), während im Texte der Ausgabe von 1630 dafür steht: 'des grands cœurs etc.' (I, 111).

[3] Essais III, 5: 'le maniement et employte des *beaux esprits* donne prix à la langue'.

[4] Œuvr. compl. I, 194.

[5] Wenn Erich Schmidt in seinem Buche 'Richardson, Rousseau, Goethe' S. 321 bemerkt, 'eine auf jeder Seite begegnende Wendung', so ist das eine starke Hyperbel; in den ersten fünfzig Briefen z. B. trifft man nur zweimal auf sie.

ventionellen und Abgeblafsten wahrzunehmen, das wir bisher nicht selten antrafen: Rousseau verwendet ihn mit entschiedenem Nachdruck und erweitert und vertieft seine Bedeutung.[1] *Avoir l'âme belle* heifst bei ihm nicht blofs Tugend, Humanität, unbefangene Anschauungen, eine vornehme, über das Kleinliche erhabene Gesinnung besitzen, sondern auch empfänglich sein für alles Schöne und Edle und vor allem ein tiefes und zugleich zartes Empfinden haben; das letztere hat z. B. offenbar Julie im Sinne, wie der Zusammenhang der Stelle lehrt, wenn sie schreibt: 'je ne demandai point au ciel de m'unir à un homme aimable, mais à un homme qui eût *l'âme belle* (Partie I, Lettre XIII).

Ein neues Verbreitungsgebiet für *belle âme* that sich nunmehr, wie bekannt, in Deutschland auf, wo sie als 'schöne Seele' erschien, aber auch in Frankreich blieb der Ausdruck lebendig. Allerdings begegnet er meines Wissens in der nächsten Zeit nicht sehr häufig, wenigstens lange nicht so häufig als man vermuten sollte; so recht in Schwang kommte er erst wieder mit den Romantikern, wenigstens trifft man ihn in den Prosaschriften derselben überraschend oft, z. B. bei G. Sand: 'ils devaient rendre le calme à votre *belle âme*' (Consuelo ed. C. Lévy I, 130); 'c'est que vous êtes vous-même, à ce que je pense, répondit Amélie, une *belle âme* tout à fait candide' (ib. I, 220); 'elle souffrait de voir une *belle âme* s'atrophier volontairement' (ib. I, 294); 'c'est une bien *belle âme*' (Le marquis de Villemer ed. C. Lévy, p. 209), oder bei Th. Gautier viermal allein in Mlle de Maupin p. 145, 249, 321, 325 (nouv. éd. 1892). Wohl am häufigsten hat sich H. de Balzac der Wendung bedient: 'puis elle voulut, d'après la coutume des *belles âmes* se consacrer à lui donner les soins nécessaires à sa guérison' (Louis Lambert ed. C. Lévy, p. 129); 'mais elle avait l'*âme* trop *belle* ... pour être longtemps complice de ces fraudes' (La femme de trente ans, p. 59); "Oh!' s'écria-t-elle, 'cette *belle âme,* ce beau génie, ce cœur que je connais si bien, tout est à moi, comme je suis à toi?" (Peau de chagrin, p. 251), und an einer anderen Stelle des letzteren Romans: 'ou ma science était imparfaite ..., ou la comtesse possédait une *belle âme;*' ferner einmal in 'La cousine Bette', viermal in 'Le lys de la vallée', p. 113, 227, 278, 323, und fünfmal in 'Le père Goriot', p. 144, 153, 175, 299, 313. Aus Dichtungen der Romantiker ist mir dagegen nur ein Beleg zur Hand, und zwar aus Henri Blaze, 'Poésies complètes' 1842, p. 324:

---

[1] Dies ist schon von Erich Schmidt a. a. O. gesagt worden.

[2] Ich führe drei Beispiele an. Frau von Épinay schreibt in ihren Memoiren von der Gräfin d'Houdetot: 'son *âme* est si *belle,* si franche ...' (angeführt von Beaudouin, 'La vie et les œuvres de J.-J. Rousseau' I, 376); bei Rétif de la Bretone, 'Le Paysan perverti' 1776, t. I, part. III, p. 125 heifst es: 'les *belles âmes* se reconnaissent'; in der 'Valérie' der Frau von Krüdener (Petite bibl. de luxe V, 114) liest man: 'ô étrange empire de la multitude sur les *âmes* les plus nobles et les plus *belles!*'

vers un pays meilleur elle a fui maintenant,
belle âme dont j'ai vu la pureté divine.[1]

Nicht ohne Interesse sind folgende Stellen aus Cherbuliez, 'Le comte Kostia': 'M. Lerins veut bien m'apprendre encore que vous êtes, monsieur, ce qui s'appelle aujourd'hui une *belle âme* ... Sauriez-vous m'expliquer, monsieur, ce que c'est qu'une *belle âme?* ... Une *belle âme!* dit-il encore d'un ton moins ironique, mais plus sec, à force d'y rêver, je devine que c'est une âme qui a la passion des colifichets en matière de sentiment ... Je ne suis point une *belle âme,* reprit Gilbert, je suis tout simplement une bonne âme,[2] ou, si vous l'aimez mieux, un honnête garçon' (14e éd. 1896, p. 25, 26, 27). Im übrigen hat sich *belle âme* auch gefallen lassen müssen, in Labiches 'Chapeau de paille d'Italie' zu figurieren (Théâtre compl. de E. Labiche 1888, I, 131):

Fadinard brise nos fers!
nous sommes fiers
de sa *belle âme.*

Unsere Wendung ist auch gegenwärtig noch nicht ausgestorben. Man trifft sie hin und wieder, z. B. bei Edmond et Jules de Goncourt, 'Mme Gervaisais', p. 87: 'cet ami lui apportait ... les accents d'un large esprit, d'une *belle âme,* d'une foi de tolérante charité et d'infini bonheur,' bei E. Rambert, Alex. Vinet: 'il se fit une fête de pénétrer dans l'intimité de cette *belle âme*' (angeführt von V. Rossel, 'Hist. d. relat. littér. entre la France et l'Allemagne', p. 270), bei Henry Gréville, 'Dosia', 81e éd., p. 114: 'la princesse en effet passait sa vie à chercher de *belles âmes';* p. 234: 'il n'est pas d'âme plus absurde qu'une *belle âme!* s'écria Platon en se levant,' bei P. Bourget, 'Voyageuses' (1897), p. 25: 'j'ai compris depuis qu'aucun doute sur son idole n'avait jamais effleuré cette *belle âme* qui savait aimer.' Auch in der Unterhaltung habe ich den Ausdruck noch kürzlich in Paris gehört, doch gilt er da wohl als etwas geziert.[3]

Berlin. Schultz-Gora.

---

[1] Es seien hier noch zwei Verse von Belmontet, 'Les nombres d'or, 4e éd., 1845, p. 50, no. CXXXVI angeführt:

rien ne pare et n'éclaire un visage de femme
comme les doux reflets de la *beauté* de *l'âme.*

[2] Bei Th. Gautier finden wir 'bonne âme' und 'belle âme' ein wenig formelhaft zusammengefaſst: 'elle a porté dans une *bonne et belle âme* un trouble que je ne puis apaiser' (Mlle de Maupin, p. 249); 'elle se mit à m'aimer de toute la force de sa *belle et bonne âme*' (ibid. p. 325).

[3] Weiteres Aufsuchen und Verfolgen der Spuren des Ausdrucks 'schöne Seele' würde nach Italien führen, wo nicht allein *anima gentile* (Dante, Son. *Piangete, amanti;* Canzone *Morte, poich'io non truovo* am Schluſs; Canz. *Gli occhi dolenti* Str. 3; Purg. IV, 79; Petrarca, Son. *Quest'anima gentil;* Canz. *Tacer non posso*), *cor gentil, spirito gentil* in ungefähr gleichem Sinne vorkommen, sondern auch geradezu *anima bella: Beato, anima bella, chi ti vede,* Dante, Canz. *Donna pietosa,* Str. 6; *Anima*

Das Geschlecht von frz. *aire.*

Tobler hat (Bd. XCIX, S. 208) die Frage nach dem Geschlecht des französischen Wortes *aire* erörtert und dabei auch meine Auffassung erwähnt. Er sagt: 'Es ist nicht ganz leicht, das Geschlecht von *aire* (Hofraum, Tenne, Boden, Horst, Art) zu bestimmen, wie denn Foerster ebenso bestimmt für das weibliche eintritt wie Suchier für das männliche.' Da meine Auffassung mir damit allzu summarisch wiedergegeben scheint, so sei mir gestattet, sie hier etwas ausführlicher darzulegen.

Zuvörderst unterscheide ich zwei verschiedene Wörter *aire,* von denen das eine 'Tenne, Hofraum, Boden' bedeutet, das andere 'Horst, Art'. Jenes habe ich stets für ein Femininum gehalten; von diesem aber habe ich geglaubt, und glaube auch jetzt noch, dafs es ursprünglich Masculinum war, und hierin befinde ich mich im Gegensatz zu Foerster und, wie ich aus dem eingangs erwähnten Artikel ersehe, auch zu Tobler, der sagt: 'Stellen, die entschieden für weibliches Geschlecht zeugen, kenne ich in gröfserer Zahl und aus älterer Zeit als solche, die männliches beweisen können,' dann aber in Bezug auf *mon, ton, son aire* meiner Auffassung etwas entgegenkommt. Ich glaube allerdings, dafs in einem Texte, der *ma, ta, sa* vor vokalischem Anlaut elidiert, ein *mon aire* für männliches Geschlecht des Wortes beweiskräftig ist, und zwar weit entschiedener als die Schreibung *de bonne aire* für weibliches Geschlecht. Denn *de bonne aire* und *de bon aire* fallen in der Aussprache zusammen, und ich habe zufällig einmal beobachten können, dafs ein Südfranzose, der *un* und *une* vor Vokal gleich lauten liefs, *incendie* mit männlicher Kongruenz gebrauchte und doch *une incendie* schrieb.

Die Hauptstütze für meine Auffassung bildet das Verhalten des Provençalischen. Da stehen *aira* 'Tenne' (ich verweise auf Levys Supplementwörterbuch und auf Mistrals Trésor unter *iero*) und *aire* 'Herkunft, Art' als zwei Wörter nebeneinander; jenes ist Femininum, dieses Masculinum. In der Bedeutung 'Horst' kennt das Provençalische eine Form *agre,* für die ich auf Canello, Ausgabe des Arnaldo Daniello S. 230, Anmerkungen zu V. 16 und 23, verweise.

Das Französische verhält sich nach meinen Beobachtungen ursprünglich genau so wie das Provençalische. Im 13. Jahrhundert finden sich vereinzelt Stellen, wo die in der Lautform gleichen, in der Bedeutung nicht allzu verschiedenen Wörter verwechselt sind. Dafs aber das männliche *aire* schliefslich das Schicksal des männ-

---

bella, da quel nodo sciolta Che più bel mai non seppe ordir Natura, Petr. Son. Anfang; *O aspettata in ciel, beata e bella Anima,* ders. Canz. Anfang. — Im Altfranzösischen dürfte die 'schöne Seele' noch kaum zu finden sein; doch liest man in dem von Herz herausgegebenen Alexius *Car chel josdi premier parsone l'aube dou jor Rendra* (der Heilige) *s'arme la belle es mains son creator,* 764. A. T.

lichen *afaire* teilen mufste, ist wohl selbstverständlich. Aber freilich blieb *aire* nur als Terminus der Falkenjagd in Gebrauch und in den wenigen festen Verbindungen *de bon* (*mal, pui*) *aire,* für welche die Frage nach dem grammatischen Geschlecht lediglich eine orthographische Frage ist.

Halle a. S. Hermann Suchier.

Zu vorstehenden Bemerkungen Suchiers füge ich einstweilen nur die genauere Angabe der Stellen, die ich als bestimmt das eine oder das andere Geschlecht von *aire* beweisend Bd. XCIX, 208 im Auge hatte; ich sehe dabei von denen ab, wo nur das *e* von *bone, male, pute, douce* dafür zeugt, dafs das Wort als Femininum empfunden wurde.

Weiblich:

Honiz soit il et toute s'aire, Barb. u. M. III, 359, 49 = Montaigl. CXVI, S. 53 (in der einen Hs. fehlt der Vers), schon bei Foerster, Ivain S. XXXII angeführt; *La u elle naist et trait s'aire,* Jakes d'Amiens I, 437, auch bei Godefroy citiert; *Li espreviers quant il s'en vait de s'aire,* Bern. LHs. 297, 4 (Arch. 42, 386).

Männlich:

Prendre la (die Meise) *cuida en son aire* (: *faite*), Ren. 13890 (s. Martin Bd. III, S. 199, Z. 308) reimwidrig, so CEM (die Stelle fehlt BHKL), *sozhaite* ADFGI; *li singes ... commence a devaler, L'enfant desos s'aissiele qu'il en voloit porter Ses sinjos a son aire por son deduit mener,* God. Bouillon (Hippeau) S. 255. Männlich *eir* 'Boden' zweimal in der Vie SGille.

Zu beachten ist übrigens, dafs an der Stelle RViol., die Anlafs zu meiner Äufserung gegeben hat, das männliche *aire* 'Hofraum' bedeutet; auf *en son aire* 'in ihr Beet', Venus 61d, ist weniger Gewicht zu legen.

Für das Provençalische könnte man auch an *de bon' eira* (: *maneira*) in Esther, Rom. 21, 207 erinnern. Adolf Tobler.

Berichtigung zu Archiv Bd. XCIX.

S. 431, Z. 3 v. o. lies (s. unten) statt (s. S. 15);
S. 434, Z. 12 v. u. „ S. 430 (statt S. 14) und S. 433 (statt S. 16);
eb., Z. 2 v. u. „ (in der ersten Lehre: S. 430);
eb., Z. 1 v. u. „ S. 430;
S. 435, Z. 3 v. o. „ S. 430;
eb., Z. 6, 5, 3 v. u. lies S. 434.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1898.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ I. Schmidt.
Schriftführer:	„ Ernst Wetzel.
Stellvertretender Schriftführer:	„ E. Penner.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. *Ehrenmitglieder.*

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Mussafia, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien.

„ Paris, Gaston, Mitglied der französischen Akademie. Paris.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

Se. Excellenz Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Rat. Potsdam.

B. *Ordentliche Mitglieder.*

Herr Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin W., Bülowstraſse 52 II.

„ Dr. Benecke, Max, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium. Wilmersdorf, Uhlandstraſse 50 III.

„ Dr. Bethge, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Frankfurter Allee 116.

„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 31 III.

Herr Dr. Biltz, C. Groſs-Lichterfelde (P. B.), Karlstraſse 111.
„ Dr. Brandl, A., Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
„ Bruère, Robert W., Berlin NW., Dorotheenstr. 36.
„ Dr. Carel, G., Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
„ Chase, Frank H., Berlin W., Jägerstraſse 13 II.
„ Churchill, George B., M. A. Worcester, Massachusetts, U.S.A.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 62, Nettelbeckstraſse 23.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Kurfürstenstraſse 76/77.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
„ Dr. Daffis. Berlin W. 35, Lützowstraſse 41 I.
„ Dr. Dammholz, R., Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Gr.-Lichterfelde, Steinäckerstraſse.
„ Dr. Deter, J., Direktor. Gr.-Lichterfelde, Bahnhofstraſse 35.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Greifswalder Straſse 1 III.
„ Dr. Dunker, C., Oberlehrer am Friedrichs-Realgymnasium. Halensee, Kronprinzendamm 1.
„ Dr. Dürnhöfer, Max, Direktor einer Militär-Vorbildungsanstalt. Steglitz, Kurfürstenstraſse 4.
„ Dr. Ebeling. Charlottenburg, Goethestraſse 56.
„ Dr. Ebering. Berlin W. 9, Linkstraſse 16.
„ Enderlein, Ordentlicher Lehrer an der Margaretenschule. Berlin W. 57, Dennewitzstraſse 23.
„ Engel, H. Charlottenburg, Leibnizstraſse 1 a.
„ Dr. Engwer, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
„ Dr. Flindt, Oberlehrer. Charlottenburg, Schlüterstr. 19.
„ Dr. Förster, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Mitglied des Reichstages. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
„ Dr. Fuchs, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Schöneberg, Kaiser-Friedrich-Str. 19.
„ Dr. Giovanoli, A. Berlin W. 41, Krausenstraſse 8.
„ Dr. Gropp, E., Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Bismarckstraſse 56 I.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Victoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
„ Haas, J., Premier-Lieutenant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.

Herr Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin SW., Schützenstraſse 14.

„ Dr. Hausknecht, Professor, Direktor der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Tilsiter Straſse 4/5.

„ Dr. Hecker, Oscar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin SW., Königgrätzer Straſse 28.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berliner Straſse 87 b.

„ Dr. Hendreich, Otto, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenickerstraſse 39.

„ Dr. Henze, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 68.

„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Straſse 44.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Keithstraſse 21.

„ Dr. Hirsch, Richard, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädt. Realgymnasium. Charlottenburg, Stuttgarter Platz 6.

„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstraſse 25.

„ Dr. Hosch, S., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstraſse 144 II.

„ Dr. Huot, P., Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51 II.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin S. 59, Kottbuser Ufer 56 a.

„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

„ Dr. Keesebiter, O., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Kurfürstendamm 132 a.

„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

„ Dr. Keller, Wolfgang, Lektor der englischen Sprache an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. Kolsen, Adolf. Berlin W., Bendlerstraſse 27.

„ Dr. Krueger, G., Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. Kuttner, M., Ordentlicher Lehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Motzstraſse 76.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straſse 90 I.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, Lehrer an der Kriegsakademie. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84.

„ Dr. Langenscheidt, P., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Möckernstraſse 133 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Straſse 17 part.

Herr Dr. Leo, F. A., Professor. Berlin W. 10, Matthäikirchstrafse 31.
„ Lieban, Rechnungsrat im Reichsamt des Inneren. Berlin SW., Blücherstrafse 65 II links.
„ Dr. Löschhorn, H., Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Strafse 41 III.
„ Dr. Lücking, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Strafse 8 a.
„ Dr. Mackel, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Ringstrafse 6.
„ Dr. Mangold, W., Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW., Kleinbeerenstrafse 5.
„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstrafse 6 III.
„ v. Mauntz, Oberstlieut. a. D., Berlin W., Kleiststrafse 34 III.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Direktor der I. städtischen Realschule. Berlin S., Alexandrinenstrafse.
„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Strafse 3.
„ Dr. Müller, Ad., Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstrafse 12.
„ Dr. Müller, August, Ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Grofsbeerenstrafse 55 part.
„ Dr. Naetebus, Gotthold. Steglitz, Hohenzollernstrafse 3.
„ Opitz, G., Professor. Charlottenburg, Goethestrafse 81 III.
„ Dr. Palm, R., Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstrafse 76 II.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 35, Steglitzer Strafse 44 III.
„ Dr. Penner, Emil, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Weidenweg 101.
„ Potter, M. A. Berlin W., Courbièrestrafse 4.
„ Reich, Oberlehrer am Gymnasium. Gr.-Lichterfelde, Parallelstrafse 10.
„ Dr. Risop, A., Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin N., Schönhauser Allee 30.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstrafse 12.
„ Dr. Roediger, M., Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstrafse 140 III.
„ Roettgers, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstrafse 41.

Herr Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 159.
„ Rossi, Kgl. italienischer Vize-Konsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.
„ Dr. Sabersky. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 22.
„ Dr. Sachse, Oberlehrer am Realgymnasium. Charlottenburg, Bismarckstraſse 46.
„ Dr. Schleich, G., Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin O. 17, Lange Straſse 31.
„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraſse 29.
„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Schloſsstraſse 61.
„ Dr. Schmidt, I., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt a. D. Gr.-Lichterfelde, Drakestraſse 57.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin SW. 29, Hornstraſse 10.
„ Dr. Schultz-Gora, Oscar, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Kantstraſse 147.
„ Dr. Schulze, Alfred, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groſs-Lichterfelde, Margaretenstraſse 7 I.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 30.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N., Ramlerstraſse 29.
„ Dr. Seifert, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 52.
„ Dr. Simon, Philipp. Berlin S., Sebastianstraſse 25.
„ Sohier, A., Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin SW., Leipziger Straſse 29.
„ Speer, Oscar, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Wilmersdorfer Straſse 38 a I.
„ Speyer, Oberlehrer am Königl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Zehlendorf, Heidestraſse 1.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Dr. Strohmeyer, Hans, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Realschule. Schöneberg, Grunewaldstraſse 99.
„ Dr. Tanger, G., Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule, Professor an der Technischen Hochschule. Berlin SO., Mariannenstraſse 47 III.
„ Dr. Thum. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 73.
„ Dr. Tobler, A., Prof. an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 50, Kurfürstendamm 25.

Herr Uhland, M., Lehrer an der Central Higher Grade Board School. 209 Brunswick Street, Oxford Road, Manchester (England).
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C. 19, Niederwallstraſse 12.
„ Dr. Vatke, Th. Groſs-Lichterfelde, Augustastraſse 27.
„ Vogelsang, J. Fernando, Lehrer an der Grammar School. 14, Fishergate, Ripon (England).
„ Völckerling, Guido, Professor, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 57, Potsdamer Straſse 76 b.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraſse 4.
„ Dr. Werner, R., Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 9 II.
„ Wetzel, Emil, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin, Wilmstraſse 3.
„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin N. 4, Altonaer Straſse 8.
„ Wetzel, Karl, Ordentlicher Lehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Hauptstraſse 46.
„ Dr. Willert, Oberlehrer an der Margaretenschule. Berlin O. 27, Schillingstraſse 6.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, Direktor. Rostock.
„ Bourgeois, H., Vize-Konsul der Französischen Republik zu Odessa.
„ Dr. Brunnemann, Direktor. Elbing.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Dr. Holzapfel, Direktor. Magdeburg.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Hüser, Direktor a. D. Aschersleben.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Jarnik, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Herr Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Mommsen, Tycho, Prof., Direktor a. D., Frankfurt a. M.
„ Müller, Friedrich, Königlicher Regierungsbaumeister. Insel Pellworm.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymn. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Rofsleben.
„ Dr. Sy, L.-Ph., Professor am Polytechnikum a. D., Geh. Hofrat. Braunschweig.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Oskar Schade dargebracht von seinen Schülern und Verehrern. Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei, 1896. 415 S.

Der stattliche Band enthält folgende Aufsätze: 1) H. Becker, Zur Alexandersage (betreffend den Brief über die Wunder Indiens bei J. Hartlieb und J. Münster). 2) B. Brill, Beitrag zur Kritik von Lessings Laokoon. 3) H. Fietkau, die drei Ausgaben von Rückerts Weisheit des Brahmanen. 4) L. Goldstein, Lexikalische Studie über die Schriftsprache der Lessingperiode. 5) E. Graz, Beiträge zur Kritik der sogenannten Cädmonschen Genesis (wesentlich vom metrischen Standpunkt aus). 6) E. Hasse, Schillers Glocke und das griechische Chorlied. 7) L. Jeep, Alias (lateinisch geschrieben). 8) M. Kaluza, Zur Betonungs- und Verslehre des Altenglischen (bekämpft einige der heutigen Ansichten über Betonungsverhältnisse, und zwar betreffend a) die absolute Unbetontheit der Flexionssilben in zweisilbigen Wörtern;[1] b) die Betonung langer Zwischensilbe nach langer Wurzelsilbe, wobei Kaluza mit Lehmann und Sievers gegen Trautmann steht; c) zweisilbige Wörter der Form –⏑; d) drei- und viersilbige Wörter mit kurzer Stammsilbe). 9) E. Lagenpusch, Walhallklänge im Heliand. 10) A. Ludwich, Erinnerungen an O. Erdmann. 11) K. Marold, Zur handschriftlichen Überlieferung von Gottfrieds Tristan. 12) J. Müller, Liscow und die Bibel. 13) R. Nadrowsky, Entstehung des Nibelungenliedes. 14) E. Schulz, Jagdallegorie. 15) G. Tharau, E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich. 16) J. Tolkiehn, De Livii Andronici Odyssia etc. 17) W. Uhl, Der Weise. 18) A. Zimmermann, Etymo-

---

[1] Dafs zwei aufeinanderfolgende Silben nicht gleiche Tonhöhe haben könnten (S. 112—113), scheint mir trotz grofser Autoritäten nicht erwiesen. Im Ne. wenigstens haben Wörter wie *thirteen* oder *shortsighted* zwei gleiche Accente, aufser wenn sie attributiv zu einem Substantiv stehen; dann erst tritt, zur Vermeidung von drei gleichen Accenten nebeneinander, die Betonung *thírteèn* (*yéars*), *shórt-sìghted* (*mán*) ein. Es dürfte daher auch in den von Kaluza berührten Fällen die Betonung je nach der Funktion in Satz und Vers gewechselt haben.

logisches. 19) O. Carnuth, Über das Etymologicum florentinum parvum. 20) L. Fischer, Unterschiede zwischen platt- und hochdeutschen Substantiven. 21) E. Hartmann, Über W. Cowpers Tirocinium. 22) H. Reich, Über die Quellen der ältesten römischen Geschichte und die römische Nationaltragödie.

Die Buntheit des Inhalts macht eine Besprechung ebenso schwer, als sie der vielseitigen und erspriefslichen Thätigkeit des Jubilars ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Es beansprucht daher nur eine subjektive Gültigkeit, wenn ich gestehe, dafs mich der letzte Aufsatz stofflich in besonderem Grade interessiert hat. Das Verhältnis zwischen nationaler Sage und Tragödie, wie es da für Rom besprochen wird, wie es für Altgriechenland von U. von Wilamowitz ergründet wurde, ist auch bei Shakspere und Goethe in bedeutsamer Weise ausgeprägt: beide Dramatiker gehen von Historienstücken aus, um alsbald zu gewahren, dafs ihr Gestalten da durch die Wirklichkeit, durch das Geschichtsbild in mancher Hinsicht beengt war. Die Sagen von Hamlet, Lear, Faust dagegen boten ihnen Charaktere und Geschehnisse, an denen bereits die Phantasie früherer Zeitalter in freiestem Walten ihnen vorgearbeitet hatte; und selbst für das gröfste Genie ist es nicht gleichgültig, ob es in ein zum erstenmal umgebrochenes Heideland den Samen streut, oder in einen seit langem gepflegten Marschboden. Was Reich da mit geringem Material für die römische Tragödie zu zeigen versuchte, liefse sich bei Shakspere in voller Deutlichkeit ausführen. — Merkwürdig sind auch die Übereinstimmungen zwischen Schillers Glocke und den Chorliedern in Aischylos' 'Schutzflehenden', Sophokles' 'Antigone' und Euripides' 'Alkestis', auf die Hasse aufmerksam macht; nur möchte ich lange nicht alle Übereinstimmungen für Nachahmungen ansehen; möchte nicht die 'grofse Masse', die Schiller am 7. Juli 1797 zur Bearbeitung vor sich liegen sah, gerade auf jene drei Griechenstücke deuten. Motive wie der Preis des Friedens, Sehnsucht des Jünglings nach der Jungfrau, Verachtung für den schlechten Mann und dergleichen sind ererbt, nicht von einzelnen Vorbildern abgelernt. Einflufs jener Chorlieder bestand, und der Lehrer wird bei der Schullektüre mit Vorteil darauf verweisen; doch dünkt er mich mehr ein allgemeiner, von Gattung zu Gattung, als ein nach Vers und Wort beweisbarer. — Die Wallhallklänge im Heliand, die Lagenpusch zusammenstellt, in ausgesprochener Anlehnung an Vilmar, hätten aufser den wenigen ahd. Parallelen weit mehr die Vergleichung mit der reichen ae. Dichtung vertragen. Aber viele Germanisten helfen sich ja noch immer ohne Kenntnis der Beowulf-Sprache durch; Latein, Griechisch und Sanskrit stehen ihnen näher als der grofsartige Germanenstamm auf den britischen Inseln, zu dessen Verständnis man allerdings eine lebende Sprache lernen mufs. Schades eigene Vielseitigkeit auf altgermanischem Gebiet könnte in dieser Hinsicht für weite Kreise ein Leitstern sein! — Unter den drei anglistischen Aufsätzen, die hier zwischen zwanzig deutsch- und klassisch-philologischen begegnen, ist noch der über Cowpers 'Tirocinium' hervorzuheben, weil er in dieser bisher unbeachteten Dichtung des feinen englischen Vorromantikers

ganz methodisch den Einschlag erlebter Elemente und Rousseauscher Gedanken bloſslegt. 'Tirocinium' ist die Vorstufe für 'The Task', und dieses lyrisch philosophierende Beschreibungsgedicht ist wieder die unmittelbare Vorstufe für Wordsworth; Hartmann hat also seine Hand auf einen wichtigen Punkt der englischen Litteraturgeschichte gelegt. — Schlieſslich sei des freundlichen Lebensbildes noch gedacht, das Ludwich vom Syntaktiker Erdmann entwirft: die Otfrid-Syntax wird mir fortab ein lieberes und ein durchsichtigeres Buch sein, seitdem ich auf solche Weise den Verfasser kennen gelernt habe. Möge dies Geständnis der Überzeugung zu gute kommen, daſs die Gelehrtenbiographie nicht bloſs pietätvoll, sondern auch der Sache förderlich ist! A. Brandl.

Franz Heuck, Die Temporalsätze und ihre Konjunktionen bei den Lyrikern des XII. Jahrhunderts. Dissertation, Berlin, 1896. 47 S. 8.

Die in Minnesangs Frühling vereinigten Lieder (mit Ausnahme der Hartmannschen, deren Temporalsätze bereits Kynast untersucht hat) sind das sprachliche Material, mit dem die vorliegende Dissertation arbeitet. Bei ihrer Beurteilung wird man den Vermerk des Verfassers berücksichtigen müssen, daſs nur ein Teil der gesamten Arbeit hier veröffentlicht ist. Daraus erklärt sich wohl, daſs man den gesammelten und gesichteten Stoff nicht zu stilistischer Charakterisierung der einzelnen Lyriker verwertet sieht — der Verfasser beschränkt sich vielmehr auf rein beschreibende Syntax des Temporalsatzes, wobei er das Sprachmaterial seiner Quellen als einheitliches Ganze behandelt. Entwickelungsgeschichtliches bleibt ganz beiseite.

Die Beschreibung des Thatbestandes aber ist reichhaltig und vielseitig: Tempus- und Modusgebrauch, Stellung des Nebensatzes, dessen logischer Wert, Anwendung und Stellung der Bindewörter ist gleichmäſsig ins Auge gefaſst, jeder einzelnen Konjunktion ist schlieſslich eine individuelle Beschreibung gewidmet. Diese einzelnen Abschnitte sind in syntaktischer Beziehung von verschiedenem Wert: es zeigt sich, daſs der Tempusgebrauch, dessen Darstellung verhältnismäſsig viel Raum beanspruchte, im deutschen Temporalsatz nur bei einzelnen Konjunktionen wesentliche Bedeutung hat, bei anderen aber nebensächlich ist. Ein Kapitel über die Wortstellung fehlt leider: so sind keiner zusammenhängenden Betrachtung unterworfen Sätze wie

Kürenberg 8, 35: *dô sie in gezamete,*
er huop sich ûf vil hôhe

oder Morungen 138, 27:

Swenne ich eine bin, si schînt mir vor den ougen

und Dietmar v. Eist 35, 30:

waz hilfet zorn? swenne er mich siht,
den hât er schiere mir benomen.

Sie weisen durch die absolute Wortfolge ihrer Hauptsätze auf Übergangsformen von der parataktischen zur streng hypotaktischen Fügung hin.

Das rein Formelle ist zutreffend beobachtet und beurteilt. Die Auffassung der sachlichen Zusammenhänge reizt mehrfach zu Widerspruch: 27, 30 (S. 9) liegt nicht Vordersatz mit 'sogar dreiteiligem Nachsatz' vor, sondern die vier Zeilen enthalten zwei selbständige, parallel gebaute Temporalverbindungen, die an sich nichts Auffälliges tragen. 87, 20 (S. 8) pafst nicht in die es umgebenden Beispiele, denn seine zwei Sätzchen sind logisch vollkommen gleichwertig. In 32, 9 (S. 12) ist *sô* nicht temporal, sondern konzessiv, *swenne* in 8, 17; 17, 1 (S. 12) bedeutet nicht einzelnen, sondern wiederholten Fall. 90, 29 (S. 16) ist wohl durch Versehen an unpassender Stelle eingereiht.

Die 'temporale Konjunktion' *sô lange* ist S. 19 (und 41) zu streichen, denn in 112, 10 ist der durch *sô lange* eingeleitete Satz Hauptsatz und der vorausgehende beigeordnete Hauptsatz *ez ist wunder* hat den Wert eines Folgesatzes: *sô lange ich ungetrœstet bin,* 'dafs es ein Wunder ist, dafs . . .'

Zu den Præteritalformen des Beispiels 192, 33 (S. 21) mufste doch bemerkt werden, dafs das ganze Gefüge hypothetisch ist.

Die Fälle, die Verfasser S. 41 für causales *die wîle* anführt, sind durchaus besser als Temporalsätze aufzufassen.

S. 27 f. zählt Heuck Beispiele auf, in denen 'der Temporalsatz einen Substantivsatz vertritt', des Typus

Swanne si mîn ougen sân,
daz was ein fröide für die swære,

er zählt sie auch nicht mit in der Statistik der Temporalsätze und -Konjunktionen, die er später giebt. Ich halte das für unrichtig. In der Vorstellung des Sprechenden war der Gedanke *swanne si mîn ougen sân,* als er concipiert wurde, zweifellos rein temporal gedacht; der Nachsatz ist allerdings anakoluthisch, aber eben die Thatsache und der Reiz dieser Anakoluthie dürfen nicht verwischt werden dadurch, dafs man lehrt: Um des *daz* (im Nachsatze) willen nimm dem Vordersatz seinen temporalen Charakter und denk ihn abstrakt als Subjekt des Nachsatzes!

Umgekehrt hat Heuck echte Substantivsätze des Typus

45, 1: *gelebt ich noch die lieben zît*
daz ich daz lant solt aber schouwen,

oder

170, 4: *sô ist ez niender nâhen*
daz sich ende noch mîn wân,

fälschlich als Temporalsätze aufgefafst (S. 26).

Von diesen allerdings nicht seltenen Widersprüchen gegen die Stempelung der Sätze abgesehen, habe ich zur Aufzählung der Beispiele nicht viel nachzutragen: zu S. 10 (Ende) etwa 113, 20, zu S. 15 Nr. 3 a) β) 51, 9, zu S. 25 1) 181, 13 — die Sammlung ist sorgfältig und scheint ziemlich vollständig. In der statistischen Tafel am Schlufs der Arbeit müfsten m. E.

freilich manche Zahlen geändert werden; überdies vermag ich einige Zählungen mit Heucks eigenen Angaben nicht in Einklang zu bringen: S. 35 heifst es, *sô* komme im ganzen 23mal in MSF. (als Temporalpartikel, in Heucks Auffassung) vor — aber die Beispiele, die der Verfasser selbst anführt, sind, wenn ich die abrechne, in denen der 'Temporalsatz einen Substantivsatz vertritt' (wobei aber der S. 27 citierte Beleg 82, 16 schon S. 17 unter den rein temporalen erwähnt war!), an Zahl 27. Und *als* soll 15mal vorkommen: wiederholte Zählung der Belegstellen hat mir jedesmal nur 14 ergeben (rechnete man die 'Substantiv'-Temporalsätze hinzu, so wären es 17).

Innsbruck. Joseph Seemüller.

R. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen. Leipzig, G. J. Göschen, 1896. Sammlung Göschen 55. 176 S. kl. 8.

Kleinpaul's Buch 'Das Fremdwort im Deutschen' behandelt in vier Abschnitten die Quellensprachen, die Naturgeschichte des Fremdworts, die Hauptgebiete der Entlehnung und die Verdeutschung; dazu ein Register (S. 164—176). Im ersten Abschnitt führt der Verfasser zahlreiche Beispiele von Fremdwörtern an. Mit Leichtigkeit lassen sich in einer Zeitung tausend Fremdwörter zusammenbringen; bei allen Sprachen der Welt, nicht blofs bei den dreiundfünfzig europäischen, haben wir Anleihen gemacht, selbst bei den Kariben und den peruanischen Inka, bei den Chinesen, Arabern und Mexikanern und den indischen Dialekten. Den breitesten Raum nehmen natürlich die lateinischen Brocken ein. Was den vom Vulgärlatein abstammenden romanischen Sprachen angehört, bezeichnet Kleinpaul als welsch (S. 37—48 mit interessanten Beispielen, wie *Marketender, Fisimatentchen*). S. 48—53 incl. behandelt der Verfasser 'Deutsch und Windisch': *Gurke, Wruke, Vampyr, Halunke, Schöps, Juchten, Krambambuli, Plinsen, Peitsche, Droschke, Schornstein, Petschaft* und viele andere gehören hierher. S. 53—56 folgt das Judendeutsch mit Ausdrücken wie *Gauner, Jubiläum, Sabbath, Schacher, Kümmetblättchen* (eig. Gimelblättchen von Gimel, dem dritten Buchstaben im hebräischen Alphabet), *Schmu, Pleite, schofel* u. a. m. Grofs ist natürlich der Einflufs des Niederdeutschen und Englischen auf das Hochdeutsche. Worte (wie *Boot, Tau, Bord, Stern, Kajüte, Strand, Krug, Knappsack, Streik* gehören) hierher, auch die Redensart: *sein Schäfchen ins Trockene bringen* (Schäfchen = nd. schepken, hd. Schiffchen).

Der zweite Abschnitt (S. 64—112) handelt über die Naturgeschichte des Fremdworts. *Nase* ist, wie *Auge* und *Ohr*, gemeinindogermanisch; es war also falsch, wenn die Fruchtbringende Gesellschaft dafür *Leschhorn* setzen wollte. Es hat wohl auch im Urindogermanischen Fremdwörter gegeben: *Gans, Pflug, Silber, Erz, Hanf, Wein.* Letzteres Wort haben die Germanen aus dem Lateinischen entlehnt, die Lateiner und Griechen aber von den Semiten. Auf S. 72 ff. behandelt Kleinpaul die verschiedenen Arten der Sprachmischung, die er mit gewaltsamen Überschwemmungen vergleicht. Die Sprache der Sieger steht über der Sprache der Eingebore-

nen wie eine Flut. Auf diese Weise ist das Englische durch die Dänen und Normannen bereichert worden, sowie die romanischen Sprachen durch die Germanen. Kleinpaul beklagt auch den Schaden, den auf solche Weise unser Volk im Mittelalter durch Rom genommen habe. Oft wird ein Wort von Nation zu Nation weitergegeben; erst nimmt z. B. der Engländer das türkische Schal auf und schreibt es nach seiner Volksweise Shawl, dann übernimmt es der Deutsche mit diesem englischen Gepräge. Erst spricht der Franzose das italienische cavalleresco nach; dann der Deutsche das französische chevaleresque. Selbst eigene Wörter haben wir manchmal in der Fremdform wieder aufgenommen; so steckt in *Fauteuil* der Thronsessel des Mittelalters, eigentlich ein *Faltstuhl* (ahd: valtestuol; latinisiert: Faldestolium). In dem Worte *Lotterie* steckt unser *Los*, in der *Rosinante* unser deutsches *Ross*.

So bietet Kleinpauls Büchlein eine gewandte und anregende Entwickelungsgeschichte des Fremdworts, die nicht wissenschaftlichen, aber populären Wert hat.

Doberan i. M. O. Glöde.

H. Tümpel, Niederdeutsche Studien. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und Realgymnasiums Ostern 1896. Bielefeld 1896. 30 S. kl. 8.

Die Schrift, deren Anfang hier veröffentlicht wird, wird vollständig im Verlag von Velhagen & Klasing erscheinen, ihre Tendenz ist aber jetzt schon vollkommen erkennbar, sie führt das weiter, was der Verfasser in einer früheren Abhandlung dargelegt hatte.[1] Während der Verfasser früher nur das linkselbische niedersächsische Gebiet berücksichtigte und nur Urkunden benutzte, zieht er jetzt auch Schleswig-Holstein und den niederdeutschen Osten, sowie auch andere Quellen heran. In dieser Abhandlung tritt die Frage nach einer mnd. Schriftsprache in den Vordergrund. Auch Denkmäler der nnd. Litteratur und die jetzigen Mundarten sind herangezogen. Die Arbeit beschränkt sich auf einige Punkte der Laut- und Flexionslehre und benutzt aus dem Mittelalter nur prosaische Aufzeichnungen, also Rechtsdenkmäler, Briefe, Chroniken u. a., die er nach Verfasser und Schreiber leicht lokalisieren konnte. Natürlich müssen später auch die poetischen Denkmäler herangezogen werden, da ihre Sprache sich von der gesprochenen noch weiter entfernt als die der Prosadenkmäler. Seelmann (Jahresbericht der germanischen Philologie 1880. II, 237) hat die Fehler der früheren Arbeit Tümpels nachgewiesen, sie beruhten hauptsächlich auf der Unvollständigkeit des benutzten Materials. Für die Grenzen der heutigen Mundarten hat Tümpel Wredes Berichte über Wenkers Sprachatlas sowie Bremers Kritik[2] berücksichtigt.

[1] Vgl. Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500 nach den Urkunden dargestellt. P. Br. Beitr. VII, 1—104.

[2] Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, 1895.

Während man in neuerer Zeit wiederholt die Frage aufgeworfen und verschieden beantwortet hat, inwieweit schon im Mittelalter von einer Schriftsprache geredet werden kann, herrscht unter den Gelehrten über das Vorhandensein einer von der Volkssprache abweichenden mnd. Schriftsprache ziemliche Übereinstimmung, z. B. Nerger (1869), Krause (1871), Walther (1873) u. a., Lübben (1882). Aber das eigentliche Wesen dieser mnd. Schriftsprache, ihr gemeinsprachlicher Charakter war nicht klargelegt. Deutlich wurde die Aufgabe zuerst von Jostes 1883 in seinem Veghe (S. XLIX ff.) und später 1886 im Niederdeutschen Jahrbuch (XI, 85 ff.) gestellt. Er wollte sie auf dem beschränkten Gebiete des Westfälischen lösen, wie Collitz für das Waldecksche. (Nd. Kbl. VII, 82. XI, 29).

Den Ausführungen von Jostes und Collitz ist von manchen Seiten zugestimmt worden, Damköhler (Germania XXXV, 129 ff.) hat ebenso die Gegend von Ilsenburg und Halberstadt untersucht. Ihm widersprach aber sofort Seelmann (Nd. Kbl. XV, 11 ff.), wie auch Behaghel (Die deutsche Sprache S. 26) noch 1886 behauptete, dafs von einer nd. Schriftsprache jedenfalls keine Rede sein könne; später hat er allerdings Anfänge einer solchen zugegeben.

Was die Grundsätze der Quellenbenutzung anbetrifft, so verteidigt Tümpel zunächst die Urkunden und untersucht dann die Frage, wann wir annehmen dürfen, dafs eine mnd. Form der wirklichen Sprache angehörte oder aber nur in der Schrift vorhanden war. Tümpels Beweisführung ist genau und wirkt überzeugend. Wenn eine mnd. Form mit der heutigen Mundart übereinstimmt, so liegt die Annahme nahe, dafs sie der wirklichen Sprache angehörte. Möglich ist es allerdings auch, dafs die betreffende Form erst in jüngerer Zeit in die Mundart eingedrungen ist, dann kann sie mnd. natürlich nur der Schrift angehört haben. Wenn Mnd. und Nnd. voneinander abweichen, so hält Tümpel nicht immer die mnd. Form für die ursprüngliche. Wenn nämlich die heutige Mundart mit dem Altsächsischen oder einer früheren Stufe des Mnd. zusammentrifft — vorausgesetzt, dafs diese ältere Sprachstufe keinen anderen Dialekt repräsentiert — so kann jene abweichende mnd. Form nur auf der Schrift beruht haben. Besonders berücksichtigt der Verfasser den niederdeutschen Osten, wo sich Niedersachsen niederliefsen, die verschiedene Dialekte sprachen. Sehr wichtig ist auch der Umstand, dafs noch heute das von den Städtern gesprochene Niederdeutsch sich von dem der Landleute, dieses wieder von der Sprache anderer Stände, bedeutend unterscheidet. Tümpel weist aus den ältesten Zeiten das Vorhandensein solcher Unterschiede nach, das Niederdeutsche konnte eben fein und zierlich und barbarisch gesprochen werden, Georg Rollenhagen spricht 1603 von einer bäurischen Aussprache der Vokale (Nd. Jb. XVIII, 123). Aus diesen Zeugnissen vom Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts schliefst Tümpel auf das Mittelalter zurück und dann weiter, dafs die Redeweise der Höhergebildeten sich dem geschriebenen Niederdeutsch mehr näherte als die Sprache des gemeinen Mannes.

Den Dialekt der Quellen festzustellen, ist nicht immer leicht, oft mischen sich die Dialekte. Wenn wir auch den Verfasser kennen, so wissen wir immer noch nicht, ob er den Dialekt seiner Heimat oder den eines späteren Aufenthaltsortes schreibt.

Im zweiten Kapitel versucht nun Tümpel durch Beispiele aus dem Vokalismus, die mit aufserordentlicher Gründlichkeit und sehr reichhaltig zusammengetragen sind, seine Ansicht zu beweisen, dafs wir es an vielen Stellen mit blofsem Schriftgebrauch zu thun haben. Er behandelt § 1. van, von. — § 2. Wechsel von i und e. — § 3. efte, ofte, edder, oder. — § 4. Übergang von o zu a. — § 5. Wechsel von ê, ei und i, ie. —

An vielen Stellen ist es dem Verfasser gelungen, durch urkundliche Nachweise den Unterschied zwischen Schriftgebrauch und Sprachgebrauch so klar darzulegen, dafs auch die stärksten Zweifler doch wohl mit Behaghel werden zugeben müssen, dafs allerdings Anfänge einer Schriftsprache vorhanden sind.[1] Für unsere mecklenburgischen Urkunden, wie sie ja unser mecklenburgisches Urkundenbuch in grofser Auswahl bietet, läfst sich eine von dem im Volke gesprochenen Dialekt durchaus verschiedene Schriftsprache auch für die älteste Zeit mit nicht allzugrofser Mühe nachweisen. Einzelne Wortformen und Verbindungen, die häufig in den Urkunden vorkommen, finden sich gar nicht in den Spielen, wo Personen aus dem Volke redend vorgeführt werden. Es ist sehr erfreulich, dafs Tümpel seine Untersuchungen immer mehr ausdehnt. Für die Urkunden der Stadt Bielefeld, über die er 1895 auf der Jahresversammlung des Vereins für nd. Sprachforschung berichtete, war die Untersuchung erschöpfend. Je weiter der Kreis erweitert wird, desto mehr wird E. Nörrenbergs Wort wahr werden:

'Die Frage nach der Schriftsprache ist nicht zu stellen: ob, sondern: inwiefern.'

Doberan i. M. O. Glöde.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von R. Wossidlo. I. Band: Rätsel. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. (Verlagsconto), 1897. XXXIV u. 372 S., gr. 8. M. 5,00.

Der erste Band des grofsen Sammelwerkes Mecklenburgischer Volksüberlieferungen, auf das ich schon an verschiedenen Stellen hingewiesen habe, ist nun erschienen und zeigt, wie vortrefflich der Bearbeiter Richard Wossidlo seine Aufgabe gelöst hat. In der Jahresversammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zu Wismar im Jahre 1890 war die erste Anregung gegeben, die mecklenburgischen Volksreime und Volksdichtungen, soweit sie noch im Volke leben, zu sammeln. Der Redaktionsausschufs bestand aus den Herren Dr. Crull

[1] Vgl. Grundrifs der germanischen Philologie I, 541.

in Wismar, dem Archivar Dr. Koppmann in Rostock und dem Regierungsrat Dr. Schröder in Schwerin, während Richard Wossidlo in Waren die Sammlung und Bearbeitung des Stoffes übertragen wurde. Wossidlo hat die verschiedensten Gegenden Mecklenburgs selbst bereist, gegen 197 Ortschaften hat er aufgesucht. Daneben aber verstand er es meisterhaft, Leute aus den verschiedensten Ständen und Teilen des Landes, besonders viele Lehrer und die Zöglinge der Lehrerseminare zu Neukloster und Mirow, für die Sache zu interessieren. Er hat mehrere Fragebogen überall hin versandt und durch mehrere Berichte in der Rostocker Zeitung die Erfolge seiner Thätigkeit den weiteren Kreisen des Landes bekannt gemacht. Es zeigte sich bald, dafs die seinerzeit von Bartsch besorgte Sammlung 'Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg' (2 Bde. Wien 1879 u. 1880) nicht im mindesten auf Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Es kamen eine Menge neuer Rätsel, Reime und Märchen hinzu, andere wurden in besseren und vollständigeren Fassungen bekannt, von fast allen wurden viele neue Variationen mitgeteilt. In der Einleitung giebt der Herausgeber ein Verzeichnis der Mitarbeiter, sowie der Orte, in denen gesammelt wurde. Die Reichhaltigkeit der Sammlung ergiebt sich schon daraus, dafs mit Einrechnung der in anderen Sammlungen einzeln gezählten, hier mit a, b, c oder 1, 2, 3 u. s. f. bezeichneten selbständigen Fassungen das vorliegende Rätselbuch 2141 Nummern zählt. Geordnet sind diese Nummern als eigentliche Rätsel, Scherzrätsel und Rätselfragen, Rätselsagen und Rätselmärchen. Dafs es die höchste Zeit war, manche Rätsel vor dem gänzlichen Untergange zu retten, zeigt der Umstand, dafs manche nur in höchst fragmentarischer Form, andere nur in hochdeutschem Gewande zu erlangen waren. Dafs das Volk sich nicht scheut, die Dinge mit ihrem richtigen Namen zu nennen, ist bekannt. Wer also Anstofs nimmt an Ausdrücken der derbsten Art, für den ist die Sammlung nicht veranstaltet. Sie macht mit Recht Anspruch auf ernsten wissenschaftlichen Wert und bildet eine wertvolle Grundlage für weitere Forschungen auf dem Gebiete niederdeutscher, speziell mecklenburgischer Volkskunde. Mehr als ein Viertel des Bandes bilden die Anmerkungen, das Register und der Nachweis der benutzten Litteratur, die vollständig herangezogen und verwertet ist. In der Anerkennung des Wertes von Wossidlos Arbeit sind wohl die Kenner der niederdeutschen Sprache und Litteratur einig. A. Hofmeister hat das Buch im 'Zweiten Beiblatt zu Nr. 85 des Rostocker Anzeiger, Sonntag, 11. April 1897' äufserst günstig besprochen; er führt auch das Urteil von Richard Andree, dem Herausgeber des 'Globus' an:

'Wossidlos mecklenburgische Rätsel stellen in der Art ihrer Bearbeitung einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Volksüberlieferungen dar; der Reichtum ist, wenn man damit die ältere verdienstvolle Arbeit von Bartsch vergleicht, ein gewaltiger, mächtig angewachsener, und wenn die folgenden Bände an Aberglauben, Sagen u. s. w. eine ähnliche Vermehrung und gleich treffliche Verarbeitung finden, dann kann man die Mecklenburger beglückwünschen, dafs sie auf dem Gebiete der

Volksüberlieferungen bei weitem das beste Werk unter den Deutschen besitzen. Möglich ist ein solches aber nur durch die Hingabe, den Fleiſs und die Sachkenntnis, wie der Verfasser sie entwickelt hat.' (Vgl. Globus, Bd. 71, Nr. 14).

Ich habe das Entstehen des Werkes von Anfang an mit Interesse verfolgt und es auch durch einige Beiträge unterstützt. Es war natürlich stets zu verfolgen, was die Sammlungen Neues im Vergleich mit Bartsch ergaben. Ich habe an verschiedenen Orten, besonders in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht und 'Am Urquell' Beiträge zu der Litteratur der mecklenburgischen Rätsel, Reime, Sympathieformeln und Sagen gegeben, oft im Anschluſs an Anzeigen von Veröffentlichungen Wossidlos oder anderer Verfasser. Neu hinzugekommen sind auf diese Weise die Lieder vom 'Rummelpott' (Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VI 2 S. 133 u. 134, VI 2 S. 127—130), niederdeutsche Wiegenlieder, Kinderreime und Leberreime, Sympathieformeln, Aberglaube (Der Teufelsglaube in Mecklenburg, Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. IX 9 S. 583—600. — Chimke und Drache, ebenda VIII 4 S. 260 u. 261. — Chimken, Wolterken, Petermännchen, Hödeke, die niederdeutschen guten Hausgeister, ebenda VII 3 S. 194—199. — Niederdeutsche Rätsel aus Mecklenburg, Am Urquell IV, 9, S. 250—253), Sagen und Märchen (Zur Sage vom Blaumäntelchen, Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VII 5 u. 6 S. 427 u. 428). In wie vielen Variationen einzelne Rätsel vorkommen, dafür ist aus dem vorliegenden Bande das beste Beispiel das Storch-, Floh- und Entenrätsel. Während Johannes Gillhoff (Das mecklenburgische Volksrätsel, Parchim 1892) von dem Storchrätsel nur 8 Abarten giebt, bringt Wossidlo deren 86.

> 'Uns oll grot jöljatt up sin paradies satt,
> tosach, wo de giervagel den lütten gräsbicker unner de fickfack upfratt.'

Jöljatt (Storch) kommt in vier Variationen vor, paradies, das den Standpunkt des Storches bezeichnet, in sieben. Gräsbicker (das Gössel) hat noch vier andere Namen, die Egge (fickfack) noch zehn andere. Der Raubvogel (giervagel) hat sogar dreizehn verschiedene Namen erhalten. In einigen Fassungen steht für die junge Gans das Rebhuhn (tilsitt) und für den Raubvogel der Fuchs (gierworm). Der Beobachtungsort ist auch die Wiese (up rebin) und der Baum (uppe quint).

Das Flohrätsel liegt in 74 Fassungen vor, die Klage der Ente oder des Kuhnhahns über zugefügte Unbill in 22. Interessant sind die Rätsel vom Brotbissen, in vielen Variationen kommen die vom Menschen, von der Kuh, von Baum und Bach, vom Siebengestirn, Spinnrad, Wetterhahn und vom Schnee vor. Die Sammlung bringt auch eine ganze Reihe von biblischen Rätseln, auf die besonders Frischbier früher aufmerksam gemacht hat, so der Durchzug der Kinder Israel durch das Rote Meer, Jonas im Walfisch, die Taufe u. a.

Wossidlos Sammlung kann sowohl an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit, sowie in Bezug auf die geschickte Ordnung des Stoffes Sammlungen ähnlicher Art in anderen Teilen Deutschlands als Muster dienen.

Doberan i. M. O. Glöde.

Volkslieder von der Mosel und Saar, mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Karl Köhler, mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von John Meier. I. Bd.: Texte und Anmerkungen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896.

Wer die volkskundliche Litteratur der letzten Jahre verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, wie die junge Wissenschaft, die ja doch eigentlich so recht deutschem Boden entsprossen ist, jetzt, nachdem die anderen Kulturvölker den Wettstreit mit uns aufgenommen und uns zum Teil schon überflügelt hatten, mehr und mehr wieder unter unseren Mitbürgern in Aufnahme kommt. Zwei Erscheinungen lassen sich hier beobachten. Einmal wird die Wissenschaft populär. Überall in deutschen Landen regt es sich, es entstehen kleinere oder gröfsere Vereine, neue Zeitschriften wachsen auf, Tageszeitungen und Zeitschriften aller Art öffnen willig ihre Spalten. Freilich stehen unsere Vereine nicht materiell so glänzend da wie etwa die in England. Sie dürfen keine allzugrofsen Anforderungen an ihre Mitglieder stellen, und es ist recht erfreulich, wenn sich z. B. der Würzburger 'Verein für bayerische Volkskunde' ganz energisch auf die Sammlung des Materials beschränkt, anstatt dem Dilettantismus, der sich ja gerade auf diesem Gebiete so gern breit macht, Thür und Thor zu öffnen. Denn des Halbwissenschaftlichen und Unwissenschaftlichen haben wir leider mehr als genug, auch in Deutschland. Dagegen ist nun aber ein anderes geltend zu machen, und das ist die zweite jener charakteristischen Erscheinungen, von der wir oben sprachen. Gerade in Deutschland macht man jetzt alle Anstrengungen, um die Volkskunde wirklich zu einer Wissenschaft zu erheben, durch Ausbildung einer strengen Methode. Und es ist ein besonderes Glück, dafs wir nicht blofs methodologische Erörterungen vorgeführt bekommen, sondern die Methode hauptsächlich am Beispiel dargethan wird, dafs wir wirklich methodisch, streng wissenschaftlich angelegte Sammlungen erhalten. Drei Schriften solcher Art möchten wir hier hervorheben. Eine Märchensammlung von gröfstem Wert ist jene Ausgabe der Volksmärchen aus Vorpommern und Rügen, die Ulrich Jahn für den Verein für niederdeutsche Sprachforschung veranstaltet hat. Es ist nur der erste Band bisher erschienen, der die Texte enthält, die Anmerkungen, worin uns die Verbreitung der einzelnen Stücke nachgewiesen werden soll, fehlt leider noch immer.

Und dennoch wird schon das bisher Gebotene epochemachend für alle wirkliche Märchenforschung sein. Die Einleitung ist das beste, was seit Grimm über die deutschen Märchen geschrieben worden ist. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten näher einzugehen, aber man kann es nicht unterlassen, auf solche Bücher hinzuweisen, wenn es sich um Marksteine unserer Wissenschaft handelt. Ein solcher Markstein ist auch das Werk des grofsen Ethnologen Richard Andree über 'Braunschweigische Volkskunde'. Minder glücklich in der Behandlung der Volkspoesie, ist sein Buch geradezu mustergültig für die Bearbeitung der volkskundlichen

Realien und des Aberglaubens. Die geschmackvolle Darstellung, die Fülle des Gebotenen, die reiche Ausstattung durch treffliche Illustrationen sind äufsere Vorzüge, die ergänzend zu der inneren Gediegenheit treten. Auch hier überall sichere, strenge Methode, z. B. in der Beschreibung des Bauernhauses, der volkstümlichen Kleidung, ein Wegweiser für künftige Forschung. Als drittes Werk, das berufen scheint, die von den beiden obigen offen gelassene Lücke auszufüllen, können wir das vorliegende Buch betrachten. Wir haben eine Volksliedersammlung vor uns, die nach neuen Gesichtspunkten angelegt ist. Der Lehrer Karl Köhler hat, angeregt durch John Meier, zehn Jahre lang an den Stätten seiner Wirksamkeit, zuerst in Veldenz an der Mosel, dann in Von der Heydt (Kr. Saarbrücken) den dort heimischen Volksliederschatz mit treuem Fleifse und unleugbarem Geschick zusammengetragen. Meier hat dann das Material in Bearbeitung genommen und uns im vorliegenden Bande den Text mit den Nachweisen der Verbreitung der einzelnen Stücke dargeboten.

Wenn man nun glauben wollte, dafs wir es in diesem ersten Bande, abgesehen von den Anmerkungen, nur mit Köhlerscher Arbeit zu thun haben, so wäre dies ein grofser Irrtum. Nicht nur die Anordnung, die Überschriften, die Interpunktion und textliche Gestaltung rührt von Meier her, sondern vor allem die Aufnahme der Stücke ist sein Werk. Und das ist in unserem Falle von entscheidender Wichtigkeit. Denn Meier hat nicht nur alles aufzeichnen lassen, was das Volk sang oder recitierte und selbst als 'Volkslied' betrachtete, er hat auch alles drucken lassen, selbst was die Forschung als 'Kunstlied' nachwies. So bekommen wir hier z. B. Hauffs 'Steh ich in finstrer Mitternacht' wieder aufgetischt. Meier ist ja der — doch wohl nicht so ganz einwandfreien — Ansicht, dafs jedes Volkslied auf ein Kunstlied zurückgehe, und so nimmt er denn auch die im Volke umgehenden 'Kunstlieder' mit auf. Wird das zum methodischen Grundsatze erhoben, so werden wir demnächst in unseren Volksliedersammlungen allemal wieder gedruckt finden: 'Heil dir im Siegerkranz,' 'Es braust ein Ruf wie Donnerhall' und ähnliche 'volkstümliche' Lieder, die durch die Schule, Kriegervereine und wer weifs woher sonst noch in das Volk dringen. Denn 'was das Volk selbst als Volkslied betrachtet' (Meier S. IV), ist meines Erachtens ein höchst bedenkliches Kriterium. Gewifs ist es nicht uninteressant noch wertlos, zu wissen, welche Lieder überhaupt beim Volke leben, dann aber sondere man die 'Kunstlieder' ab; es genügt, ihre Anfänge in einem Anhange zusammenzustellen, wie das Wolfram in seinen 'Nassauischen Volksliedern', Berlin 1894, gethan hat (übrigens eine der besten neueren Sammlungen, die auch die wohlverdiente Anerkennung Gustav Freytags gefunden hat). Freilich, Volkslied und Kunstlied sind zwei immer noch nicht klar geschiedene Begriffe. Wir wollen Meier in seinen für den zweiten Band versprochenen und nach dessen Erscheinen hier zu erwägenden Erörterungen nicht vorgreifen, wenn er aber behauptet (S. IV), 'dafs man "volkstümliche Lieder" des 16. Jahrhunderts ruhig als "Volkslieder" betrachte, aber etwa hundert bis hundertundfünfzig Jahre alte Kunstlieder,

die ebenso wie jene in den Volksmund übergegangen sind, nicht als "Volkslieder" ansehe,' so möchte ich doch einwenden, dafs ich zwar, bis ich eines Besseren belehrt werde, ein Gegner Meiers in seiner Auffassung des Volksliedes bin, dafs ich aber weit entfernt bin, etwa alles, was in Liliencrons 'historischen Volksliedern' steht, als Volkspoesie gelten zu lassen, und dafs ich solchen 'Bergmannsliedern aus der Streikzeit des Jahres 1889', wie sie Meier im Anhange giebt, ebenso energisch den Zutritt verwehrt hätte, wenn sie aus dem 16. Jahrhundert stammten, wie ich sie jetzt am liebsten ausstreichen möchte, trotz einiger glücklicher Wendungen. All diese Dinge aber können erst endgültig erörtert werden, wenn der zweite, abschliefsende Band vorliegt, in dem der Herausgeber, der auf dem Gebiete der Volkskunde schon längst rühmlichst bekannt ist, sicherlich viele neue Momente zur Klärung der schwierigen Frage beibringen wird. Fürs erste hat er das Verdienst, das Problem von neuem gestellt zu haben.

Meiers Herausgeberthätigkeit zeigt sich im ersten Bande vor allem in der geschickten Anordnung. Mit vollem Rechte hat er die äufserliche Aufreihung nach dem Alphabet fallen lassen. Er beginnt mit dem wundervollen Liede von der Wanderschaft Mariä, die da ausgeht, ihren Sohn zu suchen, das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn lenkt bald über zu der Ballade 'vom Schlofs in Österreich'. Der Kenner der Volkspoesie wird schon in der wahrhaft künstlerischen Anordnung eine Quelle des Genusses finden, und auch in diesem Sinne ist das Buch als Muster für spätere Sammlungen zu empfehlen. Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier natürlich kein Raum, obgleich sich manches bemerken liefse. So möchten wir die hübsche kleine Parodie (Nr. 355):

> Steh ich in finstrer Mitternacht
> Vor meinem Bett, 's is nit gemacht:
> So denk ich gleich in meinem Sinn,
> Was doch die Weibsleit' for Faulenzer sinn!

lieber zum Original gestellt sehen.

Die Hauptarbeit Meiers steckt in den 'Anmerkungen'. Mit wahrhaft staunenswertem Fleifse und weitschichtiger Litteraturkenntnis hat er die Verbreitung der Stücke nachgewiesen. Er hat aber nicht blofs die modernen Sammlungen benutzt, sondern auch die Schätze der Meusebachschen Bibliothek zu Berlin nach Kräften ausgebeutet. Und da seine Sammlung eine grofse Zahl der schönsten deutschen Volkslieder enthält, so ist für diese das bibliographische Material in einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit zusammengetragen. Freilich, weiter geht Meiers Thätigkeit nicht. Es ist keine wirkliche Geschichte der einzelnen Nummern versucht worden, die verschiedenen Fassungen sind nicht gegeneinander abgewogen, noch in Gruppen übersichtlich zusammengefafst. Wir müssen gestehen, dafs uns eine andere Art sympathischer ist — und wir wissen uns hierin einig mit hochverdienten Forschern auf diesem Gebiete — es ist die Methode des ausführlichen Kommentars, wie ihn uns Reifferscheid in seiner vortrefflichen Sammlung 'westfälischer Volkslieder', Heilbronn 1879, geboten hat.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, dafs den Texten in sauberem Drucke die Melodien beigefügt sind, auch sie treu nach dem Munde des Volkes aufgezeichnet. — Die ganze Ausstattung des Buches macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre.

Berlin. Robert Petsch.

Paul Zimmermann, Friedrich Wilhelm Zachariae in Braunschweig. Wolfenbüttel, Julius Zwifsler, 1896 (Überlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst, herausgeg. von G. Milchsack und P. Zimmermann. Erster Band).

Die Schriften über den Streit Zachariäs mit Gottsched, die dem Verfasser in die Hände kamen, waren der Anlafs zur weiteren Erforschung der Aktenstücke, die Zachariäs langjährige Thätigkeit im herzoglichen Landeshauptarchiv zurückliefs. Am 18. April 1748 wurde der 'Candidatus Zachariae' als Hofmeister an dem Collegium Carolinum angestellt. Um dieselbe Zeit, wo Zachariä nach Braunschweig kam, ging Ernst August Bertling von Göttingen nach Helmstedt als aufserordentlicher Professor der Theologie. Beide Männer verband in Göttingen eine enge Freundschaft. Wir erkennen das aus einer Reihe von Briefen, die Zachariä in den ersten Jahren seines Braunschweiger Aufenthalts an Bertling schrieb. S. 8—17 druckt Zimmermann zehn dieser Briefe aus den Jahren 1748—1752 ab. Es folgen (S. 21—56) neunundfünfzig Briefe Zachariäs an Gleim aus den Jahren 1749—1772. Das vierte Kapitel (S. 56—77) behandelt den Streit Zachariäs mit Gottsched, der sich entspann, als Zachariä 1754 'Scherzhafte epische Poesien nebst einigen Oden und Liedern' veröffentlichte. Gottsched tadelte besonders die Gedichte, in denen er Klopstockschen Einflufs witterte und den von Klopstock zu Ehren gebrachten Hexameter fand. Er bedauerte sehr, 'den wackern Herrn Zachariä auf dieser Wildbahn anzutreffen'. Die Fülle der Ehrentitel, Sechsfüfsler, Böhmist u. s. w., die Gottsched über Zachariä ausschüttete, besonders aber die wegwerfende Art, wie er sich über Klopstock ausliefs, erregten Zachariäs Zorn, und er gab diesem Ausdruck in einem Gedicht, das dem Gedächtnis des am 28. Oktober 1754 verstorbenen Friedrich von Hagedorn gewidmet war und noch in demselben Jahre erschien. Gottsched beschwerte sich bei der braunschweigischen Regierung. In den Reskriptenbüchern, die in jener Zeit sehr genau geführt wurden, begegnet man keiner Antwort. Man wollte Gottsched wohl nicht recht und auch nicht offen unrecht geben. Dafs die Regierung Zachariä den Vorgang nicht nachtrug, bewies sie deutlich dadurch, dafs sie ihm wenige Jahre darauf am Collegium Carolinum die Professur der Dichtkunst verlieh.

Von Zachariäs Lehrthätigkeit am Collegium Carolinum handelt das fünfte Kapitel (S. 77—82). Zachariä hielt regelmäfsig nur zwei Vorlesungen über die Dichtkunst und die Mythologie, dann kam die Anleitung zum Dichten in der einen oder der anderen Dichtungsart hinzu. Das sechste Kapitel ist das interessanteste (S. 82—169): es stellt die

Thätigkeit Zachariäs als Redacteur, als Direktor des Intelligenzwesens, der Waisenhausbuchhandlung und -druckerei dar, mit reichhaltigem neuen Material. Das siebente Kapitel behandelt den Tod und die Hinterbliebenen Zachariäs. Er starb im einundfünfzigsten Lebensjahre und hinterliefs keine Kinder. Die Angabe des Herausgebers des illustrierten Renommisten, Justus Zachariä (Berlin, G. Bethge, 1840), er sei ein Enkel des Dichters, ist also Täuschung. Eine Übersicht der Schriften und Porträte Zachariäs, sowie ein Personenverzeichnis beschliefsen das sorgsam gearbeitete, an Detailforschung reiche Buch.

Doberan i. M. O. Glöde.

R. Schwinger, Fr. Nicolais Roman 'Sebaldus Nothanker'. Weimar, Emil Felber, 1897 (Litterarhist. Untersuchungen, herausgeg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg II). XIV u. 272 S. Mk. 6. Subskriptionspreis Mk. 5,20.

Die lange Zeit ungebührlich vernachlässigte Litteraturbeschreibung beginnt wieder in ihre Rechte zu treten. Gerade der neuerdings wieder akut gewordene Streit zwischen 'Grammatikern' und 'Litterarhistorikern' (meines Erachtens so fruchtbar wie eine Untersuchung über die gröfsere Entbehrlichkeit des männlichen oder weiblichen Geschlechts) sollte diese Richtung verstärken: die exakte Beschreibung des Bestandes, die den Stolz der 'grammatischen' Arbeiten bildet, ist ja innerhalb der 'litterarhistorischen' Richtung Untersuchungen dieser Art nicht minder eigen. Uhlands 'Minnesang' oder Wilmanns' Anmerkungen zum Walther sind mindestens so exakt wie J. Grimms Deutsche Grammatik; Brahms 'Ritterdrama' ist es mehr als viele neuere Dialektbeschreibungen. Arbeiten wie die von Ischer über Zimmermann, Ridderhoff über Sophie La Roche, Altenkrüger über Nicolais Jugendschriften haben deshalb auch symptomatische Bedeutung. Ihnen schliefst sich als ein vortrefflich gelungenes Stück Litteraturbeschreibung Schwingers 'Nothanker' an.

In sorgsam gegliederter Untersuchung legt der Verfasser uns die allgemeinen Verhältnisse, die der Roman voraussetzt, Entstehung, Plan und Tendenz desselben vor: aus einem hauptsächlich litterarisch gemeinten ward der 'Nothanker' zu einem theologischen Kampfroman. Ganz sind aber beide Tendenzen nicht ausgeglichen, wie (S. 24 f.) die ausgezeichnete Analyse zeigt. Überall ist der Verfasser hier mit grofsem Eifer auf die zeitgenössische Litteratur eingegangen. Oft hat er Stellen, auf die Nicolai anspielt, wörtlich nachweisen können. Von den Modellen waren Goeze-Stauzius (S. 70), Rambold-Riedel (S. 126) und Säugling-Jacobi (S. 116) schon bekannt; dafs für letztere Figur auch der Dichter v. Hymmen (S. 122) mitgewirkt habe, scheint mir durch die angeführte Stelle nicht bewiesen. Auch die Beziehung des Cyriacus auf den Giefsener Schmid (S. 133) bleibt unsicher, wogegen in dem Vicegeneralsuperintendenten (S. 134) sicher Herder steckt. — Die Zeitbeziehungen (S. 142) sind klar erörtert; speciell auch die Schilderungen Berlins (S. 101. 259).

Hat Verfasser hier schon überall mit reichem Gewinn aus Nicolais Briefschatz geschöpft (besonders charakteristisch Eberhards Verteidigung der Kosmotheologie S. 61, Anm.), so kommt dieses Ausnutzen doch vor allem dem dritten Teil, 'Wirkungen' (S. 151 f.), zu gute. Die mitgeteilten brieflichen Urteile sind durchweg vom höchsten Interesse, besonders die Mendelssohns (S. 165), Thümmels (S. 171), Zimmermanns (S. 180; stellt 'Nothanker' und 'Agathon' zusammen), Semlers (S. 185), die Stimmen aus dem Publikum (S. 191). Wir erfahren übrigens auch aus Nicolais eigenen Briefen Wichtiges, z. B. dafs er ein Buch über das Leben der deutschen Professoren vorhatte (S. 138). — Weniger ergiebig ist die Durchsicht anderer Kritiken (S. 195 f.), wobei die Halberstädter 'Büchse' (S. 209 f.) wieder durch unübertreffliche Albernheit glänzt. Streitschriften (S. 215) und Anlehnungen (S. 243; besonders Wezel S. 247) führen zu einer Würdigung des Werkes (S. 257) über. Nur hier kommt das stilistische Element (S. 262) zur Sprache, dessen Berücksichtigung allein zu einer vollständigen wissenschaftlichen Beschreibung des Buches fehlt. Es bleibt auch so ein Präparat von musterhafter Sorgfalt und Durchsichtigkeit der Arbeit.

Berlin. Richard M. Meyer.

Venerabilis Baedae Historiam ecclesiasticam gentis Anglorum, Historiam abbatum, Epistolam ad Ecgberctum una cum Historia abbatum auctore anonymo rec. Car. Plummer. Oxonii, Typ. Clarendon, 1896. 2 Bände. CCXVIII u. 1004 S. 8.

Baedas Text ist so gut überliefert, dafs die genaue Vergleichung aller vier Codices seines Jahrhunderts, die Plummer als erster vollständig heranzieht, kaum sachlich Neues ergeben konnte. Doch findet er, dafs Baeda das Werk dreimal herausgab: die Hs. M, die wie bisher Textgrundlage bleibt, aber der Besserung durch andere Hss. bedarf, gehört zur zweiten Ausgabe von 731, C zur dritten von 734. Letztere enthält auf den S. XCIII citierten Folien fast 100 'interlinear Anglo-Saxon glosses scratched with a stylus', ich glaube, ungedruckte! Dem Typ C folgt der angelsächsische Übersetzer. Fast 50 Hss. beschreibt und klassifiziert Plummer aufserdem; er führt zu den von Hardy citierten 133 zehn fernere an; doch liefse sich die Zahl beträchtlich aus festländischen Katalogen (z. B. Wien) vermehren. Immerhin bedeutet diese fleifsige Arbeit in den Codices einen beträchtlichen Fortschritt. — Plummer druckt Entlehntes kursiv, mit Quellencitat am Rande; auch die von Ewald entdeckte Vita Gregorii I ist citiert. Ein besonderer Exkurs zeigt, dafs Baeda von der Bibel neben der Vulgata auch noch die Itala-Übersetzung benutzte; und höchst wertvoll ist die Liste der von Baeda gekannten theologischen Litteratur. Baeda wollte zunächst Theolog sein; er findet hier zum Glück einen Biographen, der sich in die theologischen, von Historikern wenig beachteten Schriften vertieft und sie zur Erklärung und Parallele oft heranzieht. Baedas allegorische Schriftauslegung, die Textkritik, die Verteidigung der Orthodoxie, doch nicht ganz ohne Gefühl für die Heil-

samkeit des Widerspruches, werden gut belegt. Allein Baedas Geist ist so encyklopädisch, dafs kein einzelner ihn selbständig überschaut; und Plummer, trotz lebhaftem Anteil für alles Kulturgeschichtliche, konnte nicht die grofse Zahl von Büchern durcharbeiten, deren jedes eine einzelne Seite von Baedas Gelehrsamkeit erhellt (Vgl. für Latinität Keil, Manitius, für Kalender Piper, für Mathematik Cantor, für Geographie Tobler, Kretschmer). Im ganzen verschmäht er jedoch deutsche Forschung keineswegs. Das Gesamtbild von Baeda, von dem er in liebenswürdiger Bescheidenheit nicht anders als mit frommer Verehrung spricht, läfst sich allerdings aus bekanntesten — und vielleicht nur deshalb von Plummer nicht wiederholten — Litteraturgeschichten (wie Ebert, ten Brink) ergänzen. Doch ist die Zeitfolge der Schriften selbständig untersucht und die Echtheit beurteilt. Dabei werden leider Martyrolog und Poenitential Baeda abgesprochen: auf leichte Gründe hin und ohne Kenntnis der Litteratur (Schmitz' *Bufsbücher*). — Zu bedauern ist, das Plummer nicht wenigstens Baeda den Historiker uns ausführlicher geschildert hat. Denn er schreibt hübsch, weifs viel, blickt weit und urteilt vorsichtig. Die Züge, die er bringt, sind kaum je falsch; nur tritt das Individuelle zu wenig hervor. Baeda ist Polyhistor, Schulmeister, Verstandesmensch, als Historiker Romano-Germane ohne keltischen Hauch. In den Hintergrund dagegen gehört, was er mit jedem damaligen Mönche teilt: auch Baeda war fromm, kirchlicher Tradition gegenüber kritiklos, überschätzte liturgische Kontroversen, liebte Sterbescenen und glaubte Wunder. Dafs er aber selbst keine Wunder erlebt oder verrichtet und gerade das ihm in Ort und Zeit Nächstliegende ohne Wunder erzählt, bezeichnet den klaren Kopf. Er hegt Mitgefühl mit Befreiten, auch wenn die abgeworfene Oberherrschaft northumbrisch ist: eine seltene Unparteilichkeit. Er liebt Englisch und will auch die nicht Lateinisch verstehenden Laien erziehen. Er, der Urenkel eines heidnischen Barbaren, hebt sein Volk für das achte Jahrhundert an die Spitze der lateinischen Kultur. Die Historia, für ihre Zeit eine vom philosophischen wie künstlerischen Standpunkt bewundernswerte Leistung, und die Chronik, die Plummer vernachlässigt, wohl weil ihm die Litteratur (Wetzel, Simson, Neues Archiv IX) entging, sind wenigstens aus Britannien die meistgelesenen Geschichtsbücher des Mittelalters. Baedas Einflufs als Lehrer ist unvergleichlich; er verdient es, dafs ihn noch heute Kalender, nicht blofs Englands oder der katholischen Kirche, nennen. Dafs der Angelsachse seine Annalen auf Baeda gründete, dessen Naturkunde und Chronologie sich übersetzte, verdient Erwähnung.

Aber Plummer hat Baedas künftigem Biographen in dankenswertester Weise vorgearbeitet durch die Einzelanmerkungen, welche, einen ganzen Band füllend, überaus fleifsig, genau, gelehrt, auch Keltisches wie Skandinavisches heranziehend, jede Stelle der Historia nach Sprache, Datum, Quelle, anderweitigen Zeugnissen kritisch erörtern. Sie wachsen bisweilen zu langen Exkursen an, voll eindringender Untersuchung. So sind z. B. die Selbstwidersprüche in der Chronologie scharf hervorgehoben. Kein

künftiger Benutzer der Historia, aber auch niemand, der Englands Geschichte im sechsten bis achten Jahrhundert erforscht, sollte dieses handliche, auch durch ausführliche Indices leicht benutzbare Hilfsmittel sich entgehen lassen. — Plummer vergleicht häufig den angelsächsischen Übersetzer, glaubt aber viel zu oft, dafs dieser eigene Zeit meine, wenn Baeda's *hactenus, usque hodie* wörtlich übertragen steht; vgl. Aug. Schmidt, *Aelfreds Beda 59.* — Plummers Zweifel am Verhältnis des sogenannten Caedmon zum Heliand löst jetzt Zangemeisters Fund. Der Name Caedmon kommt auch sonst vor, hängt also mit Whitby nicht zusammen. — Wenn der 24. September 673 zur ersten Indiction gehört, so widerspricht dies Baedas Indictionsbeginn vom VIII. Kal. Oct. — *Sundarangli* ist Schreibfehler für *Sudangli.* — *Sunderland* ist nicht der Name für den Geburtsort Baedas (wie auch Archaeologia Aeliana 1889, 278 meint), sondern bezeichnet Individualbesitz, im Gegensatz zu *gedalland;* Birch *Cart.* 1298. — Die Whitbyer Vita Gregorii II 391 spricht von *maritus,* wo *homo, vir* zu erwarten, offenbar weil sie *ceorl* übersetzt. — *Jejunium solvere V 4* heifst nicht Fastenbufse in Almosen wandeln, sondern, ähnlich wie bei Ovid, *to breakfast, déjeuner.* — Unter vielen tausenden von Einzelnotizen sind einzelne Versehen unvermeidlich; im ganzen ist Plummers Arbeit mit warmem Danke zu begrüfsen.

Berlin. F. Liebermann.

Wülker, Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1896.

Die erste Gesamtdarstellung der englischen Litteratur in deutscher Sprache von fachmännischer Hand — diesen Eindruck macht das Werk von allem Anfang, und der Eindruck wird zum Urteil, wenn man ein Heft nach dem anderen studiert und unter der Führung Wülkers den ungeheuren Weg zurücklegt, der sich zwischen den einfachen frommen Versen Cädmons und den vielverschlungenen Reimen eines Rossetti und Tennyson erstreckt. Der Mann, der den Muth besafs, die Riesenarbeit zu übernehmen, hatte entschieden auch den guten Willen, alles zu lesen, sich über das Gelesene sein eigenes Urteil zu bilden und auch den Zusammenhang der Dinge zu finden. Das sieht man auf Schritt und Tritt, nicht nur in der Darstellung der ältesten Periode der englischen Litteratur, der angelsächsischen Zeit, wo Wülker seil vielen Jahren zu Hause ist, sondern auch dort, wo wir ihm als Forscher früher nicht begegnet sind. Die überaus zahlreichen Analysen von Dichtungen und Prosawerken — es sind eigentlich alle bedeutenden und manche unbedeutende Werke der englischen Litteratur analysiert worden — zeigen, dafs Wülker fast alles durch Lektüre kennen gelernt hat; die Urteile ästhetischer Art, die fast bei der Besprechung eines jeden Werkes zu finden sind, weisen darauf

hin, dafs eine Würdigung aller Autoren wenigstens beabsichtigt war; vereinzelte Bemerkungen im Texte und die Ankündigung des Vorwortes ('Die Entwickelung der englischen Litteratur aufzuzeigen, ist der Zweck meines Buches') lassen vermuten, dafs nicht nur das Gewordene, sondern der Werdegang der englischen Litteratur dargestellt werden sollte. Freilich ist es mit dem blofsen Wollen nicht gethan, bei grofsen Dingen schon gar nicht, trotzdem das geflügelte Wort es behauptet. Nur in einigen Partien des Buches wird das ideale Programm in allen Punkten eingehalten, in den anderen bleibt die Ausführung wesentlich hinter dem Gedanken zurück.

Man fühlt sich versucht, bei der Besprechung einer Litteraturgeschichte nach dem Vorbilde Carlyles eine Abhandlung über das Thema zu schreiben: 'Was heifst und zu welchem Ende studiert man Litteraturgeschichte?', eine Anzahl von Forderungen aufzustellen und das Urteil davon abhängig zu machen, bis zu welchem Grade der Litterarhistoriker diese Forderungen erfüllt. Carlyle hat es so in seinen Essays über biographische und litterarhistorische Arbeiten geübt, und die Methode hat ihre Vorzüge. Aber das wäre eine langwierige Geschichte, und es handelt sich um eine kurze Recension. Ich will es versuchen, mich ohne Aufstellung eines gufseisernen Schemas verständlich zu machen.

Schon in Bezug auf den Umfang bleibt Wülker hinter seinem Wollen zurück. Seine Geschichte der englischen Litteratur beginnt wohl bei der ältesten Zeit, geht aber nicht 'bis zur Gegenwart'. Wenn wir sagten, dafs seine Darstellung bis zum Jahre 1850, dem Todesjahre von Wordsworth, reicht, so wäre das ein Zugeständnis; ein strenger Richter würde sagen, dafs Wülker sein Werk mit dem Tode Scotts beschliefst, es aber um einen Anhang, ein kurzes Verzeichnis von neueren Autoren vermehrt; dieses Urteil würde durch die Analysen aus Dickens, Thackeray, Kingsley und Tennyson nicht entkräftet. Der ganze Abschnitt 'Das Zeitalter der Königin Victoria' sieht aus, als hätte ihn Wülker seinem Geschmacke und seiner Neigung zuwider geschrieben. Wenn man von dem Bulwer gewidmeten Raume absieht, der eigentlich nicht mehr in das Zeitalter der Königin Victoria gehört, so kommen auf die Litteratur dieser Zeit ganze 50 Seiten, das ist der zwölfte Teil des ganzen Werkes — das ist zu viel Verachtung für unsere Zeit. Das reicht gerade für einen mageren Katalog. In der That hat Wülker bei dieser Periode ganz davon abgesehen, an den Zusammenhang mit der politischen und ökonomischen Geschichte auch nur zu erinnern, wie er es sonst thut. Und gerade in dieser Periode war es unbedingt notwendig: ohne die Reformbill, die Chartistenbewegung, die christlich-socialen Bestrebungen u. s. w. sind die Carlyle, die Kingsley, nicht einmal die Tennyson zu verstehen. Dafs Wülker das sehr gut weifs, lehrt die Lektüre des Absatzes über eben diese Männer.

Die Bemühungen Wülkers, an der Quelle zu schöpfen, mit anderen Worten, nur die Ergebnisse eigener Lektüre und eigener Prüfung zu bieten, wurden nicht bei allen Werken mit gleicher Gewissenhaftigkeit eingehalten. Wenn es im Vorworte heifst: 'Soweit es möglich war, habe ich mir die dazu nötigen Kenntnisse aus eigener Lektüre erworben, aber

hier und da war dies unmöglich, weil die betreffenden Bücher nicht nur in Deutschland, sondern auch in London nicht erreichbar waren', so ist das nicht ganz genau; Chatterton z. B. ist in der Aldine-Ausgabe sehr leicht zugänglich, und doch hat ihn Wülker nicht gelesen, sonst würde er nicht von den 'Frauenrollen der Celmonde und Birtha' (S. 432) sprechen, die angeblich 'an Dryden und sein heroisches Drama erinnern'; Celmonde ist der falsche Freund und Schurke des Stückes.

Über Wülkers Ansichten von den Aufgaben des Litterarhistorikers wird man sich nicht ganz klar. Die verschiedenen Schulen haben nacheinander in einseitiger Weise bald ausschliefslich die Wirkung eines dichterischen Werkes in Betracht gezogen und daher bei der Darstellung fast nur die ästhetische Bedeutung berücksichtigt, bald von der objektiven Wirkung als einer unberechenbaren, variablen Gröfse abgesehen und nur das geschichtliche Werden in Betracht gezogen, bald die Seele des Dichters als das einzige Studium der Litteraturgeschichte angesehen. Das Ideal wäre natürlich jene Darstellung, welche uns den Dichter aus seinem Leben und seinen Werken erschliefst, dabei es nicht vernachlässigt, die Einflüsse der unmittelbaren Vergangenheit und der Umgebung in Berechnung zu ziehen, und endlich auch nicht verabsäumt, die wenigen erkennbaren ästhetischen Gesetze bei der objektiven Beurteilung der Wirkung in Anwendung zu bringen. Wülker scheint diese vielseitige, erschöpfende Darstellung angestrebt zu haben. Gleich im ersten Kapitel finden wir ein gutes Beispiel für die Art Wülkers, die drei Betrachtungsarten zu vereinigen an der Darstellung des angelsächsischen Dichters Cynewulf. Erst werden Leben und Wesen des Dichters erschlossen, dann wird der Zusammenhang seiner Dichtung nach Form und Inhalt mit der Vergangenheit und Umgebung gezeigt (Rätsel: Aldhelm), endlich ein Urteil über die Dichtung gefällt ('Betrachten wir noch einmal die Gedichte Cynewulfs, so dürfen wir den "Crist" als das inhaltlich tiefste, die "Elene" dagegen als das in Form und Ausführung vollendetste bezeichnen'). Es ist wohl kein Zweifel, dafs Wülker diese umfassende Methode vorgeschwebt hat. Aber nur so einfachen Problemen wie Cynewulf gegenüber war er seiner Aufgabe gewachsen. Schon bei Chaucer fehlt es ihm an der Kraft, uns ein Bild des Dichters zu entwerfen, uns in der Seele des Mannes lesen zu lassen; statt dessen haben wir eine Unsumme von Details, einen ausführlichen Kommentar zu den 'Canterbury Tales' in Gestalt einer Schilderung des damaligen London, und vortrefflich informierende Analysen. Bei Shakspere und Milton wird von dem psychologischen Moment in der Darstellung fast ganz abgesehen oder es wird eben nur berührt. Die trockene Erzählung und nüchterne Analyse ist bei Shakspere nicht einmal unangenehm; wir haben in den letzten Jahren so viele Spitzfindigkeiten von Kommentatoren zu kosten bekommen, die gerne das Gras wachsen hören, dafs es zur Abwechselung recht wohlthut, eine ehrliche, einfache, durch und durch auf Thatsachen beruhende Darstellung zu lesen. Aber bei Milton war diese Enthaltsamkeit durchaus nicht am Platze. Es ist so leicht in der Seele Miltons zu lesen! Noch nie ist die Selbstbestimmung als Weltanschauung und Lebensprincip in

einem Menschen so verkörpert gewesen wie in Milton, und das erklärt es auch, wie es kam, dafs ihn gerade der Sündenfall anzog, das erklärt auch die Vorliebe Shelleys für den blinden Puritaner, dem er so manche Gestalt und mehr als eine Redewendung verdankt.

Ungleichmäfsig wie in den leitenden methodischen Grundsätzen ist die Darstellung auch in Bezug auf den Stil. In behaglicher Breite fängt das Werk an, ergeht sich in schwungvoller Weise über die Stellung Englands in der antiken Welt und erzählt so manches andere, das nicht zur Geschichte der englischen Litteratur gehört, dafs man glauben könnte, der glückliche Verfasser sei durch keinen Vertrag und kein Publikum gebunden und könne schreiben, was und wie lange es ihm beliebt. Und sie lesen sich sehr gut, die ersten Seiten des Werkes: volltönende Sprache, schöne Bilder, weiter Ausblick, scharfe Disposition. Aber das hält nicht lange vor. Wie wir zur Sache kommen, zu den Daten und Fakten, erlahmt die Phantasie des Darstellers, versiegt der Strom der schönen Rede, verengt sich der Horizont. Es besteht ein schreiender Gegensatz zwischen dem blühenden Stile des ersten und der Dürre des letzten Kapitels.

Wien. Leon Kellner.

W. P. Ker, Epic and romance. Essays on medieval literature. London, Macmillan & Co., 1897. XX u. 451 S.

Zwei Eigenschaften fallen an dem Verfasser sofort auf: er hat sich eine ausgedehnte Belesenheit in den antiken und den mittelalterlichen Epen, sowie in der gelehrten Litteratur darüber angeeignet, und bei all dieser Massenarbeit hat er sich doch ein feines dichterisches Gefühl bewahrt.

Hiemit ausgestattet, machte er es zu seiner Hauptaufgabe, dem Unterschied zwischen dem heroischen Epos des früheren Mittelalters und dem romantischen der Kreuzzugsperiode nachzuspüren. Beowulf und die Recken seiner Ära wissen immer genau, warum sie fechten; ihr Thun hat etwas Schlichtes und Nützliches, während die Kämpen der Ritterromane gern der Phantastik gehorchen. Jene stehen noch dem gemeinen Manne nahe, während es für Lancelot ein grofses Unglück war, dafs man ihn auf einem Karren reisen sah. Man kann vielleicht beifügen: jene standen noch mitten im Gefolgschaftswesen, diesen aber gleicht das Leben einem höfischen Turnier, bei dem sie um den Preis ringen. 'Beowulf' stehe insofern der Odyssee, 'Byrthnoth' der Ilias viel näher als den Epen der nächsten Jahrhunderte. — Ferner verlangt das Reckenepos vor allem dramatische Charaktere, wogegen Vergil, Christian, Tasso immer Idealen nachgehen. Jene verfeinern die überkommene Mythologie, entweder *by turning it into mere fancy, or the more ludicrous things into comedy,* oder *by finding an imaginative or an ethical meaning in it;* diese vermengen sie mit fremden Elementen, vgl. Weland neben Romulus, Remus und den heiligen drei Königen auf dem Londoner Walfischkästchen. Indem Ker diese Unterschiede bei Angelsachsen, Skandinaviern und Altfranzosen verfolgt, wirft er manches interessante Streiflicht auf Einzelheiten, z. B. über die

Ähnlichkeit von Roland und Byrthnoth (nicht Beowulf!), oder über die Heiligenleben als Übergangsstufen von der älteren zur späteren Gattung des Epos.

So legt das erste Kapitel die Grundgedanken dar. Das zweite, dritte und vierte verbreitet sich über die heroisch-epischen Stoffe, Auffassungen und Kunstmittel bei den genannten drei Völkern. Das fünfte gilt dem Übergang zur chevaleresken Zeit: *Romance and the old French romantic schools.* Ich hebe nur hervor, was mir als Anglisten besonders auffiel.

Wo Ker über das Vermögen der altgermanischen Erzähler spricht, tragische Charaktere und Geschehnisse zu zeichnen, ist er ausgezeichnet. Seine Bemerkung, die Cynewulf-Geschichte in der Sachsenchronik 755 dürfe auf einem alten Liede beruhen, weil sie das Motiv der Verteidigung eines Hauses behandle, ähnlich wie Finnsburg, Nibelungen u. a., hat viel für sich. Bei der Erörterung des ae. Finnsburg-Fragments hält er den König für Hnæf, nicht für Hengest, was mir angesichts des *Hengest sylf hwearf him on láste* 19 bedenklich scheint. Bei Waldere hält Ker an der älteren Auffassung fest, als wäre das erstgedruckte Bruchstück in der That das vorangehende. Die Odoaker-Botschaft, wie man das sogenannte erste Rätsel bezeichnen kann, finde ich unter den ae. Resten nicht erwähnt. Die Ansicht, die erhaltenen altgermanischen Rhapsodien seien zu individuell, zu abgerundete Episoden oder in sich geschlossene kurze Epen, als dafs man sie zu einem Sammelepos hätte zusammenleimen können, ist interessant; doch läfst sich dagegen auf *A geste of Robin Hood* verweisen, in der drei gewifs ebenso individuelle Einzelballaden und der Kern einer vierten deutlich zu einem biographischen Epos agglutiniert wurden (Pauls Grundrifs II, 843). Die Ähnlichkeit der echten Volksballaden mit jenen alten Rhapsodien hebt Ker mehrfach treffend hervor; durch halbe Jahrhunderte hat nur diese volkstümliche Epik die Kunst bewahrt, tragische Thaten und Temperamente vorzuführen; aber *the grand style* sei den Balladen — vielfach wenigstens — abhanden gekommen: offenbar weil sie die Allitteration gegen den Endreim, und das heroische Leben gegen das bürgerliche eingetauscht hatten. Als Übergangsglieder kann man früh-me. Romanzen wie King Horn, Havelok, Gamelin ansehen, die Ker leider nicht mit berücksichtigt. — Selbst wem das mehr andeutende als systematische Vorgehen unseres Essayisten weniger zusagt, der wird doch mit Vorteil die Parallelen zur Grendelfabel nachlesen, die Ker S. 196 mit *Peer Gynt* (in Asbjörnsen, *Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn*) und mit *Uistean Mor mac Ghille Phadrig* (in J. F. Campbell, *Tales of the Western Highlands*) aufdeckt. Die me. Epik vor Chaucer wird nicht beachtet, weil sie gegenüber der französischen zu wenig Originalwert hat. Chaucer selbst aber erfährt eine richtige Charakteristik als der Mann, der die Tradition des Ritterromans durchbricht, weil er ein eigenes Empfinden und Denken hat. *He takes the framework as he finds it, and embroiders his poetry over it, leaving an obvious discrepancy* — nicht einen klaren humoristischen Gegensatz — *between his poetry and its subject-matter.* Er bringt ein neues Princip auf: das des freien Phantasiespiels in realer Welt.

Das Buch ist gelehrt genug, um jedem Philologen Achtung einzu-

flöfsen; es enthält eine Fülle von Anregungen für Germanisten, Anglisten und Romanisten; und sein Stil ist so angenehm, dafs man es mit Vergnügen weiter empfiehlt.

Berlin. A. Brandl.

J. Ernst Wülfing, Die Syntax in den Werken Alfreds des Grofsen. Zweiten Teiles erste Hälfte. Zeitwort. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1897. VIII u. 250 S. Preis des ganzen Werkes M. 12.

Während der erste Teil von Wülfings Syntax in den Werken Alfreds des Grofsen vom Hauptwort, Artikel, Eigenschaftswort, Zahlwort und Fürwort handelt, behandelt die vorliegende erste Hälfte des zweiten Teiles die Syntax des Zeitwortes; die zweite Hälfte des zweiten Teiles, die in Arbeit ist, wird Adverb, Präpositionen und Konjunktionen bringen, der dritte Teil endlich die Syntax des Satzes. Der erste Teil ist 1894 erschienen, der vorliegende Teil 1897. Es ist also kaum zu hoffen, dafs das ganze Werk vor Abschlufs dieses Jahrhunderts vorliegen wird. Das werden alle die bedauern, die wissen, welche Lücke eine zusammenhängende Darstellung der syntaktischen Verhältnisse gerade der ags. Prosa ausfüllt. Diese Lücke war vorhanden für die Erkenntnis der historischen englischen Syntax, noch mehr aber wohl für die vergleichende Syntax zunächst der germanischen Sprachen. Es mufs nun zunächst gesagt werden, dafs Wülfing das, was er verspricht, vollauf hält. Fleifs, Kenntnisse und Urteil vereinigen sich bei ihm, um uns ein klares Bild der syntaktischen Verhältnisse in Alfreds Werken zu geben; als reife Frucht fällt manche berichtigte Auffassung des Textes oder auch Verbesserung des Textes selbst ab. Mit dem Grundsatze 'Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann' möchte ich mich ausdrücklich einverstanden erklären. Aber ich meine, Wülfing hätte etwas mehr versprechen sollen; er hätte auch das halten können. Rein an und für sich betrachtet, ist es doch nichts Grofses, eine Syntax der Werke Alfreds des Grofsen zu besitzen. Die Arbeit gewinnt ihren wahren Wert doch erst, wenn sie in den Dienst einer gröfseren Aufgabe gestellt wird, und diese wäre hier gewesen, einer gemein-englischen und weiter einer gemein-germanischen Syntax vorzuarbeiten, allgemeine Gesichtspunkte namentlich in Hinblick auf eine vergleichende germanische Syntax aufzudecken. Es ist nun lebhaft anzuerkennen, dafs Wülfing in dem vorliegenden zweiten Teile auch andere ags. Prosadenkmäler zur Vergleichung herangezogen hat. Sonst ist aber für die bezeichnete gröfsere Aufgabe nichts geschehen, und Holthausen hat in diesem Sinne recht, wenn er in seiner Besprechung des ersten Teiles der Syntax (Litt. für germ. u. rom. Phil., 1896, S. 334) sagt, dafs wohl andere die Früchte von Wülfings saurem Fleifse pflücken werden. Die Arbeit ist für einen solchen Hinüberblick in andere germanische Dialekte nicht einmal angelegt. Dazu ist die ganze Einteilung des Stoffes viel zu schematisch und äufserlich formal und nimmt zu wenig Rücksicht auf Wesen und Bedeutung der einzelnen Erscheinungen. Bei der Lehre vom Modus im Nebensatze berücksichtigt er nicht die Bedeu-

tung des Zeitwortes im übergeordneten Satze, sondern scheidet die Nebensätze für sich nach äufserlichen Gesichtspunkten. Er giebt uns z. B. genau an, ob der Konjunktiv oder Indikativ in Objektssätzen steht, und unterscheidet dabei wieder Objektssätze, die ein direktes oder indirektes Objekt vertreten, berücksichtigt aber gar nicht, ob diese Objektssätze von einem Zeitwort der Willensäufserung, der Gemütsbewegung, der Aussage abhängen. So werden Wörter wie *biddan* 'bitten', *manian* 'ermahnen', *fægnian* 'sich freuen', *scomian* 'sich schämen', *wenan* 'glauben' unmittelbar nebeneinander gestellt (S. 98 f.). Sogenannte eigentliche Absichtssätze werden ausdrücklich geschieden von 'Objektssätzen', die von Wörtern des Wollens und Befehlens abhängen (S. 155). Ebenso rein formal ist die Einteilung der Konjunktionen. Das Schema bringt es mit sich, dafs die abhängigen Fragesätze an ganz anderer Stelle behandelt werden als die abhängigen Aussagesätze. Eine Erklärung dafür, warum in der *oratio obliqua* nach denselben Wörtern bald der Konjunktiv, bald der Indikativ steht, oder wie es zusammenhängt, dafs nach denselben Zeitwörtern bald der Infinitiv mit *to*, bald der reine Infinitiv steht, wird nicht versucht, und wir erfahren selten etwas über die Frage, was nun dem Angelsächsischen eigentümlich oder angemessen ist, und was etwa der Vorlage zuzuschreiben ist. Es wäre doch ungemein wichtig zu wissen, wie weit die ags. Ausdrucksweise auf sklavischer Nachahmung der Vorlage beruht, oder wo und wie der Übersetzer sich frei macht von der Vorlage, um dem Geiste seiner eigenen Sprache keine Gewalt anzuthun. Nun hat zwar Wülfing in der Einleitung zum ersten Teile versprochen, die Frage nach der Abhängigkeit Alfreds von den lateinischen Quellen am Schlusse der Arbeit zu untersuchen. Da nun aber diese Frage die genaueste systematische Einzelbeobachtung von Fall zu Fall erfordert, so weifs ich nicht, ob es dem Verfasser gelingen wird, sie in so mustergültiger Weise, wie es H. Winkler im gotischen Teile seiner German. Kasussyntax thut, zu erschöpfen. Noch einmal aber sei es gesagt: Messen wir die Arbeit allein an dem, was Wülfing versprochen hat, nämlich die Syntax in den Werken Alfreds des Grofsen darzustellen, so verdient sie ungeteiltes Lob, und die besten Wünsche für ihren weiteren guten Fortgang begleiten sie.

Friedenau. E. Mackel.

Selections from Malory's Le Morte d'Arthur. Edited with Introduction, Notes, and Glossary by A. T. Martin, M. A., F. S. A., Assistant Master at Clifton College. London, Macmillan and Co., 1896. XXXVI u. 254 S. 8.

Die Abschnitte, welche Martin aus Malorys grofsem Werke ausgewählt hat, betitelt er folgendermafsen: Part. I. *King Arthur,* Part. II. *The Noble Tale of the Sancgreal,* Part. III. *Launcelot and Elaine,* Part. IV. *The War between King Arthur and Sir Launcelot,* Part. V. *Of the Death of King Arthur and Queen Guenever, and of the Death of Sir Launcelot* (S. 1—187). Über den Charakter des Textes, den er uns in Aussicht stellt, klärt er uns in der Einleitung (S. VIII) mit folgenden Worten auf: *The*

reader must therefore understand that it is Malory himself and not Malory in a modern dress that he will read in these pages. Vergleicht man nun aber den Anfang des ersten Kapitels, so wie er bei Martin steht, mit der Gestalt, die uns Sommer nach Caxtons erstem Druck aus dem Jahre 1485 zugänglich gemacht hat, so sieht man sofort, was von Martins Versprechen zu halten ist: [Martin] *It befell in the days of Uther Pendragon, when he was king of all England, and so reigned, that there was a mighty duke in Cornwall that held war against him long time* = [Sommer] *Hit befel in the dayes of Vther pendragon when he was kynge of all Englond and so regned that there was a myȝty duke in Cornewaill that helde warre ageynst hym long tyme.* Die Verschiedenheit des Textes erstreckt sich aber nicht nur auf die Orthographie, sondern auch auf den Wortlaut: statt *named* 7, 4 hat Caxton 35, 5 *called,* statt *between* 8, 10 *betwixe* 37, 27, statt *parts* 8, 29 *partyes* 38, 31, statt *breast* 9, 10 *pappe* 39, 11. Die auf das lüsterne Verlangen König Uthers und die Schwangerschaft der Herzogin Igraine bezüglichen Stellen sind zum Teil gestrichen, zum Teil umgestaltet, und Martins Worte (S. VIII) *The text of the Globe edition* (nach seiner Meinung — S. VII — *the best of modern editions*) *has been followed* erweisen sich zu Ungunsten der ursprünglichen Überlieferung als zu wahr: dem Satze 8, 22 f. z. B.: *Then the time came that the queen Igraine should bear a child,* entspricht nichts bei Caxton, was sich dem Wortlaut nach damit deckte. Somit kann die Textgestalt keinerlei Anspruch darauf erheben, der Wissenschaft zu dienen.

Wenig mehr Wert haben die übrigen Teile des Buches. Die Einleitung soll dem Leser u. a. Aufschlüsse über die Gestaltung der Artussage bringen. Ein so wichtiger Punkt wie der, dafs Nennius Artus noch nicht als König, sondern als *dux bellorum* bezeichnet, ist S. XII übergangen; Wilhelms von Malmesbury Zeugnis (1124 oder 1125) fehlt ganz (vgl. Zimmer in der Zs. für frz. Spr. und Litt. XII, 244: *Hic est Artur de quo Britonum nugæ hodieque delirant; dignus plane quem non fallaces somniarent fabulæ sed veraces prædicarent historiæ, quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit*). Anderes ist falsch dargestellt: Martins Angaben über Nennius leiden darunter, dafs ihm die Forschungen von Zimmer gänzlich unbekannt geblieben sind; *Geoffrey was translated again into Anglo-French verse by Pierre de Langtoft in the reign of Edward I.,* heifst es S. XVIII, während Martin aus ten Brinks Litteraturgeschichte, die er mehrfach citiert, hätte sehen können, dafs Langtoft 'einen Auszug aus Waces Brut geliefert hat' (I, 376); Shakspere soll nach S. XVII die Geschichte von Lear direkt aus Gottfried von Monmouth haben. — In den Notes on Malory's Grammar lesen wir: '*Hight,* once *hæhât*' (S. 190); 'In E. E. the dative case of adjectives ending in *e* was used as an adverb, e. g. *bright,* adj.; *brighte,* adv.' (S. 195); '*Then* is the original form of *than*' (S. 199); 'In the following we may have adjectives used as verbs': als Beispiele dienen *feebled* und der Infinitiv *nigh* (S. 192); dafs in der alten Sprache die Kasus des Relativpronomens durch Beifügung eines Pronomens der dritten Person bezeichnet wurden, ist Martin unbekannt, denn in dem Satze 'there is in this castle

a gentlewoman *which* we and this castle is *hers*' deutet er (S. 194) *which* im Sinne von *as to which* und beruft sich ohne Grund auf Abbott § 272, dessen Shakspere-Grammatik ihm gar zu äufserlich als Schema für seine grammatischen Bemerkungen gedient hat. — *aligement* oder, wie Caxton 686, 24 druckt, *a lygement,* wird im Glossar mit 'M. E. *a-leggen,* to lay down, put aside, allay' statt unmittelbar mit afrz. *aligement, allegement* in Zusammenhang gebracht.

Das sind nur Stichproben, welche zeigen, wie viel mehr Sorgfalt Martin hätte aufwenden müssen, um eine Ausgabe zu liefern, welche den Anforderungen entspricht, die man heutzutage an die Veröffentlichung eines Textes zu stellen berechtigt ist. — Interessante Beiträge über den Namen Malory hat er im Athenæum 1897, Sp. 353 ff. geliefert.

Berlin. G. Schleich.

E. Meyer, Machiavelli and the Elizabethan Drama (Litterarhistorische Forschungen, herausgegeben von Schick und v. Waldberg, Band I). Weimar, Felber, 1897. XII und 181 S. 8.

Die vorliegende Schrift untersucht die Einwirkung, welche Machiavelli für einen grofsen Zeitraum auf die englische Litteratur ausgeübt hat, hinsichtlich ihres Ursprunges und ihrer Bedeutung. Nach dem Titel zu schliefsen, hat der Verfasser nur das Elisabethanische Drama im Auge; aber wenngleich dasselbe im Vordergrunde seines Interesses steht, so hat er doch auch die aufserdramatische Litteratur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen und seine Untersuchung nicht auf die Elisabethanische Zeit beschränkt, sondern dieselbe bis auf das Todesjahr James Shirleys 1666 (S. 166) ausgedehnt und selbst in die neuere Zeit manches Streiflicht fallen lassen. Noch in anderer Beziehung bietet er mehr, als er anfänglich verheifst: S. 2 sagt er ausdrücklich *Since the 'Principe' contained the very gist of all Machiavelli's political writings ..., that work, alone, calls for consideration in the present discussion;* und doch geht er, von anderen Machiavellischen Schriften abgesehen, mehr als einmal auf den Einflufs des Belphegor ein (S. 36. 26. 94 f. 116. 118. 124. 130. 142. 169). Man sieht eben überall die Fülle des Wissens und der Belesenheit, die dem Verfasser zur Seite stand, und die noch augenfälliger geworden wäre, wenn er sich nicht damit begnügt hätte, uns zu sagen, dafs er sich nicht weniger als 395 auf Machiavelli bezügliche Stellen aus der Elisabethanischen Litteratur notiert hat (S. XI), sondern wenn er in einem alphabetisch geordneten Verzeichnis — zugleich zum Zweck bequemen Nachschlagens — uns eine Übersicht über die in den Bereich seiner Untersuchungen gezogenen Schriften geboten hätte.

Was nun den Ursprung des Einflusses angeht, welcher vom Principe auf die englische Litteratur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ausgeübt worden ist, so hat Meyer die Entdeckung gemacht, dafs derselbe nicht in erster Linie auf das 1513 vollendete und 1532 veröffentlichte Originalwerk (S. 2) zurückzuführen ist, sondern vielmehr auf die Gegenschrift des

Franzosen Gentillet, die 1576 erschien und schon im folgenden Jahre von Simon Patericke (S. X) ins Englische übersetzt wurde. Dieser Contre-Machiavel ist es gewesen, welcher mit seiner falschen Beurteilung und verleumderischen Entstellung Machiavellischer Ideen auch auf England nachteilig eingewirkt hat. Machiavelli ist keineswegs bis zur Vollendung dieser, übrigens erst 1602 zum erstenmal gedruckten Übersetzung ein für Engländer unbekannter Name gewesen: 1560 hatte Whitehorne die Arte della Guerra ins Englische übersetzt (S. IX), der protestantische Roger Ascham erwähnt den Florentiner als einen Vertreter der katholischen Religion (S. 17), Gabriel Harvey erbittet sich 1573 von einem Freunde ein Exemplar des Machiavelli (S. 17), u. dgl. mehr. Aber die Einführung Machiavellischer Ideen in die Litteratur läfst sich erst nach Gentillets Buch nachweisen, und nun treten dieselben auch sofort in entstellter Form vor das Publikum. Derselbe Harvey, der sich 1573 den Machiavelli im Original erbittet und dabei versichert *I purpose to peruse him only, not to misuse him,* dichtet 1578 ein lateinisches Epigramm *in effigiem Machiavelli,* in welchem er dem Florentiner (*Machiavellus ipse loquitur*) folgende Worte in den Mund legt:

Quæris, ego qui sim? Rex Regum : totius orbis
Imperium digito nititur omne meo.
— — — — — — — — — — —
Ecce oculos : Furor ijs habitat : manus altera saxum,
Altera ensem torquet : *toxica* in ore latent.
— — — — — — — — — —
Lac pueris cibus est : *sanguine* vescor ego.
— — — — — — — — — —
Cætera quis nescit? *Fraus* est mea maxima Virtus:
Proxima, *Vis* : alios non ego nosco Deos.

'This', fügt Meyer (S. 22) hinzu, 'is simply Gentillet epitomised; here we have the four principal crimes, ascribed to Machiavelli later on in the drama: *poison, murder, fraud, and violence*'. — Und nun kam 1588 Marlowes Jew of Malta mit seinem Machiavelli in den Mund gelegten Prolog und seiner nach der Gentilletschen Karikatur gezeichneten Barabasgestalt (S. 39). Das war entscheidend für die Folgezeit: Machiavelli lebt fortan weiter als der Gotteslästerer (S. 47), als Feind jeder Religion, als der geistige Urheber von Giftmorden (S. 50), als der Berater bei unrechtmäfsigem Gelderwerb (S. 63. 67) u. s. w. — Gentillet ist mittlerweile so bekannt geworden, dafs 1590 Richard Harvey, ohne ihn mit Namen zu nennen, auf die von dem *religious french protestant* (S. 53) ausgegangene Widerlegung hinweisen kann, und Machiavelli ist so volkstümlich, dafs Shakspere in 3 Henry VI (III, 2, 193) *the murd'rous Machiavel* statt *the aspiring Catalin,* wie er in seiner Quelle fand, einzusetzen für zweckmäfsig hält (S. 59).

Schon Patericke hatte in Machiavelli einen Boten Satans gesehen (S. 21), Greene nennt ihn 1594 *hel-hound* (S. 78), und noch Butler bringt 1663 im Hudibras die volkstümliche Bezeichnung des Teufels als *Old Nick* witzelnd mit Machiavellis Vornamen *Niccolò* in Zusammenhang: dafs

solch einem Geschöpfe nach der Anschauung jener Zeit der Himmel verschlossen bleiben mufs (*he will hardlie come at heaven*: S. 86) ist ganz folgerichtig. Interessant für die Auffassung, die man mit dem Namen Machiavelli allmählich verband, ist auch die Erscheinung, dafs der Name Frauen zur Bezeichnung ihres Wesens beigelegt wurde: so zuerst von Ben Jonson in The Case is Altered 1598 (S. 89), dann von Thomas Andrew 1604 in The Unmasking of a Feminine Machiavell (S. 102), ferner von Cowley 1658 in The Cutter of Colman Street (S. 175). Der Lehrer der Staatskunst kann auch für das richtige Benehmen auf Reisen als Vorbild dienen, wie Ben Jonson in Volpone 1605 (S. 108) dem Theaterpublikum auseinandersetzen läfst, und schliefslich, nachdem Machiavelli lange genug als Schreckgespenst gedient hat, fängt man an, sich über ihn lustig zu machen: *Machiavel, thou art an ass* lesen wir in einem Drama aus dem Jahre 1641. — So zeigt uns Meyer an vielen Beispielen, welche Wandlungen die Auffassung Machiavellis im Laufe der Jahre durchgemacht hat. Lehrreich sind auch seine Bemerkungen über die Wortbildungen sowie über Wortspiele, zu denen sein Name Anlafs gab: Greene schuf 1583 das Wort *Machiavilian* (S. 27 f.), Nashe gebrauchte 1596 *Machiavelisme* synonym mit deception (S. 81), in einem Drama von John Day ist 1608 *machiavell* nicht mehr mit grofsem Anfangsbuchstaben geschrieben, so dafs Meyers Annahme berechtigt erscheint, er sei auch nicht mehr als Eigenname gefühlt worden (S. 115 f.), Sylvester vereinigt 1612 Machiavellis und seines gleichmäfsig verabscheuten Landsmannes Aretino Namen zu dem Kompositum *Mach-Aretines* (S. 119); 1609 sagt J[ohn] M[elton] 'whether men tearme him *Hatchevil,* or *not to be macht in evill,* it bootes not' (S. 116; vgl. auch S. 28 [1]).

Die landläufige verkehrte Meinung über Machiavellis Theorien war so eingebürgert, dafs sogar Männer, welche ihn selbst gelesen hatten, sich von jener irrigen Auffassung nicht frei machen konnten: ich erinnere an Nashe (S. 72), der 1589 auf seine marginall notes und scholies zu den in seinem Besitz befindlichen Werken Machiavellis hingewiesen hatte (S. 50), desgleichen an Lodge, der trotz aller Bekanntschaft mit Machiavellis Werken ihn nach Gentillets Vorbild zum Atheisten zu stempeln suchte (S. 81 f.). Recht auffällig ist diese Beobachtung auch bei Marston, der sichere Bekanntschaft mit Machiavelli voraussetzt (S. 96. 105. 110), sogar ein gutes Wort für ihn übrig hat (by the genius of that Florentine, *Deepe, deepe, observing, sound brain'd Macheveil*: S. 95), und dennoch unter dem Banne von Marlowes Einflusse steht. — Dafs es nicht ganz an Stimmen fehlte, welche Machiavelli vor falschem Leumund zu wahren suchten, zeigt auch ein Pamphlet von James Boevey, das in seiner zweiten Auflage (1656) sich als *A Discourse upon Nicholas Machiavel: or, An impartial examination of the justnesse of the censure commonly laid upon him* bezeichnet (S. 171).

Ein schwieriger Teil von Meyers Aufgabe war der, die vorkommenden Berührungen mit Machiavelli daraufhin zu untersuchen, ob sie auf den letzteren oder Gentillet überhaupt zurückgeführt werden dürfen. Da Machiavelli unter einem weitgehenden Einflusse des klassischen Altertums

steht (S. XI), ist es z. B. sehr wohl möglich, dafs der englische Schriftsteller, der mit Machiavelli in dem einen oder dem anderen Punkte zusammentrifft, hierzu auf Grund seiner eigenen klassischen Kenntnisse gelangt ist Dies ist u. a. (S. 65. 91) bei Ben Jonson der Fall, welcher, wie wörtliche Entlehnungen zeigen (S. 100. 151), Machiavelli sorgfältig gelesen haben mufs, andererseits aber auch so fest auf klassischem Boden steht, dafs er von hieraus unmittelbar geschöpft haben kann und in vielen Fällen nur zufällig sich mit Machiavelli begegnet (S. 101. 118). Manchen Zug kann der englische Schriftsteller der Lehre der Geschichte verdanken (S. 81), ein anderer war durch die zeitgenössische Litteratur schon typisch geworden (S. 31 f. 75 f. 82 f.), ein weiterer kann aus seiner eigenen Beobachtung oder Lebenserfahrung hervorgegangen sein (S. 79; so auch das Jagosche Wort 'Dull not device by coldness and delay': S. 105), ohne dafs Machiavelli der Vater des Gedankens gewesen zu sein braucht. Alle solche Fälle hat Meyer wohl erwogen, so dafs ihm nicht nachgesagt werden kann, er biete 'nur eine Materialiensammlung' (vgl. Litt. Ctrbl. 1897, Sp. 1137). Was z. B. Shakspere anbetrifft, so ist er geneigt, ihm trotz mannigfacher Berührung mit Machiavelli jede direkte Kenntnis des Florentiners abzusprechen (S. 61. 105). Anders denkt Köppel in seiner eine unentbehrliche Ergänzung zu Meyers Buch bildenden Besprechung (Engl. Stud. XXIV). Er beruft sich vor allem auf Hamlet IV, 5, 119: *There's such divinity doth hedge a king, That treason can but peep to what it would, Acts little of his will* und sagt, nachdem er die Möglichkeit zugegeben hat, dafs man die Ähnlichkeit in der Verwendung gewisser vorher von ihm besprochener Gleichnisse auf Zufall zurückführen kann: 'In diesen Worten des Claudius aber, die eigentlich für den feigen, in sich zerrütteten Bruder- und Königsmörder zu schön, zu würdig sind, erkenne ich die unzweideutige Machiavelli-Erinnerung Shakespeares.' Ich kann mich Köppels Ansicht nicht anschliefsen: dazu ist die Anschauung, dafs das gekrönte Haupt mehr als das eines gewöhnlichen Sterblichen in des Himmels Schutz stehe, eine zu alte. Dafs sie auch Shaksperes Zeit kannte, lehren die bei Furnefs aus Chettles Englandes Mourning Garment angeführten Worte der Elisabeth, welche sie zum französischen Gesandten gesagt haben soll, als in ihrer Nähe ein Schufs abgefeuert worden war, in dem man einen gegen sie gerichteten Mordanschlag sehen wollte; sie meinte *such majestie had her presence, and such boldnesse her heart, that she despised all feare, and was, as all princes are or should be, so full of divine fullnesse, that guiltie mortalitie durst not beholde her but with dazeled eyes.* Selbst wenn Chettle den Wortlaut dieser Stelle erst nach Claudius' Worten zurechtgemacht haben sollte (vgl. *divine fulnesse* mit *divinity* und *beholde* mit *peep*), so hätte er es doch nicht thun können, wenn die Anschauung nicht dem Zeitgeiste entsprochen hätte.

Mögen diese Zeilen ausreichen, um den Lesern dieser Zeitschrift eine Vorstellung von dem Inhalt und der Methode des Meyerschen Buches zu geben, das keiner, ohne reichen Nutzen daraus gezogen zu haben, aus der Hand legen kann.

Berlin. G. Schleich.

The poetry of Samuel Taylor Coleridge edited by Richard Garnett, C. B., LL. D. (The Muses Library). London, Lawrence & Bullen, 1898. LII u. 318 S.

Es ist eine Auswahl, nicht eine Ausgabe von Coleridges Versen; denn der Titel verspreche nicht 'his poems, but his poetry'. Vieles, was für seine Entwickelung interessant ist, darf also hier nicht gesucht werden: 'the pebble of poetry is sometimes the pearl of biography'. Dafür sind seine Dichtungen von bestechendster Originalität plastisch vorangestellt: 'Ancient mariner', 'Christabel' und was sich sonst von seinen lebensvollen Bildern übernatürlicher Gewalten in diese Kategorie reiht. Dann folgen die gedankenhaften Blankvers-Idyllen in der Art von 'The Aeolian harp': minder eigenartig, aber von desto dauerhafterer Nachwirkung, bis auf Tennyson. Die Jugendgedichte sind, gleich den Übersetzungen, ans Ende verbannt, und die Rechtfertigung dafür bietet der Herausgeber im Vorwort, das mit besonderer Eindringlichkeit den Stil des 18. Jahrhunderts von dem durch die gemeinsame Thätigkeit Coleridges und Wordsworths 1797 inaugurierten Stil scheidet. Mit Recht betont Garnett, dafs Coleridge manche seiner dankbarsten Motive, z. B. 'the film upon the firebar' (in 'Frost at midnight') schon lange vor seiner Begegnung mit Wordsworth gekannt haben mufs, aber erst im Verkehr mit ihm gewahr wurde, wie viel Poesie daraus zu münzen sei. Gleiches liefse sich auch umgekehrt von Wordsworth erweisen; die magischen Jugendeindrücke, die er seit der Begegnung mit Coleridge so gern schildert, z. B. die Ahnung der Weltbewegung beim Eislaufen, waren auch ihm vorher nicht poetisch verwertbar erschienen. Jeder der beiden Männer fand erst sein Bestes, indem er sich dem anderen erschlofs. Indem sie sich trafen, entstand der neue Stil. Je mehr die Forschung ins einzelne dringt, desto bedeutsamer zeigt sich dieser Freundschaftsbund, dem kein ähnlicher in der englischen Litteratur voranging, wohl aber bald der ähnlich befruchtende Wechselverkehr von Byron und Shelley 1816 folgte. Angesichts dieses Segens, der von persönlicher Berührung in jener ideal gestimmten Zeit ausging, kann man nur den Wunsch Garnetts teilen, dafs Coleridge doch lieber nach Weimar statt nach Göttingen gegangen wäre, zu den Dichtern des 'Faust' und 'Wallenstein', deren Wirkung auf England und Bekanntschaft mit England dann ungleich intimer geworden wäre.

Aus den von Garnett beigegebenen Anmerkungen ist besonders ein bisher ungedruckter Brief von Coleridge über die Veröffentlichung seines 'Zapolya' hervorzuheben.

Der Gesamteindruck, den diese in geschmackvoller Form gebotene Auswahl macht, ist der, dafs dem Herausgeber zwar eine profunde Gelehrsamkeit zu Gebote stand, dafs er uns aber — obwohl im Bienenhaus anglistischer Büchermacher, im Britischen Museum, als Bibliothekar beschäftigt — nur die Blüte davon vorlegte, um uns zum Lesen des Dichters zu locken, zu erwärmen, zu bilden. Seine Kritik ist nie schulmeisterlich, sondern vielmehr das anregende Gespräch des Mannes, der mit den klassischen Dichtern seines Volkes in täglichem Umgang lebt, sie wie

Freunde kennt und miteinander vergleicht, jeden in seiner Art schätzt und uns so zu ähnlichem Verkehr mit ihnen anleitet. Dies vertraute und urbane Verhältnis Garnetts zur schönsten Litteratur Englands, sowie der alten und modernen Litteraturvölker überhaupt, giebt dem Buch seinen eigenartigen, überaus ansprechenden Charakter, der aber nicht nachgeahmt, nur nachgelebt werden kann.

Berlin. A. Brandl.

Thomas Carlyle's essay on Goethe's Faust. Reprinted from the Edinburgh Review Jan.-Apr., 1822. With an introduction by Dr. Richard Schröder, Librarian of the Royal Univ. Library at Berlin. Translated from the German by Ashbel P. Fitch. New York, Knickerbocker Press, 1897. XIII u. 46 S. 8.

Eine amerikanische Ausgabe von einem Artikel in diesem Archiv (Bd. XCVI, S. 241—268). Die Einleitung zu Carlyles Text ist wörtlich übersetzt, der Carlylesche Text selbst einfach abgedruckt. Eines Morgens wurde Dr. Schröder durch die Zusendung des fertigen Buches überrascht; niemand hatte um die Erlaubnis gefragt; der übersetzte Autor hatte keine Korrektur gesehen. A. B.

Library of Contemporary Authors (with notes) Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda. Bd. 1: Mr. Meeson's Will, by H. Rider Haggard. Bd. 2: Voces Populi, by F. Anstey. Groningen, Noordhoff, 1897. Fl. 1,50.

Die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, die wohl in erster Reihe für Holländer bestimmt ist, gehen von dem Standpunkt aus, dafs für das Erlernen des modernen Englisch nichts förderlicher sei als die Lektüre solcher Prosawerke, die Gelegenheit zu Bemerkungen über die Einrichtungen, Sitten und Gebräuche in England geben. Die Ausgaben sind für *somewhat advanced learners* bestimmt; diesen sollen möglichst alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden, da es ihnen oft, sei es an Zeit, sei es an Gelegenheit, fehlt, die zum Verständnis der Schriftwerke dienenden Hilfsmittel zu benutzen. Ob dies ein richtiges Princip ist, wird vielen zweifelhaft erscheinen; jedenfalls hat es dazu geführt, dafs die Anmerkungen über alle Mafsen ausführlich geworden sind und gar nicht selten Dinge erläutern, die für *advaneed learners* ohne weiteres verständlich sein müfsten. (Das Gleiche gilt übrigens von der im ersten Bande besonders häufigen Aussprachebezeichnung.) Ein Beispiel dieser Art findet sich Bd. I, S. 117, Anm. 8, wo zu den Worten *Aphrodite's marble heart* bemerkt wird: *Aphrodite or Venus is the goddess of love and of beauty. She is a common subjeet of representation among the sculptors of antiquity, so that there are numerous marble statues extant of her. It is to this cold marble that the author here refers.'* An was für eine Klasse von Lesern mögen die Herausgeber hierbei gedacht haben? Überflüssige Anmerkungen dieser Art finden sich ebenda S. 25, 4; 60, 3. 4; 84, 2; 99, 5; 104, 1; 120, 7; 122, 1; 179, 1; 214, 5 und öfter. Das Schlimmste

in dieser Beziehung ist die Anmerkung Bd. II, 167, wo 35 Zeilen dazu verwandt werden, um das British Museum zu beschreiben, über das man sich doch schon aus jedem Reisehandbuch unterrichten kann.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, dafs aus den beiden Bänden auch viel Nützliches zu lernen ist. Zunächst ist die Auswahl der hier kommentierten Werke durchaus passend, insofern das eine eine Menge Ausdrücke aus dem Rechtsleben enthält, das andere reich ist an Schilderungen aus dem Leben der mittleren und unteren Gesellschaftsklassen. Die erklärenden Anmerkungen sind bei aller Weitschweifigkeit im ganzen genau und sorgfältig gearbeitet, Nur ein paar Einzelheiten scheinen mir verbesserungsbedürftig:

Bd. I, S. 2: die gebräuchliche Aussprache von *Messrs.* ist *messerz* oder *mesherz*, nicht *mesyurz*. S. 118, 2: *the night arose in strength* heifst nicht *appeared in all its beauty*, sondern etwa: *it became quite dark*. S. 132, 4: Der letzte Teil dieser Anmerkung ist jedenfalls ungenau ausgedrückt: *Wellington Street* ist nicht *part of a busy thoroughfare, leading to Oxford Street*. S. 134, 2: Die Bezeichnung *hackney carriage* ist durchaus nicht *old fashioned*. Statt *hackney carriage stand* sagt man gewöhnlich *cab-stand* oder *-rank*. S. 140, 5: Eine Abkürzung *flunk* für *flunkey* existiert nicht. Der Irrtum der Herausgeber erklärt sich von selbst aus der a. a. O. citierten Stelle aus Pendennis. — Bd. II, S. 1: *North Kensington* liegt nicht im Westen, sondern im Nordwesten von London. Andere Irrtümer dieser Art S. 67 (*Haverstock Hill*), 77 (*Marble Arch*), 115 (*Thames Embarkment*). S. 26: Hier wird ganz beiläufig die bekannte Komposition von Sullivan, *The Lost Chord*, erwähnt, dabei aber der ganze Text in der Anmerkung abgedruckt! S. 62, 4: Der Name *Moule* ist eher mit *to maul* in Verbindung zu bringen. S. 63, 3: *the button of an oar* ist das halbkreisförmige Stück Leder, das dem Ruderloch zunächst liegt. S. 80, 1: *ga-arn* steht für *go on*. S. 130, 3: *the Specials* bezieht sich nicht auf die *special editions* der Zeitungen, sondern auf die kurz vorher erwähnten *waiters*. S. 148, 1: Diese Anmerkung enthält wieder sehr viel, was nicht streng zur Sache gehört.

Druck und Ausstattung der beiden Bände verdienen eine lobende Erwähnung. So mögen sie denn zum Zweck der Privatlektüre immerhin empfohlen sein.

Berlin. G. Herzfeld.

Modern English Comic Theatre. With Notes in German by Dr. K. Albrecht. Leipzig, H. Hartung & Sohn. Preis jeder Nummer 40 Pfennige.

Nr. 3: My fellow Clerk. A Farce in one Act by John Oxenford, Esq. V. Edition. — Nr. 79: The School for Daughters. A Comedy in three Acts, by D. Lawler and T. H. Lacy. II. Edition. — Nr. 81: 'Ici On parle Français.' A Farce in one Act, by Thomas J. Williams. II. Edition.

Man sieht nicht recht, zu welchem Zwecke diese Heftchen eigentlich dienen sollen. Die Stücke sind ohne litterarischen Wert, der Inhalt un-

interessant, der Dialog flach und wenig witzig. Dazu kommt inkorrekter Druck und eine Reihe unrichtiger oder ungenauer Angaben in den Anmerkungen. So hätte in Nr. 3, S. 10 erklärt werden müssen, was Bow-Street bedeutet. S. 17: 'brandy and water' ist nicht 'eine Art Grog'. S. 26: der Temple ist nicht etwa ein grofses Gebäude mit zwei Gerichtshöfen. — Nr. 79, S. 6: 'what I do not meet with from everybody' heifst: was mir nicht von jedermann widerfährt. S. 24: 'Squire' (Esquire) ist schon lange kein Adelstitel mehr. S. 37. 39: Bei den Citaten wäre anzugeben, dafs das erste aus Grays Elegy on a Country Churchyard, das andere aus Hamlet (I, 4, 39) ist. — Nr. 81, S. 4: In dem Satze 'I arn't got fifty pair o'hands' ist 'got' nicht 'überflüssig'. S. 32: 'nincompoop': ob die herkömmliche Etymologie (non compos mentis) richtig ist, erscheint zweifelhaft.

Berlin. G. Herzfeld.

Englische Grammatik und Übungsbuch für höhere Schulen von Prof. Dr. R. Blaum, Oberlehrer am Lyceum zu Strafsburg. I. Abteilung: Grammatik. II. Abteilung: Übungsbuch. Dritte Auflage. Strafsburg, Trübner, 1896. X u. 243 S. broch. Mk. 2,25; geb. Mk. 2,50.

In dem Vorwort zu den beiden ersten Auflagen hatte der Verfasser das Bestreben zu rechtfertigen versucht, den grammatischen Stoff in möglichster Kürze und unter Berücksichtigung der als bekannt vorausgesetzten Erscheinungen des Französischen (oder Lateinischen) und Deutschen zusammenzustellen. Das Buch beginnt mit den Buchstaben, die im wesentlichen nach Mätzner zusammengestellt sind, und ihrer Aussprache. Um die letztere einzuüben, sollen die entsprechenden Vokabeln des Übungsbuches nacheinander auswendig gelernt werden; zu gleicher Zeit sollen die Deklinationsformen sowie die Konjugation von *to have*, *to be* und *to ask* gelernt werden. Wenn man die Schüler auf diese Weise befähigt, gleich von Anfang an Sätze zu bilden, so ist das gewifs sehr anerkennenswert. Wenn sämtliche Vokabeln über die Aussprache gelernt sind, so beginnt, gleichsam als Wiederholung, die systematische Durchnahme der Formenlehre. Bei einigen Paragraphen können Zusätze, die meist durch kleineren Druck gekennzeichnet sind, als für Anfänger zu ausführlich, überschlagen werden. Sowie bei der Lektüre irgend eine syntaktische Regel erklärt werden mufs, soll der Schüler diese sofort aus der Grammatik lernen, auch ehe er an die Lehre von der Syntax gekommen ist. Parallel mit der Formenlehre sind im Übungsbuch leichtere zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Deutsche und ihnen entsprechend solche ins Englische durchzunehmen. Nach etwa zwanzigstündigem Unterricht will Blaum sofort mit der Lektüre beginnen — etwa Walter Scotts 'Tales of a Grandfather' in einer Ausgabe mit Wörterbuch. In den ersten zehn Paragraphen (S. 3—9) giebt der Verfasser die Regeln über die Aussprache der englischen Vokale und Konsonanten, über die Betonung, die grofsen Anfangsbuchstaben und die Interpunktionszeichen. Dazu sollen die Vokabeln S. 75—87 inkl. auswendig gelernt werden und die Beispiele

zur Einübung der Aussprache S. 87—95 inkl. benutzt werden. Die Darstellung der Lautlehre scheint mir für den Schüler zu umständlich. Für den sind Zusätze überflüssig, wie z. B.: 'Ebenso sichert den Guttural bisweilen *gh*' (wie im Italienischen), oder die Berufung auf das Angelsächsische (S. 6, Aussprache von *ch*), so der Zusatz S. 9, der die Lautverschiebung behandelt. Den Lehrer aber, der natürlich historisch vorgebildet ist, kann die folgende Fassung von Grimms Gesetz über die Lautverschiebung durchaus nicht befriedigen: 'Das Englische — ursprünglich eine niederdeutsche Mundart — unterscheidet sich vom Hochdeutschen besonders dadurch, dafs bei den Konsonanten eine Lautverschiebung stattgefunden hat. Für die im Niederdeutschen gesprochenen Tenues *p, t, k* hat das Hochdeutsche in der Regel die entsprechenden Aspiratae *f, th (z), ch (h)*, für die niederdeutschen Aspiratae die Mediae *b, d, g*, für die niederdeutschen Mediae die Tenues eingesetzt (Formel TAM = Tenuis-Aspirata-Media: Grimms Gesetz). Beispiele:

to	zu	*three*	drei	*deaf*	taub
tooth	Zahn	*that*	dafs	*do*	thun (tun)
		ape	Affe		
		oak	Eiche.'		

Ich bin für die ausgiebigste Verwendung der Resultate historischer Forschung für den neusprachlichen Unterricht. Fortwährende Rücksicht auf die früheren Stufen des Französischen und Englischen sowie Vergleiche mit dem Deutschen und den klassischen Sprachen können jedem vernünftigen Unterricht nur nützen, der bilden und nicht abrichten will. In die Schulgrammatik gehören sie deshalb nicht, weil man sie den Schülern nicht in dem Zusammenhange bieten kann, in dem die wissenschaftliche Grammatik sie darstellt. Die Kenntnis der historischen Grammatik thut sich vor allen Dingen in der Gruppierung kund. So unterscheiden die Regeln des § 65 nicht scharf genug zwischen dem Partic. praes., dem Verbal-Substantivum und -Adjectivum und dem Gerundium. Der Ausdruck 'Gerund' kommt ganz unvermittelt im Zusatz S. 64 vor. — S. 55: *to have done* + Part. Praes. ist falsch, *working* ist das Gerundium. Im § 11 würde ich die Regel nicht gegeben haben, dafs 'den Dativ zum Teil der Accusativ vertritt, sonst das Dativverhältnis durch *to* zu (franz. *à*) mit dem Accusativ ausgedrückt wird'. Weshalb konnte hier nicht einfach im Anschlufs an den sächsichen Genetiv gesagt werden, dafs der sächsische Dativ durch Abfall der Endung dem Accusativ in vielen Fällen gleich geworden ist, daneben ein nach französischer Weise gebildeter entstanden ist. § 11, 4 vermisse ich *grotto* und *solo, canto* und *octavo. Peoples* (§ 12) für Völker würde ich trotz Macaulay nicht in die Schulgrammatik bringen. § 13, 3 gehört *spectacles* nicht unter die Regel, dafs Werkzeuge, die zwei Schenkel oder Hebel haben, nur im Plural gebraucht werden. Weshalb soll man nicht sagen 'Dinge, die aus zwei gleichartigen Teilen bestehen'. § 13, 4, c dient der franz. Plural *aumônes* nicht zur Erklärung von *alms*. Die Regel über den unbestimmten Artikel steht S. 15 als Zusatz unter denen über das Geschlecht der Substantive. *A five pound note* (S. 13) wird wohl gewöhnlich mit einem Bindestrich geschrieben. § 15, Zusatz 1:

the agreeable, the good, das Angenehme, das Gute vermisse ich: *what is good.* § 17, Zusatz: *Little* steigert als Attribut *smaller, smallest* würde ich einfach sagen: 'kleiner, am kleinsten' wird gewöhnlich durch *smaller, smallest* übersetzt. Weshalb ist § 60 nicht der Ausdruck *Praeterito-Praesentia* statt *Auxiliaries of Mood* aus § 28 wiederholt.

Nicht einverstanden bin ich mit der Fassung der Regeln über den Gebrauch der Zeiten und Modi. So finden sich § 64, Zusatz 2 einfach die Sätze: *What is to be done? — I have heard it said. — The book is not to be bound,* ohne dafs auch nur eine Erklärung versucht wird.

Ganz brauchbar ist der Anhang über die Abkürzungen sowie über englisches Geld, Mafse und Gewichte.

Fachgenossen, die das Buch im Unterricht benutzen wollen, können es ja vorher prüfen, wie weit es ihren Anforderungen genügt. Die zweite Abteilung, die das Übungsbuch enthält, bietet gut ausgewähltes Material für die Einübung der grammatischen Regeln.

Doberan i. M. O. Glöde.

Jean Passy et Adolphe Rambeau, Chrestomathie française, morceaux choisis de prose et de poésie avec prononciation figurée à l'usage des étrangers, précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. Paris, Le Soudier; New-York, Holt and Co., 1897. XXXV u. 250 S. 8.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob, wie die Vorrede meint, in der That eine Notwendigkeit besteht *d'augmenter constamment la littérature en transcription phonétique;* man sollte denken, das etwa bestehende Bedürfnis dürfte als durch verhältnismäfsig weniges gedeckt gelten, wofern nur dies wenige eine vertrauenswerte, ausreichende Belehrung in der zweckmäfsigsten denkbaren Weise bietet. Vielleicht aber meinen die Verfasser auch nur, es werde dieses Ziel erst auf dem Wege fortgesetzter Versuche erreicht werden; und dann kann man ihnen unbedenklich zustimmen. Was sie selbst geben, ist noch nicht das letzte Erreichbare, aber sicher etwas recht Nützliches und wird sich z. B. für Seminarübungen recht förderlich erweisen können, auch in Deutschland, obwohl die Einleitung die französischen Laute nie mit den jeweiligen nächstverwandten deutschen, sondern den englischen (und den amerikanischen) vergleichend zusammenhält. Dem erfahrenen Lehrer wird daneben immer noch zu thun nicht wenig bleiben; denn die Einleitung, die über die Natur der französischen Laute und die hier angewandte Art ihrer Darstellung Aufschlüsse giebt, übrigens viel öfter, als bei dieser Gelegenheit angebracht war, den Leser an den *Maître phonétique* verweist, läfst ihn über vieles im unklaren, das ihm viel weniger entbehrlich sein wird als die oft genossenen Ergiefsungen über die richtige Methode des Sprachunterrichts überhaupt, über die Gefahren der Beschäftigung mit der Litteratur und die der vergleichenden Bezugnahme auf die Muttersprache und des Übersetzens. Es ist z. B. kaum ausreichend, was in den Paragraphen 56—58 über den Accent gesagt ist; es wird der Leser schwer sich etwas Bestimmtes dabei denken

können, wenn er § 52 erfährt, in der Verbindung *chaque jour* werde das *k* des ersten Wortes *en partie* stimmhaft, da ihn § 46 nur über stimmhafte und stimmlose Konsonanten, nicht auch über etwas dazwischen Liegendes unterrichtet hat; und völlig ratlos wird er der Aufforderung gegenüberstehen, S. 194, 21 die ganzen Wörter *dit* und *vu* stimmlos zu sprechen, da man ihm vom Flüstern nichts gesagt hat.

Da das Buch nicht für Anfänger bestimmt ist, kann man nur billigen, dafs ungleichartige Aussprache zur phonetischen Darstellung gebracht ist, je nachdem der Text seinem Inhalte nach langsamen, sorgsamen, vielleicht gar feierlichen Vortrag erheischt oder aber zu raschem und nachlässigem sich eher eignet. Es ist zweimal auch je ein und derselbe Text in doppelter Transskription gegeben, was zu lehrreicher Vergleichung eine noch günstigere Unterlage bilden würde, wenn zu der Ungleichheit der dargestellten Sprechweise nicht auch noch Ungleichheit des Umschreibverfahrens käme. Was dieses Verfahren betrifft, so geht die Sorgfalt in Bezug auf das Mafs des Angestrebten nicht durchweg gleich weit: Nur ganz selten wird durch einen ungeteilten Zeichenkomplex dargestellt, was doch ein ungeteilter Lautkomplex (*groupe d'énonciation*) ist; und das ist zu bedauern, weil unrichtige Vorstellungen dadurch geweckt werden und diese alleinstehenden *l* (= *l'*), *œ̃n* (= *un-arbre*), *lez* und dergleichen einen Abfall vom Princip phonetischer Schreibung bedeuten. Ein einziges Mal wird versucht, auch Steigen und Fallen der Stimme anzudeuten und gleichzeitig die Dauer der Redepausen anzugeben. Majuskeln sind vermieden; mit gewöhnlicher Antiqua, mit fetter und mit kursiver Schrift und wenigen zu der üblichen Lateinschrift hinzukommenden Zeichen wird alles Erforderte geleistet. Zu mifsbilligen scheint mir der ungleiche Gebrauch, der von dem Zeichen der Länge (ꜝ) gemacht wird; man findet es hinter dem *o* von *poz* (*pause*), hinter dem *n* von *prochaine* (nicht hinter dem von *peine* 16, 12), hinter dem *m* von *homme* (nicht hinter dem des damit reimenden *comme* 148, 11, das freilich keine Pause hinter sich erlaubt). Was in jedem dieser Fälle angedeutet werden soll, ist nicht schwer zu erraten; sicher aber ist es nicht überall dasselbe. Die Wörter, die in der gewöhnlichen Schrift auf Vokal mit stummem *e* dahinter ausgehen, werden so geschrieben, wie wenn dies *e* nicht da wäre; die Ausgänge von *vu* und *vue*, von *joie* und *toi*, von *parti* und *partie*, von *pluie* und *puis*, von *contenu* und *continue* erscheinen völlig gleich. Das entspricht meines Wissens der sorgfältigen Aussprache gebildeter Franzosen nicht; hier hätte ich von dem Zeichen der Länge hinter dem auslautenden Vokal gern Gebrauch gemacht gesehen, wo die übliche Schrift ihr *e* setzt.

Doch damit kommen wir schon zu der Frage nach der dargestellten Aussprache. Es soll dabei nicht länger verweilt werden, dafs manche Angaben in Widerspruch stehen mit der Lehre anderer Orthoepisten: *becquée, aimer, allécher* lernt man hier mit offenem *e* in der vorletzten Silbe sprechen, *mes, tes, ses, les, des, ces,* auch *mais* und die erste Silbe von *saisir, aisément* mit geschlossenem *e, fable, passage* mit offenem *a* in der ersten, *mauvais, aurore* mit offenem *o* in der ersten, *aumône* mit ebensolchem in der letzten Silbe, *trop* mit offenem *o* auch vor Konsonanten,

Europe mit offenem *ö*, *place* ohne Länge des Vokals und dergleichen. Es ist eben auch in Frankreich Gleichmäfsigkeit der Aussprache, selbst bei den Gebildeten der Hauptstadt, nicht vorhanden; und etwa die Sprechweise des Théâtre français in Bezug auf *mes, tes, ses* oder auf die 'Bindung' als Norm anzuerkennen, sind unsere Verfasser weit entfernt; sie scheinen es weniger ungern zu sehen, wenn ihre Schüler durch Gemeinheit als durch Geziertheit aufzufallen Gefahr laufen. Sehr weit gehen sie in der Forderung der Assimilation, weiter als ich es, wenigstens in irgend welchem Schulunterricht, zu thun für richtig halten würde: sie lassen das *ch* von *sèches de la France* 2, 5 II stimmhaft werden, ebenso das *t* in *quatre jolis* 4, 25 II (nicht aber das *c* von *source du petit oiseau* in demselben Stück), das *t* in *sans doute bien* 6, 3 II, das *c* von *bec dans l'eau* 10, 3, das *s* von *se décide* 6, 10, dies alles wenigstens nur in nachlässiger Sprache, aber auch das *s* von *seconde* 194, 8, das *t* von *maudite boue* 148, 5, das *f* von *triomphe demain* 180, 4, das *t* von *faites-vous* 184, 34 in Versen; und umgekehrt geben sie stimmlose Artikulation dem *b* von *tombe sur* 2, 12, dem *g* von *plonge son* 8, 16, von *fromage sans doute* 144, 19, dem *d* von *de toute sa force* 10, 8 (was aussprechen zu hören interessant sein müfste); sie schreiben auch geradezu *saftier* (*savetier*), *naïfté* (*naïveté*). Nichts kann mir ferner liegen, als die Thatsache zu bestreiten, dafs dergleichen Aussprache vorkomme; aber ob es sich empfiehlt, sie irgend einem Fremden zu raten, ist mir doch sehr zweifelhaft, und ich bin völlig überzeugt, dafs keiner mit derjenigen Artikulation, welche durch die übliche Schreibweise angezeigt ist, unangenehm auffallen wird; eher kann er es mit der nachlässigen, solange ihm nicht gelungen ist, jede sonstige Spur seiner Ausländerschaft aus seinem Sprechen zu tilgen.

Wenn ich noch erwähnt habe, dafs, was über den französischen Versbau gesagt wird, mir durchaus verfehlt scheint, dafs man vielmehr sagen müfste, die nach den bisher in Geltung gewesenen Principien gebauten Verse seien, nach der heute im täglichen Leben üblichen Sprechweise vorgetragen, überhaupt keine Verse mehr, und weiter festgestellt habe, dafs das Buch nicht ganz in dem erforderlichen Mafse von Druckfehlern frei ist, was freilich bei der Schwierigkeit der hier dem Korrektor gestellten Aufgabe auch kaum erreichbar war, so ist damit jedes Bedenken zur Sprache gebracht, das mir der Chrestomathie gegenüber bleibt. Von der Auswahl der Texte nach Inhalt und Gattung zu reden thut kaum not; als Lesebuch im gewöhnlichen Sinne wird es schwerlich verwendet werden, und da verschlägt es wenig, dafs der erste Teil mit seinen *Anecdotes, amusettes, calembours* u. s. w. dem Inhalte nach recht dürftig erscheint; für Aussprechübungen ist schliefslich alles gut und, was Verstand und Gemüt am wenigsten in Anspruch nimmt, vielleicht das beste. Ebensowenig thut es der Brauchbarkeit des zweiten und des dritten Teiles Eintrag, dafs sie grofsenteils überall wiederkehrende Chrestomathiestücke enthalten; gerade die Stücke, die fast jeder auswendig gelernt hat, wird man gern einmal in phonetischer Umschrift lesen, um daran die angewöhnte Aussprechweise zu prüfen.

Berlin. Adolf Tobler.

H. Michaelis et P. Passy, Dictionnaire phonétique de la langue française. Hannover, Berlin, Carl Meyer, 1897. XVI u. 318 S. 8. 4 Mk., geb. Mk. 4,80.

Zu Anfang der Vorrede des Buches, das sich als ersten Band einer 'Bibliothek phonetischer Wörterbücher, herausgegeben und der *Association phonétique internationale* gewidmet von G. Michaelis, Rektor in Spandau' vorstellt, liest man, seit langer Zeit beklage sich die linguistische Welt über das Fehlen phonetischer Wörterbücher, nicht etwa solcher, die über die Aussprache der in der üblichen Orthographie vorgeführten Wörter Auskunft geben — an diesen ist kein Mangel —, sondern solcher, die die Wörter in phonetischer Schreibung, geordnet nach dem (einem) phonetischen Alphabet, zum Ausgangspunkt nehmend, über die heute gebräuchliche Weise sie zu schreiben belehren. Es mag an der Unzulänglichkeit meines Zusammenhanges mit der linguistischen Welt liegen, dafs derartige Klage nie zu mir gedrungen ist. Wäre es geschehen, so würde ich zu beschwichtigen und vor übereilten und unzureichenden Versuchen der Abhilfe zu warnen versucht haben. Gern soll zugegeben sein, wie es sich ja auch von selbst versteht, dafs ein klarer Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse, in den Bestand an vorkommenden Lauten und die Bedingungen und Fälle ihres Auftretens, zu welchem Einblicke die übliche Schreibweise nur zum Teil verhilft, von hohem wissenschaftlichem Werte und von grofser Bedeutung insonderheit für den Ausländer ist, der eine Sprache erlernen will, und dafs, da zur Mitteilung der Thatsachen nun einmal der Schrift nicht zu entraten ist, es Vorteile gewährt, die sehr verwickelte Konvention der geschichtlich gewordenen Schreibweise durch eine neuerfundene, folgerichtigere Konvention, also eben durch sogenannte phonetische Schrift, zu ersetzen. Es ist aber zu bestreiten, dafs die alphabetische Aufzählung der einzelnen Wörter (oder Stämme!) die angemessene Form der vorzutragenden Lehre sei. Auf diesem Wege wird einmal das Wort nur in einer Vereinzelung behandelt, in der die lebendige Sprache es nur ausnahmsweise kennt, und erscheint nicht in der oft abweichenden Lautgestalt, die es im Zusammenhang annimmt; auf diesem Wege wird ferner alles blofs Flexivische gar nicht berührt; auf diesem Wege trifft man endlich an tausend verschiedene Stellen verzettelt, was als Wirkung eines einzigen Gesetzes, als Beispiele zu einer einzigen Regel erscheinen müfste und mit der Zufälligkeit des Wortanlauts in keinerlei Zusammenhang steht. Also, um beim Französischen und dem vorliegenden Buche zu bleiben, das Lexikon lehrt zwar *prẹmiẹ* und lehrt *abọr* sprechen (ich erlasse der Druckerei, die Typen anzuschaffen, die hier erforderlich sein würden), aber wie beim Zusammentreten der zwei Wörter gesprochen wird, erfährt man nicht. *sẹ* und *lẹ* werden vorgeführt, *sẹ l(e) (disait)* nicht. Über Quantität und Qualität der Vokale der Endungen *-âmes, -îmes, -ûmes, -ât, -rai, -rais* kann das Wörterbuch nichts aussagen (die ersten vier wird der richtige 'Linguist' übrigens ja auch nie mehr brauchen; das Perfectum ist ein historisches Tempus, und Geschichte — *'zut'!*). Von dem *e* der Gruppen *esp, est, esk* würde viel besser

ein für allemal gehandelt, statt daſs für sie bei jedem Falle des Vorkommens ẹ und ę angegeben würde. So scheint mir denn, daſs eine Darstellung von der Anlage derjenigen, die Ploetz vor langen Jahren gegeben hat, weit nützlicher und dabei wissenschaftlicher ist als die hier in Angriff genommene. Es ist damit nicht gesagt, daſs seine Angaben nicht hier und da Berichtigung erfordern, oder daſs nicht mit Nutzen zum Behuf gröſserer Kürze die Schriftzeichen der Phonetiker angewandt werden könnten.

Freilich wollen die Verfasser denjenigen dienen, die, der Aussprache sicher, nach der üblichen Schreibweise fragen. Es dürfte aber wohl wenige geben, die zu diesem Zwecke nach dem Buche greifen, und bei weitem zahlreicher werden die sein, die orthoepische Belehrung darin suchen, sei es, daſs ihnen beim Lesen etwa weniger bekannte Wörter aufstoſsen, mit deren falscher Aussprache sie sich lächerlich zu machen vermeiden wollen, sei es, daſs sie nach dem Rate kundiger Leute zwischen Aussprechweisen zu wählen wünschen, die alle gehört werden. Für Benutzer der ersten Art hätte dem Wörterbuch noch manches einverleibt werden können, z. B. an französischen Eigennamen, was gewiſs willkommen gewesen wäre (so gut wie *Reims* hätten *Guizot, Montaigne, Stendhal, Ducis, Mars la Tour* aufgenommen werden dürfen), während unzählige andere Artikel niemals irgendwem nützen werden. Wer von verschiedenen Lautgebungen in demselben Worte sich eine als die empfehlenswerte bezeichnen zu lassen wünscht, der wird wider alle Erwartung oft im Stiche gelassen und in sehr vielen Fällen zweierlei Aussprache ohne alle Bevorzugung der einen einfach konstatiert finden: die Wörter auf *-isme* darf er mit stimmlosem und mit stimmhaftem *s* sprechen, ebenso *second; aimer, aisselle* mit offenem oder mit geschlossenem *e* im Anlaut; auch in *sais, (il) est, geai, mais* sind beide Qualitäten des *e* gleich gut; *trop* vor Konsonanten mit offenem oder mit geschlossenem *o*; *heureux* mit dem einen oder dem anderen *ö* in der ersten Silbe; *absolu* mit offenem *o* oder mit offenem *ö*[1] in der Mittelsilbe; *toit* mit offenem oder mit geschlossenem *a* am Ende; *août* lautet *aut* oder *au* oder *u; aujourd'hui* hat geschlossenes oder offenes *o* in der ersten, *u* oder offenes *o* in der zweiten Silbe; *'h* darf man sprechen oder nicht sprechen; ebenso *t* in *avant-hier.* Zeigt sich hier weitgehende Duldsamkeit, wo dem Fachmann eine Wahl auf Grund der Art der beobachteten Kreise wohl anstehen würde, so ist jene Tugend nicht minder weit getrieben in einigen anderen Fällen, wo der Entscheid noch weniger zweifelhaft sein kann: in den Verben *régler, céder, espérer, régner, répéter* darf in der letzten Stammessilbe offenes *e* auch unmittelbar vor betonter Endung, also z. B. im Infinitiv gesprochen werden; für das Präfix *ex* vor Konsonanten wird die Aussprache *es* nicht bloſs konstatiert, sondern empfohlen. Demgegenüber kann man nur dankbar anerkennen, daſs *artisse, anarchisse* noch nicht aufgenommen sind; da jedoch *pasque* für *parce que* gebilligt ist, wird eine folgende Auflage wohl auch jener sich erbarmen.

---

[1] Mit *œ* ist hier bezeichnet, was Beyer mit *ǫ* (im Unterschiede von offenem *o*) meint.

Die gewählte phonetische Schrift[1] ist die bekannte des Herrn Passy. Sie leistet ohne Zweifel einiges, aber noch lange nicht alles Wünschenswerte. Wie können z. B. die Herren es über sich bringen, den in *camper* und den in *camp(e)ment* auf das nasale *a* folgenden Laut mit demselben *p*, den in *atteint* und den in *att(e)nant* auf *a* folgenden mit dem nämlichen *t* zu bezeichnen?[2]

Als Anhang finden wir einen sehr kurzen *Coup d'œil sur la prononciation française* (S. 307—314), der mit einer ganz unzulänglichen Beschreibung des Sprechapparats anhebt. Diese nimmt auf die an die Spitze des Buches gestellte Abbildung keinerlei Bezug, deren viele Zahlen ohne die zugehörige Erklärung bleiben. Die Abbildung selbst ist durchaus nicht geeignet, eine richtige Vorstellung auch denen zu geben, die sie nicht von anderwärts bereits mitbringen. Wertvoller ist die Übersicht der hauptsächlichsten Abweichungen im Aussprechen, die man bei denen wahrnimmt, die richtig französisch zu sprechen gewillt sind und glauben. Wer es nicht schon wufste, kann hieraus lernen, wie weit man auch in Frankreich, ja selbst in Paris davon entfernt ist, die Landessprache, die man von mundartlicher Beeinflussung frei zu halten glaubt, übereinstimmend zu sprechen. Wo soll da der Orthoepist seine Norm hernehmen, wenn er mit Herrn Passy das erste Theater der Hauptstadt perhorresziert und auch der besser erzogenen Gesellschaft nicht recht traut? Aus dem Gewirre von Angehörigen aller Stände, aller französischen Provinzen und aller Länder der Erde, das sich Vergnügen oder Arbeit suchend und anbietend in Paris durcheinander drängt, und unter dem man durch sorgfältiges Sprechen kaum weniger aufzufallen fürchten müfste als durch Wahren einer gewissen Haltung in anderen Dingen, aus diesem Gewirre wird man sie schwerlich jemals herauszuhören vermögen.

Adolf Tobler.

Franz Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. Zweite verbesserte Auflage. Köthen, Schulze, 1897. XVI u. 222 S. 8. Mk. 4,80.

Beyers französische Phonetik erfreut sich seit ihrem ersten Erscheinen (1888) eines verdienten Ansehens. Es mögen schon manche eine heilsame Einführung in das phonetische Studium des Französischen namentlich in dem ersten Teile des Buches gesucht und gefunden haben, der mit Kürze und doch ausreichend, auch in präziser Ausdrucksweise über die Sprachorgane und über die einzelnen französischen Laute belehrt, der namentlich über den wichtigen Blählaut, über nasale Vokale, auch über Kon-

[1] Dafs eine solche den Einblick in die Bildung von Wörtern mittels Präfixen und Suffixen erleichtere, ist eine seltsame Illusion. Wenn *valet* und *Valais*, wenn *jouais*, *jouait* und *jouet* gleich aussehen, wo soll da eine Erleichterung herkommen?

[2] Die Verschiedenheit der Artikulationen und der entsprechenden Wahrnehmungen des Ohres sind natürlich den Specialisten nicht entgangen; s. Beyer, Frz. Phon.[2] § 45 und 102.

sonantengemination so klar und so zutreffend handelt, dafs man denken möchte, irrtümliche Auffassungen und falsche Sprechpraxis könnten heute nach diesen Seiten hin gar nicht mehr bestehen. Manches freilich reizt zum Widerspruch, wie etwa die Behauptung, auslautende Vokale seien immer kurz (§ 74), oder erscheint unfertig, wie das, was über den Wechsel im Stimmton (zweite Abteilung, viertes Kapitel) vorgetragen wird, oder gar nicht zur Sache gehörig, wie die wertlosen Bemerkungen über redebegleitende Gebärden und Mienen. Und so wenig ich dagegen einzuwenden wüfste, dafs 'Lehrer und Studierende' Kenntnis von all der Verunstaltung gewinnen, die das Französische im Munde von Kindern, ungebildeten oder sich gehen lassenden gebildeten Leuten erleidet, so wenig scheint es mir doch Billigung zu verdienen, wenn man das, was Beyer 'natürliche Rede' nennt, zum Französisch unserer Schulen machen will. Die Rolle der französischen Litteratur wird allerdings in unserem Unterrichte von Jahr zu Jahr bescheidener, während die der *Phrases de tous les jours!* entsprechend an Bedeutung gewinnt; und da kann es denn nicht wundern, wenn auch in Bezug auf Aussprache als das Richtige für die Schule nicht mehr gilt, was früher. Indessen dürfte man doch beherzigen, dafs zwei- oder dreierlei französische Aussprache in deutschen Schulen nebeneinander zu pflegen schwer angeht; ferner dafs bei der Notwendigkeit einer Wahl unter lotterig und sorgsam, der Entscheid für letzteres sich schon darum empfiehlt, weil ein achtsames Umgehen mit Geborgtem immer einen guten Eindruck macht; und dafs 'natürlich' nicht allein die Rede des Pöbels, sondern auch die der guten Gesellschaft, insonderheit ihrer Frauen ist. Ein paar Druckfehler seien hier noch angegeben: S. 35, 1 v. u. ist die Umschrift von *enfoui* irrig, S. 48, 6 v. u. die von *huile;* S. 60, 10 v. u. wird es nichtsilbigen statt silbigen heifsen müssen; S. 82, 17 v. u. *ka-ak* statt *ha-ap;* S. 121, 13 v. o. *je suis assez malheureux d'avoir la vue basse* ist nicht gerade ein Druckfehler; S. 162, 16 v. u. ist *longue main* falsch umgeschrieben. Möge das Beyersche Buch auch in seiner neuen, verbesserten Auflage viel Leser finden, namentlich auch solche, die geneigt und fähig sind, selbst zu beobachten und selbst zu urteilen. Adolf Tobler.

Montaigne. Principaux chapitres et extraits des 'Essais' publiés avec des notices et des notes par A. Jeanroy, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Paris, Hachette & Cie., 1897. XXXV u. 379 S. kl. 8.

Unter diesem Titel bietet der Herausgeber aus dem Hauptwerke des merkwürdigen Denkers einen Auszug, der, zunächst für den höheren Unterricht in Frankreich bestimmt, gewifs auch deutschen Studierenden gute Dienste leisten wird. Eine zutreffende Vorstellung von dem in seinem ganzen Umfange schwer zu bewältigenden Werke, ein treues Bild von dem eigenartigen Manne zu gewähren, ist diese Auswahl wohl geeignet, zumal da zu den mit gutem Urteil herausgehobenen Teilen der 'Essais',

unter denen man von den bemerkenswertesten[1] kaum welche vermissen wird, eine ansprechende Biographie und eine scharfsichtige Charakterzeichnung Montaignes aus der Feder des Herausgebers hinzutreten, der unbefangen genug ist, auch das eine thatkräftige Jugend weniger Anziehende in des Verfassers Wesen zu erkennen und ins Licht zu setzen, tiefblickend genug, um hinter dessen eigenem Zeugnis das Uneingestandene wahrzunehmen. Dem Leben Montaignes schliefst sich eine ausreichende bibliographische Notiz über den Text der 'Essais' an, in der man auch über den Wert des Exemplars von Bordeaux einiges erfährt, was vor Überschätzung desselben zu bewahren geeignet ist.

Der Text wird nicht in der Schreibweise der alten Drucke, sondern in der heutigen gegeben, was um so weniger zu mifsbilligen ist, als anhangsweise (S. 337—355) ein Kapitel in der alten Orthographie vorgeführt wird. Die wirklich sprachliche Besonderheit ist dagegen unangetastet geblieben, man findet *je treuve, poisant, contreröler* und dergleichen, und noch weniger ist im Syntaktischen von Montaignes Texte abgewichen. Bisweilen freilich mag eine kleine Untreue sich eingeschlichen haben: ob z. B. *fantaisie* 178, 202 neben *fantasie,* ob *a-t-elle* 184 neben *a-elle* des Verfassers Sprache angehört, ob er wirklich *communément* 223, *obscurément* 214 mit *é* gesprochen hat, ob *dénéantise* 179 mit *é* in der ersten Silbe richtig geschrieben ist, kann zweifelhaft scheinen. Das Geschlecht von *mensonge, affaire, étude* schwankt auch in anderen Ausgaben; ob der Verfasser selbst hierin unsicher war, bleibt fraglich.

Die reichlich hinzugefügten Anmerkungen werden dem minder erfahrenen Leser gar sehr, oft aber auch dem kundigen zu statten kommen. Sie sind sehr mannigfaltigen Inhalts, erklären bald aufser Übung gekommene Wörter des allgemeinen älteren Gebrauches, bald solche, die immer nur provinziale Geltung gehabt haben, warnen davor, heute noch übliche so zu verstehen, wie sie Montaigne sicher nicht verstanden hat, machen auf syntaktische Eigentümlichkeiten aufmerksam, die einem heutigen Leser nicht geläufig sein können, kommen dem Verständnis zu Hilfe, wo auch der sprachkundige Leser die Meinung des Verfassers nur schwer erkennt; sie weisen die Herkunft der von Montaigne bekanntlich überreichlich seinem Werke einverleibten lateinischen, griechischen, italienischen Citate nach (worin dem Herausgeber bestens vorgearbeitet war) und geben deren freie Übersetzung, erteilen Aufschlüsse über Thatsachen der politischen und der litterarischen Geschichte, die der Verfasser berührt, und unterrichten über die Zusätze, Kürzungen oder anderweitigen Änderungen, die der Text der 'Essais' von seinem Erscheinen bis 1595 erfahren hat. Auch die Anmerkungen dieser letzteren Art wird man gern benutzen; nicht nur lehren sie beachtenswerte Wechsel im Urteil und im Geschmack des Verfassers kennen, zeigen sie die Liebe, mit der er immer wieder zu seinem Werke bessernd und vollendend zurückkehrte, son-

[1] Dazu gehören namentlich auch die, worin Montaigne von seinem Lebensgange, seinen Gewohnheiten, seinen Lieblingsschriftstellern, seiner Sprache und seinem schriftstellerischen Vermögen handelt. Auch von dem wichtigen Kapitel über R. Sebundus sind ansehnliche Abschnitte mitgeteilt.

dern die Ausscheidung des nachträglich Zugefügten erleichtert oft auch den Einblick in die Gedankenverknüpfung eines gröfseren Ganzen, den die Einschaltung erst später eingefallener Dinge manchmal recht mühevoll macht. In dem obenerwähnten, mit Montaignes Orthographie wiederholten Kapitel ist die Entstehung des Textes von 1595 durch Anwendung verschiedener Typen für die successiven Zusätze noch deutlicher veranschaulicht. (Für neue Ausgaben des Gesamtwerkes würde es sich übrigens wohl empfehlen, die Zusätze von 1595 nur in Anmerkungen wiederzugeben, da sie ja doch nicht mehr durch Montaigne selbst dem älteren Texte eingefügt sind.)

Zu diesen Anmerkungen erlaube ich mir ein paar Dinge von geringem Belang hier berichtigend vorzubringen, die vielleicht bei einem Neudruck beachtet werden dürften. 28, 1 *eéans* ist nicht *ecce intus.* 31, 3 die Erklärung, die zu den Worten gegeben wird *la voix est lors plus pure qu'elle est plus grèle,* kann als Anweisung zum Übersetzen genügen, lehrt aber den eigentlichen Sinn der Ausdrucksweise nicht kennen (vgl. prov. *on mais*). 36, 3 *s'en prendre au nez* (*de quelqu'un?*) scheint mir nicht zu bedeuten *sauter au visage pour se venger;* man sehe die im Grimmschen Wörterbuch unter *Nase* 404 c beigebrachten Redensarten und vergleiche *par le nes souvent se prent Qui por le siecle trop despent,* GCoinsy 553, 499. 67, 3 *divers* heifst 'absonderlich, seltsam', s. Godefroy. 72, 8 für *viande* wird man *vivanda* (statt *vivenda*) als Etymon nicht mehr dürfen gelten lassen, seitdem die altit. Form *bidanda* bekannt ist. 81, 8 *il l'en appelle* möchte ich verstehen 'er legt es ihm zur Last, macht es ihm zum Vorwurf'. 91, 3 *si y a-il bien à dire* heifst *et toutefois, il s'en faut de beaucoup.* 128, 1 in *dieu merci* ist *dieu* nicht Dativ, sondern Genetiv, *dei mercede, par la grâce de dieu.* 129, 2 (69, 3) *gehenna* hat meines Erachtens mit *gène* gar nichts zu thun, sondern hat nur vom 16. Jahrhundert ab die Schreibung des aus *gehine* entstandenen Wortes beeinflufst. 137, 4 (64, 1) in *rien digne* möchte ich nicht von Unterdrückung oder Wegbleiben eines partitiven *de* sprechen; *digne* ist einfach attributiv zu *rien.*

Hier und da war auch eine Anmerkung zu erwarten, wo man keine findet, so zu *Severus Cassius* S. 6; und an mehr Stellen noch, als es geschehen ist, durfte auf logische Defekte, auf störende, irreführende Gedankensprünge des Verfassers hingewiesen werden. S. 7 oben erscheint der Vergleich wenig glücklich, oder, wenn er es sachlich sein sollte, doch nicht zu voller Klarheit ausgearbeitet. Ähnliches wäre von S. 30 zu sagen: dafs die Gewohnheit zu einer Macht werden kann, neben der unsere Freiheit der Entschliefsung zu kurz kommt, wird durch die Geschichte von der Frau schlecht illustriert, die schliefslich einen Ochsen auf den Armen tragen konnte, weil sie ihn von seiner Kleinheit auf getragen hatte. Zu 77, 8 war auf das zu verweisen, was die Volksnaturgeschichte vom neugeborenen Bären sagt; zu 79, 5 v. u. auf den Gebrauch von *de quoi* im Sinne von *de ce que* 'darüber dafs' (auch 90, 5 v. o.); zu 139, 2 auf die eigentümliche Konstruktion von *fournir.*

Der Druck ist im ganzen sorgsam überwacht, doch sind mir einige Fehler aufgestofsen: S. XV, Z. 3 v. u. *moins* für *plus;* S. 15 im ersten Citat lies *imbellis;* S. 46, Anm. 4 *dépend* für *dépens;* S. 135, Z. 10 v. u.

des Textes l. *le penser;* S. 139, Z. 4 v. u. des Textes l. *moyens;* S. 152, Anm. 6 l. *Qui les regrette;* S. 182 drittes Citat l. *diserimina;* S. 185, Anm. 2 l. *p.* 129 *n.* 8; S. 197, Z. 2 v. u. des Textes l. *rien du nôtre;* S. 215, Z. 8 v. o. l. *que l'étendue* und zwei Zeilen später *l'homme se monte;* S. 221 erstes Citat l. *qui feci.* Wenn S. 195, Z. 15 es heifst *Qui dément l'âme,* so ist dies, wie die Anmerkung zeigt, nicht ein Druckfehler, ein Fehler aber ohne allen Zweifel; sollte das Verbum *dementat* bedeuten, so müfste es auch *démente* lauten; das Richtige aber ist, was in anderen Ausgaben steht (ob in allen, weifs ich nicht): *desmeut* von *desmouvoir.*

Zu dem bereits erwähnten Anhang kommen als zweiter zwei Auszüge aus Montaignes Reisebericht und als dritter ein Kapitel aus des Sebundus *Theologia naturalis* nebst dem entsprechenden Stücke der 1569 erschienenen Übersetzung, die Montaigne von dem Werke auf den Wunsch seines Vaters verfafst hatte.

Adolf Tobler.

Poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte für höhere Schulen. Von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Berlin, Gaertner, 1897. VIII, 181 S. 8.

Diese Auswahl hat den Vorzug, dafs sie aufser dem 'Alten und Bewährten, das in keiner derartigen Sammlung fehlen darf' (Vorrede) auch so viel Neueres mit der weitverbreiteten von Gropp und Hausknecht gemein hat, dafs man beide Bücher ohne Schwierigkeit nebeneinander wird verwenden können; man erkennt schwer, welches andere als ein industrielles Interesse das neue Buch ins Dasein hat rufen mögen. Beim Durchfliegen der Texte fällt mir unangenehm auf, dafs in V. Hugos *Pour les pauvres* die erste Strophe einen Vers eingebüfst hat und von der vierten Doppelstrophe die zweite Hälfte fehlt. Von desselben Dichters *Hymne* vermifst man die mittlere Strophe, die in Schulen, wo man Unterredungen über die Sehenswürdigkeiten von Paris anstellt, nur willkommen sein kann. In Gautiers *Les Vieux de la Vieille* ist *camarades* : *Iliade* ein schlechter Reim; meines Wissens hat der Dichter *eamarade* gesagt; in dem nämlichen Gedichte ist *perdus* für *perelus* ein ärgerlicher Druckfehler. In Nadauds *Chauvin,* den ich übrigens unserer Jugend vorenthalten würde, weil er feineres Empfinden tief verletzt, ist *jeunes pères* ebenso sinnlos wie versstörend; es mufs *jeunes gars* heifsen. In Coppées *Une mère* ist in der Schlufszeile *sois* für *soit* zu schreiben; Z. 7 seiner *Grève des forgerons* ist wiederum kein Vers, wenn man vor *vieux* das *plus* fallen läfst, das der Dichter giebt; im selben Gedicht hat S. 128, Z. 7 v. o. der Verfasser *pour un duel* gesagt, nicht *eomme duel.* Andere Druckversehen seien übergangen. Auch davon sei geschwiegen, dafs einigem von dem Aufgenommenen sehr geringer künstlerischer Wert beizumessen ist.

Adolf Tobler.

Giambattista Marchesi, Per la storia della novella italiana nel secolo XVII, note. Roma, Loescher, 1897. 219 S. 8. l. 3,50.

Das siebzehnte Jahrhundert ist bekanntlich keine Zeit der Blüte für die italienische Novelle; doch verlohnte es, einer Gattung, die noch hun-

dert Jahre zuvor vorzügliche Erzeugnisse aufweist, auch in die Zeiten eines Verfalles zu folgen, der im Zusammenhang mit traurigen politischen Verhältnissen und drückender kirchlicher Reaktion beide Arten, die volkstümliche knappe Schnurre und die breite, rhetorisch aufgeputzte romanhafte Erzählung, diese noch mehr als jene, ergreift. Manche Schriftsteller, deren Namen und Erzählungen nahezu verschollen sind, kommen, in angemessener Weise zu Gruppen vereinigt, hier wieder auf eine Weile ans Licht und werden nach Anlage und Inhalt ihrer Bücher sowie nach ihrer künstlerischen Eigenart gekennzeichnet, legen wohl auch Zeugnis für die Sitten ihrer Zeit ab. Ziemlich breiten Raum nehmen wie billig die Quellennachweise ein, aus denen für die Novellen-Genealogen manches Beachtenswerte zu entnehmen ist; doch hat auch Herr Marchesi nicht vermocht, hierbei die erwünschte strenge Gleichmäfsigkeit des Verfahrens einzuhalten: genügt ihm bisweilen eine nur entfernte Verwandtschaft, damit eine Erzählung mit einer anderen in Beziehung gesetzt werde (z. B. S. 50, Foscarini III, 11), so ist anderwärts unverkennbares Zusammengehen in den entscheidenden Zügen ihm nicht ausreichend erschienen, um Abhängigkeit anzunehmen, so S. 86 (189—192), wo jedem sich die Erinnerung an Patelin aufdrängt, S. 93 (392—395), wo der altfranzösische Fablel *de Barat et de Haimet* (Hebels 'Drei Diebe') nicht zu verkennen ist, S. 105 VII, wo man zwar nicht eine einfache Nacherzählung des *Ninfale fiesolano* wird sehen wollen, aber den Einflufs von Boccaccios Gedicht, wenn nicht von dessen durch Zumbini blofsgelegten Quellen, schwerlich leugnen kann, S. 180 II II, wo Andersens Märchen und Fuldas 'Talisman' zu erwähnen waren, S. 185 II, IX, 1, wo die Einleitung zu X, 1 in Regniers Ausgabe von Lafontaines Fabeln allerlei Nachzutragendes ergeben würde. Es würde die Benutzbarkeit von Schriften von der Art der vorliegenden nicht wenig erhöhen, wenn ein genauer Index der Bücher, auf die als auf Stoffquellen hingewiesen ist, natürlich mit Einzelaufzählung der nachgebildeten Stücke beigegeben wäre, wie einer etwa im Dunlop-Liebrecht das Auffinden erleichtert. Etwas mehr Sorgfalt hätte der Verfasser auf die Überwachung des Druckes wenden sollen: S. 33 A. 2 läfst er Burchelati ein Alter von 114 Jahren erreichen, S. 48 wird auf die achte Novelle des sechsten statt des siebenten Tages des Decameron verwiesen, S. 161 liest man *Lipamano* und *Turmense* statt *Lipomano* und *Turonense*, S. 181 und 185 *cothedralitios*, S. 196 *Caudale* statt *Candaule*, S. 203 *princio* statt *principio*. Diese kleinen Gebrechen dürfen jedoch nicht hindern, die Schrift Marchesis als einen wertvollen Beitrag zur Litteraturgeschichte, als das Ergebnis fleifsiger Arbeit zu bezeichnen.

Adolf Tobler.

Il trattato *De vulgari eloquentia* di Dante Alighieri per cura di Pio Rajna. Edizione minore. Firenze, Successori Le Monnier, 1897. XL u. 86 S. 8. l. 1.

Der lang erwarteten und 1896 freudig begrüfsten kritischen Ausgabe der wichtigen Schrift Dantes über den kunstgemäfsen Gebrauch der Volkssprache läfst der Herausgeber jetzt eine kleine Ausgabe folgen, die blofs

den aus seiner kritischen Arbeit hervorgegangenen Text, begleitet von den wichtigeren Varianten der zwei Handschriften von Grenoble und von Mailand und von den Abweichungen des Fraticellischen Textes giebt. Für die genauere Kenntnis der drei Handschriften und ihrer Geschichte, für Auskunft über alle Arbeit, die dem hochbedeutenden Werke früher zugewendet worden, für die Rechtfertigung der bevorzugten Lesart und die Würdigung alter und neuer Besserungsvorschläge bleibt man auf die grofse Ausgabe angewiesen. Der versprochene Kommentar und die dem neu gestalteten Texte sich anschliefsende Übersetzung stehen noch aus; mögen sie nicht zu lange auf sich warten lassen.

Ist der Herausgeber für die Schreibung des Latein auch diesmal so weit bei den mittelalterlichen Gewohnheiten geblieben, wie ihm das für die grofse Ausgabe richtig geschienen hatte, so hat dagegen der Wortlaut des Textes verschiedene kleine Änderungen erfahren, von denen der Benutzer der grofsen Ausgabe Kenntnis zu nehmen nicht umhin können wird, und deren Rechtfertigung neben der Erörterung einiger Stellen, wo Änderung gleichfalls in Frage kommen konnte, aber unterblieben ist, den Inhalt der umfangreichen Einleitung bildet. Schon am Schlusse der Vorrede der grofsen Ausgabe hatte Rajna an seinem Texte einiges selbst zu bessern Anlafs gefunden; Parodis Besprechung in der *Rassegna bibliografica* brachte einige Vorschläge hinzu, denen Rajna zum Teil Folge gegeben hat; fortgesetzte Beschäftigung mit dem schwierigen Werke und mit der lateinischen Ausdrucksweise der mittelalterlichen Schule führte endlich ebenfalls zu veränderter Beurteilung einzelner Stellen. Gewinnt der Leser vielleicht nicht durchweg die Überzeugung, dafs Dantes Wortlaut nun wirklich sichergestellt ist, so ist bei der Beschaffenheit der Überlieferung und dem Mangel eines untrüglichen Prüfsteins für die Latinität des Schulschriftstellers Dante so weit zu gelangen eben nicht möglich. Sicher ist, dafs Rajna es an keiner Sorgfalt hat fehlen lassen, um aus der Überlieferung zu gewinnen, was irgend mit Dantes Denk- und Redeweise verträglich schien, und an keiner Ängstlichkeit, wo es galt, Änderungen fern zu halten, die sich nicht als durchaus unvermeidlich erwiesen.

Indices der Eigennamen, der lexikalisch bemerkenswerten Dinge und der verschiedenen Volkssprachen angehörenden Einzelwörter, Sätze, Verse, die Dante anführt, sind willkommene Zugaben. Adolf Tobler.

Methode Schliemann zur Erlernung der italienischen Sprache. Nach dem Herrn Dr. Schliemann vorgelegten und von ihm gebilligten Plane bearbeitet vom Oberlehrer Dr. C. Weber auf Grund einer Originalnovelle von C. V. Giusti und mit Beiträgen über Land und Leute Italiens von Dr. R. Schöner. Leipzig, Spindler, 1895—7. In 20 Heften von je 20 Seiten zu 1 M.

Versuche mit dem Gebrauche dieses Unterrichtswerkes, die der Berichterstatter zu beaufsichtigen Gelegenheit hätte, würden sein Urteil vielleicht

im einzelnen modifizieren; die Durchsicht aber des gedruckt Vorliegenden hat ihm den Eindruck hinterlassen, dafs ein eifriger und begabter Mensch durch die hier gegebene Unterweisung auch ohne Lehrer zu einer recht weit gehenden Beherrschung des Italienischen gebracht werden kann, und zwar zu einer Beherrschung, die sich ebenso sehr auf Verstehen und Handhaben der gesprochenen Rede wie auf Lesen und Schreiben erstreckt. Nichts ist versäumt, was ihm zu einer sorgsamen, in allen feineren Einzelheiten korrekten Aussprache, zu ausgedehnter Kenntnis des lebendigen Sprachschatzes, zur Sicherheit im Gebrauche der Formen, zu gewandter Gestaltung verschiedenartigster Satzgebilde zu führen geeignet ist. Wünschenswert wird freilich bleiben, dafs wenigstens von Zeit zu Zeit der aus diesen Heften sich selbst Unterrichtende das Errungene der Prüfung eines Kundigen unterwerfe, namentlich seine Aussprache von einem Kenner beurteilen lasse; wer aber das nicht kann, dem wird auf dem Wege blofs schriftlicher Anweisung mehr und Besseres beizubringen nicht leicht möglich sein. Von 'Methode Schliemann' zu reden halte ich für überflüssig: wie weit Schliemanns Beherrschung der verschiedenen lebenden und toten Sprachen reichte, die er kannte, müfste erst genauer festgestellt werden, wenn sein Verfahren der Sprachenaneignung als durch das Ergebnis empfohlen gelten sollte; sodann hat er meines Wissens sich mit Sprachunterricht überhaupt nicht abgegeben, eine Methode im einzelnen nicht ausgearbeitet; und endlich spielt bei seinem Sprachenlernen das Reisen in fremden Ländern eine Rolle, die eine einfache Wiederholung seines Vorgehens den meisten von vornherein zur Unmöglichkeit macht. Im wesentlichen liegt das, was hier mit 'Methode' gemeint ist, darin, dafs von einem grofsen zusammenhängenden Lesestück, einer durch die sämtlichen Hefte sich hinziehenden, gut toskanisch geschriebenen, vielleicht im Ausdruck bisweilen etwas allzu familiären Novelle ausgegangen wird, an ihre Worte, Formen, Satzgebilde die sprachliche Unterweisung und zahlreiche vom Schüler anzustellende Übungen verschiedener Art sich anknüpfen, und zwar dergestalt, dafs er immer nur mit vollständigen, wenngleich anfangs noch sehr einfachen Sätzen zu thun hat, mit Fragen, die ihm vorgelegt werden, und mit Antworten, die er selbst geben kann, während das Buch sie ihm später zu seiner Kontrolle ebenfalls giebt. Das ist nicht gerade durchaus neu, gewinnt aber hier dadurch ein etwas abweichendes Aussehen, dafs ein persönlicher Lehrer nicht vorhanden, jeder Laut statt vorzusprechen, im Texte zu beschreiben, Art und Nutzen jeder vorzunehmenden Übung ausführlich darzulegen ist. Übersetzung des Grundtextes selbst, wie alles durch Umformung daraus Gewonnenen, auch der angeknüpften Fragen und Antworten, ins Deutsche werden bis ans Ende des Buches gegeben, länger, wie mir scheint, als erforderlich ist, und im Widerspruch mit der Aufforderung, bei jedem fremden Wort immer nur an das damit Gemeinte zu denken, den deutschen Ausdruck sich aus dem Sinne zu schlagen; Übersetzungen aus dem Deutschen dagegen werden nirgends verlangt. Dafs bei solchem Verfahren Erfreuliches erreicht werden kann, ist von vornherein nicht zu bezweifeln und hat die Erfahrung oft genug gelehrt. Andererseits weifs man auch, was manchen

an dieser Methode zuwider ist: die Nötigung, lange Zeit hindurch Flexionsformen als reine Vokabeln sich anzueignen, über deren Wesen man keinerlei Aufschlufs erhalten hat; die Unordnung, in der die einzelnen sprachlichen Thatsachen an den Schüler herantreten, und infolge davon die Unübersichtlichkeit des Gelernten, die höchstens da etwas geringer wird, wo der Schüler vom Erlernen irgend einer Sprache nach der bösen 'grammatischen Methode' jene Kategorien, jenes Fachwerk mitbringt, in dem er mehr oder minder unwissentlich das nach der 'natürlichen Methode' ihm nahe Gebrachte Stück um Stück unterbringt, und das den Verfechtern dieser letzteren gröfsere Dienste leistet, als sie zu ahnen scheinen. (So lernt hier der Schüler, nachdem er über die regelmäfsige Bildung des Plurals der Nomina das Nötige erfahren hat, S. 51 *le membra* und *le dita* kennen, die ihm völlig fehlerhaft erscheinen müssen und erst viel später erörtert werden; oder er hört von der Qualität des *e* in den Endungen *-ettero, -ebbero* lange bevor er von der Existenz des Perfekts oder des Kondicionals erfährt.) Weder für noch gegen die angewandte Methode mag ich mich erhitzen; dagegen spreche ich gern meine Freude darüber aus, dafs sie mit grofser Umsicht, und vor allem darüber, dafs sie auf Grund ungewöhnlicher Vertrautheit mit der lebendigen Sprache zur Anwendung gebracht ist, und dafs mit dem lobenswertesten Eifer auf eine richtige Aussprache hingearbeitet wird. Daneben kann ich nicht verschweigen, dafs nicht alles meine Billigung findet. Der Ausdruck für grammatische Darlegung hat noch lange nicht die erforderte Schärfe: man darf auch in einem den Zwecken der Praxis dienenden Buche nicht sagen, *si* habe die Bedeutung 'man' 84, oder 'wenn die Fürwörter *io, noi, voi* sich auf eine Frau beziehen' 85, oder über den Sinn von *magari* so wenig brauchbare Auskunft geben, wie S. 212 geschehen ist, und dergleichen. Es scheint ferner nutzlos und gegen den Geist der Methode verstofsend, aus Anlafs der Lehre von Laut und Schrift lange Listen von Wörtern aufzustellen, die der Schüler nicht im Zusammenhang irgend welcher Rede vorgefunden hat und entweder erst viel später oder auch gar nicht verwenden lernt, vielleicht gar lebenslang nie hören oder anderswo als im Wörterbuch der Crusca lesen wird wie *seinno* 21 oder *nefa* 71.

Je mehr ich mich der auf die Lehre von der Aussprache gewendeten Sorgfalt freue, um so mehr mufs ich bedauern, dafs einiges von zweifelhafter Richtigkeit darin Aufnahme gefunden hat. Wenn es S. 4 heifst, der tönende Raum sei bei keinem Vokal gröfser als beim *u*, so ist dies am Ende nur im Ausdruck nicht ganz glücklich. Aber ganz unverständlich ist mir, wie man sagen kann, ital. offenes *e* laute wie deutsches *e* in 'wen'; soll es heifsen 'wenn', oder giebt es wirklich irgendwo Deutsche, die 'wen' mit offenem *e* sprechen und meinen, sie thun das allgemein Übliche? — S. 5 heifst es vom Halbvokal *i* oder vom *j*, es laute nach stimmlosen Lauten wie *ch* in 'Brötchen' (z. B. in *piano, chiaro*); man bekäme danach in *impressione, pensieri, spezialità* die nämlichen Lautgruppen wie in 'Fäfschen', 'Hänschen', 'Spätzchen'. Es mag bisweilen eine gewisse Neigung zu solcher Lautgebung begegnen; sie geradezu zu lehren halte ich für bedenklich und würde eher raten, nach Vermögen

ein von jedem Geräusch freies *i* zu sprechen. — S. 6 wird tonloses auslautendes *i, e, a, o* als halblang bezeichnet; das scheint mir unzutreffend und wohl nur mit Rücksicht auf die Lehre von der Verdoppelung des konsonantischen Anlauts so ausgedrückt. Dieser Verdoppelung selbst wird die gröſste Aufmerksamkeit zugewendet, so daſs also ungefähr gleichzeitig mit Hecker (s. Arch. XCIX 230) ein zweiter Lehrer mit der Einführung dieser wichtigen Sprechregel in den praktischen Unterricht Ernst gemacht hat. Sie ist übrigens bei Hecker genauer gefaſst; auch möchte ich bezweifeln, daſs die Verdoppelung nach *anche* eintrete (*anche mme, anche ppiù, anche llui* S. 23, 79, 88), wie sie nach *qualche* statt hat. — Was andere Angaben über die Aussprache betrifft, so fällt mir auf, daſs der Verfasser *per,* und zwar so oft, daſs es sich dabei nicht um Druckfehler handeln kann, mit offenem *e* sprechen läſst und dieses offene *e* auch für *nè* fordert S. 79, 80. *Francese* und *inglese* giebt er stimmhaftes *s;* in dieser Beziehung besteht allerdings bei den Toskanern selbst einige Unsicherheit: Tedeschi giebt beiden, Petrocchi dem zweiten stimmloses *s.* In manchen anderen Fällen liegen sicher nur Druckversehen vor, die bei der Schwierigkeit des Satzes schwer völlig zu vermeiden waren, so in *pensieri* 52, *orecchio* 56, *coda, gola* 19, *finalmente* 70, *cataplasmi* mit stimmlosem *s* 87 (auch *le parte* 51, *di mme* 52, *la sopracciglia* 56, *gingheri* 97 und verschiedene unrichtige Silbentrennungen gehören hierher, nicht minder Inkonsequenzen in der Anbringung der die Tonsilbe des Wortes und die Hochtonsilbe der Wortgruppe angebenden, im ganzen mit Bedacht gesetzten Zeichen). — Gänzlich verfehlt ist die metrische Analyse der Verse 204 (wo es übrigens Z. 4 *amor* heiſsen muſs).

Die Erzählung, die dem ganzen Werke zur Grundlage dient, ist als dichterisches Werk unbedeutend, ist aber geschickt so angelegt, daſs sich viel Gespräche, wie sie im täglichen Leben vorkommen, und Ausführungen über Sitten, Anschauungen, Sehenswürdigkeiten des Landes anbringen lieſsen.

Die über die zwanzig Hefte hin zerstreuten Abschnitte über 'Land und Leute' unterrichten ungefähr in der Weise der Einleitung eines Reisehandbuchs. Die reichlichen Zahlen, mit denen sie den Leser überschütten, mögen für den lehrreich sein, der aus derartigen Angaben eine Anschauung von gewissen Seiten des staatlichen Lebens zu gewinnen und die daraus sich ergebenden Verhältnisse mit denen anderer Länder zu vergleichen in der Lage ist.

Adolf Tobler.

Gramática de la lengua castellana por D. Andrés Bello, sexta edición hecha sobre la última del Autor con extensas notas y un copioso índice alfabético de D. Rufino José Cuervo. París, Roger y Chernoviz, 1898. IX, 366 u. 160 S. 8.

Die Grammatik des ehrwürdigen Chilenen D. Andrés Bello (1780—1865) steht seit ihrem ersten Erscheinen (Santiago de Chile 1847) bei den Spaniern der Alten und der Neuen Welt in einem Ansehen, das sie um der kraftvollen Originalität der Auffassung und der logischen Schärfe ihrer

Darlegungen willen reichlich verdient, und das sich in der grofsen Zahl der Auflagen, der durch Anmerkungen erweiterten und der gekürzten Ausgaben bekundet (s. darüber die *Advertencia* von Miguel Antonio Caro zu M. Fidel Suarez' *Estudios gramaticales*, Madrid 1885, zu welcher heute manches nachzutragen sein mag). Schon zweimal hat (1874 und 1881) der ausgezeichnete Kenner der spanischen Sprache und ihrer Geschichte D. Rufino José Cuervo das Werk seines Landsmannes neu herausgegeben und mit reichlichen, zu einem besonderen Anhang gesammelten Anmerkungen und einem Index ausgestattet und thut es nun zum drittenmal, teils um sein Recht als Urheber dieser Beigaben zu wahren, die von gewissen Verlegern als herrenloses Gut behandelt worden sind, teils um abermals zu vervollständigen und zu berichtigen, wo es not that. So findet man denn in den 151 zum Teil umfangreichen Anmerkungen des besonders paginierten Anhangs die Lehre Bellos vielfach richtiggestellt, wo sie theoretisch anfechtbar erschien oder wo sie der geschichtlichen Betrachtungsweise nicht genügte, und erweitert, wo der staunenswerten Belesenheit des Herausgebers merkwürdige Thatsachen sich ergeben hatten, die Bello sich hatte entgehen lassen. In manchen Fällen ist es gelungen, über Zeit oder Ort des Auftretens gewisser Erscheinungen Genaueres zu ermitteln; anderwärts hat die Vergleichung älterer Drucke die Unzuverlässigkeit der meist benutzten Texte der Rivadeneyraschen Sammlung ergeben und damit die Nichtigkeit einzelner von Bello herbeigezogener Zeugnisse. Auch wo man vielleicht nicht dazu kommt, dem mit der neueren (auch der deutschen) linguistischen Litteratur wohl vertrauten Gelehrten beizustimmen, wird man doch gern anerkennen, dafs seine Auffassung zu erwägen durchaus verlohnt. Von einzelnen Aufstellungen, die besonderer Beachtung wert scheinen, seien hier herausgehoben die Anmerkungen 58 über die Entwickelung von *quod* zur Konjunktion, 70 die Übersicht über den Gebrauch des Infinitivs, 71 die Darlegung der eigentlichen Natur des Participium perfecti neben *habere*, 106 über reflexiven Ausdruck mit passivem Sinn, 121 über Umfang und Ursprung der Verwirrung, die im Gebrauche der tonlosen Personalpronomina dritter Person eingetreten ist. — Wenn Herr Cuervo den Text Bellos und seine eigenen Bemerkungen in der Orthographie giebt, die heute von der spanischen Akademie empfohlen wird (übrigens mit ein paar bemerkenswerten Abweichungen), so ist er doch weit entfernt von prüfungsloser Gutheifsung alles dessen, was die gelehrte Körperschaft in Bezug auf Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Sprachgebrauchs etwa geäufsert hat. Aber im Unterschied von gewissen, ohne besondere Berechtigung sehr laut werdenden Tadlern bringt er seine abweichende Ansicht bei aller Bestimmtheit mit jener höflichen Mäfsigung zum Ausdruck, der man am ehesten Anspruch und Aussicht auf Beachtung zusprechen wird. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 11. November 1897 bis zum 19. Februar 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Verhandlungen der vierundvierzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. September bis zum 2. Oktober 1897. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. R. Albrecht. Leipzig, Teubner, 1897. VII, 215 S.

Densușianu, Ov., Obiectul si metoda filologiei, lecție inaugurală ținută la facultatea de litere din Bucureștĭ la 29 octomvre. Bucureștĭ, Storck & Müller, 1897. 24 S. 8. 1 leŭ.

Aronstein. Ph., Die Entwickelung der höheren Knabenschulen in England. Marburg, Elwert, 1897. IV, 75 S.

Child memorial volume. Studies and notes in philology and literature. Vol. V, published under the direction of the Modern Language Departments of Harvard University. Boston, Ginn, 1896 [J. B. Greenough, Dedication. — C. E. Norton, The text of Donne's poems. — Francis Beaumont's letter to Ben Jonson. — A. S. Hill, The influence of Emerson. — F. R. Gummere, The ballad and communal poetry. — K. Franke, Cotton Mather and August Hermann Franke. — E. S. Sheldon, On Anglo-French and middle English *au* for French *a* before a nasal. — P. B. Marcou, The French historical infinitive. — G. L. Kittredge, Who was Sir Thomas Malory? — J. M. Manly, On the date and interpretation of Chaucer's Complaint of Mars. — Raymond Weeks, The messenger in Aliscans. — A. C. Garrett, Studies on Chaucer's House of Fame: I. The conclusion of the poem; II. A further source suggested. — F. N. Robinson, On two manuscripts of Lydgate's Guy of Warwick (with two facsimiles). — W. H. Schofield, The lay of Guindamor. — John Corbin, The German Hamlet and the earlier English versions. — J. A. Walz, Notes on the Anglo-saxon riddles. — W. P. Few, Verbal nouns in *-inde* in middle English and the participial *-ing* suffix. — R. A. Small, The authorship and the date of the Insatiate Countess.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XVIII, 11. Herausgeg. von O. Behaghel und Fr. Neumann. Leipzig, Reisland, 1897. S. 362—399.

Publications of the modern language association of America, ed. by J. W. Bright. New Series. Baltimore, Murphy & Co., 1897/98. XII (V), 4 [J. Goebel, On the original form of the legend of Sigfrid. — Appendices]. 461—474, I—LXIV pages. — XIII (VI), 1 [J. E. Matzke, The question of free and checked vowels in Gallic popular Latin. — M. A. Scott, Elizabethan translations from the Italian: the titles, with annotations]. 1—153 p.

Modern language notes, ed. by A. M. Elliott etc. Baltimore 1897. XII, 7, Nov. [J. P. Fruit, Keats' ode to a nightingale. — A. Fortier, Corneille. — G. Hempl, Etymology of 'overwhelm'. — S. P. Molenaer, A manu-

script of the Gouvernement des rois. — Reviews etc. — Correspondence: WM. Milwitzky, The Gaston Paris Medaille. WM. H. Hulme, Yeoman. G. L. Swiggett, Baldr. A. Ingraham, Gray and Grey. WM. H. Browne, Valentine or Vilentyne. A. C. Potter, Dulcinea and the dictionaries]. 386—447 p. — XII, 8, Dec. [H. K. Schilling, The 44. convention of German philologists and educators, Dresden, 1897. — J. J. Geddes, American-French dialect comparison, no. II, A. — E. J. Antrim, The genitive in Hartmann's Iwein. — W. G. Howard, Declensions of nouns in the Faustbuch. — Reviews etc.]. — XIII, 1, Jan. 1898 [O. Kuhns, Dante's influence on Milton. — G. R. Noyes, Aristotle and modern tragedy. — F. M. Warren, Notes on medieval French literature. — J. W. Bright, Cynewulf's Christ 495 and 528. — J. J. Geddes, American-French dialect comparison, no. II, B. — W. H. Browne, Certain Scotticisms. — J. W. Bright, A Shakespearian quibble. — Reviews etc.].

Neuphilologisches Centralblatt, herausgeg. von W. Kasten. XI, 11. Hannover, Nov. 1897 [44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden]. S. 321—352. — XI, 12, Dez. 1897 [VIII. allgem. deutscher Neuphilologentag zu Wien. — Faust, Untersuchungen zum pseudo-Shakespeareschen Drama 'Locrine', Schlufs. — 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden, Schlufs]. — XII, 1, Jan. 1898 [Ulrich, Ein Vorkämpfer der 'neuen' Methode. — Berichte u. s. w.].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Victor. V, 9, Januar 1898 [Heuser, Behandlung und Würdigung Shakespearescher Dramen in der Schule. — L. Hervieu, La réforme de l'orthographe française. — Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

The modern language quarterly, ed. by H. Frank Heath. London, Kent, 1897. No. 1, Juli [Introduction. — P. Toynbee, Some Italian Dante books. — J. W. Hales, Chaucer's 'Agaton'. — O. Siepmann, German in the army entrance examinations. — H. W. Atkinson, Tongue positions of vowel-sounds. — V. G. Plarr, Last century Oxford and Cambridge. — F. F. Roget, On the teaching of modern languages in the Scottish universities. — W. Borsdorf, Über das Studium des Deutschen in der Universität Wales während der Session 1896/97. — H. Bradley, Some phonological anomalies. — J. H. Williams, An old-Irish treatise on the 'Elements of devotion'. — T. G. Foster, Middle-english notes. — A. J. W. Cerf, The study of German in Ireland. — Reviews. Notes and news. Correspondence and Recent publications]. 48 S. — No. 2, Nov. [W. W. Skeat, Chaucer and blind Henry. — A. S. Napier, Old and middle English notes. — T. G. Foster, The revised text of Sir Gawayne and the green knight. — T. le Marchant Douce, A contested reading in the codex argenteus. — P. Toynbee, Dante's reference to the spear of Peleus. — E. Armstrong, Ser Manfredi da Vico. — A. T. Baker, The fifteen signs of doomsday. — P. Barbier, Moderns versus Ancients. — E. Hailstone, Ausias March. — V. Spiers and de V. Payen Payne, Suggestions for a scheme for the teaching of french in secondary schools. — G. Fiedler, Some Goethe portraits. — Ch. Merk, German reading books. — K. Breul, The reference library of a school teacher of German. — Reviews etc.]. S. 49—96.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, herausgeg. von E. Schröder und G. Roethe. XLII, 1. Berlin, Weidmann, 1898. 128 S. [Blöte, Das Aufkommen des clevischen Schwanritters. — Detter, Etymologien. — Schröder, Zur Vorgeschichte des germ. *-ll-*, *-l-*, *-mm-* und *-m-*. — Ders., Eilard von Oberg. — Zwierzina, Zur Textkritik von Strickers Daniel. — Wallner, Zum Text der Warnung. — Schaus, Das Gedicht auf Kaiser Ludwig den Baiern. — Schröder, Wetzlarer Wigalois-Fragment. — Burg und Schröder, St. Ursula. — Anzeiger].

Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgeg. von H. Gering und

Fr. Kauffmann. XXX, 2. Halle, Waisenhaus, 1897 [Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik der gotischen Bibelübersetzung: II. Das neue Testament. 1. Über den Codex Alexandrinus. 2. Die griechische Vorlage des gotischen Matthäusevangeliums. — J. H. Gallée, Zur altsächsischen Grammatik: 3. gikilla oder ikilla? 4. tandstuthli oder tanstûthli? — Ph. Strauch, Alemannische Predigtbruchstücke. — F. Bech, Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. — G. Kettner, Zu Lessings hamburgischer Dramaturgie (Lessing u. Rupin). — Miscellen: W. Luft, Ein Brief Gleims an Klopstock. J. Dietze, Homunculus. O. Warnatsch, Zu Erec 6895; Zu Wulfila Luk. 1, 10. A. Jeitteles, Jammerschade. A. Neumann, Zu Fr. Hebbels Drama Agnes Bernauer. M. H. Jellinek, Über die Schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate]. S. 145—288.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, Band XXIII, Heft 1 [F. Saran, Über Hartmann von Aue. — P. J. Cosijn, Anglosaxonica. — A. Ritzert, Dehnung der mhd. kurzen Stammsilbenvokale in den hd. Volksmundarten. — B. Liebich, Kleine Beiträge zur deutschen Wortforschung. — W. van Helten, Zur altwestfries. Lexikologie. — E. Zupitza, Zu Beitr. 22, 543 ff. — J. Harczyk, Gotes, eine Bemerkung zur altdeutschen Wortstellung. — A. Goetze, Zum Narrenschiff. — W. Braune, Brunhildenbett. — W. Horn, Aprikose. — Ph. Siebs, Zu den labialisierten Gutturalen].

The journal of Germanic philology ed. by G. E. Karsten. Publ. by the editor. Boston, Ginn; Leipzig, Fock, 1897. I, 2 [E. Wordbridge, Chaucer's classicism. — E. Flügel, Some notes on Chaucer's prologue. — G. M. McKnight, The primitive Teutonic order of words. — H. Collitz, Der Name der Goten bei Griechen und Römern. — H. Schmidt-Wartenberg, The Berlin fragment of the Madelghys. — A. S. Cook, Christ 77. — H. Schmidt-Wartenberg, Vollstatters Gedicht von des Teufels Töchtern. — Reviews]. p. 111—272. — I, 3 [A. S. Cook, The college teaching of English. — F. A. Wood, Indo-European root-formation. — F. A. Wood, I.-E. *nr* and *nl* in Germanic. — O. B. Schlutter, On old English glosses. — A. S. Cook, Notes on the Old English Christ (320, 952). — E. Wordbridge, An unnoted source of Chapman's *All fools*. — G. Hempl, G. skalks, nhd. schalk, etc., G. Kalkjo, on. skoekja, ohd. Karl, rhg. Kerl, Kegel, etc. E. W. Fay, 1. German *Gipfel*; 2. English squawk. — O. Heller, Goethe and the philosophy of Schopenhauer. — Reviews]. p. 273—410.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau. XI, 4 [Abhandlungen: J. Bolte, Der Teufel in der Kirche. V. Valentin, Zur Formenlehre der französischen Dichtung. H. Jantzen, Das Streitgedicht bei Hans Sachs. — Neue Mitteilungen: Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka). IV. Das Buch vom Varana-Baum. — Vermischtes: E. Sulger-Gebing, Die französischen Vorgänger zu Heinses 'Kirschen'. M. Landau, Altes mit neuem Namen. Besprechungen. Kurze Anzeigen].

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Herausgeg. von K. Weinhold. VII, 4. Berlin, Asher, 1897 [R. M. Meyer, Neuere Zeugnisse von altgermanischen Sitten. — Chr. Hauser, Der heilige Abend in einem Dorfe Paznauns. — P. Sartori, Glockensagen und Glockenaberglaube (Forts.) — K. Klemm, Über doppelte deutsche Vornamen. — G. Amalfi, Wer hat die Facetien des Piovano Arlotto kompiliert? (Schlufs). — J. Bolte, Kranzwerbung, ein Gesellschaftsspiel des 17. Jahrhunderts. — A. John, Alte Sitten und Bräuche in Egerland (Schlufs). — J. R. Bünker, Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen (Forts.). — K. Weinhold, Zwei alte Gerichtsstätten. — E. Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und

Umgebung (Forts.). — F. Pichler, Von Glan- und Furt-Orten, im besonderen von Klagenfurt. — A. F. Kaindl, Lieder, Neckreime etc. in der Bukowina und in Galizien gesammelt (Forts.). — K. Weinhold, Der Wildemännlestanz von Oberstdorf. — Ostfriesisch-plattdeutsches Rammerlied. — Kleine Mitteilungen: J. Goldziher, Die verweigerte Kniebeugung. L. Weinhold, Schlesische Sagen. K. Weinhold, Fruchtbarkeit im hohen Alter. — Bücheranzeigen etc.]. S. 341—468.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials, herausgeg. von J. W. Nagl. Bd. I, Heft 1. Wien 1896 [J. W. Nagl, Vorwort. — Th. v. Grienberger, Pronominale Locative. — J. W. Nagl, Der Name Wien. — A. Landau, Das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart. — J. W. Nagl, Ein drei, ein vier. — Litteratur]. — Heft 2 [J. W. Nagl, Vorwort zu Heft 2. — F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundarten-Forschung für die Jahre 1890 bis 1895, nebst Nachträgen aus früherer Zeit. — A. Landau, Bibliographie des Jüdisch-Deutschen, als Anhang. — H. Gradl, Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart. — Th. v. Grienberger, Partikeln und Interjektionen. — Rundschau].

Americana Germanica, ed. by M. D. Learned. I, 3. New York and London, Macmillan, 1897 (Mulfinger, Lenau in America. — Shumwan, The verb in Thomas Murner. — K. Knortz, Die plattdeutsche Litteratur Nordamerikas. — M. D. Learned, Gesang nach Amerika Anno 1777. — Reviews etc.]. 108 p.

Tobler, Ludwig, Kleinere Schriften zur Volks- und Sprachkunde, herausgeg. von J. Baechtold und A. Bachmann. Mit Porträt, Lebensabrifs und Bibliographie. Frauenfeld, Huber, 1897. XVI, 320 S.

Jiriczek, O. L., Deutsche Heldensagen. 1. Bd. Strafsburg, Trübner, 1898. XII, 331 S.

Ehrenfeld, Dr. Alexander, Studien zur Theorie des Reims. Erster Teil. Zürich, Speidel, 1897. XIII, 123 S. 8 (Abhandlungen, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. I).

Muret, Ernest, La légende de la reine Berthe. Extrait des Archives suisses des traditions populaires 1[re] année, 1[me] livraison. Zürich, Imprim. Cotti, 1897. 36 S. 8. (Nicht im Handel.)

Paris, Gaston, Le Paradis de la reine Sibylle. In La Revue de Paris, 4[e] année, no. 24, 15 déc. 1897. S. 763—786.

Vetter, Th., Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur, ein Vermittler englischer Litteratur. Neujahrsblatt, herausgeg. von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1898. Zürich, Faesi. 31 S. fol.

Dähnhardt, Oscar, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Leipzig, Teubner, 1898. VIII, 163 S.

Eskuche, G., Siegerländische Kinderliedchen. Siegen, H. Montanus. 128 S.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Herausgeg. von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin 1897 (Selbstverlag des Herausgebers). Lieferung 5 u. 6, S. 193—288; 9 u. 10, S. 385—464.

Polle, Friedrich, Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. 5. Aufl. Leipzig, Teubner, 1898. V, 188 S.

Hempl, G., German orthography and phonology. Strafsburg, Trübner, 1897. XXXII, 296 S. M. 8.

Segert-Stein, A., Daniel Sanders, Ein Gedenkbuch. Neustrelitz 1897. 70 S.

Storck, K., Deutsche Litteraturgeschichte für das deutsche Haus. Stuttgart und Leipzig, J. Roth, 1898. VIII, 504 S.

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. 7. u. 8. Lief. Wien, Fromme, 1898. S. 293—384.

Waas, Christian, Die Quellen der Beispiele Boners. Dortmund, Ruhfus, 1897. 76 S.

Biedermann, R., Die Einwirkung der Kolmarer Meisterliederhandschrift (t) auf die Textgestaltung der Gedichte Heinrichs von Meißsen, genannt der Frauenlob. Berliner Diss. Berlin, B. Paul, 1897. 59 S.

Golz, B., Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig, Teubner, 1897. 199 S.

Bischoff, H., Ludwig Tieck als Dramatiker. Bruxelles, Société Belge de librairie, 1897 [Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège, fascicule II].

Herold, Theodor, Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Biographische und quellenkritische Forschungen. Münster i. W., Schöningh, 1898. VIII, 191 S.

Biese, R., Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. Essen, G. D. Bädeker, 1897. X, 220 S.

Naumann, J., Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze. 6. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. XVI, 548 S.

Paroli, Eugenio, Grammatica teorico-pratica della lingua svedese. Milano, Hoepli, 1898. XV, 293 S. kl. 8 (Manuali Hoepli, serie scientifica, 267—268). l. 3.

Methode Gaspey-Otto-Sauer. Dänische Konversations-Grammatik von K. Wied. Heidelberg, J. Groos, 1898. VIII, 342 S.

Englische Studien, herausgeg. von E. Kölbing. Leipzig, Reisland, 1897. XXIV, 2 [I. G. Caro, Die Varianten der Durhamer Hs. und des Tiberias-Fragments der ae. Prosa-Version der Benediktinerregel und ihr Verhältnis zu den übrigen Hss. — H. Leßmann, Studien zu dem me. Life of St. Cuthbert II. — A. E. H. Swaen, 'Figures of Imprecation' (Continuation). — II. H. Klinghardt, Der Wert der Phonetik für den Unterricht in der Muttersprache und den Fremdsprachen. — Litteratur etc. — Miscellen: E. Kölbing, Zwei Bemerkungen zu Chaucers Canterbury Tales. K. Luick, Der Reim *love* : *behove* im Rom. of the rose. M. Förster, Zu Engl. Stud. XXII, p. 433 f. II. W. Franz, Good-bye. M. Hippe, Vorlesungsverzeichnis]. S. 161—352. — XXIV, 3 [O. Bischoff, Über zweisilbige Senkung und epische Cäsur bei Chaucer. — F. Graz, Beiträge zu einer Kritik R. Kiplings. — Th. Holthausen, Zur Geschichte der Arbeitszeit in England. — J. Schipper, Die neue Prüfungsverordnung für Kandidaten des Gymnasial- und Realschullehramts in Österreich. — Anzeigen. Miscellen]. S. 353—470.

Anglia. Herausgeg. von E. Einenkel. XX (VIII), 1. Halle, Niemeyer, Okt. 1897 [O. Bundt, Akensides Leben und Werke. — A. Wall, A contribution towards the study of the Scandinavian element in the English dialects. — O. B. Schlutter, Zu Sweet's Oldest English texts III. — M. Förster, Georg Ashbys Trost in Gefangenschaft].

Anglia, Beiblatt. VIII, 5—8. Sept.—Dez. 1897.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II (Deutsch-Englisch), Lief. 4: Begattungs- — Boa. S. 273—368. M. 1,50.

Klöpper, Clemens, Englisches Real-Lexikon. Leipzig, Renger. 1897. XXI. u. XXII. Lieferung.

Sweet, H., First series in Anglo-Saxon. Oxford, Clarendon press, 1897. IX, 107 S. 2 sh. 6 d.

Beowulf. Übertragen von Moritz Heyne. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh, 1898. IV, 134 S.

Maldon and Brunnanburh, Two old english songs of battle, ed. by Ch. L. Crow. Boston and London, Ginn & Co. (Athenæum Press), 1897.

Brandeis, A., Die Allitteration in Ælfrics metrischen Homilien. Wien 1897. (Programm der k. k. Staatsrealschule im VII. Bezirk.) 32 S.

Manley, J. M., Specimens of the pre-Shaksperean drama with an introduction, notes and a glossary. 2 vols. (Athenæum Press Series.) Boston and London, Ginn & Co., 1897. XIV, 618 u. VII, 590 S.

Marcks, E., Königin Elisabeth von England (Monographien zur Weltgeschichte II). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1897. 130 S.

Sir Philip Sidney, The defense of poesy, otherwise known as an apology for poetry edited with introduction and notes by Albert S. Cook. Boston, Ginn, 1898. XIV, 148 S.

Janssen, V. F., Shakspere-Studien. I: Die Prosa in Shaksperes Dramen. Erster Teil: Anwendung. Strafsburg, Trübner, 1897. 105 S. M. 2,50.

Döring, A., Hamlet. Ein neuer Versuch zur ästhetischen Erklärung der Tragödie. Berlin, R. Gaertner, 1898. IV, 310 S.

Shakespeare's Julius Cæsar; King Henry V; with introduction, and notes explanatory and critical for use in schools and classes by Henry N. Hudson. Boston, Ginn, 1896. 205 u. 194 S.

Ben Jonson, Timber or discoveries made upon men and matter. Edited with introduction and notes by Felix E. Schelling. Boston, Ginn, 1892. XXV, 162 S.

Fechtner. E., John Locke. Ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. Stuttgart, Frommanns Verlag (E. Hauff), 1898. XI, 298 S.

Schmid, D., W. Congreve, sein Leben und seine Lustspiele (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, VI). Wien und Leipzig, Braumüller, 1897. VII, 172 S. 2 fl. 10 kr. (M. 4).

Gothein, M., John Keats Leben und Werke. 2 Bde. Halle, Niemeyer, 1897. XVI, 277 u. IV, 293 S. M. 10.

Tennyson's The princess, edited with introduction and notes by Albert S. Cook. Boston, Ginn & Co., 1898. XLVI, 187 S. (Annotated English classics.)

XIX.-Century prose (Literary epoch series) by J. H. Fowler. London, Black, 1897. VI, 126 S.

Th. Hegener, Dickens' Christmas carol, with an analytical introduction and explanatory notes. Berlin, Gaertner, 1898. VII, 147 S.

Wege zur Kunst. I. Eine Gedankenauslese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von Jakob Feis. Strafsburg, Heitz. XXXVIII, 175 S. M. 2,50. II. Gothik und Renaissance. 118 S. M. 2.

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897/98. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3243. Mrs. Alexander, Barbara, lady's maid and peeress.
Vol. 3244. J. M. Barrie, Margaret Ogiloy.
Vol. 3245. Florence Marryat, The blood of the vampire.
Vols. 3246 and 3247. Norris, Marietta's marriage.
Vol. 3248. H. S. Merriman, In Kedar's tents.
Vol. 3249. Rudyard Kipling, 'Captains courageous'.
Vols. 3250 and 3251. F. Marion Crawford, Corleone.
Vols. 3252 and 3253. M. Twain, More tramps abroad.
Vols. 3254 and 3255. E. Lyall, Wayfaring men.
Vol. 3256. W. W. Jacobs, Many cargoes.
Vols. 3257 and 3258. R. L. Stevenson, St. Ives.
Vols. 3259 and 3260. James Payn, Another's burthen.
Vols. 3261 and 3262. M. E. Wilkens, Jerome.
Vol. 3263. A. C. Doyle, The tragedy of the Korosko.

Newcomer, A. G., A practical course in English composition. Boston, Ginn, 1897. X, 219 S.

Gesenius, F. W., Kurzgefafste englische Sprachlehre. Für Gymnasien, Mittel- und Fortbildungsschulen, militärische Vorbereitungsanstalten u. s. w. völlig neu bearbeitet von E. Regel. Halle, Gesenius, 1898. 250 S.

Wilke, E., Einführung in die englische Sprache. Ein Elementarbuch für höhere Schulen. 4. Aufl. Leipzig und Wien, Gerhard, 1898. 254 S. — Dazu Anhang: Einführung in das geschäftliche Englisch. 2. Ausg. 1897. 59 S.

Ohlert, Arnold, Schulgrammatik der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898. 102 S.

Ohlert, A., Methodische Anleitung für den englischen Unterricht an höheren Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898. 18 S.

Ohlert, Elementarbuch der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898. 90 S.

Ritter, O., Anleitung zur Abfassung von englischen Briefen mit zahlreichen englischen Mustern und deutschen Übungen. 1. Auflage. Berlin, L. Simion, 1898. VIII, 187 S.

Deutschbein, K., Stoffe zu englischen Sprechübungen. Köthen, O. Schulze, 1898. XII, 151 S. ungeb. M. 1,80.

Dammholz, R., Deutscher Übungsstoff zum ersten Teil von Ebener-Dammholz: Englisches Lehr- und Lesebuch. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898. 37 S.

Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Renger, 1897. Englisch:

Bd. 100. London and its environs. Von Joh. Leibnitz. XII, 268 S.
110. Shakspeare stories. Von Mary Seymour. VI, 90 S.
111. The history of Little Jack und The history of Sandford and Merton (im Auszuge) von Thomas Day. VIII, 103 S.
112. English history von F. S. Wershoven. 116 S.

Schulbibliothek Französicher und Englischer Prosaschriften. Berlin, R. Gaertner, 1897. Abteilung II:

24. Holiday stories, ausgewählt und erklärt von J. Klapperich. VIII, 125 S.
25. South Africa. Sketches by A. Trollope, J. A. Froude and Lady Barker, herausgeg. von K. Feyerabend. VI, 154 S.
26. Gordon, London life and institutions, herausgeg. von A. Ackermann. VIII, 104 S.

Selections from the British satirists with an introductory essay by C. Hendlam. London, F. E. Robinson, 1897. VI, 323 S.

Französische und englische Vokabularien. II. Engl. Vokabularien. 1. Die Stadt. 2. Der Winter. Bearbeitet von E. Goerlich. Leipzig, Renger, 1897. 25 u. 36 S. je M. —,40.

Mason, Ch. M., The counties of England; ausgewählt und erklärt von Dr. Otto Badke. Berlin, 1898. VI, 188 S.

Ohlert, A., Englische Gedichte für die Oberstufe der höheren Mädchenschulen. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898. 65 S.

Ohlert, A., Englisches Lesebuch für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. Hannover und Berlin, C. Myer, 1898. 265 S. M. 2,40.

Gröber, G., Grundrifs der Romanischen Philologie. II. Band, 2. Abteilung, 4. Lieferung (Schlufs der 2. Abteilung des II. Bandes). Strafs-

burg, Trübner, 1897 (Geschichte der spanischen Litteratur S. 385—496). M. 2. II. Band, 1. Abteilung, 3. Lieferung. 1898 (Französische Litteratur von G. Gröber, S. 433—688). M. 4.

Romania ... publ. p. Paul Meyer et Gaston Paris, No. 104 [F. Lot, Notes sur le *Moniage Guillaume*. G. Huet, La rédaction néerlandaise de *Maugis d'Aigremont*. A. Jeanroy, Les chansons de Philippe de Beaumanoir. P. Toynbee, Dante's obligations to the *Magnæ Derivationes* of Uguccione da Pisa. C. Nigra, Note etimologiche e lessicali. Mélanges: F. Lot, Le *Charroi de Nîmes*. F. Lot, Bègues. Comptes rendus. Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XL, 9. 10 [C. Appel, Poésies provençales inédites tirées des manuscrits d'Italie. L. Lambert, Contes populaires de Languedoc (suite). P. Chassary, 'Saume d'Amour', texte et traduction. J. Gohorii Paris, De rebus gestis Francorum p. p. L. G. Pélissier (suite). Périodiques. Bibliographie. Chronique].

Miscellanea nuziale Rossi-Teiss, Trento, 25 settembre 1897, edizione di 124 esemplari. Officine dell'Istituto Italiano d'arti grafiche. Bergamo 1897. 550 S. gr. 8 [Rodolfo Renier, Appunti sul contrasto fra la madre e la figliuola bramosa di marito. C. Cipolla, Briciole di storia scaligera, serie IV. G. Volpi, Un vocabolarietto di lingua furbesca. A. Luzio, Un articolo cestinato di G. Leopardi. V. Cian, Giochi di sorte versificati del secolo XVI. F. Foffano, Un capitolo inedito d'uno studente pavese del cinquecento. G. Mazzoni, Il primo accenno alla Divina Commedia? C. Merkel, I beni della famiglia di Puccio Pucci; inventario del secolo XV illustrato. V. De Bartholomaeis, Antica leggenda verseggiata di S. Francesco d'Assisi. M. Barbi, Due curiosità quattrocentistiche. A. Moschetti, Giuseppe Baretti nel suo nascondiglio. A. Medin, Vanto della Fortuna. V. Lazzarini, Un rimatore padovano del Trecento. G. Rua, Poesie contro gli Spagnuoli e in loro favore (1610—1625). O. Bacci, Attorno al Farinata dantesco. E. Sicardi, L'autore dell'antica 'Vita di Pietro Aretino'. M. Pelaez, Per la storia degli studi provenzali (appunti); dal carteggio di Girolamo Amati. E. Lovarini, Canti popolari tarantini. E. G. Parodi, Etimologie. G. Fraccaroli, Le dieci bolgie e la graduatoria delle colpe e delle pene nella D. Commedia. E. Gorra, Di un poemetto francese inedito del secolo XV. F. Flamini, Ballate e terzine di Antonio da Montalcino, rimatore del secolo XV. C. Salvioni, Quisquiglie etimologiche. Fl. Pellegrini, Alcune rime toscane inedite del secolo XIII. F. Novati, Due sonetti alla Burchiellesca di Luigi Pulci. P. Papa, La leggenda di S. Caterina d'Alessandria in decima rima. L. G. Pélissier, Lettres inédites de Lucas Holstenius aux frères Dupuy et à d'autres correspondants].

Geijer, P. A., Historisk öfverblick af latinets *qui* och *qualis* fortsatta som relativpronomina i de romanska språken. Upsala 1897 (Skrifter utgifna af K. Humanistika Vetenskapssamfundet i Upsala. V. 14). 31 S. gr. 8.

Salvioni, Carlo, L'elemento volgare negli statuti latini di Brissago, Intragna e Malesco. Bellinzona, Colombi e Co., 1897 (Estratto dal Bollettino storico della Svizzera italiana, vol. XIX). 40 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Giefsen. XIX, 6 u. 8. Der Referate und Recensionen drittes und viertes Heft. XX, 1. Der Abhandlungen erstes Heft [A. Kugel, Untersuchungen zu Molières *Médecin malgré lui*. M. Willmotte, Notes sur la flexion wallonne].

Thomas, Antoine, Essais de philologie française. Paris, Bouillon, 1897. VIII, 441 S. 8. (Die zu zwei Gruppen, als Mélanges philologiques S. 1—203 und Recherches étymologiques S. 205—401, vereinigten kleineren

Arbeiten sind gröfstenteils früher in der Romania erschienen, einige aber auch in anderen, den Romanisten meist weniger zugänglichen Zeitschriften. Auch früher nicht Gedrucktes ist mit aufgenommen.)

Ambroise, L'Estoire de la guerre sainte, histoire en vers de la troisième croisade (1190—1192) publiée et traduite d'après le manuscrit unique du Vatican et accompagnée d'une introduction, d'un glossaire et d'une table des noms propres par Gaston Paris, membre de l'Académie française et de l'Académie des inscriptions et belles-lettres. Paris, Imprimerie Nationale, 1897. (Se trouve à Paris à la librairie E. Leroux.) XC, 579 S. 4.

Marie de France, Die Fabeln mit Benutzung des von Ed. Mall hinterlassenen Materials herausgegeben von Karl Warnke. Halle, Niemeyer, 1898 (Bibliotheca normannica ... herausgegeben von Hermann Suchier, VI). CXLVI, 447 S. 8.

Mussafia, Adolf, Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. Vierter Beitrag (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Classe. Bd. CXXXVII. VI). Wien, Gerold, 1898. 84 S. 8. (Zu Söderhjelms Ausgabe des Péan Gatineau.)

Guillaume de Deguileville, Le Pelerinage Jhesucrist. Edited by J. J. Stürzinger, Ph. D., Professor in the University of Würzburg. Printed for the Roxburghe Club. London, Nichols and Sons, 1897. VI, 372 S. 4.

Vie Saint Nicholas, altfranzösisches Gedicht. Inaugural-Dissertation (Leipzig) vorgelegt von Kurt K. Rud. Bohnstedt. Erlangen, Junge, 1897. 44 S. 8.

Montaigne, Michel de, Essays, ins Deutsche übertragen von Waldemar Dyhrenfurth (Blondel). Neue Folge. Breslau, Trewendt, 1898. VII, 270 S. kl. 8. M. 2, geb. M. 3.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1898.

32. Scènes et tableaux de la nature par Louis Figuier. Ausgewählt und mit Anmerkungen zum Schulgebrauche herausgeg. von Dr. W. Klingelhöffer und Dr. J. Leidolf. 117 S. 8. Geb. M. 1,20.
33. Maîtres conteurs. Neun Erzählungen von A. Daudet, J. Claretie, G. de Maupassant, F. Coppée, J. Lemaître, für die Schule ausgewählt, bearbeitet und erklärt von Dr. J. Hengesbach. XI, 109 S. 8. Geb. M. 1,20.

Rambert, Eugène, Les cerises du vallon de Gueuroz. La batelière de Postunen. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Max Pfeffer, Oberlehrer am Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Mit 7 Abbildungen und 2 Karten (Freytags Sammlung französ. u. engl. Schriftsteller). Leipzig 1898. X, 201 S. 8. Geb. M. 1,60.

Svedelius, Carl, L'analyse du langage appliquée à la langue française, thèse pour le doctorat. Upsala 1897, Imprimerie Almqvist & Wiksell. 180 S. gr. 8.

Körting, Gustav, Der Formenbau des französischen Nomens in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Paderborn, Schöningh, 1898. XII, 336 S. 8 (Formenlehre der französischen Sprache. II. Band).

Schwan, Dr. Eduard, Grammatik des Altfranzösischen. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Dietrich Behrens, Professor an der Universität zu Giefsen. Teil II. Die Formenlehre. Leipzig, Reisland, 1898. S. 121—271, dazu Vorreden und Inhaltsverzeichnis.

Passy, Paul, docteur ès lettres, directeur-adjoint à l'École des hautes études, Abrégé de prononciation française (phonétique et orthoépie) avec un glossaire des mots contenus dans le 'Français parlé', Leipzig, Reisland, 1897. 51 S. 8.

Anglade, Joseph, Le patois de Lézignan (Aude) (Dialecte narbonnais). Phonétique. Montpellier, Coulet, 1897. 101 S. 8 (Extrait de la Revue des langues romanes).

Feist, Dr. Sigmund, Grofsherzogl. Hess. Lehramtsassessor, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. III. Oberstufe. Mit einer kleinen Synonymik und einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Fremdwörter der französischen Sprache. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1898. VIII, 196 S. 8. M. 1,60.

Lange, Dr. Paul, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Wurzen, Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterrichte. Vortrag, gehalten am 21. April 1897 auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasial-Lehrervereins zu Wurzen. Wien, Hölzel, 1897. 40 S. 8. M. 0,50.

Bierbaum, Prof. Dr. Julius, Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. Verkürzte Ausgabe. I. Teil. Mit einem Liederanhange. Leipzig, Rofsberg, 1897. VI, 98, 16 S. 8. Geb. M. 1,30.

Bierbaum, Prof. Dr. Julius, und Hubert, Oberl. Dr. Bernhard, Systematische Repetitions- und Ergänzungs-Grammatik zu Prof. Dr. J. Bierbaums französischen Lehrbüchern. Leipzig, Rofsberg, 1897. 165 S. 8. Geb. M. 1,60.

Pünjer, J., Rektor der 3. Knaben-Mittelschule in Altona, Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache. 3. und 4. gleichlautende Auflage. Zweiter Teil. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1897. VII, 216 S. 8. M. 1,60; geb. M. 2.

Weifs, M., Französische Grammatik für Mädchen. I. Teil. Mittelstufe. Dritte Aufl. Neu bearbeitet nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Paderborn, Schöningh, 1897. VIII, 198 S. 8.

de Barneville, Pierre, Le Rythme dans la poésie française. Paris, Perrin et Cie, 1898. 149 S. 8. fr. 2,50.

Hatzfeld, A., Darmesteter, A., et Thomas, A., Dictionnaire général de la langue française. Fascicule 22. Paris, Delagrave, 1897 (Paniculé — Pis).

Französisches Real-Lexicon ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper. 3. Lief. Leipzig, Renger, 1897 (Allemande — Anoblissement).

Génin, Lucien, et Schamanek, Joseph, Conversations françaises. Paris. Avec un plan et une chromo-lithographie. Vienne, Hölzel (o. J.). 64 S. 8. M. 2.

Petit de Julleville, L., Histoire de la Langue et de la Littérature française des origines à 1900. Tome IV: Dix-septième siècle (Première partie: 1601—1660). Paris, A. Collin et Cie, 1897. 798 S. 8. 16 frs. (Les poëtes de 1600 à 1660, par M. Petit de Julleville. — L'Hôtel de Rambouillet; Balzac, Voiture, les Précieuses, par M. Ed. Bourciez. — Fondation de l'Académie française; les premiers Académiciens, par M. Petit de Julleville. — Le théâtre au XVIIe siècle avant Corneille, par M. E. Rigal. — Pierre Corneille, par M. Jules Lemaître. — Le théâtre au temps de Corneille, par M. G. Reynier. — Le roman, par M. Paul Morillot. — Descartes; les Cartésiens, Malebranche, par MM. A. Hannequin et R. Thamin. — Pascal et les écrivains de Port-Royal, par M. A. Gazier. — Les mémoires et l'histoire, par M. Émile Bourgeois. — La langue de 1600 à 1660, par M. Ferdinand Brunot.)

Schofield, William Henry, Ph. D., instructor in Harvard University, The Lay of Guingamor. (Reprinted from Vol. V of Studies and Notes in Philology and Literature.) Boston, Ginn & Co., 1897. S. 221 bis 243.

Everlien, Hermann, aus Wenzen, Über Judas Machabee von Gautier de Belleperche. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde aus Halle. Halle a. S. 1897. 70 S. 8. (Mit Ausgabe von zwei Bruchstücken des Textes, zusammen etwa 1000 Versen.)

Meyer, Paul, Notice sur un légendier français du XIII[e] siècle classé selon l'ordre de l'année liturgique. Tiré des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques, tome XXXVI. Paris, Klincksieck, 1898. 69 S. 4.

Paris, Gaston, de l'Académie française, membre honoraire de l'Académie nationale de Reims, Le poète Guillaume Coquillart, chanoine et official de Reims, lecture à la séance publique annuelle de l'Académie nationale de Reims, le 22 juillet 1897. (Extrait du tome CI des Travaux de l'Académie de Reims.) Reims 1898. 13 S. 8. (50 exempl.) (Wesentliche Berichtigungen der Liste von C.s Werken und der Chronologie seines Lebens. Die Verfasserschaft der Übersetzung des Josephus wird dem Dichter abgesprochen und seine Geburt um 1450 statt 1421 angesetzt.)

Fest, Dr. O., Der Miles gloriosus in der französischen Komödie von Beginn der Renaissance bis zu Molière. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1897 (Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgeg. von H. Breymann und J. Schick. XIII. Heft). XV, 123 S. 8. M. 2.

Homélies provençales tirées d'un manuscrit de Tortosa par M. A. Thomas. (Extrait des Annales du Midi, t. IX, année 1897.) Toulouse, Privat, 1897. 52 S. 8.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch, siebentes Heft. Leipzig, Reisland, 1897. S. 257—384 (doalier-empeguir).

Lowinsky, Victor, Zum geistlichen Kunstliede in der altprovenzalischen Litteratur bis zur Gründung des Consistori del Gai Saber. Inaugural-Dissertation ... von der philos. Fac. zu Berlin genehmigt. Berlin, Gronau, 1897. 47 S. 8. (Die Arbeit, von der als Dissertation nur etwa ein Drittel gedruckt ist, soll vollständig in der Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. erscheinen.)

Crescini, prof. Vincenzo, Due noterelle filologiche. 1°. Di maestro Tuisio e di maestro Ferrari. 2°. Per una voce oscura. Padova 1898. (Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, vol. XIV, disp. 1.) 9 S. 8. (Der Verfasser erörtert Äufserungen von Suchier und von Zingarelli über sein 'Provenzale in caricatura' und das Wort *cindipendium* im Explicit der prov. Liederhandschrift V.)

Gräfenberg, Dr. S., Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für Handelsschulen und zum Selbstunterricht. Frankfurt a. M., Jügel, 1897. VI, 208 S. 8. geb. M. 3.

Hanssen, Prof. Dr. Friedrich, Das Possessivpronomen in den altspanischen Dialekten. (Separatabdruck aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, B. III.) Valparaiso 1897. 24 S. 8.

Boesche, Eduard Theodor, Neues vollständiges Taschenwörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache. Mit besonderer Rücksicht auf Wissenschaften, Künste, Industrie, Handel, Schiffahrt und die Umgangssprache. Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch. Zweiter Teil: Deutsch-Portugiesisch. Sechste Auflage, vollständig umgearbeitet und stark vermehrt von A. Dammann. Leipzig, Kittler, 1897. 784 u. 740 S. kl. 8.

Frisoni, Gaetano, Grammatica ed esercizi pratici della lingua portoghese-brasiliana. Milano, Hoepli, 1898. Seconda edizione rifatta. XI, 276 S. kl. 8. (Manuali Hoepli, serie scientifica, 269—270.) l. 3.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. Fasc. 9 e 10 [F. D'Ovidio e F. Angelitti, L'anno della visione dantesca. — Recensioni, Bollettino, Periodici, Notizie ed appunti].

Archivio glottologico italiano diretto da G. I. Ascoli. XIV, 2 [Guarnerio, I dialetti odierni di Sassari, della Gallura e della Corsica (Forts.). Salvioni, Annotazioni sistematiche alla 'Antica parafrasi lombarda del *Neminem laedi*' (Forts.). Nigra, Note etimologiche e lessicali. Bianchi, Storia dell' *i* mediano (Forts.). Ascoli, Di un dialetto veneto importante e ignorato, e di *cápor cáporc.* Nigra, *toccare.* Ascoli, *taccare* ecc.; *Truentu* ed altro; *sampogna e caribo; cos'lario.*

Dante Alighieri, La Divina Commedia illustrata nei luoghi e nelle persone a cura di Corrado Ricci con 30 tavole e 400 illustrazioni. Milano, Hoepli 1897. Fasc. 25—36. (Schlufs des Werkes.)

Stengel, E., Philologischer Kommentar zu der französischen Übertragung von Dantes Inferno in der Hs. L III 17 der Turiner Universitätsbibliothek. (Supplément zu: Les plus anciennes traductions françaises de la Divine Comédie publiées par C. Morel.) Paris, Welter, 1897. 175 S. 8.

Dantes Vita nuova i svensk dräkt, med grundtexten vid sidan av Fredrik Wulff, e. o. prof. vid Lunds Universitet. Stockholm, Geber, 1897. 188 S. 8. Kr. 3,25.

Wulff, Fredrik, Om översättning av stråfiska diktvärk förnämligast Dantes och Petrarcas. (Särtryck ur Lunds Universitets-årsskrift, Tom. XXXIII.) Lund 1897. 25 S. 4.

Buonarroti. Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von Dr. Carl Frey, Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, Grote, 1897. XXVI, 548 S. 4.

Tasso, Torquato, Le Rime, edizione critica su i manoscritti e le antiche stampe a cura di Angelo Solerti. Vol. I: Bibliografia. Vol. II: Rime d'amore. Bologna, Romagnoli-Dall'Acqua, 1898. XVI, 512, 526 S. 8. l. 24.

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, edizione curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati, preceduta dei cenni biografici per Luca Beltrami. Milano, Hoepli, 1897. Fasc. 2 e 3.

Sammlung moderner italienischer Autoren im Auszug mit Anmerkungen zum Schul- und Privatgebrauch. Bamberg, Buchner, 1895—1897. kl. 8. Jedes Bändchen kartonniert M. 1.

1. Cuore, libro per i ragazzi da Edmondo de Amicis, herausgeg. von Dr. Richard Ackermann.
2. In città e in campagna. Dialoghi di lingua parlata dell'avvoc. E. L. Franceschi ... herausgeg. von Ackermann.
3. La vita militare. Bozzetti di Edmondo de Amicis ... herausgeg. von Dr. G. Steinmüller.
4. La Nunziata. Racconto di Giulio Carcano ... herausgeg. von F. Beck.
5. Massimo D'Azeglio. I miei ricordi ... herausgeg. von Dr. H. Dhom.
6. Scene e caratteri scelti dalle storie di S. Farina ... herausgeg. von Ackermann.

Sauer, Carl Marquard, Italienische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht, neu bearbeitet von G. Cattaneo. Zehnte Auflage. Heidelberg, Groos, 1898. VIII, 440 S. 8. geb. M. 3,60.

Wohlfahrt, Dr. Th., Über die offene oder geschlossene Aussprache der Vokale *E* und *O* im Italienischen. Programm des K. Luitpold-Gymnasiums in München für das Studienjahr 1896/97. München, Buchdruckerei von J. B. Lindl, 1897, 35 S. 8.

Rigutini, Gius., und Bulle, Oskar, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 13. Lieferung. Leipzig, Tauchnitz, 1897. Bd. II, S. 289—394 (durchwandern — Ferrocyankalium). M. 1.

Salvioni, prof. Carlo, Per i nomi di parentela in Italia a proposito

di un recente studio (Estratto dai Rendiconti del R. Ist. lombardo di sc. e lett., Serie II, vol. XXX, 1897). 21 S. 8. (Aus Anlafs von Tappolets Schrift 'Die roman. Verwandtschaftsnamen', Strafsburg 1895.)

D'Ovidio, Francesco, *Talento* nei suoi varii valori lessicali, memoria letta alla R. Accademia di Scienze morali e politiche della Società Reale di Napoli. Napoli, Tipogr. della R. Università, 1897 (Estratto dal vol. XXIX degli Atti). 29 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto e redatto da F. Novati e R. Renier. Vol. XXX, fasc. 3. Fasc. 90 [G. Salvo-Cozzo, Le 'Rime sparse' e il Trionfo dell'eternità di Fr. Petrarca nei codici vaticani latini 3195 e 3196. — Varietà: E. Bertana, Intorno al sonetto del Parini 'Per la macchina aerostatica'. — Rassegna bibliografica: M. Scherillo, Alcuni capitoli della biografia di Dante (F. Colagrosso). A. Pircher, Horaz und Vida; F. Zaniboni, Virgilio e l'Eneide secondo un critico del cinquecento (B. Cotronei). P. Gauthiez, L'Arétin (E. Sicardi). G. de Gregorio, Glottologia (C. de Lollis). Bollettino bibliografico. Communicazioni e appunti. Cronaca]. 91 [A. Galletti, Frà Giordano da Pisa predicatore del secolo XIV. I. La vita. II. La forma presente dei Sermoni di frà Giordano. — Varietà: V. Cian, Per Bernardo Bembo. G. Giannini, Il 'Principe' e il 'Giovin signore'. A. Bassermann, Catona o Crotona? — Rassegna bibliografica: L. Biàdene, Indice delle canzoni italiane del sec. XIII (A. Foresti). G. Melodia, Difesa di F. Petrarca (N. Scarano). G. Carducci, Sull'Aminta di T. Tasso (V. Rossi). F. Pometti, I Martirano (B. Croce). V. Reforgiato, L'umorismo nei 'Promessi Sposi' (P. Bellezza). — Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Communicazioni ed appunti. Cronaca].

Zenatti, prof. Albino, Gerardo Patecchio e Ugo di Perso. Lucca, Tip. Giusti, 1897. 29 S. 8 (Estratto dal vol. XXIX degli Atti della R. Accademia lucchese di Scienze, Lettere ed Arti).

Fifteenth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.). Mai 19, 1896. Accompanying paper: Dante in America, a historical and bibliographical study by Theodore W. Koch. Boston, Ginn & Co., 1896. XVIII, 150 S. 8.

Pochhammer, Paul, Durch Dante. Ein Führer durch die 'Commedia' in 100 Stanzen und 10 Skizzen. Zürich u. Leipzig, Henckell & Co. (o. J.). 144 S. 8 und ein Blatt, enthaltend 10 Zeichnungen zur Veranschaulichung des Danteschen Jenseits.

De Sanctis, Natale, La lirica amorosa di Michelangelo Buonarroti. Palermo, Reber, 1898. 64 S. 8. l. 1,50.

Rua, Giuseppe, Tra antiche fiabe e novelle. I. Le 'Piacevoli notti' di messer Francesco Straparola, ricerche. Roma, Loescher e Co., 1898. 199 S. 8. l. 4,50.

Graf, Arturo, Foscolo, Manzoni, Leopardi, saggi, aggiuntovi 'Preraffaelliti, simbolisti ed esteti' e 'Letteratura dell'avvenire'. Torino, Loescher, 1898. 485 S. 8. l. 8.

Beltrami, Luca, Alessandro Manzoni. Con 9 autografi e 58 illustrazioni. Milano, Hoepli, 1898 (Manuali Hoepli). 190 S. kl. 8. Geb. l. 1,50.

Tiktin, Dr. H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Lief. 3. Bukarest, Staatsdruckerei, 1897. S. 129—192 (autocefál—bîrligát).

Réthy, Ladislas, membre de l'Académie hongroise des sciences, Daco-Roumains ou Italo-Roumains? études historiques et philologiques. Budapest 1897 (Extrait de la Revue d'Orient et de Hongrie). 30 S. 8.

A New Text of the Old English Prose Genesis.

At the friendly suggestion of Professor A. S. Napier, of Oxford, that the manuscripts of Ælfric's Old-Testament-translations might be worth study, I spent some time in the early autumn in collating the three most important of these manuscripts. As the first-fruits of this labor, I present herewith a new prose version of six chapters of the book of Genesis, the existence of which seems to have escaped attention hitherto.

Ælfric's translations of the first seven books of the Bible — we may here disregard his paraphrases of portions of Kings, Job, Esther, Judith, and Maccabees — which have come to be known as the Old English Heptateuch, are preserved in six MSS., as follows:

A.[1] British Museum, Cotton, Claudius B. IV (Wanley, p. 253), written in a large hand and illustrated with a very important series of color-drawings.[2] It dates from the first half of the eleventh century (being thus nearly contemporary with Ælfric), and contains the first six books of the Bible, through Josh. XXIV, 32, together with the latter part of the Dedicatory Epistle to Æđelweard, beginning with p. 23, l. 20 of Grein's edition.

---

[1] Facsimiles of portions of this MS. may be seen in Westwood, *Palæographia Sacra*, Plate 39; in the *Palæographical Society Facsimiles*, Series I, vol. II, Plates 71, 72; and in Astle, *Origin of Writing*, tab. XX, 6.

[2] These drawings have been made the basis of a study of *The Anglo-Saxon House*, a Leipzig dissertation, illustrated with four plates of copies from the MS., which was presented by George Taylor Files in 1893.

B.[1] Bodleian, Laud Misc. 509 (formerly E. 19: Wanley, p. 67), written in a smaller hand, with an interlinear Latin gloss in parts. It dates from the second half of the eleventh century, and contains the entire Heptateuch, with the Epistle to Ædelweard and the tractate *De Veteri et Novo Testamento.*

C. Cambridge University Library, Ii. 1. 33 (Wanley, p. 162). This MS., which formerly belonged to Archbishop Parker, and contains a large number of homilies and lives of saints, is written in a not very large hand, and dates from the last part of the twelfth century. The volume opens with the Epistle to Ædelweard, followed by the first chapters of Genesis, through XXIV, 22, where it abruptly gives way to a homily, in the middle of p. 44. A sixteenth-century copy of this MS. (Wanley, p. 151; it may be designated as C 1) is preserved among the Parker MSS. in the library of Corpus Christi College, Cambridge.

D. British Museum, Cotton, Otho B. 10, which, according to Wanley, p. 192, contains, on foll. 166—181, Genesis, Caps. XXXVII—L. As a result of the fire among the Cotton MSS., the leaves of this volume have been misplaced, so that our text probably occupies another position at present.

E. Bodleian, Junius 23 (Wanley, p. 39), containing, on foll. 105—116, only the book of Judges.

F. Some fragments, said by Wanley (p. 305, on the authority of his friend, Dr. Tanner, of Norwich) to exist in a MS. of the Lincoln Cathedral Library.

The last three MSS. I have not yet seen. Of F., the Cathedral Librarian knows nothing: it was apparently used in the binding of a later book, where I hope still to find it.

The first printed editions of these texts are

1623. A Saxon Treatise concerning the Old and New Testaments ... by Ælfricus Abbas ... Now first published in print ... by William L'Isle of Wilburgham ... London.

1698. Heptateuchus, Liber Job, et Evangelium Nicodemi; Anglo-Saxonice . . . Edidit nunc primum ex MSS. codicibus Edwardus Thwaites, e Collegio Reginæ Oxoniæ, E Theatro Sheldoniano. An. Dom. MDCXCVIII. Typis Junianis.

[1] Facsimiles of portions of this MS. may be seen in Westwood, *Palæographia Sacra,* Plate 39.

Both these early editions, printed with a care and loving fidelity which put to shame many modern undertakings of the sort, rest upon MS. B, which, while not the earliest, commended itself as being the most complete, and the only one which contained the treatise *De Veteri et Novo Testamento.*

Thwaites's text was reprinted, with some normalisations, as Vol. I of Grein's *Bibliothek der angelsächsischen Prosa* (Cassel, 1872). The editor promised collations, undertaken by an English friend, as an appendix to Vol. II; but Vol. II was destined not to appear until 1885—1888, under the editorship of another.

I have said that Thwaites's text is based on MS. B: but this statement requires modification. Between foll. 5 and 6 of this MS., a leaf has perished, containing almost two chapters of Genesis; these must be supplied from other sources. How this was done, let Thwaites explain: On p. 28 of his Appendix, as note to Genesis III, 20, *wife, &c,* he says: *"Ab hac voce, usque ad* hund *in Cap. V. Vers. 13. omnia ex MS. Codice Laudino deperdita, hic restituuntur ex Codd. MSS. duobus, altero bibliothecae publicae, quae est Cantabrigiae; altero Cottonianae, quae est Westmonasterii. quorum codicum omnes variantes lectiones edere non opus, dum autographa propriis oculis usurpare liceat."* [1] It is with the two MSS. thus used by Thwaites that the present paper has to do.

MS. A corresponds *in toto* with MS. B, except for a few variations in spelling, the occasional transposition of words, and the insertion or omission of a particle here and there. In addition, numerous words or clauses, omitted by accident from MS. B, and conjecturally supplied by Grein within brackets, exist here in their

[1] It will be noted that Thwaites regarded B as the earliest MS., a fact which is further proved by the epithets *unicum* and *vetustissimum,* which he applies to it in his preface. In filling the gap in B, he followed MS. A — preferred as more closely resembling the *"autographa"* — except in the following portions, which were drawn from C: in IV, 18, the words *"and irad gestrinde mauihel"*, which were lacking in A: 20—21, on account of the strange amalgamation of Jabal and Jubal in A. 23—24, as lacking in A. V, 1—4, as lacking in A. 5 (why from C?). 7—13, probably on account of the some what greater fulness of C. It will thus be seen that, in IV, 20—21, and V, 5 and 7—13 of MS. A, we have ten verses of the "authorized" Ælfric version, which have not hitherto appeared in print.

original form. But it may, I think, be safely asserted that, in all essentials, MSS. A and B resemble each other much more closely than either of them resembles the text of Grein's edition. A number of short passages, chiefly comments of Ælfric by the way (cf. *infra,* Gen. XXIV, 15—20), which occur in both MSS., have been omitted from the editions, and various departures from the Biblical arrangement (cf. *infra,* Gen. X, 7) have been "rectified".

With MS. C, however, the case is otherwise. It has already been said that this MS. is of much later date than A and B; this fact is patent not merely in the shapes of the letters, but still more in the careless and utterly irregular spelling,[1] and in the late forms of many words. Thus[2] (I here employ Arabic numerals for both chapter and verse): *sunus,* 5, 32; *sunas,* 10, 2; *sunæ,* 10, 3 — all nom. or acc. plu. of *sunu*; *þe* (= *se*), 10, 8; *þeo* (= *seo*), 4, 7; *ung* (= *une*), 23, 15. Other late peculiarities are: æ = a or e: *timæ* (= *tima*), 5, 5; *þæ* (= *þe*), 5, 24; *hiwredæne,* 10, 32; u = i or y: *gestrunde,* 10, 7; *sunde* (= *sind*), 10, 31; *untumende,* 11, 30; variation of h in initial position: *æfde* (= *hæfde*), 4, 1; *lafordes,* 24, 12; *hirdling,* 4, 2; *hirre* (= *ierre*), 4, 6; *his* (= *is*), 11, 6; *heom* (= *eom*), 23, 4.

But, however important these late forms may be, there is a far more radical difference between C and the other MSS. While agreeing closely with A and B in all other parts, it contains, in Caps. IV, V, X, XI, XXIII, and XXIV of the book of Genesis, a new and in large measure quite independent Old English version, based on the Vulgate. What is much more remarkable than the existence of this version is the fact that it has so long remained unnoticed, although the MS. was used by Thwaites, as above stated. Thwaites was perhaps blinded by his implicit belief in the sufficiency of the Laud MS. (cf. his note *supra*); but the divergence of this translation from the accepted Ælfric text escaped the eye of a scholar of the present century, who had not Thwaites's excuse for dullness of vision.

---

[1] e. g., *leofode,* 5, 3; *lyfede,* 5, 7; *lyfode,* 5, 12; *lefede,* 5, 13; *lifode,* 5, 16; *leofede,* 5, 19 — six forms of the 3d sg. pret. of *libban,* occurring within seventeen verses of a single chapter.

[2] The examples cited are all drawn from the six chapters printed herewith; but the late forms occur in every chapter of the MS., and are in no sense more characteristic of one portion than of another.

We find, prefixed to the volume in which our text occupies the initial position, a descriptive table of contents, in the hand, apparently, of the late J. M. Kemble. Here he quotes the first few lines, as Wanley had done before him, but merely says that the translation differs from Thwaites's edition mainly in the lateness of the word-forms, and in the general carelessness with which it is written.

Let us proceed, then, to a brief comparison of the two texts, leaving details for treatment a little later. In the Epistle to Æđelweard, and Genesis, Caps. I—III, A and C are practically identical. Caps. IV and V are radically different (with a, perhaps accidental, similarity in IV, 18). Here, C follows the Latin text far more slavishly than A (or, better, T, which I will use as a symbol for the hitherto accepted Ælfric text, as it exists in MSS. A and B), and shows far less mastery of the art of translation. In IV, 1—22, T is rather fuller than C (or S, which I will use to denote the new text, contained in the six chapters of MS. C, as mentioned above); for the rest of the two chapters, T is much condensed, with many omissions, while S is practically complete. Caps. VI—IX are identical in the two MSS., while, in X and XI, where T is again meagre and fragmentary in the extreme, S gives a much fuller version, showing an advance in skill over Caps. V and VI. For XII—XXII, 19, the two MSS. again correspond: C adds a statement regarding Nahor's children (summing up XXII, 20—24), with an appended reference to the Latin for particulars, the whole of which is quite in Ælfric's manner. In XXIII—XXIV, 22 (where MS. C comes to an end), the most casual examination reveals a connection between versions S and T: S is, on the whole, still much fuller; but several verses are substantially identical in the two texts, and nearly every verse has so many elements common to S and T as to prove some close dependence of one on the other. The errors have practically vanished from S, but T still reveals more perfect mastery of the subject-matter, and a clearly-defined selective principle in translation, which is lacking in S.

The facts thus stated, we will try to discover the origin of the S text. Four possible theories of authorship are open to us, in accordance with which the new version might come from the hand of Ælfric, or from a successor, a contemporary, or a predecessor of this foremost of ecclesiastical writers in Old English. We will test each of

these possibilities in order. For the purposes of this discussion, the text falls into two parts: M — comprising Caps. IV, V, X, and XI — and N — comprising Caps. XXIII and XXIV, 1—22.

I. Is the new text a parallel version by Ælfric? It is safe to say that Ælfric had nothing to do with M. The extreme literalness, the fulness in the genealogical passages — which Ælfric regularly condenses to the last degree or omits entirely, as being of little value for the spiritual culture of the English people — and the utter dissimilarity of S and T in all essentials clearly disprove Ælfric's authorship of this portion. IV, 18 is indeed practically alike in the two versions: but this verse is already in its lowest terms in the Vulgate, and it is quite possible that two independent translators should have rendered it by the same words. The errors, to be noticed later, also mark the work as proceeding from one whose knowledge of Latin was scanty, compared with that of Ælfric, the Grammarian. With N, the case is somewhat different: here, S is without errors, and may be described as an enlarged form of T; the relation between the texts is an intimate one. May we, then, regard S as a later amplification by Ælfric? This seems very unlikely: it shows less skill than T, it is more wordy, and contains detailed accounts of incidents which are not of such importance as to demand insertion, after they had once been deliberately omitted by the translator. Ælfric, so far as we know, never amplified his work in any considerable degree, except where circumstances urgently called for additions, as in the letters on monastic duties, revised in each instance to meet local needs. Is S, finally, his first draft, from which he afterward condensed the improved T version? The discussion of this possibility I will postpone for a moment.

II. Was the S version made by a follower of Ælfric? We may here say, very improbable. Ælfric had the field; his translation was authoritative and sufficient; it would have been an idle and thankless task for a follower to make a new version. Moreover, the spirit of the eleventh and twelfth centuries is not that of bald literalness and unidiomatic exactness, by which most of S is characterised. Nor was this, in general, a time for refining and revising; a translation made by a master and already accepted as a standard was not at all likely to attract a man of less ability as an amplifier. But, even supposing that a later writer had attempted a new version, he

could not have kept so clear of the influence of the widely-known Ælfric as is the M portion of S — here, the diametrically opposite points of view make it seem likely that the translator of neither text had ever seen the other —; nor is there any human probability that he would, in the N portion, have so cleverly amplified, without much changing, so many verses of T. Moreover, the errors in M point to an early, rather than a late, date; certainly no one familiar with Ælfric would have taken the pains to introduce these mistakes, evidently fresh from the Vulgate.

III. Was the author of the new text a contemporary of Ælfric? Here we will deal first with the last section of the text, Caps. XXIII and XXIV. For Ælfric himself here gives us evidence: in his Epistle to Æðelweard, who had asked him to translate the book of Genesis, he states that the worthy ealdorman said he need go no farther than the story of Isaac, "because another man had translated the book from Isaac to the end". Dietrich, in his admirable study of Ælfric and his work (Niedner's *Zeitschrift f. d. historische Theologie* 25, 498), propounds the theory that Ælfric actually translated only "to Isaac"; and that he then took in hand the existing translation by "sum oðer man", corrected it, struck out what seemed to him inapplicable to the needs of the English people, for whom he worked, and incorporated it with his own version of the first part of Genesis. This theory, says Dietrich, is borne out by the absence from the latter part of Genesis, and from the following five books — excepting the descriptive portions of the book of Numbers, to which Ælfric gave alliterative form — of Ælfric's favorite expressions, and the occurrence of words and phrases not found elsewhere among his writings.

Provided with Ælfric's statement and Dietrich's theory, let us proceed to examine Caps. XXIII and XXIV. XXIII, 1—2 are practically alike in the two versions. 3, T is condensed from S. 4, omitted from T. 5—8, entirely re-worked for T. 9, practically identical in S and T. 10—11, T, a condensed paraphrase of S. 12—15, omitted from T. 16, T condensed from S. 17, T condensed from S, possibly with assistance from the Vulgate. 18, omitted from T. 19—20, two texts practically identical. XXIV, 1—2, two texts alike. 3, alike, except for arrangement, and first four words of each version. 4, lacking in S (obviously by a scribal error, as it is the

only case of such omission, and the sense is quite incomplete without it). 5—6, T, a re-arrangement of S. 7, T condensed and re-worked from S. 8, T condensed from S. 9, S and T practically identical. 10, T, a re-worked and improved form of S. 11—14, omitted from T. In 15—22, while S is quite full, T gives the briefest possible summary of the facts, with a note, sending the reader to the Latin original for details.

I think that anyone who will thus examine the texts printed below, will be convinced that T is later than S, and was based upon it. But who is the author of S — Ælfric, or Æđelweard's "sum ođer man"? On the basis of so little evidence, I cannot venture to answer this question finally; at present, I incline to the belief that the text before us is Ælfric's first draft of these two chapters, a belief for which my reasons will be cited below. But others may prefer to see here a bit of "sum ođer man's" work, a view in which I am ready to concur if sufficient evidence shall be adduced in its support.

The history of the two versions I assume to be somewhat as follows: Ælfric, invited to translate "to Isaac", carried the story to XXIV, 22 — the end of the present fragment — where the youthful patriarch is well on the way to a wife. At this point he received from his friend Æđelweard the manuscript of the translation "from Isaac on", which "sum ođer man", taking his orders literally, had begun with the birth of Isaac in XXI, 1. Proceeding then to amalgamate the two versions, Ælfric naturally set out with a revision of that part of his own translation which was parallelled by "sum ođer man's". Caps. XXI and XXII (the story of Hagar and Ishmael, and the accounts of the covenant with Abimelech and the offering of Isaac) were left untouched, as too important for abbreviation. XXII, 20—24, a genealogical statement, was struck out. Caps. XXIII (the story of Sarah's burial) and XXIV, 1—9 (the instructions to Abraham's servant) were condensed, as of only secondary interest, and the story of the wooing of Rebekah, of which he had already translated the first quarter, was epitomized in a single sentence, as being disproportionately long and full of repetition.

I am led to the belief in Ælfric's authorship of the S version, 1st, by the statement in XXII, 20—24, about the sons of Nahor, which, with its accompanying remark, is thoroughly characteristic of Ælfric; 2nd, by the fact that the scribe of MS. C stopped here, in the

middle of a page, which is explainable only on the assumption that his source also came to an abrupt end at this point; 3rd, the alliteration, of just the sort familiar in Ælfric, by which the Rebekah episode is strongly marked, and which, according to Dietrich, is entirely lacking in the second half of Genesis; 4th, the close similarity between S and T: a man of Ælfric's independence as a translator would not have found it easy to keep so close to a stranger's version; 5th, his reference to the Latin in XXIV, 15—20, of T; he could well regard his own first draft as non-existent; he could not so easily have ignored a version by another.

IV. There still remain four chapters, IV, V, X, and XI. And these, it seems to me, must be assigned to a predecessor of Ælfric. We may be quite sure that Æđelweard's "sum ođer man" did not translate the early part of Genesis; else why such anxiety that Ælfric should do it? The workmanship in these chapters is rough. They are baldly literal for the most part, and, when the translator aspires to handle his subject-matter with bold freedom, he straightway gets into trouble, as in XI, 31 (where the T version is quite literal): in rendering the rather involved Latin of this verse, he magnifies Abram, Lot, and Sarai into "two sons of Terah, with their two wives", in addition to Lot. Indeed, we must conclude that the translator's knowledge of Latin was very ordinary: thus, in IV, 22, the Vulgate *"faber in cuncta opera æris et ferri"* is rendered *"smiđ on callum weorcum ærest and of ysene"*; here, *ærest*[1] is evidently due to *æris*. We must regard *his naman,* for *nomen eorum,* in V, 2, as intentional; the translator could not understand the plural Adam of the Latin. Again, in XI, 1, he renders *"erat ... terra ... sermonum eorumdem",* by *"wæs ... heora ealre an spræc";* here, he has failed to comprehend the attributive genitive. In 7 of the same chapter, *"confundamus ibi linguam eorum, ut non audiat ...",* where *ut* introduces a clause of purpose, is translated *"uton ... heora gereord þer-to wendon, þæt ... nan ne tocnawe ...",* where, through a misunderstanding of *ibi,* the clause becomes one of result. This is surely not from the hand of Ælfric; and no less surely is it not the work of the translator of the N portion of MS. C, who, be he Ælfric or another, was thoroughly at home in Latin.

[1] This form occurs in a similar connection in the poem Genesis, l. 1088.

If all these conjectures are right, our task is now simple: to describe the formation of the text, as it stands in MS. C. This is evidently the work of a contaminator, who, having got hold of Ælfric's first draft (or, if you like, "sum oðer man's" version) and the earlier translation of the beginning of Genesis, which contained the genealogies, set out to put together a text which should be as complete as possible. To this end, he followed Ælfric — the standard translation — through Gen. III. In IV, he found two verses lacking in Ælfric, together with a large part of V; he accordingly took these two chapters from the earlier version. VI—IX were again drawn from Ælfric, although he omits VII, 13—16 and VIII, 19 — gaps, the failure to fill which I cannot at present explain. X and XI come from the early text, as Ælfric is most meagre here. XII—XXII, 19 come from the standard text, and are largely complete. XXII, 20 — XXIV, 22 were taken from the earlier draft, as being more nearly full. Beyond this, only the "authorized" and widely-disseminated Ælfric text was obtainable; the scribe therefore stopped here, *in mediis rebus,* and went on to the copying of homilies.

And now, a word as to the vocabulary and dialect of MS. C. There occur here, so far as I have discovered, only two words not hitherto found in Ælfric (including the Grammar and Glossary), one of which, *sleegwirhta* (= *malleator*), IV, 22, is quite new, if its absence from all the dictionaries is any criterion. *Æscen* (= *hydriam*), XXIV, 14, occurs elsewhere only in § 17, p. 264, of a text entitled "*Be gesceadwisum gerefan*", printed in *Anglia,* vol. IX, by F. Liebermann, who includes this in his list of rare words on p. 265. The few verses of the T version here printed for the first time (see note, p. 243) also contain one new word, *organystra* (= *canentium organo*), IV, 21.

The dialect of C is marked by the following peculiarities, which stamp it as of Kentish origin:

ē = W.S. æ: *strēta,* 10, 11; *hiwrēdene,* 10, 32; *þēr,* 11, 2.

ia = W.S. ea: *wiard,* 22, 20; *sialde,* 23, 9; *twyfialdan,* 23, 17.

īa, ӯa = W.S. ea: *brīac,* 4, 25; *dīadan,* 23, 6; *bīad,* 23, 12; *gelӯafan,* 24, 12; *bīagas,* 24, 22.

iea = W.S. ēa, eo: *dieadan,* 23, 4; *abieah,* 23, 7; *hieardum* (= *heordum*), 10, 31.

[y]o = W.S. ēo: *byo* (= *bēo,* imv.), 23, 11.

[y] = W.S. ēo: *lyde* (= *lēode*), 24, 8.

These Kentish peculiarities are by no means confined to the six chapters here printed, but occur throughout the MS. I subjoin lists of cases, which, while not exhaustive, will serve to support my statement. (In these lists, as in those above, I quote no pronominal forms.)

e = W.S. æ: *geliffeste,* Epistle, p. 23, 19 (Grein); *hebbende,* Gen. 1, 12; *feder,* 12, 1; *deges,* 17, 27; *becc* (= *bæc*), 19, 26.

e = W.S. æ: *dedbotæ,* Epistle, p. 24, 1; *megþum,* Gen. 9, 12; *specе,* 15, 1; *ewedon,* 19, 12; *sed,* 21, 12; also *adrēfed,* 3, 24; *arerde,* 13, 18.

ia = W.S. ea: *biarn,* 6, 4; *wiarđ,* 15, 1; *getiald,* 15, 6; *forgiaf,* 20, 16.

ia, ya = W.S. ēa, eā: *bebiad,* 6, 22; *sceamlyasan,* 19, 24; *lifliase,* 20, 7; *diad,* 20, 7; *forgiafe,* 15, 7; *seiapum,* 21, 27.

iea = W.S. ea: *andwieardan,* 15, 16; *gesieah,* 19, 1; *wieard,* 19, 25.

yo = W.S. ēo: *byođ,* 9, 7.

It will thus be seen that the dialectic forms, as well as the merely late forms noted above (p. 244), are confined to no one section of the MS.; they are not more characteristic of the new chapters than of the Ælfric text, nor of the portion "before Isaac" than of that which follows the appearance of this, for us, so important personage. They simply prove, so far as my studies yet show, that the contaminator to whom we are indebted for MS. C lived in Kent, late in the twelfth century.

If my conclusions be correct, we thus have, instead of Ælfric as the sole translator of Genesis into Old English, four men of different periods, all busying themselves with the first book of Moses, and all contributing in some measure to the production of MS. C. The last two chapters, as differing from the standard translation, are due to the influence of the parallel version made for Æđelweard, if, indeed, they may not sometime be shown to be a part of that version; the work of the other three men is before us. It is significant that, of these four men, the personality of only one is known to us. Another is, indeed, named for us, but with the most pathetic indefiniteness, as "sum ođer man" — a name which applies equally to the other two, and to all their fellows in the school of translation,

of whose extended activity we here obtain a glimpse.[1] How many more were thus laboring to bring the Bible home to the English people? No man can tell. But "by their fruits ye shall know them". The text here presented is one more monument to their industry; and its epitaph — "sume oðre men".

[1] It is interesting to note, in this connection, that Wyclif's translation of the Bible was not the work of one man, but of a number, with Wyclif as the guiding spirit (cf. E. Gasner, Beiträge zum Entwickelungsgang der neuenglischen Schriftsprache, auf Grund der mittelenglischen Bibelversionen, wie sie auf Wyclif und Purvey zurückgehen sollen. Göttingen diss. 1891).

I print below, in parallel columns, the text of these six chapters of Genesis, from MSS. A (Cotton, Claudius B. IV) and C (Cambridge University Library, Ii. 1. 33).

In the portions of text here printed for the first time, the punctuation of the MSS. is preserved; elsewhere, Grein's edition has been followed in this regard. The use of capitals corresponds everywhere with that in the MSS. Resolution of contractions is denoted by italics.

C.

Genesis, Cap. IV.

1. Ada*m* soðlice æft*er* þisu*m* breac his wiues *and* heo eacnode *and* acende cain *and* cw*æð*. Ic æfde mannan þurh god.

2. Eft heo acende his broðor Abæl. Abel wæs þa sciephirde *and* Cain hirðling.

3. Hit wæs þa æft*er* manegu*m* dagu*m* þ*æt* Caim ofrode gode lac of þare eorþan wæstmu*m*.

4. *and* Abel ofrode of þa*m* fru*m*cænnedu*m* sceapu*m* his heowodu*m* *and* of hire fætnesse. Þa beseah god to Abele *and* to his lacu*m*.

5. Þa hirsode Caim þearle *and* his nebwlite ætfeol.

A.

Genesis, Cap. IV.

1. Soðlice adam gestrynde cain be euan his gemæccan *and* ðus cwæð. ðisne man me sealde drihten.

2. Eft he ges*t*rynde[1] abel. abel wæs sceaphyrde *and* cain eorðtilia.

3. Ða wæs hit geworden æfter manegum dagum. ðæt cain brohte drihtne lac of eorðan tilingum.

4. Abel brohte to lace ða frumcennedan of his heorde. Ða beseah drihten to abele *and* to his lacum.

5. *and* ne beseah to caine ne to his lacum. Ða wearð cain ungemetlice yrre.

[1] Italicised letter, above, later.

6. God cw*æđ* þa to caime. Hwi eart þu hirre *and* hwi ætfeol þin ansin.

7. gif þu đon*ne* yfel dest. þærrihte biđ þeo syn æt þa*m* ingange. ac his gewilnung biđ under þe *and* þu wylst hine.

8. Cain cw*æđ* þa to Abele his broþer. Vton gan ut on feld. Hwæt þa Cain aras togeanes his brođor Abele þa đa hi on æcere wæron. *and* hine ofsloh.

9. God cw*æđ* þa to cain. hwær is Abel þin brođor. he andwirde ic nat. Eom ic mines broþor hyrde.

10. God cw*æđ* to hi*m* la hwæt dydest þu. Seo stemn þines brođor blodes clipođ to me of eorþan.

11. Nu þu bist awirged ofer eorþan. Þeo þe oponode hire muđ and underfeng þines brođor blod of þinre handa.

12. þon*ne* wircst þa eorþan ne silđ heo þe hyre wæstmas. woriende *and* flyma þu bist ofer eorþan.

13. Cain cw*æđ* to gode mare is min unrihtwisnyss. þon*ne* ic mage miltsunge geearnian.

14. Efne þu adræ*f*st[1] me nu to-dæg fra*m* þære eorþan ansine. *and* ic beo behyd fra*m* þi*n*re ansine. *and* ic beo woriende *and* flyma ofer eorþa*n*. eal þare þe me gemeteđ wile me ofslean.

15. God cw*æđ* þa to hi*m*. ne biđ hit nateshwon swa. ac swa hwa swa ofsliceđ caim. biđ gewitnod beo seofonfealdu*m*. And sette þa mirceals on cain. þ*æt* hine ne ofsloge þe đe hine gemette.

6. *and* drihten cwæđ to him. hwi eart đu yrre.

7. Gyf đu god dest. hit đe biđ mid gode forgolden. Gyf đu đonne yfel dest. sona hit byđ đe mid yfele forgolden.

8. Đa cwæđ cain to abele his bređer. Uton gan ut. đa hi ut agane wæron. đa yrsode cain wiđ his brođor abel *and* ofsloh hine.

9. Đa cwæđ drihten to caine. hwær is abel đin brođor. đa andswarode he *and* cwæđ. in[2] nat. segst đu. sceolde ic minne brođor healdon.

10. đa cwæđ drihten to caine. hwæt dydest đu. þines brođor blod clypađ up to me of eorđan.

11. witodlice đu byst awyrged ofer eorđan. for đan đe seo eorđe onfeng þines brođor blodes. đe đu mid đinum handum agute.

12. đonne đu tilast đin on eorđan. ne syld heo đe nane wæstmas. đu færsđ worigende *and* bist flyma geond ealle eorđan.

13. Witodlice cain cwæđ to drihtne. min unrihtwisnys is mare đonne ic forgyfenysse wyrđe sy.

14. Nu to-dæg đu me aflymst *and* ic me behyde fram đinre ansyne *and* ic worige *and* beo aflymed geond ealle eorđan. ealc đæra. đe me gemett. me ofslyhđ.

15. Đa cwæđ drihten to caine. ne biđ hit na swa. ac ælc đæra. đe ofslihđ caiN. onfehđ seofonfeald wite. *And* god him sealde tacn. đæt nan đæra. đe hine gemette. hine ne ofsloge.

---

[1] Italicised letter is inserted above the line, in MS., by later hand.
[2] In MS., *c* is written by a later hand, above *n* in this word.

16. Cain ferde þa fram godes ansine to eastdæle *and* wunede flyma on þam lande. Eden.

17. Cain breac his wiues *and* heo geacnode *and* acende enoh. Cain þa geworhte him ane burh *and* genamode þa burh be his sune naman enoh.

18. Witodlice enoh gestrinde. irad. *and* irad gestrinde mauiehel. Mauihel gestrinde matusahel. *and* Matusahel gestrinde lamech.

19. þe genam twa wif an hatte ada. oþer sella.

20. Þa acende ada iabel þe wæs fæder þare þe wunedon on geteldum. and hirda

21. his broþor hatte iubal. þe wæs fæder heapera. *and* þæra þe organan macodan.

22. Þæt oþer wif sella acende tubalcain. þe wæs slecgwirhta. *and* smið on eallum weorcum ærest *and* of[1] ysene. his swistor hatte nohema.

23. Lameh cwæð þa to his wiuum ada. *and* sella. gehyrað myne stemme lameh. wif hlistað mine spræce for þan þe ic ofsloh wer on mire wunde. *and* iunglincg on minum handan.

24. Seofonfeald wracu bið geseald for Cain. *and* hundseofontigseofonfeald for lamech.

25. Adam soðlice briac his wiues. *and* heo acende sunu *and* gecigde hine sech. þus cweþende. God forgeaf me oþerne ofspring for abel. þone cain ofsloh.

16. Cain eode fram drihtnes ansyne *and* wunode flyma on ðam eastdæle ðæs landes. ðe is genemned eden.

17. Witodlice cain nam wif. be ðære he gestrynde enoch. *and* he getimbrode ceastre and nemde hi be his suna naman enoch.

18. Soðlice enoch gestrynde irad. *que*[2] maui*a*hel[3]. *and* maui*a*el[3] gestrynde matusael. *and* matusael gestrynde lamech.

19. Witodlice lamech nam twa wif. oðer wæs genemned ada *and* oðer sella.

20—21. be adan he gestrynde iaba*a*l[3] (*and* iubal)[4] *And* iubal wæs hyrda fæder. *and* þara manna ðe on geteldum wunedon. *and* sangera fæder. *and* hearpera. *and* organystra.

22. Be sellan he gestrynde tubalcain. se wæs ægðer ge goldsmið ge irensmið. *and* ane dohtor. seo hatte noema.

25. Eft adam gestrynde sunu. ðone he nemde seth. *and* ðus cwæð. drihten me sealde ðisne sunu for abel. ðe cain ofsloh.

---

[1] Above line, in later hand.
[2] *irad. que*, above, later. [3] Italicised letters, above, later. [4] Inserted in parenthesis by later hand, in space left by original scribe.

26. Eac swilce þa sech wæs sunu acened. þon*e* þe het Enos. Þes ongan to clipienne godes naman.

Cap. V.

1. Þis his seo boc Adames mægrace. on þone dæg þe god gesceop man to godes gelicnesse he geworhte hine.

2. wer *and* wif he gesceop hii *and* geble*t*sode[1] hi *and* het his naman Adam on þa*m* dæge þe hi gesceapene wæron.

3. Adam sodlice leofode hunteonti geare *and* þritti geare *and* gestrinde sunu to his gelicnesse *and* anlycnysse *and* het hine seth.

4. Þa wæron Adames dages siddan he gestrinde sech VIII. hund geara *and* he gestrindæ suna *and* dohtra.

5. Wæs þa geworden eal þe timæ þe Ada*m* leofode nigon hund geara *and* XXX. geare *and* he þa fordferde.

6. Sech leofode fif *and* hundteontig geara *and* gestrinde enos.

7. He lyfede seden he gestrinde enos VIII. hund geare *and* seofon gear *and* gestrynde sunu and dohtra.

8. Wæron þa gewordene ealle sethes dagas IX. hund geare *and* XII. gear *and* he fordferde.

9. Enos sodlice leofode hundnygontyg geare *and* he gestrynde cainan.

10. Æft*er* þes upspringe he leofode VIII. hund geare *and* XV. gear *and* gestrinde suna *and* dohtra.

---

26. Seth gestrynde sunu *and* nemde hine enos. Se enos ongan ærest clypian drihtnes NamaN.

Cap. V.

5. Sodlice adam leofode nigon hund wintra. *and* dritig wintra. *and* he fordferde on godre ylde.

6. Seth wæs (hundwintre. *and* V.)[2] da he gestrynde enos.

7. ymb seofan. *and* hundeahtatig wintre æfter dam he gestrynde suna. *and* dohtra.

8. *and* he fordferde. þa he wæs nigonhundwintre. *and* twelfwintre. Dis is adames eneores.

9. Enos gestrynde cainan. da he wæs hundnigontigwintre.

10. æfter dam he gestrynde suna. *and* dohtra.

---

[1] Italicised letter is inserted above the line, in MS., by later hand.
[2] Inserted by later hand in space left by original scribe.

11. Wæron þa gewordene ealle Enoses dagas IX. hund gear *and* V. gear. he forđferde.

12. Cainan lyfode hundsefontig geare *and* gestrinde malaleel.

13. He lefede siđđan he *ge*strinde[1] malaleel VIII. hund geara *and* gestrynde sunu *and* dohtra.

14. Wæron þa gewordene ealle cainanes dagas IX. hund geare. *and* X. gear *and* he forđferde.

15. Malaleel leofode .V. *and* sixti geare *and* gestrinde Iared.

16. He lifode siđđan he gestrinde Iared .VIII. hund geare *and* XXX. geare *and* gestrinde sunu *and* dohtra.

17. Wæron þa gewordene ealle maleleelas dagas VIII. hund geare *and* V. *and* hundnigontig *geare*. *and* he fo*r*đferde[2].

18. Iared leofode hundteonti geare *and* twa *and* sixti. *and* gestrinde Enoh.

19. he leofede siđđan he gestrinde Enohc VIII. hund geare *and* gestrinde sune *and* dohtra.

20. Wæron þa gewordene ealle Iaredes dagas IX. hund geara. *and*[3] twa *and* syxti. *and* he forđferde.

21. Witodlice Enohc lyfode V. *and* sixti geare *and* gestrinde matusalam.

22. *and* enoch ferde to heofone[4] mid gode. He leofode siđđan he gestrinde matusalam .III. hund geare *and* gestrynde sune *and* dohtra.

11. *and* enos forđferde đa he wæs nygonhundwintre. *and* fifwintre.

12. Cainan gestrynde malaleel đa he wæs hundseofontigwintre.

13. *and* æfter đam he gestrynde suna *and* dohtra.

14. *and* he forđferde. đa he wæs nygonhundwintre *and* tynwintre.

15. Witodlice malaleel gestrynde iared. đa he wæs fif-*and*-sixtigwintre.

16. *and* syđđan he gestrynde suna *and* dohtra.

17. *and* he forđferde. đa he wæs eahtahundwintre *and* fif-*and*-hundnygontigwintre.

18. Iared gestrynde enoch. đa he wæs (hundwintre. twa *and* syxtig.)[5]

19. *and* æfter đam he gestrynde suna *and* dohtra.

20. *and* he forđferde. đa he wæs nigonhundwintre *and* fif-*and*-sixtigwintre.

21. Enoch gestrynde mathusalam. đa he wæs fif-*and*-sixtigwintre.

22. *and* syđđan he gestrynde suna *and* dohtra.

---

[1] *ge-*, above line, in later hand. [2] Italicised letter is inserted above the line, in MS., by later hand. [3] *and,* in margin. [4] *to heofone,* above, in later hand.

[5] Inserted by later hand in space left by original scribe.

23. Wæron þa gewordene ealla Enoches dagas III. hund *geare.* *and* V. *and* syxti *geare.*	23. *and* he wæs on đison life đreo hund wintre *and* fif *and* sixti wintre.
24. *and* he ne for*d*ferde[1] na. ac ferde mid gode *and* næs gesewen siđđan mid mannu*m*. for þan þæ god hine genam.	24. *and* he ferde mid gode *and* hine nan man syđđan ne geseah. for đam đe drihten hine genam mid sawle *and* mid lichamaN.
25. Matusala þa leofode hundteontig geara. *and* feofon (*sic*) *and* hundeahtatig *geare.* *and* gestrinde lamech.	25. Witodlice matusalem gestrynde lamech. đa he wæs (C. *and*)[3] seofan-*and*-hundeahtatigwintre.
26. He leofode siđđan he gestrinde lamech .VII. hund *geare.* *and* II. *and* hundeahtatig *geare.* *and* gestrinde sunu *and* dohtra.	26. *and* æfter đam he gestrynde suna *and* dohtra.
27. Wæron þa gewordene ealle matusalames dagas .IX hund *geare.* *and* IX. *and* sixti *geare.* *and* he fordferde.	27. *and* he fordferde. đa he wæs nygonhundwintre *and* nygon-*and*-sixtigwintre.
28. Lamech þa leofode hundteontig geare *and* II. *and* hundeahtatig. *geare.* *and* gestrynde sunu	28. Lamech gestrynde sunu. đa he wæs anhundwintre *and* twa-*and*-hundeahtatigwintre.
29. *and* gecigde hine Noe. *and* cw*æđ* þes gefrefrađ us fra*m* weorcu*m* *and* geswincu*m*. ure handan ofer eorþan þe god awirigde.	29. *and* nemde hine noe *and* đus cwæđ be him. đes man us afrefrađ fram urum weorcum *and* fram urum geswyncum on đam lande. đe drihten wyrigde.
30. Lamech leofode þa siđđan he gestrinde Noe .V. h*und* *geare.* *and* V. h*und*nigontig *geare.* *and* gestrinde sunu *and* dohtra.	30. Æfter đam he gestrynde suna *and* dohtra.
31. Wæron þa gewordene ealla lameches dagas VII. h*und* *geare.* *and* VII. *and* hundseofeontig *and* he fordferde.	31. *and* he fordferde. þa he wæs seofonhundwintre *and* seofan-*and*-hundseofantiwintre.
32. Noe sodlice þa þa he wæs V-h*und*geare. eald[2] þa gestrinde he þry sunus Sem. Cam. *and* iaphed.	32. Noe sodlice. wæs fif hund geara. đa gestrynde he đry suna SEM *And* CHAM *And* IAPHET.

[1] Italicised letter, above, later. [2] *eald,* above, later.
[3] Inserted by later hand in space left by original scribe.

Cap. X.

1. Þis is seo mægracu Noe sunes[1]. Sem. *and* cham. *and* Iafeđes.

2. *and* Iafeđes sunas wæron þas. Gomer. *and* magog. mada. *and* Iaban. Tubal. *and* moshoh. *and* Thyras.

3—4. Gomer. *and* Iaban. his twegen sunæ gestrynde ođre .VII. sunes.

5. *and* fra*m* þisu*m* synd todælede þeoda. hilændon. heora ricu*m* angehwilc æft*er* his gereorde. *and* æft*er* his hiwrædene on his cynne.

6. Cames suna. wæron þas. Chus. *and* mesraim. futh. *and* canaan.

7. Se chus gestrunde .VI. sunas (see below, after 12)

8. an þære wæs Nenroth. Þe Nemroth wæs mihtig on eorþan

9. *and* strang hunta ætforan gode. Be þam wæs[2] gecweden bigword. swa swa nemroth strang hunta ætforan gode.

10. his rices angin wæs babilon. *and* Arah. *and* Archat. *and* cahanne on þa*m* lande sennar.

11. Of þa*m* þande *(sic)* ferde Asur. and geti*m*brode þa buruh Niniuen. *and* þære burhga streta. Oþre burh he geti*m*brode eac. þe hatte chale.

12. þa þriddan burh þe he arærde het Reson. betwux Niniuen. *and* Cale. þeos is micel burh.

7. Chuses suna Remgma. gestrynde .II. sunu sabba. *and* dadan.

13—14. Mesraim cames oþer sunu. gestrynde six suna. of þa*m*

Cap. X.

1. Þis synd noes suna naman. Sem *and* cham *and* iapheth.

2. Iafeđes suna gomer *and* magog *and* madai. Iuan *and* tubal *and* mosoh *and* điras.

[1] Italicised letter, above, later.

[2] *wæs*, above, later.

comon þa philistei *and* seo mægđ capturym.

15—18. Canaan cames sunu gestrynde .XI. suna. of þan is tosawen þ*æt* folc cananeysra þeoda.

19. *and* heora landgemære wæron fra*m*. Sidon*ie*[1] ođ đa burh gaza. *and* to þa*m* burgu*m* Sodoma. *and* Gomorra. *and* swa forđ to bethaman *and* seboim. ođ lesa.

20. Þa sind Cames sunu on heora yerdu*m*. *and* gereordu*m*. *and* mægþu*m*. *and* landu*m*. *and* þeodu*m*.

• 21. Sem Noes ylsta suna gestrynde. fif sunu.

22. Elam. asur. arfaxad. *and* Ludim *and* Aram.

23. Aram gestrynde .IIII. sunu*s*.[1]

24. Arfaxađ gestrynde Salem. of þa*m* asprang Heber.

25. Đam heber wæron acenned .II. sunu þe an hatte faleh. for þa*m* þe on his dagu*m* wæs se eorþe todæled. *and* his brođor hatte iectaN.

26—29. Þe iectan gestrynde XIII. sune.

30. *and* he wæs on eastdæle wiđ þone munt sefar.

31. Þis sunde semes sunus æft*er* heora mægþu*m* *and* gereordu*m* *and* hieardu*m* on heora þeodu*m*.

32. Þis is Noes hiwredæne æft*er* heora folcu*m* and þeodu*m*. Fra*m* þissu*m* is todælede þeoda on eorþan æft*er* þa*m* flode.

32. đis wæs noes hiwræden *and* his mægđa. đurh đas wæron đeoda todælede on eorđan.

Cap. XI.

1. Wæs þa an gereord on eorþan *and* heora ealre an spræc.

Cap. XI.

1. æfter đam Sođlice ealle menn spræcon đa ane spræce.

[1] Italicised letters, above, later.

2. Hi ferdon fra*m* eastdele oð þ*æt* hi comon to anu*m* felde. on þa*m* lande sennar. *and* þer wunedon.

3. þa cw*æð* gehwa to his nyxtan.

4. Cumað *and* utan wircan us ane burh. *and* ænne stypel swa heahne. þ*æt* his rof atille þa heofonan. *and* uton mærsian urne namon. ær þan we beon todæledu*m* to eallu*m* landu*m*.

5. God þa nyþer astah. þ*æt* he gesega þa burh. *and* þone stypel. þe Adames sunus geti*m*broden.

6. God cw*æð*. þa efne þis his an folc. *and* gereord hi*m* ealu*m*. *and* hi ongunnon þis to wircenne. ne hi ne geswicað heora geþohta ær þan. þe hi mid weorce hi gefyllan.

7. Cumað nu eo*r*nostlice[1]. *and* uton niþer astigan. *and* heora gereord þer-to wendon. þ*æt* heora nan ne tocnawe his nextan stemne.

8. *and* god þa hi todælde swa of þare stowe. to eallu*m* landu*m*. *and* hi geswicon to wyrcenne þa buruh.

9. *and* for þi wæs seo burh gehaten Babel. for þan þe ðær wæs todæled. þ*æt* gereord ealre eorþan. God þa hi sende þanon ofer branesse ealra eorðan.

10. þas synd semes mægþa. Sem þa þa he wæs anhundgeare. þa gestrynde he Arfaxat. twam gearu*m* æft*er* þam flode.

11. *and* he lyfode syððon

2. ða ða hi ferdon fram eastdæle. hi fundon ænne feld on senaar lande *and* wunodon ðæron.

3. ða cwædon hi him betwynan. uton wyrcean us tigelan *and* ælan hi on fyre. Witodlice hi hæfdon tigelan for stan *and* tyrwan for weall-lim.

4. *and* cwædon. Uton timbrian us ceastre *and* stypel oð heofon heahne. *and* uton wyrðian urne naman. ær ðam ðe we synd todælede geond ealle eorðan.

5. witodlice drihten astah nyðer to ðam. ðæt he gesawe ða burh *and* ðone stypel. ðe adames bearn getimbrodon.

6. *and* he cwæð. ðis is an folc *and* ealle hi specað an leden *and* hi begunnon ðis to wyrcenne. ne geswycað hi. ær ðan ðe hit geara sy.

7. Soðlice uton cuman *and* todælan ðær heora sp*r*æce[1].

8. swa drihten hi todælde of ðære stowe geond ealle eorðan.

9. *and* for ðam man nemde ða stowe babel. for ðam ðær wæron todælede ealle sp*r*æce.[1]

[1] Italicised letters, above, later.

.V. hund geare *and* gestrynde sunu *and* dohtra.

12. Arfaxađ þa lyfode VXXX. *geare. and* gestrunde Sale.

13. he leofode siđan he strynde Sale. IIII hund[1] *geare. and* IIII. *geare. and* gestrynde sunu *and* dohtra.

14. Sale eac leofode XXX *geare. and* gestrunde heber.

15. He leofode siđđan he gestrunde heber IIIIC. *and* IIII gear. *and* gestrunde sunu*s*[2] *and* dohtra.

16. Heber leofode IIII *and* XXX geara. *and* gestrunde faleh.

17. He leofode siđđan he gestrinde faleg. IIII h*und.* geare *and* XXX *geare. and* gestrinde sunu *and* dohtra.

18. Faleh gestrunde Reu.

19. he leofoda siđđan he gestrinde Reu. II hund geare *and* IX *geare.*

20. Reu sođlice lifode II *and* XXX *geare. and* gestrinde saruh.

21. He lifode siđđan he gestri*n*de saruh .IIC. *geare and* VII gear. *and* gestrunde sunu *and* dohtra.

22. Saruh sođlice leofode XXX. *geare and* gestrinde Nachor.

23. He leofode siđđan he gest*r*inde[2] Nachor .II.C. *geare. and* gestrinde sunu and dohtra.

24. Nachor þa leofode XXX. *geare. and* he gestrinde thare.

25. He leofode siđđan he gestrinde thare .IC. *geare. and* IX.X *geare. and* gestrinde sunu *and* dohtra.

26. Thare leofode hundseofontig geare *and* gestrinde Abra*m. and* Nachor *and* Aran.

---

[1] *hund,* above, later. [2] Italicised letters, above, later.

27. Se Aran. gestrinde Lot	27. Đis is thares cynryn. Đare gestrynde abram *and* nachor *and* aran. Witodlice aran gestrynde loth.
28. *and* he wæs dead ær hi*s*[1] fæder on þam lande his acennednyss on þære chaldeiscre hur.	28. Aran forđferde ær đan đe thare his fæder on ur chaldea.
29. Abra*m* þa *and* nachor wifedon. Abrames wif hatte sarai. *and* nachores wif hatte Melcha. aranes dohter. *and* hire swister hatte iesah.	29. Sođlice abram *and* nachor wifodun. Abrames wif hatte sarai *and* nachores wif melcha.
30. Abrame*s*[1] wif Sarai wæs untumende.	30. Sarai wæs untymende. hæfde heo nan bearN.
31. Hwæt þa Thare genam his tweigen sunu mid heora twam wifum. *and* Loth his sune suna *and* gelædde hig of þare chaldeisre hur to þa*m* lande aran. *and* hig wunedon þa on aran.	31. Witodlice thare nam abram his sunu *and* loth his suna sunu *and* gelædde hi to *(sic)* ur chaldea. đæt hi ferdon to chanaan lande. Hi foron. ođ hi comon to aran *and* hi wunodan đær.
32. Þa wæron gewordene tares dagas twa hund. *geare*. *and* fif gear. *and* he forđferde on aran.	32. Thare leofode twa hund geara *and* fif gear. *and* he forđferde on aran.
Cap. XXII.	Cap. XXII.
20—24. Hi*m* wiarđ siđđan gesæd þ*æt* .XII. sunu wæron acennodon his bređer nachor. (þære naman sind awritene on þære ledenrace. ræde þær se đe willan.)[2]	
Cap. XXIII.	Cap. XXIII.
1. Sarra sođlice lifede hundtweontig geara *and* VII.XX. gear	1. Sarra leofode hundteontig geara *and* seofan *and* twentig geara
2. *and* heo siđđan forđferde. Abraha*m* bestod hi on đa ealdan wisan	2. and heo syđđan forđferde *and* abraha*m* hi bestod on þa ealdan wisan
3. *and* siđđan wolde bicgan	3. *and* wolde bicgan hyre byr-

[1] Italicised letters, above, later. [2] The remark which I have enclosed in parenthesis is one of a series of references to the Latin text, made by the translator, but omitted in the editions.

heore byrgene. þa spæc he to þa*m* manu*m* þe he mid wunedu. þ*æt* wæron hethes sunu. *and* hi þises bæd. *and* cw*æđ*.

4. Ic heo*m* eallþeodig mid eow wuniende. forgifađ me ic bidde byriels mid eow. þ*æt* ic minne dieadan mage bebyrigan.

5. þa anwirde hethes sunus Abrahame an cwædon.

6. Gehyr us nu lyf þu eart mid us wuniende swa swa godes heretoga *and* þu swiđe wel most on uru*m* gecorenu*m* birgenu*m* bebyrige þine diadan.

7. Abraha*m* þa aras *and* eadmodlice hi*m* abieah

8. *and* bæd þ*æt* hig sprecon his spræce to effron Sores sunu.

9. þ*æt* he hi*m* sialde wiđ feo þ*æt* twifialde scræf þe he hæfde on his lande on heora gewitnesse hi*m* to birielse.

10. Effron þa anwirde Abrahame *and* cw*æđ*.

11. ne byo hit na swa lyof ac hlyst minre spræce. þæne æcer ic þe forgife mid eallu*m* þa*m* scræfe ætforan þissu*m* folce þ*æt* þu freolice bebirgen þær þinne diadan. gif þe swa gelicađ.

12—13. Abraha*m* þa eft biad Effrone þ*æt* wurđ þa*m* æcere.

14. Hi*m* anwirde effron eadmodlice *and* cw*æđ*.

15. þ*æt* land þe þu gewilnast ic wat þ*æt* hit is swa god swa .IIII. hund scill*inga*. þis wurđ is betwux ung. ac swa micel swa hit is þu most swa þeah bebirgan þinne deadan þær nu þu swa don wilt.

16. Abraha*m* þa sona þ*æt* seolfer hi*m* awæh .IIII. hund scyllingan be fullan gewihte. *and*

gene æt þa*m* mannu*m*. đe he mid wunude. þ*æt* wæron ethes suna.

5—6. þa noldon hi nanes wurđes onfon. ac forgeafon hi*m* đa byrgene hys gemæccean to bebyrgenne.

7—8. Abraha*m* hi đa eadmodlice bæd. þ*æt* hi bædon efron soares sunu.

9. þ*æt* he hi*m* sealde wiđ feo þ*æt* twyfealde scræf. đe he hæfde on hys lande. on heora gewitnysse him sylfum to byrgelse.

10. Þa cw*æđ* effron.

11. þæt he hi*m* wolde lustlice þone æcer forgyfan mid þam scræfe.

16. Abraha*m* þa awæh feower hund scyllinga be fullan gewihte seolfres. *and* sealde effrone

sealde Effrone wiđ þam foresædon lande on þæs folces gewitnesse.

17—18. *and* he feng to þam lande mid eallum þam treowum þe þæron ymbe stodan *and* mid þam twyfialdan scræfe þe lahge to manbre.

17. wiđ þam æcere *and* wiđ đam scræfe. đe læg to mambre.

19. þ*æt* is sođlice Ebron *and* he birigde þær sarran.

19. þ*æt* ys ebron. *and* he bebyrigde đær sarran

20. *and* he hæfde þ*æt* land him siđđan to licreste.

20. *and* he hæfde đæt land sydþan him sylfum to licreste.

Cap. XXIV.

1. Abraham wæs þa eald. *and* god on eallum þingum hine gebletsode.

2. *and* he þa clypode him to his yldestan gerefan. þe ealle his þing bewiste *and* cw*æđ*. Sete nu þine hand under min þeoh.

3. þ*æt* ic þe halsie þurh þone hefenlican god þ*æt* þu of þissum mennysse þe ic mid wunie wif ne geceose mine sune ysaace.

5. Se wicnere him anwirde *and* cw*æđ*. hu gif þ*æt* wif[1] nele hider to lande mid me. sceal ic lædan þinne sunu eft to þam lande þe þu of ferdest.

6. Abraham him cw*æđ* to. beo þu þæs gewær. þ*æt* þu minne sunu næfre þyder ne læde.

7. Se hefanlica god þe me het faron þanon *and* minum ofspringe. behet me þisne eard to agenne. he asent his engel ætforan þe. *and* þu swa genimst minum sunu wif.

Cap. XXIV.

1. Abraham wæs đa eald. *and* god hyne bletsode on eallum þingum.

2. *and* he clypode him to hys yldestan gerefan. þe ealle hys đing bewiste. *and* cw*æđ* to him. sete þine hand under min đeoh.

3. *and* swera me aþas đurh þone heofon*lican*[2] god. þ*æt* đu næfre ne nyme wif isaace minum suna of đisum mennisce. đe ic mid wunige.

4. ac far to þam lande. đe ic of com. *and* nym him đær wif.

5. þa cw*æđ* se wicnere. hu. gyf þ*æt* wif nele hider to lande mid me. Sceal ic lædan þinne sunu eft to þam lande. đe þu of ferdest.

6. đa cw*æđ* abraham. beo wær æt þam. þ*æt* đu næfre minne sunu þyder ne læde.

7. Se heofonlica god sent hys engel beforan đe *and* he þe wisađ.

[1] *wif*, margin, later.
[2] *-lican*, above, later.

8. *and* gif þ*æt* wif nele gewendan mid þe. ne bist þu forsworen. *and* þu huru minne sunu þider ne læde to þare lyde næfre.

9. Se wicnere þa asette sona his swiđran hand under abrahames þeoh. *and* þone ađ him swor. swa swa he hine sylf stafode be his sunu wifunga.

10. Se wicnere þa genam X. olfendas to lade. *and* of his hlafordes goldum. *and* lædde forđ mid him. *and* ferde to þam lande be his hlafordes hæse. ođ đæt he becom to nachores birig.

11. Swa on æfnunge. *and* anbidode him þær wiđutan þære birig wiđ ænne wæterpytt. On þare tide þe wimmen woldan wæter feccan.

12. He clypode þa to gode *and* cw*æđ*. mid gelyafan. drihten mines lafordes god. do mildheortnysse to-dæg wiđ me. *and* wiđ minne hlaford. *and* gewissa me nu.

13. ic stande wiđ þisne wæterpytt. *and* þas wimm*en* hider cumađ wæter to feccenne. swa hyre gewune is.

14. Nu þam wimmen þe ic secge sete hwon þin æscen. þ*æt* ic mahge drincen. *and* heo me anwirden þus. eac ic sylle drincan þinum olfendum. nu seo his þe þu gecarcodest ysaace þinum þeowan. *and* þurh þ*æt* ic tocnawe. þ*æt* þu ciđdest mildheortnysse minum hlaforde.

15. þa mid þam þe he þus spræc. þa com rebeccA. bathueles dohter. *and* hæfde hyre æscen uppan hure sculdrum.

8. Gyf þ*æt* wif þon*ne* hider mid þe nele faran. ne byst đu na forsworen.

9. Se gerefa đa asette đa hys swyđran hand under abrahames þeoh *and* þone ađ him swor þa. swa he hyne sylf stafode be hys sunu wifunge.

10. Se wicnere nam þa tyn olfendas *and* of hys hlafordes. godum þone dæl. þe he wolde. *and* lædde forđ mid him *and* ferde to þam lande be hys hlafordes hæse. ođ þ*æt* he com to nachores byrig.

15—20. *and* he đær isaace wif gefette. swa swa hyne hys hlaford het *and* him god wissode. (swa hyt on þære leden bec

16. swiđe wlitig mæden wolde wæter feccen.

17. Mid þa*m* þe heo þ*æt* wæter bær þa cw*æđ*. se wer hyre to. Sele me hwon drineen.

18. *and* heo sona hi*m* cw*æđ* to. Drinc þu leofa man.

19. *and* ic hlade siđđan þinu*m* olfendu*m* wæter ođ đæt hig ealle drincan.

20. Heo þa ageat of þa*m* ascenne ardlice his laue. *and* arn to þa*m* pytte. *and* þa olfendas wæterede.

21. Þa beheold se ærndraee þa gebienunge swiglice. wolde witan þurh þ*æt*. hu hi*m* gewisode god.

22. *and* sealde hyre earpreonas eallgildene sona. *and* gildene biagas god herieNDe.

awriten ys ræde se þe wylle.)[1] Dæs wifes nama wæs rebecca. bathueles dohtor.

---

[1] This remark is another of Ælfric's references to the Latin text, omitted from the editions (cf. Cambridge MS., Cap. XXII, 20).

Berlin. Frank H. Chase.

Über einige Probleme der englischen Sprachgeschichte.

II.

Pricke of Conscience (mit 9624 Versen) hat zahlreiche *u-* : *ǭ*-Reime, nämlich 13 vor *v* (gegenüber einem Selbstreime von *u-* und 6 Selbstreimen von *ǭ*) und 41 vor *m* (gegenüber 8 Selbstreimen von *u-* und nur 2 Selbstreimen von *ǭ*), während sich vor *n* kein einziger findet (gegenüber 4 Selbstreimen von *u-* und 26 Selbstreimen von *ǭ*), wiederum ein schlagender Beweis für die vielfach wechselnde Reimtechnik. Dafs aber *u-* weder vor *n* noch auch vor *m* zu *ǭ* gedehnt war, zeigen die Reime von *u-* : *u,* wie *won* : *sun* (ae. *sunne*), die achtmal wiederkehren (beachte auch *son* : *visiŏ̆n, wons* : *Amazŏ̆ns*), sowie *com* : *patrum* : *Capharnaum, come* : *dom* (ae. *dúmb,* s. oben), *-som* : *dom.* Seltene *u-* : *ǭ*-Reime sind noch: *dore* : *pūre* (1) und *smoke* (nach Luick = ae. **smuca* § 469) : *lūke* : *bōke* (im ganzen 4 Reime).

Nach Luick 'ist *u-* sicher gelängt vor *m* und *v,* daher auch, obwohl spärlich belegt, vor *r* und *k,* dagegen kurz geblieben vor *n*'.

Ywain and Gawain, 4032 Verse. Nur ein einziger Reim von *u-* : *ǭ* vor *v,* nämlich *love* : *glōve* (gegenüber einem Selbstreim). Vor *m* und *n* ist *u-* niemals mit *ǭ* gebunden, obwohl die Selbstreime von *ǭ* häufig sind. Auch mehrfache Selbstreime von *u-* finden sich vor *m, n.* Beachtenswert sind auch die öfteren Reime *sons* : *processiŏ̆n* : *champiŏ̆n(s).* Diesen Thatbestand deutet Luick folgendermafsen (§ 472): 'Dieser Bestand ist auffällig, weil er so wenig Hinweise an die Hand giebt. Es läfst sich aus ihm nur erschliefsen, dafs *u-* vor *o* wahrscheinlich gelängt und *ĭ-* vor *d* kurz war. Der negative Schlufs etwa, dafs *ŭ-* vor *m* nicht gelängt war, ist bereits höchst unsicher. Man glaubt zu merken, dafs der Dichter gerade die Wörter, auf welche es uns ankommt, im Reime möglichst meidet. Bisher waren das Präsens und der Infinitiv *cume* und die entsprechenden Reimwörter stets bedeutend häufiger als das Präteritum und das Substantiv *cǭm(e)*; hier ist es umgekehrt. Das könnte etwa damit im Zusammenhang stehen, dafs wir zum erstenmal eine fortlaufende Erzählung vor uns haben. Aber dafs in einem Ritterroman das Wort *love* nur zweimal im Reime steht, ist doch merkwürdig. (Man vergleiche damit

die Verhältnisse in anderen, auch nicht romantischen Dichtungen, z. B. dem Pricke of Conscience.) Ich möchte in der That glauben, dafs der Dichter Wörter mit ŭ- und ĭ- im Reime mied, und zwar deswegen, weil die ihm geläufige Lautung ihm den Charakter des Provinziellen an sich zu haben schien. In diesem Falle war der Unterschied zwischen Nord und Süd ein sehr starker; die sonstigen vokalischen Abweichungen sind nur qualitativ, diese ist auch quantitativ. Dafs aber der Dichter überhaupt sich Gedanken über seine Sprache machte und an ihr gewissermafsen Kritik übte, wird man dem ersten Romandichter Nordenglands, der ja klärlich stark unter dem Einflufs des Südens stand, wohl zutrauen dürfen. Ich möchte also annehmen, dafs in seinem Dialekt ungefähr derselbe Lautstand galt, wie wir ihn durchschnittlich bisher gefunden haben (also namentlich Längung des ŭ- vor *v* und *m*), dafs er aber aus den angegebenen Gründen nur vereinzelt einen ihn verratenden Reim (*love* : *glōve*) sich entschlüpfen läfst.'

Mit solchen allgemeinen Erwägungen kann man freilich alles beweisen.

Barbours Bruce, über 13500 Verse. Trotz des äufserst umfangreichen Denkmals sind die *u-* : *ǭ*-Reime nur ganz vereinzelt. Es ist nur je einmal *u-* mit *ǭ* vor *v*, *n* und *k* gebunden, während vor *n* die Selbstreime von *ǭ* zahlreich sind, vor den anderen Konsonanten weniger häufig. Der Grund liegt also keineswegs an dem Mangel an passenden Reimwörtern. Trotzdem nimmt Luick auch hier Dehnung des *u-* zu *ǭ* vor *v*, *k*, *n* und möglicherweise auch vor *m* an. Die Sachlage erinnere an die beim Ywain; der Dichter 'habe sich in Bezug auf die Verwendung der ihm geläufigen Formen gewisse Beschränkung auferlegt und speciell die uns hier interessierenden sich nur gelegentlich entschlüpfen lassen'. Auch habe der Dichter 'eine Abneigung gegen Reime mit dunklen Vokalen'.

Dagegen bietet die Schottische (Barbour zugeschriebene) Legendensammlung mit über 33000 Versen wieder öftere Reime von *u-* : *ǭ*, besonders vor *n* (16) und *v* (11), sporadisch auch vor *r* (1), *d* (1) und *k* (2), dagegen nicht einen einzigen vor *m* (gegenüber 17 Selbstreimen von *ǭ*, doch fast immer *Rōme* : *dōme*, oder *dōme* : (-) *dōme*). Andererseits ist aber zu beachten, dafs *u-* auch mit *u* reimt in öfterem *dum* ('stumm') : *sum*, ferner in *flume* (Orrms *flumm*) : *cume*; in *cume* : *Theodos(iu)me*, : *Cyeynyume* : *Yeonyume*, in *sume* : *colorum* : *Deeyum*, die wir anders als Luick interpretieren (s. oben Artikel I). Das gänzliche Fehlen von *u-* : *ǭ*-Reimen vor *m* erklärt Luick durch die geringe Zahl der *u*-Reime und den stereotypen Charakter der *ǭ*-Reime. Der Dichter könne 'sehr wohl *u-* und *ǭ* gleich gesprochen haben, den Zusammenfall aber zufällig (weil er stereotype Reime bevorzugt) oder absichtlich (litterarisch beeinflufst?) nicht zum Ausdruck bringen'.

Der Trojanerkrieg (Barbour zugeschrieben, in zwei Fragmenten von zusammen 3700 Versen erhalten) bietet nur ganz vereinzelte *u-* : *ǭ*-Reime, obgleich die Selbstreime von *ǭ* vor *n* häufig sind. Bemerkenswert ist *come* : *Adastrume*, also *u-* : *u* nach unserer Auffassung.

Die Benediktinerregel mit 2590 Versen weist dagegen öftere Reime von *u-* : *ọ̄* auf, nämlich vor *v* (9), *m* (4), *r* (2), *k* (1), aber keinen vor *n* (gegenüber 7 Selbstreimen von *ọ̄* + 1 *ǭ* : *ọ̄*). Wichtig ist wieder, dafs *u-* auch mit *u* gereimt ist in *sun* : *kun*; beachte auch *irksum* : *custum* (*u* : frz. *ü*).

Werfen wir einen Rückblick auf die *u-* : *ọ̄*-Reime, so ist zunächst zu konstatieren, dafs sie im ganzen doch recht spärlich auftreten, nur in einigen Denkmälern, nämlich im Nordengl. Legendar, im Pricke of Conscience, in der Schottischen Legendensammlung und in der Benediktinerregel waren sie häufiger zu finden. Das kann ja freilich so gedeutet werden, dafs das me. *ọ̄* nicht allenthalben die gleiche Lautqualität besafs, scheint mir aber doch vorwiegend auf reimtechnischen Gründen zu beruhen. Wie bei dem einen Dichter die Reime *u-* : *ọ̄* vor *m* fehlen, so bei dem anderen vor *n*, bei dem dritten vor *v*. Es wird aber schwerlich jemand annehmen wollen, dafs in der einen Mundart *u-* beispielsweise nur vor *v* und *m*, nicht aber vor *n*, in der anderen wieder nur vor *v* und *n*, nicht aber vor *m* zu *ọ̄* gedehnt worden sei. Auch Luick (§ 513) hält eine solche Deutung aus phonetischen Gründen mit Recht für ausgeschlossen, obwohl er bei Erörterung der einzelnen Denkmäler für das Fehlen solcher Reime die mannigfaltigsten Gründe geltend macht, wie die Abneigung gegen Reime mit dunklen Vokalen, Erhaltung der Kürze vor gewissen Konsonanten, absichtliches Vermeiden von Provinzialismen u. s. w. Gerade der Umstand, dafs vor *n* die betreffenden Reime so oft fehlen, giebt uns einen deutlichen Fingerzeig, dafs die wechselnden Zahlenverhältnisse zum grofsen Teil wenigstens mit dem Vorhandensein gewisser Reimwörter in Verbindung stehen.

Die Wörter mit *u-* sind vor manchen Konsonanten äufserst selten, wie aus den umfangreichen Reimlisten Luicks hervorgeht. Da giebt es vor *d* nur ein einziges Wort, nämlich *wode*, dem also kein genau entsprechendes Reimwort zur Seite stand. Auch *dure* steht ganz vereinzelt da. Vor *k* kommt *u-* am häufigsten in *woke* vor, in anderen nur ganz sporadisch und nicht einmal völlig gesichert, nämlich in *smoke* (ae. *smoca*, doch setzt Luick auch ein ae. **smuca* an, § 469), *cluk* (ae. **clucu*? § 549), *rvk* (ae. **rucian*? § 487). Dafs diese Wörter, mit zum Teil recht speciellen Bedeutungen, nur selten im Reim begegnen, ist natürlich nicht auffällig, aber ebensowenig kann es befremden, wenn sie mit *ọ̄* gebunden sind, da in den meisten Fällen kein entsprechendes Reimwort vorhanden war. Auch vor *n* giebt es nur vereinzelte Wörter mit *u-*; es kommen nur *sone*, *wone* (Subst. und Verb.), *mune* (Verb.), *schune* (Verb.) vor, von denen namentlich *sone* wegen seiner besonderen Bedeutung in vielen Gedichten fehlen mufs. Ähnlich liegt die Sache bei *u-* vor *v*; hier sind nur die folgenden belegt: *abouen*, *oven* Ofen (ae. *ofen*, doch auch **ufen* nach Luick), *loue* Subst., sowie die Flexionsformen des Verbums lieben: *loue*, *loues*, *louen*. 'Liebe' und 'lieben' waren zwar auch in me. Zeit sehr verbreitet, aber nicht für jeden Text geeignete Reimwörter. Der 'Ofen' wird natürlich nur ganz vereinzelt erwähnt. Vor *m* sind die fraglichen Reimwörter

mit *u-* etwas mannigfaltiger, wenn wir mit Luick das satztieftonige *some* (d. h. flektiertes *sum*) und das flektierte nebentonige *-some* hinzurechnen, nämlich aufser den genannten noch *gome, nome(n)* (Particip.) und die Flexionsformen des Zeitwortes *come, comes, come(n)*. Zweifelhaft ist das Subst. *come*, das im Mittelenglischen auch *cǭme* (z. B. bei Orrm, Me. Gr. S. 86 oben) im Norden lauten kann (altn. Einflufs). Übrigens giebt es auch ein an. *koma* (Verb.), das in manchen Fällen me. *come* (Verb.) zu Grunde liegen könnte. Über me. *cume* = ae. *cyme* s. Me. Gr. S. 180; vgl. übrigens auch Luick § 584.

Eins ist aber vor allem zu beachten, dafs es zu all den genannten Wörtern mit *u-* zahlreiche passende Reimwörter mit *ǭ* gab. Wie ist es da bei dem in diesem Falle doch notorischen Reimmangel zu verwundern, wenn wir *u-* öfters mit *ǭ* gebunden finden, zumal me. *ǭ* in jenen Gegenden dem *u-* sich qualitativ genähert hatte oder ihm völlig gleichkam. Dafs aber kurzer Vokal auf langen gereimt wird, hat nach unseren früheren Ausführungen nichts Auffallendes mehr; vgl. auch Me. Gr. § 122 und Anm. 1. Übrigens haben auch in späterer Zeit die besten Dichter keinen Anstofs an Reimen wie *love* : *move* etc. genommen. Jeder Zweifel an der erhaltenen Kürze des *u-* wird aber schliefslich gehoben durch die Reime von *u-* mit *u*, die sich den Reimen mit *u-* : *ǭ* zum Teil in denselben Denkmälern zur Seite stellen. Ich halte dieselben für völlig gesichert, obwohl Luick, wie wir sahen, auch hier zum Teil wenigstens eigene Wege geht.

Aus der me. Reimtechnik läfst sich also die Dehnung von *u-* zu *ǭ* im Nordhumbrischen nicht erweisen. Ja, wir dürfen den Spiefs umkehren. Wäre me. *u-* hier wirklich *ǭ* gewesen, wie Luick will, so würden wir doch überall *u-* und *ǭ* unterschiedslos gebunden finden. Dafs das aber nicht der Fall ist, sondern dafs manche Dichter solche Reime geradezu vermeiden, giebt Luick, wie wir sahen, selbst zu. Das hält ihn aber gleichwohl nicht ab, ein allgemeines Lautgesetz zu formulieren, nach welchem 'me. *u-* (und *i-*) im Nordhumbrischen vor dem Ende des 13. Jahrhunderts zu *ǭ* (und *ę̄*) gedehnt wurde, und zwar ursprünglich gewifs durchgehend'. Dieses Gesetz sei aber früh in einigen Fällen durch besondere Einflüsse durchkreuzt worden, welche mit unseren Mitteln nicht immer festzustellen seien. Auch seien diese Längen, durch welche sich das Nordhumbrische scharf von den übrigen Dialekten abhob, früh als für jene Striche charakteristisch, also — bei der allgemeinen Stellung des Nordhumbrischen — 'als etwas Provinzielles empfunden und daher von manchen Dichtern in den Reimen gemieden worden'. Auch diese Deutung halte ich für ganz unmöglich. Wo wäre denn ein analoger Fall in der ganzen me. Litteratur bisher beobachtet worden, dafs ein Laut, der für ein grofses Gebiet charakteristisch war (und es handelt sich hier sogar um den ganzen Norden und Schottland!) von einigen Dichtern ganz, von anderen sogar meistenteils oder nur zum geringen Teile gemieden worden sei? Haben wir doch einen hierhergehörigen Fall in dem nördlichen *ā* = ae. *ā* gegenüber mittelländischem und südlichem *ǭ*.

Allerdings haben die nördlichen Dichter neben den ihrem Dialekt entsprechenden *ā*-Reimen auch von *ǭ*-Reimen Gebrauch gemacht, am meisten solche, die in der Nähe der *ā*/*ǭ*-Grenze wohnten, später aber auch andere, sogar schottische Dichter (s. Me. Gr. § 136). Demgegenüber ist aber auch zu konstatieren, dafs die *ā*-Reime im Norden Englands und in Schottland zu keiner Zeit und von keinem einzigen Dichter als etwas Provinzielles absichtlich vermieden worden sind. Im Gegenteil, bei manchen finden sie sich durchgehends wie im Pricke of Conscience, bei vielen anderen nur mit ganz vereinzelten Ausnahmen. Wenn also Denkmäler wie der Cursor Mundi oder Barbours Bruce kaum einen einzigen *ǭ*-Reim enthalten, sondern fast ausschliefslich die dem Nordhumbrischen allein entsprechenden *ā*-Reime, wie sollen wir da mit Luick glauben, dafs dieselben Dichter die ihrer Mundart geläufigen, angeblichen me. *ọ̄* (*ẹ̄*) = *u*- (*i*-) im Reime vermieden haben sollten? Warum thaten sie denn nicht das Gleiche mit ihrem *ā*-Laute, der sich doch in ebenso charakteristischer Weise von dem südlichen *ǭ* abhob wie die angeblichen *ọ̄* (*ẹ̄*) von *u*- (*i*-)? Übrigens finden sich *u*- : *ọ̄*-Reime auch südlich des Humber, wie Luick konstatiert (§ 504 ff.), auf deren Erörterung er im einzelnen aber verzichtet. ‘Die Frage, wie weit die Dehnung von *i*- und *u*- über den Humber herabreichte, kann füglich einer Specialuntersuchung überlassen bleiben: sie ist für unser Hauptproblem nicht von so grofsem Belang.’ Ich kann das letztere durchaus nicht zugeben, zumal Luick auch sonst bei seiner Beweisführung der Thatsache, dafs me. *i*-, *u*- nur im Norden Englands gedehnt worden seien, grofse Bedeutung beilegt. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dafs auch südlich des Humber die häufigen *u*- : *ọ̄*-Reime in den Townley-Spielen aus Yorkshire (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts) und bei Osbern Bokenham aus Suffolk (Mitte des 15. Jahrhunderts) den früher besprochenen zur Seite zu stellen und ebenso zu deuten sind. Gerade bei den südlichsten dieser *u*- : *ọ̄*-Reime, bei denen aus Suffolk, läfst es sich mehr als wahrscheinlich machen, dafs sie durch eine Annäherung des *ọ̄* an *u*- (nicht aber an *ū*) zu erklären sind, da die *ọ̄*-Laute nicht nur mit dem Zeichen *u* (wie im Norden) geschrieben werden, sondern auch in dem heutigen Dialekt von Suffolk = *ü* (Ellis 77) lauten. Es hat das me. *ọ̄* also hier dieselbe Entwickelung wie im Norden durchgemacht. Dafs aber das frz. *ü* hier nicht (wie im Norden) an der Entwickelung des *ọ̄* teilgenommen, sondern andere Wege gegangen ist, wie so oft im Mittelenglischen, kann doch sicher nicht dagegen sprechen. Das frz. *ü* hat sich im Mittelenglischen bald diesem, bald jenem englischen Laute angeschlossen, zum Teil aber auch eine besondere Aussprache für sich gehabt. Die me. Reime *u*- : *ọ̄* in Suffolk weisen daher in Übereinstimmung mit der Lautung *ü* für me. *ǭ* in der heutigen Mundart unzweifelhaft auf dieselbe Grundlage wie im nördlichen England hin.

Die *ü*-, *ö*-Laute in den heutigen Mundarten sind daher auch als eine rein englische Entwickelung zu betrachten, die mit keltischen Einflüssen nichts zu thun hat, wie ja die eben besprochenen *ü* im mittleren Osten Englands beweisen. Dasselbe ist mithin auch für die südlichen *ü*, *ö* an-

zunehmen. Und haben wir denn nicht in der Entwickelung des me. *u* zu ne. *v* mit seinen Varietäten und älteren Zwischenstufen eine ganz analoge Tendenz, die darin besteht, einen dunklen velaren Vokal zu einem helleren gemischten Vokale zuzuspitzen? Die Parallele ist um so bemerkenswerter, als die Vorstufe der heutigen *ö, ü* aus ae. *ǭ* in späterer me. Zeit, wie wir früher gesehen haben, eine dem me. *u* gleiche Lautung hatte.

Ebensowenig wie durch die me. Reimtechnik wird die angebliche Dehnung von *u-* zu *ǭ* durch die me. und früh-ne. Schreibungen bestätigt. Wenn wir im Mittelenglischen vereinzelt *ou* in *doure, wouke* etc. finden, so ist nicht zu übersehen, dafs wir *ou* ebenso oft in Wörtern treffen, in denen das *u* in geschlossener Tonsilbe steht: *souday, souster* etc. Ja, manche Handschriften setzen auch für kurzes *u* in geschlossener Tonsilbe fast regelmäfsig *ou* (Me. Gr. § 122, Anm. 4). Ähnliches gilt von der Schreibung *oo*, die in späteren me. Hss. des Mittellandes und Südens aufkommt, da das me. *ǭ* < ae. *ō* sich immer mehr dem [*ū*]-Laute näherte und *oo* deshalb auch gelegentlich für das kurze *u* (ae. *u*) geschrieben wurde, wie z. B. *woolle* (neben *wolle*) zeigt, das gegenüber *wooke, woode, loovinge*, denen allerdings ae. *u-* zu Grunde liegt, für die Tendenz der Schreibung völlig beweiskräftig ist. Gerade die Fortsetzung dieser Tendenz, die im 16. Jahrhundert stärker hervortritt (weil hier *ǭ* völlig zu *ū* geworden war), zeigt aufs deutlichste, dafs mit *oo* hier nichts anderes als kurzes *u* gemeint ist. Es geht das aus Schreibungen wie *woolues, woomen, woorke, woone* und solchen wie *begoon, soon, roon, hoont, spoonne* zur Evidenz hervor; s. Näheres Me. Gr. § 65, Anm. 8. § 122, Anm. 3. 4; Luick § 537. 505 f. Das *oo* für ae. *u, u-* findet sich im 16. Jahrhundert ebenso oft, wenn nicht öfter, in geschlossener als in offener Tonsilbe, kann also nichts für me. *ǭ* < *u-* beweisen. Vgl. auch die Schreibungen *soom(e), soumme* neben *swm, sum(m)e* in den Paston Letters (Spiefs, Studien zur Gesch. d. engl. Pronomens etc., Halle 1897, § 73). Noch ungünstiger für das Luicksche Lautgesetz stellen sich die Schreibungen im nördlichen England und in Schottland dar. Wenn me. *u-* im 13. Jahrhundert hier wirklich zu *ǭ* geworden wäre, so würde man doch, wie auch sonst bei langem *ō* (ae. *ō*), wenigstens gelegentlich die Doppelschreibung *oo* erwarten. Statt dessen wird bis zum 15. Jahrhundert *o* (niemals *oo*) neben *u* geschrieben, also ganz so wie bei *u* in geschlossener Tonsilbe. Dazu kommt, dafs Schreibungen wie *cumme, summe, wunne* gerade in nördlichen Hss. nichts Seltenes sind und sich auch öfter in den ältesten schottischen Urkunden finden, deren Schreibungen, wie Ackermann in seiner schottischen Urkundengrammatik gezeigt hat, das Luicksche Lautgesetz durchaus nicht bestätigen. Da diese schottischen Urkunden nur geringe Einwirkung der südhumbrischen Sprache aufweisen, so ist auch der Schlufs Luicks, dafs die ursprünglichen *ǭ*-Formen (< ae. *u-*) in Schottland zum Teil früh verdrängt wären — was sich ja, wie wir gesehen, auch sonst als unrichtig ergeben hat —, auch aus diesem Grunde zurückzuweisen.

Die me. Schreibung *o* neben *u* < ae. *u, u-* ist für den Norden Englands nicht anders zu deuten wie für den Süden, wie Luick § 524 ff. will; sie

ist lediglich dem Einflufs der anglonormannischen Schreiberschulen zu verdanken und kommt im Süden seit dem 12. Jahrhundert allmählich immer mehr in Gebrauch; s. Me. Gr. § 121 und Anmerkungen. Die Aufnahme des frz. *ü* und seiner Bezeichnung *u* mag immerhin für die spätere Verbreitung der Schreibung *o* neben *u* mitbestimmend gewesen sein, aber den Anstofs zu dieser Schreibung hat sicher nicht die Kollision des englischen *u* (ae. *u, u-*) und frz. *ü* gegeben, der man leicht auf passendere Weise hätte abhelfen können (z. B. durch die Schreibung *ui* oder *y* für den *ü*-Laut), sondern die auch sonst seit früh-me. Zeit im Süden Englands reichlich zu beobachtende Thatsache, dafs sich nach den gegebenen Verhältnissen auch die englische Schreibung dem starken Einflufs des Anglofranzösischen nicht entziehen konnte; s. Näheres Me. Gr. § 16. Für völlig ausgeschlossen halte ich in diesem Falle den Einflufs nördlicher Schreibertraditionen (*o* für offenes *u* bezw. *o*, bei Dehnung *ǭ* nach Luicks Annahme) auf den Süden Englands, da sich *o* neben *u* schon seit dem 12. Jahrhundert in südlichen Hss. findet, die von nördlichen Schreibertendenzen auch nicht die geringste Spur aufweisen. Bei dem fast gänzlichen Mangel früher Denkmäler aus dem Norden mufs eine solche Hypothese erst recht in der Luft schweben.

Schliefslich will Luick auch im ne. Wortschatz unzweifelhafte Spuren des aufgedeckten Lautwandels (me. *u-*>*ǭ*) gefunden haben (§ 531 ff.). Indessen auch hier bin ich wieder nicht in der Lage, dem Verfasser zustimmen zu können. Doch will ich mich der Kürze halber darauf beschränken, nur die wichtigsten jener Fälle einer Erörterung zu unterziehen, die Luick selbst als deutlich hierhergehörige oder doch als ziemlich gesicherte betrachtet. Es sind die folgenden:

door Thür. Luick setzt für das schriftsprachliche *door* eine mittelenglische Basis mit *ǭ* an, eine angebliche nordhumbrische Aussprache, die durch Dehnung des *u-* zu *ō* aus *duru* entstanden sei. Indessen scheint mir seine Beweisführung auch hier wieder daran zu scheitern, dafs entgegenstehende Thatsachen und Bedenken zu rasch beiseite geschoben werden. In den südhumbrischen Texten reimt das fragliche Wort im Mittelenglischen entweder mit kurzem *u* oder mit offenen *ǭ*-Lauten (Me. Gr. § 126, Anm. 2), sie sind mithin teils auf ae. *duru*, teils auf ae. *dor* zurückzuführen.[1] So weit stimmt auch Luick überein (Archiv XCVIII, S. 445). Für das 16. und 17. Jahrhundert ist uns von den Orthoepisten *ū* neben *ō* bezeugt (Ellis, Pron. III, S. 888; Luick, Anglia XVI, 455; Victor, Phon.[3] S. 86, Anm. 7). Nach den freilich spärlichen Zeugnissen zu urteilen, scheint *ū* häufiger als *ō* gewesen zu sein, doch liegt meines Erachtens nicht der geringste Grund vor, das zweimal beglaubigte *ō* (gegenüber nur dreimaligem *ū*) mit Luick zu verdächtigen. Dazu kommt, dafs bei Spenser (Bauermeister, Zur Sprache Spensers, Freiburger Diss. 1896, S. 100) das Wort *door* (*dore* geschrieben) in der überwiegenden Zahl der Fälle mit me. offenen *ǭ*-Lauten gebunden wird. Freilich reimt es auch mit

[1] Über ae. *dor* neben *duru* s. Streitberg, Urg. Gr. S. 119. 187.

floor (ae. *flōr*), das jedoch nach den Reimen bei Spenser einen ō- und ū-Laut gehabt haben mufs. Mit vollem Recht schliefst Bauermeister aus diesen und ähnlichen Reimen von me. ǭ mit ū und ō, dafs me. ǭ vor auslautendem *r* teils nach ū verschoben wurde, teils als *o* erhalten blieb, und dafs wir somit, was Luick leugne, einen genauen Parallelismus mit me. ę̄ + *r* hätten. Vgl. übrigens auch die früh-ne. Reime bei Brugger (auf die übrigens auch Luick hinweist), Anglia XV, 281, in denen gleichfalls *doore* (*dore*) mit me. ǭ und mit ō in *poor* (arm) gereimt ist; über letzteres s. Bauermeister a. a. O. § 110. 118. Auch bei Shakspere (Ellis, Pron. III, S. 965 und 960) reimt *door* mit *before,* indessen auch mit *four*[1] (letzteres wieder mit *more* und *hour*). Daraus geht doch unzweifelhaft hervor, dafs es im Frühneuenglischen ein *dōr* gab, das auf me. *dôr(e)* zurückgeht, und dafs die obigen Angaben der Orthoepisten mit ō, die auf früheres ǫ weisen, nichts weniger als anzufechten sind. Die heutige Lautung von *door* darf also unbedenklich auf me. *dôr(e)* zurückgeführt werden, zumal auch die Orthoepisten des 18. Jahrhunderts für *door* denselben Lautwert angeben wie für die sonstigen me. offenen ǫ vor *r* (Ellis, Pron. III, S. 1076). Es war überhaupt ein methodischer Fehler, dafs Luick in seinen Untersuchungen über die ne. Laute nicht auch die früh-ne. Reimtechnik energisch mit herangezogen hat. So verwickelt die Verhältnisse auch hier zu liegen scheinen, so geben sie uns doch auch manche deutliche Fingerzeige, wie namentlich in dem vorliegenden Falle. Das südhumbrische me. *dôr(e)* hat sich also meines Erachtens in der Schriftsprache festgesetzt und bis heute behauptet. Wie steht es aber mit dem früh-ne. ū in *door,* das uns ja für das 16. und 17. Jahrhundert gleichfalls bezeugt ist? Mufs denn diese Aussprache unbedingt ein me. dialektisches ọ̄ wiederspiegeln, wie Luick will? Ja, wenn dieses me. dial. ọ̄ gesichert wäre, was ich indessen keineswegs zugeben kann. Aber selbst vorausgesetzt, dafs das Luicksche Gesetz (me. *u*- zu ọ̄) im Norden wirklich eingetreten wäre, so würde ich dennoch Bedenken tragen, das im 16. Jahrhundert bezeugte schriftsprachliche *[dūr]* so ohne weiteres aus dem Norden abzuleiten. Luick will eine ganze Reihe solcher ū-Formen als dialektischen Einschlag in der Schriftsprache teils durch die Lautung ū, teils durch die Schreibung nachweisen. Doch spricht er sich dabei über die Art der Entlehnung, d. h. über die bei der Entlehnung vorauszusetzenden lautlichen Vorgänge, soviel ich sehe, nirgend aus. Als Zeit der Entlehnung setzt er für *door* (*wood*, *brook*, *cooch-grass*) das 15. Jahrhundert an (§ 600 und 592). In diesem Jahrhundert aber hatte nach Luick das nördliche me. ō schon längst einen ü-artigen Laut. Wie denkt sich Luick da die Übertragung dieses Lautes in das Lautsystem der Schriftsprache? Wie es scheint, mit der Lautung ọ̄, wenn ich ihn recht verstehe. Das dünkt mich aber wenig glaublich. Jedenfalls hätte Luick uns über diesen Punkt, den ich hier nicht weiter auszuspinnen brauche, da ich an sein Lautgesetz nicht glaube, aufklären müssen.

[1] Für *four* sind Doppelformen anzusetzen, die schon im Mittelenglischen vorhanden waren; vgl. Luick, Anglia XIV, 286 und XVI, 460.

Die für das 16. Jahrhundert neben ō bezeugte Aussprache ū läfst sich meines Erachtens auf zweierlei Weise deuten. Einmal wäre es nicht undenkbar, dafs in gewissen Fällen das südhumbrische *u*- der Schriftsprache etwa seit dem 15. oder 16. Jahrhundert (zu einem ū-Laute) gedehnt worden sei. So würde dann auch das im 16. Jahrhundert zweimal bezeugte *lūv* (Ellis, Pron. III, S. 896) neben *luv* zu deuten sein.[1] Andererseits aber scheint es mir durchaus nicht festzustehen, dafs in den angeführten Fällen damals absolute Länge des ū gegolten hat. Gerade in Bezug auf die Quantitäten sind die Angaben der Orthoepisten manchmal irreleitend, indem sie sich entweder von der Schreibung oder der Reimtechnik beeinflufst zeigen (vgl. später unter *above*). Wie man aber auch über diese vereinzelten Längen denken mag, Rückschlüsse auf das Mittelenglische darf man nicht so ohne weiteres aus ihnen ziehen, zumal die Orthoepisten (zum Teil dieselben, die auch *lūv, dūr* bezeugen) auch sonst öfter Länge angeben, wo sie entweder auf irrtümlicher Auffassung beruhen, oder erst in früh-ne., also nach-me. Zeit eingetreten sein mufs. Derselbe Smith (1568), der *lūv* und *dūr* bezeugt, giebt auch dial. nördl. *kyyrk* an. Cheke (1550), einer der Zeugen für *lūv*, hat auch ū für *work-(men)*. Gill (1621), gleichfalls einer der Zeugen für *dūr*, hat auch manche andere merkwürdige Längen, wie ī in *be(fall)* etc., im Plur. *women* [*wīmen*], ā im Particip *heard* gehört [*haard*].[2] Von sonstigen auffallenden Längen aus dem 16. und 17. Jahrhundert will ich noch anführen (die Belege bei Ellis, Pron. III, 880 ff.): ī in *before, behold* etc. bei Bullokar (1580), ā in *quern* [*kwaarn*] zu me. *quérn*, **quarn*, ferner in *yarn, to warn, barn*, ū in *worm* Wurm (vgl. Me. Gr. § 55, Anm. 2). Butler (1633) hat ū in *woman*. Bemerkenswert sind auch die Längen [ǭ] bei Bullokar in *born* geboren, *corn* Korn, *thorn* (*hawthorn*) Dorn, die indessen möglicherweise auch me. Länge wiederspiegeln (me. *bǭren, córn, thórn*), obwohl der Lautwert, welchen Bullokar diesen Wörtern giebt, dagegen spricht; vgl. übrigens auch Luick, Anglia XIV, 281 ff. XVI, 456; Vietor, Phon.³ S. 84 f. Für ne. *board* giebt Gill langes ō an, das neben dem bezeugten ū (= me. ó vor *rd*) doch wohl auf me. kurzem *bord* beruht.

Aus allem diesem geht hervor, dafs durchaus kein zwingender Grund vorliegt, für das im 16. und 17. Jahrhundert (neben *dōr*) bezeugte *dūr* eine me. Vorstufe mit ǭ (Luicks nördliches me. **dǭ-re* aus ae. *du-ru*) anzunehmen, noch auch unter Nichtberücksichtigung der früh-ne. Reime die heutige Lautung *door* auf das angebliche me. **dǭre* direkt zurückzuführen, zumal das heutige *door* aus me. südhumbrischem *dǫre* den Lautgesetzen der Schriftsprache genau entspricht. Das ne. *door* hat also mit dem von Luick, Anglia XVI, 455 ff., behandelten Lautgesetz nichts zu thun. Damit

[1] Kluge, Grundr. I, S. 884, erwähnt auch ein bezeugtes *abūv*, doch ohne Angabe des Gewährsmannes. Ellis, Pron. III, S. 881, führt nur zweimal gesichertes *abuv* mit Kürze an. Die übrigen angeblichen ū-Laute für me. *u*-, wie *wood* etc., sind von Luick erschlossen, aber nicht bezeugt.

[2] *haard* kann nur auf spät-me. *hărd* < früh-me. *hĕrd* (Me. Gr. § 55, Anm. 6) zurückgeführt werden.

fällt aber auch Victors Annahme eines me. *dǫre, dǭre* (< ae. *duru*) durch *r*-Einfluſs (Phon.[3] S. 86), dessen Einwirkung auf toniges *u* sich sonst nirgend nachweisen läſst.

boon Halm zu ae. *bune*. Die Schreibung *oo* ist erst seit dem 19. Jahrhundert belegt. Die älteren Schreibungen *bune, bon(e), bunne, bun* weisen auf Kürze des *u* hin (vgl. Oxf. Dict.). Das Engl. Dialect Dictionary von J. Wright erwähnt nur die Aussprache [*bun*]. Doch die schottische Schreibung *bune* könnte auf älteres *ǭ* weisen; indessen ist diese Voraussetzung nicht zwingend, wie wir gesehen haben. Es scheint mir das dialektische [*bun*] in die spätere Schriftsprache als *boon* [*būn*] gedrungen zu sein.

buddle, boodle Wucherblume, wird von Luick auf ein ae. **budol* zurückgeführt. Die schriftsprachliche Schreibung und Lautung *boodle* ist erst aus dem 19. Jahrhundert bezeugt, die Schreibungen der früheren Jahrhunderte (*budel, boþul(e), bothil, bodle, boddle, buddle*) weisen wie bei *boon* nirgend auf ein me. *ǭ* zwingend hin, im Gegenteil, meist auf Kürze. Das Dial. Dict. verzeichnet auch dialektisches *boodle* [*būdl*] neben *buddle*. Es findet sich *boodle* in Northampt[1]. (neben *buddle* Northampt.), East Angl[1]. (neben *buddle* East Angl.), Norf., Suffolk, *buddle* und *boodle* in Hertf. Daſs sich gerade in Gegenden, wo nach Luick me. *u*- nicht zu *ǭ* geworden, das dial. *boodle* findet (neben *buddle*), beweist, daſs es nicht auf me. *ǭ* zurückgeht. Aus der Schriftsprache kann *boodle* aber deswegen nicht in die Dialekte gedrungen sein, weil *boodle* erst im 19. Jahrhundert in der Schriftsprache erscheint. Das schriftsprachliche *boodle* scheint, wie *boon*, ein später dial. Einschlag der Schriftsprache zu sein.

hull und *hool* zu ae. *hulu*. Das schottische *hule* könnte allerdings auf me. *ǭ* weisen, doch ist der Schluſs nicht zwingend. Die me. Schreibungen (*hule, hole, hulle*) erweisen keine Länge. Auch die verschiedenen Formen im Promptor. Parvulorum ('*hoole, hole, holl* or *huske*', Siliqua) deuten auf kurzen Vokal hin. Über *oo* für kurzes *u* seit dem 15. Jahrhundert s. oben. Genaueres über dieses Wort wird sich vielleicht erst sagen lassen, wenn die betr. Nummern des Oxf. Dict. und Dial. Dict. erschienen sind.

cooch, couchgrass stellt Luick zu ae. **cuce* neben *cwice* (ne. *quitch*-). Doch ae. **cuce* würde, wie die Palatalgesetze erweisen (Schriftsprache S. 92 f.; Kluge, Grundr. I, S. 839; Stodte, Über die Sprache u. Heimat der Katherine-Gruppe, Göttinger Diss. 1896, S. 63), kein ne. südlich-dialektisches *kutš* ergeben haben; höchstens könnte *kutš* durch Anlehnung an *quitch* gedeutet werden. Dies ist aber mehr als unwahrscheinlich, da das dial. *kutš* doch wohl sicher eine Nebenform von *couch* (in *couch-grass*) sein wird (vgl. *to touch*). Das englische Wort ist, wie Luick auch mit Recht sagt, durch Umdeutung zu *couch(-grass)* geworden. Das dem Romanischen entlehnte Verb und Subst. *couch* zeigt aber im 16. Jahrhundert die Variante *cooch* (vgl. Oxf. Dict.); ja sogar die Schreibung *coich* ist belegt. Daraus ist zu schlieſsen, daſs auch die Variante *cooch*- in *cooch-grass* zu *couch*- (roman. *couch-*) gehört und die Annahme eines ae. **cuce* gänzlich überflüssig ist.

above; s. auch Luick § 392. Im 16. Jahrhundert ist nach Kluge

auch in diesem Worte *ū* bezeugt; s. oben unter *door*. Die Schreibung *abouff* im 16. Jahrhundert beweist ebensowenig wie das vereinzelte *aboif*; s. oben und bei *couch*. Die Entwickelung des *above* in den ne. Dialekten macht groſse Schwierigkeiten, die bis jetzt nicht gelöst sind. Wenn nordenglische Mundarten auf me. *ǭ* zu weisen scheinen, so ist nicht zu vergessen, daſs auch andere und zwar südengl. Dialekte (Luick § 392) scheinbar eine Basis *ǭ* voraussetzen. Freilich möchte Luick die südhumbrischen Formen mit *ū* früh-neuenglisch aus *-uv* entstanden sein lassen (§ 396 und Archiv XCVIII, S. 444), die Länge in den südl. und nördl. Mundarten hier also auf ganz verschiedene Ursachen zurückführen, was wenig glaublich ist. Solange aber diese Formen nicht völlig aufgeklärt sind, darf das Wort für Luicks angebliches Gesetz nicht herangezogen werden. Auch muſs auffallen, daſs gerade *above* im Gegensatz zu den anderen Wörtern mit ae. *u-* so oft mit *ǭ* belegt ist; s. die Tabelle bei Luick S. 217. Wenn aber *above* bei den elisabethanischen Dichtern nicht selten mit me. *ǭ* im Reim gebunden wird, so beweist das nicht, daſs *above* langes *ū* hatte. Auch andere Wörter, wie *come, love* etc., reimen seit der Zeit, wo me. *ǭ* zu [*ū*] geworden war, also seit dem 16. Jahrhundert, oft mit me. *ǭ*. Freilich will Luick alle diese Reime auf Grund seines Lautgesetzes als *ū* : *ū* (= me. *ǭ* : *ǭ*) deuten, indem er in den angeblich langen *above, come, love* etc. überall die nordengl. Eindringlinge mit *ǭ* erblickt. Sie erklären sich jedoch durchaus ungezwungen als *u* : *ū* (me. *u-* : *ō*)-Reime, zumal auch unzweifelhaft kurzes *u* (me. *u*) mit *ū* (me. *ō*) gebunden wird; vgl. die Reime *runne* : *sunne* : *moone, runne* : *moone* bei Spenser (Bauermeister a. a. O. S. 115 f.) und sonst. Daſs aber gerade *love, above, come, some, wood* häufiger als andere mit me. *ǭ* gebunden werden, liegt einerseits an der Seltenheit passender Reimwörter mit *uv, um, ud*, andererseits an der Häufigkeit geeigneter Reimwörter auf *ūv, ūm, ūd* (me. *ǭv, ǭm, ǭd*). Vgl. die Bemerkungen oben bei Erörterung der me. Reimtechnik. Diese qualitativ reinen, aber quantitativ meist unreinen Reime (da alte Längen vor gewissen auslautenden Konsonanten zum Teil wenigstens gekürzt wurden) blieben für die Folgezeit durch die Tradition als bequeme und schwer zu vermeidende Bindungen erhalten. Sie sind im späteren Neuenglischen zu völligen Augenreimen (*love* : *prove* etc.) herabgesunken. Ihre heutige Lautung weist noch entschieden auf den ursprünglichen Mangel der Übereinstimmung in der Quantität hin. Auch die so häufige Schreibung *oo* in *proove, doom, blood* etc. in elisabethanischer Zeit im Gegensatz zu *love, come* etc., die nur ganz vereinzelt mit *oo* (= *u*; s. oben) geschrieben werden, spricht meines Erachtens dafür.

cowl < ae. *cuȝele*, me. *coule*. Die vom 15. bis 17. Jahrhundert bezeugte Schreibung *cool(e)* kann sehr wohl eine nördliche Aussprache mit *ū* (< me. *ū*) darstellen, die eine Zeitlang in der Schriftsprache gegolten hat. Das me. *ū* hat sich ja ‘in Schottland und dem gröſsten Teil des Nordens, sogar noch auf einem kleinen Strich südlich vom Humber, im nördl. Lincolnshire erhalten’ (Luick § 30). Auf das einmalige *cole* (vgl. Oxf. Dict.) in einer Urkunde von 1388 ist kein Gewicht zu legen.

Die Schreibung *ō* für *ou* [*ū*] kommt auch sonst im Mittelenglischen gelegentlich vor (Me. Gr. § 16, Anm. 1, und § 125, Anm. 2).

Bei diesem Worte möchte ich einen Punkt zur Sprache bringen, dem Luick grofse Bedeutung beimifst. Nach des Verfassers Meinung hat die me. Verbindung *u-* + *ȝ*, *h* im Nordhumbrischen dasselbe Resultat ergeben wie me. *ō* + *ȝ*, *h*. Beide sollen nach dem Lautstande der heutigen Mundarten hier auf eine me. Basis *ọ̄* weisen. Da aber me. *ō* aus *ō* + *ȝ*, *h* nicht etwa aus einer Durchgangsform *ọu*, sondern durch Abfall von *ȝ*, *h* erklärt werden müsse, so könnten auch die auf me. *ọ̄* aus älterem *u-* + *ȝ*, *h* hinweisenden nordengl. Formen nur auf Dehnung des *u-* zu *ọ̄* in me. Zeit beruhen. Ich halte diesen Beweis für nicht erbracht. Denn dafs im Norden der Guttural in *ōȝ*, *ōh* kein *i̯* vor sich entwickelt habe, bezw. nicht zu *u̯* vokalisiert worden sei, folgert Luick doch lediglich aus der scheinbaren Symmetrie mit *ē* aus ae. *ē* + *ȝ*, *h*, eine zweite Annahme, die ebensowenig gesichert oder wahrscheinlich ist wie die erstere. Luick mufs selbst zugeben (§ 174 f.), dafs die me. Überlieferung dagegen spricht, indem ae. *ȝ*, *h* nach velaren Vokalen auch im Norden Englands (einschliefslich Schottlands) sonst allenthalben einen *u̯*-Laut entwickelt, der auch bei der ae. Lautfolge *ōȝ*, *ōh* oft genug durch die Schreibung angedeutet ist und für ae. *ā̆* + *ȝ*, *h* (> me. nordh. *au̯*) aufserdem noch durch die ne. Mundarten erwiesen wird.[1] Warum soll denn gerade nur nach me. *ō* diese Vokalisierung nicht eingetreten sein? Es findet diese Annahme weder an der von Curtis 'aufgedeckten Parallele' *aht*, *oht* < *auht*, *oht* im Schottischen, die durch die Schreibungen der ältesten schottischen Urkunden direkt widerlegt wird,[2] noch auch an der scheinbaren Symmetrie mit nördlich-schottischem *ē* (< ae. *ē* + *ȝ*, *h*) eine Stütze. Was letzteren Punkt betrifft, so ist darauf hinzuweisen, dafs die älteste Überlieferung des Cursor Mundi für einen Diphthongen spricht, wie auch Murray im Oxf. Dict. (unter dem Worte *to die* S. 335) mit Recht annimmt. Die aus dem 14. Jahrhundert stammende Cottonhandschrift, die im ganzen nur wenige südhumbrische Dialektformen aufweist, schreibt in ihrem ältesten Teile in der Regel *dey* neben seltenerem *dee* (Hupe, E. E. T. S. Or. Ser. 101, S. 128*; nach Murray a. a. O. soll die Cotton-Hs. immer *dey* schreiben). Die so häufige Schreibung *dey* (bezw. *dei*) daselbst wird man aber sicher nicht als eine von Schreibern eingeschleppte südhumbrische Form betrachten dürfen, sondern als die ältere Vorstufe des in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zur Alleinherrschaft gelangenden Mono-

[1] Die ältesten schott. Urkunden haben *slow* (Prät.) neben *plwis*, *plvis* und öfterem *plew* (vgl. Ackermann, Die Sprache der ältesten schottischen Urkunden 1385—1440, Göttinger Diss. 1897, S. 48); die letzteren Schreibungen sind schwer zu deuten, doch scheint mir in *plwis*, *plvis* das *w*, *v* für sonstiges *u* (< ae. *ọ̄*) zu stehen, da auch sonst gelegentlich *w* und *v* mit *u* vertauscht werden (Ackermann S. 48); ähnliche Vertauschung haben wir in *plew*, dessen *ew* gleichfalls für *u* stehen kann (Ackermann S. 45: *treuly*, *trewly*, *truly*).

[2] Die schottischen Urkunden schreiben häufigeres *ocht* neben seltenerem *oucht* genau so wie *acht* neben *aucht*; vgl. Ackermann S. 47. 36.

phthongen ansehen.[1] Indem wir also in Übereinstimmung mit der unzweideutigen me. Überlieferung daran festhalten, daſs ae. *ōȝ, ēȝ* im Nordhumbrischen zunächst zu *ọ̄u̯, ẹ̄i̯* und dann erst zu *ọ̄, ẹ̄* wurden, erhalten wir durchaus analoge Vorgänge wie auch sonst im Schottischen in verwandten Fällen (Vokal + Spirans mit Entwickelung eines Vokals vor und aus der Spirans; — Schwund des zweiten Komponenten von Diphthongen). Und fragen wir uns schlieſslich, warum denn Luick sich trotz so vieler entgegenstehenden Thatsachen doch für den direkten Schwund des *ȝ, h* nach *ē, ō* entschieden hat, so ist es lediglich wieder nur die Rücksicht auf sein angebliches Lautgesetz, nach welchem auch in Wörtern wie *fuȝol, suȝu* nördlich des Humber Dehnung zu me. *ǭ* eingetreten wäre, trotzdem, wie wir früher sahen, diese Wörter im heutigen Schottland fast nur mit *ū* (*suȝu* sogar ausnahmslos) bezeugt sind. Wie aber jene sporadischen Lautungen im heutigen Norden, die eine mit me. *ǭ* übereinstimmende Entwickelung zeigen, aufzufassen sind, bleibt vor der Hand freilich eine noch ungelöste Frage. Sicher ist, daſs sie ebenso erklärt werden müssen wie auch die sonstigen (ə) aus me. *u*-. Es ist ratsamer, zunächst weiteres dialektisches Material abzuwarten oder zu sammeln, ehe man sich auf eine immerhin doch unsichere Hypothese einläſst. Ich will daher auch meine vorläufige Ansicht, die ich mir über die Entstehung des ne. (ə) aus me. *u*- gebildet habe, noch zurückhalten.

Ebenso wie mit den oben besprochenen me. und früh-ne. Schreibungen und Wortformen steht es mit den übrigen von Luick zum Beweise seines Lautgesetzes angezogenen Fällen. Der Raum verbietet mir, im einzelnen darauf einzugehen. Doch will ich nur so viel bemerken, daſs der Verfasser gezwungen ist, neue Etyma bezw. Quantitäten anzusetzen, die lediglich Notbehelfe zur Stütze seines Lautgesetzes sind, nämlich ae. **dufe* (für *dūfe*), obwohl die Länge durch Schreibungen des 14. und 15. Jahrhunderts reichlich bezeugt ist und auch die übrigen germ. Sprachen nur *ū* haben (vgl. Oxf. Dict.), ae. **duce* bezw. **ducu* für *dūce,* ae. **scufian* für *scūfan,* ae. **brucian* für *brūcan* und andere.

Direkt widerlegt aber wird das Luicksche Lautgesetz durch die von Ackermann (a. a. O. S. 24 f. 49) behandelten ältesten schottischen Urkunden, welche die erhaltene Kürze des me. *u*- sowohl durch die Abwesenheit der Schreibungen *oo, oi, oy* (für *ǭ*) sowie durch die zahlreichen Doppelschreibungen der Konsonanten (*sonn, sonnes, cummys, cumman, durre* etc.) unzweifelhaft bestätigen. Da diese Urkunden im ganzen unverfälschtes Schottisch bieten und nur vereinzelt südhumbrische Einflüsse zeigen, wird an der Beweiskraft dieses Materials nicht gerüttelt werden können.

Fast noch schlechter steht es mit den Beweisen Luicks für die Dehnungsfrage des me. *i*-. Die *i*- : *ē*-Reime, die gegenüber den *u*- : *ō*-Reimen weit spärlicher sind, bieten für das angebliche Lautgesetz ein noch viel

[1] Die ältesten schottischen Urkunden seit 1385 schreiben nur noch den Monophthongen; s. Ackermann a. a. O. S. 41.

ungünstigeres Material dar. Ich gebe im Folgenden auf Grund der Luick-schen Reimuntersuchungen nur einen kurzen Überblick über die verschiedenen Reime von *i-* : *ē̆-* und *i-* : *i*, indem ich am Schlusse einige erläuternde Bemerkungen hinzufüge.

Cursor Mundi: Aufser dem Selbstreim *stir* : *spir* ist *stēre* (ae. *styrian*) öfter mit etym. *ē* gebunden. Einmal *heuen* : *driven*; das Zahlwort *nīne* ist einmal *nēne* geschrieben. Dagegen finden sich Reime von *i-* : *i* häufig (bei *wit* Verb. u. Subst., *nym*, *-scipe* und besonders oft bei *did*; letzteres einmal mit *ē̆* in *-hē̆de*).

Psalter: *i-* ist nie mit *ē* gebunden, wohl aber mit *i* bei *nim(e)*, *dide*, *wite*, *live*. Es steht auch *i* im Reim in *give* : *live*, *elives* : *gives*.

Nordengl. Homilien: Reime von *i-* : *ē* fehlen; *i-* : *i* in *smitte* (Part.) : *it*, *-schip* : *schip*; auch *kaytives* : *ly[v]es*.

Nordengl. Legendar: *i-* : *ē*-Reime fehlen, aber *i-* : *i* ist häufig, und zwar bei *did* (oft), *wit* (dreimal), *-schip*. Selbstreime von *i-* sind zahlreich (*giv* : *lif*, *bir* : *stir*, *hir* : *spir*).

Pricke of Conscience: *i-* : *ē*-Reime finden sich in *lyfe(s)* : *griēve(s)* (sechzehnmal) : *meschēfes*; *gyve(s)* : *grēve(s)* (viermal) : *belyēfe* : *meschȳfe* : *Eve* (vgl. die Schreibungen *lyefe(s)* und umgekehrte wie *gryf*, *meschyfe*); ferner *-shepe(s)* : *ē* dreizehnmal. Dagegen *i-* : *i* bei *dyd*, *witte* (ae. *witan*). Beachtenswert ist *lyfed* : *discrīved* (rom. *ī*).

Ywain and Gawain: *i-* : *ē*-Reime fehlen; *i-* : *i* nur bei *did*; doch auch *bit* : *ȝit* und *wyt* (Subst.) : *ȝit*. Im Selbstreim stehen *gyf*, *lyf*, *styk* (Subst.), *wik*, *prikes*, *stikes*.

Barbour's Bruce: *i-* : *ē*-Reime finden sich nur bei *stēir* (ae. *styrian*) öfter. Da für *ē* häufig *ei*, *ey* geschrieben wird, so haben *lēyff*, *spēir*, *stēir* als Längen zu gelten; ebenso das einmalige *meekle*; *i-* : *i* nur bei *wyt*, *did* je einmal. Selbstreime von *i-* in *gif*, *liff*.

Schottische Legendensammlung: *i-* : *ē*-Reime finden sich oft bei *stēre* (*stēryt*), öfter bei *spēre* (*spērit*, ae. *spyrian*) und bei *gyfe*, *lyfe* (auch *ehē̆vir* : *fēwire*); ferner bei *meyne* (ae. *mynian*) einmal, bei *wyt* (: *profȳte* = *profēte* : *fēte* : *ȝēte*) und bei *-schepe* (einmal). Dagegen öftere Reime von *i-* : *i* bei *wyt*, *smyt* (Subst.; ae. **smite*) und oft bei *did*. Dazu einmal *dide* : *lē̆de* (Prät.). Selbstreime von *gyf* und *lyf*.

Trojanerkrieg: *i-* : *ē*-Reime je einmal bei *stēre* und *spēre*, mehrmals bei *-schepe*. Dagegen *i-* : *i* bei *dyde* (zweimal) und *wytt* (einmal). Selbstreime von *gif* und *lif*.

Benediktinerregel: *i-* : *ē*-Reime nur öfter bei *-schepe*. Dagegen *i-* : *i* bei *wit* und *did*. Öftere Selbstreime bei *gife* und *life*.

Eine unbefangene Prüfung dieses Reimmaterials zeigt doch unzweideutig, dafs das nördliche England und Schottland keinen allgemeinen Übergang von *i-* zu *ę̄* gekannt haben kann. In fünf von den zehn angeführten gröfseren Denkmälern ist überhaupt *i-* niemals mit *ę̄* gereimt, wohl aber öfter mit *i* gebunden, was doch unzweifelhaft auf die Erhaltung des alten *i-* hinweist. Es sind der Psalter, die Nordengl. Homilien, das Nordengl. Legendar, Ywain and Gawain und die Benediktinerregel. Denn die

öfteren Reime von *i-* mit der Ableitungssilbe *-schepe* (für *-schipe*) in der Benediktinerregel kann ich hier wie auch sonst im Mittelenglischen nicht für *i-* : *ę̄*-Reime gelten lassen, da solche Ableitungssilben im Mittelenglischen weder gedehnt worden sind, wie früher bei der Erörterung der Quantität solcher Ableitungssilben gezeigt worden, noch auch in dem Übergang von *i-* zu *e* bei Schwächung des ursprünglichen Accents ein besonderer Vorgang erblickt werden kann; vgl. auch Me. Gr. § 115, Anm. 4.

Die Deutung Luicks aber, dafs ähnlich wie bei *u-* die Dichter auch hier den heimischen Laut im Reime als etwas Provinzielles absichtlich vermieden hätten, habe ich in meinem ersten Artikel, wie ich glaube, mit durchaus zureichenden Gründen zurückgewiesen. Aber auch in den übrigen Denkmälern, vom Cursor Mundi angefangen, ist nicht nur *i-* allenthalben mit *i* gebunden, sondern auch die dort daneben sich findenden *i-* : *ē*-Reime lassen sich durch eine zusammenfassende Betrachtung aller hierhergehörigen Thatsachen alter und neuer Zeit ungezwungen erklären.

Das spätere me. *ê-* (= früh-me. *e-*, *eo-*) in offener Tonsilbe hat, soweit es nicht schon ae. *e*-Lauten (einschliefslich ae. *eo* < *ĕ*) entspricht, folgenden Ursprung. Es kann entstanden sein: 1) aus ae. *eo* < *io* < *i* (also aus älterem *i* durch *u-*, *o*-Umlaut), 2) aus früh-me. *i-*, ae. *i-* in solchen Fällen, wo kein *u-*, *o*-Umlaut eintreten konnte, 3) aus früh-me. *i-* = ae. *y-*; doch kommen für unsere Frage jene Gegenden, in denen me. *e-*, *e* sich direkt lautgesetzlich aus ae. *y*, *y-* entwickelt hat (also Kent und andere Teile des östlichen Südens), nicht in Betracht, sondern vor allem nur jene Teile Englands, in denen ae. *y* (in geschlossener und offener Tonsilbe) zunächst zu früh-me. *i* geworden ist (also Norden und Mittelland). Da die Nummern 2 und 3 in der Folgeentwickelung keine principiellen Unterschiede ergeben, so können wir die beiden hier in eine zusammenfassen und im allgemeinen nur von einem doppelten Ursprunge des me. *ê-* reden.

Nun läfst es sich in zahlreichen Fällen nachweisen — und niemand zweifelt daran —, dafs südlich des Humber späteres me. *ê-*, d. h. gedehntes *ê* in offener Tonsilbe, auf ae. *eo* aus älterem *i* (durch *u-*, *o*-Umlaut) beruhen kann. Dafs aber mit diesem *ê-* häufig *i*-Formen, also nicht umgelautete Formen im Mittelenglischen wechseln, ist ebenso natürlich, wie der Wechsel solcher Formen in ae. Zeit. Unter den me. Denkmälern zeigt vor allem die auf mercischer Grundlage ruhende Sprache der 'Katherine-Gruppe' den *u-*, *o*-Umlaut aus *i* am konsequentesten ausgeprägt (s. Belege bei Stodte, Über die Sprache und Heimat der 'Katherine-Gruppe', Göttinger Diss. 1896, S. 41 ff. und 20). Nebenformen mit *i* sind im ganzen selten. Der *u-*, *o*-Umlaut, sowohl der von älterem *i* wie auch von *ĕ*, zeigt gegenüber den wechselnden Schreibungen des altmerc. Vesp. Psalters (vgl. Bülbring, Anglia, Beibl. VII, 70) nur die Form *eo* (ganz vereinzelt *e*) und bestätigt im übrigen auch die aus dem Vesp. Psalter konstatierte Thatsache, dafs im Mercischen schon im 9. Jahrhundert ae. *io* (< *ĭ*) und *eo* (< *ĕ*), aufser vor *c* und *ȝ* (auch *mile*, *ewic*, *ewike* in der Katherinegruppe, Stodte S. 41) zusammengefallen sind. Anders verhält sich z. B. das dem Norden des östlichen Mittellandes angehörende Orrmulum. Hier ist der

u-, o-Umlaut von *i* nur noch in wenigen, aber sicheren Spuren erhalten; die einzigen mir bekannten Fälle sind: *swepe* (ae. *swiopu, swipu*), *sedefull* (zu ae. *siodu*), *clepenn* (ae. *cliopian*); sonst hat Orrm ohne Ausnahme *i*- in offener Tonsilbe. Häufiger ist der *u-, o*-Umlaut von *i* bei Chaucer und in der engl. Schriftsprache vertreten; vgl. ne. *to reap, to lean, to cleap* (früh-ne.), *to cleave glead* (neben *gleed*), *beneath, weasel* etc. — Was nun den Lautwert dieser *ê*- betrifft, so herrscht kein Zweifel darüber, daſs sie in London schon zur Zeit Chaucers mit den sonstigen *ê*- (aus ae. *ĕ*-, *ę*-, *eo*-) lautlich zusammengefallen sind (vgl. Me. Gr. § 111, Anm. 2 und Skeats groſse Chaucer-Ausgabe, 1894, Vol. VI, Introd. S. XLI u. XLVI). In der späteren Schriftsprache (im 16. Jahrhundert) werden sie oft mit dem Zeichen für offenen *ē*-Laut geschrieben, nämlich mit *ea*, und teilen seit früh-ne. Zeit durchaus die Schicksale a l l e r ursprünglich offenen und überoffenen *ē*-Laute. Dagegen für die übrigen Gegenden Englands (südlich des Humber natürlich) können wir die Qualität dieser *ê*-Laute (aus ae. *io, eo*) nicht mit völliger Sicherheit bestimmen, obwohl die wenigen Zeugnisse aus den ne. Mundarten auch hier auf einen me. offenen oder mittleren Laut hindeuten. Das bisher gesammelte ne. Mundartenmaterial reicht jedoch meines Erachtens noch lange nicht aus, um die Frage endgültig zu entscheiden, ob die aus ae. *eo*- (< *io*-) entstandenen me. *ê*- nicht auch in einzelnen Dialekten einen geschlossenen *ẹ̄*-Laut gehabt haben. Wäre das der Fall, so würden sich manche ne. Doppelformen wie *glead* und *gleed* und die früh-ne. bezeugte Aussprache *(ī)* neben *(ẹ̄)* in einigen Wörtern (vgl. Me. Gr. § 111, Anm. 4; Bülbring, Anglia, Beibl. VII, 70; Luick, Archiv XCVIII, 432) leicht erklären. Doch wir werden weiter unten sehen, daſs wir solche ne. Doppelformen auch ohne diese Annahme ausreichend erklären können.

Wesentlich anders aber liegen die Verhältnisse betreffs des *u-, o*-Umlauts aus *i* n ö r d l i c h des Humber. Luick (Archiv XCVIII, 437 f.) hat wohl recht, wenn er leugnet, daſs hier me. *ê*- durch eine Zwischenstufe **eo* aus altnordh. *io* gedeutet werden kann, wie dies Bülbring (Anglia, Beibl. VII, 70) vermutungsweise ausgesprochen hat, da noch im Spätnordhumbrischen *io* (< *i*) und *eo* (< *ĕ*) deutlich geschieden sind, und ‘weil auch sonst bei der Vereinfachung der ae. Diphthonge einfach die zweite Komponente schwindet und die erste unverändert bleibt’. Diese Beweisführung wird auch durch die Schreibungen der ältesten schottischen Urkunden (seit 1385) gestützt. Hier heiſst es stets *witt* (*wittys, wittyng* etc.), *lyf, lyfyng* etc. (nur einmal *leffis*); vgl. Ackermann a. a. O. S. 25. Zugleich aber zeigen diese Urkunden wieder im Verein mit der von uns oben besprochenen Reimtechnik in nördlichen Denkmälern (in denen *wite* Verb. u. Subst., *liue, smyt* Subst. zum Teil in zahlreichen Fällen sowohl durch die Überlieferung wie auch durch die Reime durchaus gesichert sind), daſs es nördlich des Humber kein a l l g e m e i n e s Dehnungsgesetz von *i*- zu me. *ê*- gegeben hat. Schreibungen von *ee, ei, ey* für *ê*- aus *i*- kommen nirgend vor, während die Kürze des Vokals (*i, y*) oft genug durch Doppelkonsonant bezeichnet ist. Auch betont Ackermann (a. a. O. S. 24) mit

Recht, dafs die Schreibung *e* für *i* an und für sich nichts beweise, da sie auch in geschlossener Silbe vorkommt und *e* für *i* in offener Silbe gern in solchen Fällen verwendet wird, wo man schon nach anderen Lautgesetzen Kürze annehmen mufs oder kann (so in *besy, besynes* immer mit *e*, *mekyl* neben *mykyl, mikle, wretyn* Partic. neben häufigen Formen mit *i, y*, *sekir, sekre* neben *sikkirnes*, ferner stets *dyd, did, dide* neben einmaligem *dede*, häufiges *-schip, -schyp* und gelegentlich *-schippe* neben einmaligem *-schepe*). Wie in den schott. Urkunden das ae. *wiotan, witan* stets *witt, wittin* etc. lautet, so heifst es dort auch *stirit* (ae. *styrian*), ferner stets *nýne, nýnty, lýis* (zu ae. *licȝean*), *lýand, bý* (zu ae. *byȝean*); vgl. Ackermann S. 46. Wo bleibt da nach allen diesen unanfechtbaren Zeugnissen das Luicksche allgemeine Dehnungsgesetz, das lediglich oder doch vorwiegend auf die Gegenden nördlich des Humber beschränkt gewesen sein soll?

Wo indessen das in Rede stehende me. *ê*- nicht aus ae. *eo* (< *io* < *i*) gedeutet werden kann oder mufs, bleibt kein anderer Ausweg übrig, als Dehnung eines *i*- (< ae. *i-, y-*) zu *ê*- anzunehmen. Ich habe das in der Me. Gr. principiell auch nicht geleugnet, obwohl ich, durch Luick belehrt, jetzt gern zugebe, dafs manche der von mir aus ae. *u-, o*-Umlaut oder sonstigen ae. Nebenformen mit *e*- gedeuteten me. *ê*-, ne. *ee [ī]* sich nur aus Dehnung eines me. *i*- zu *ê*- erklären lassen. So dial. *sieve* mit der Basis ẹ̄, ne. *weevil*, schott. *speir, steir* (ae. *spyrian, styrian*) und vielleicht auch einige andere. Da das me. *i*- schon seit früh-me. Zeit zum Teil nach *e* neigte, wie in der Me. Gr. § 115 ausgeführt ist, und diese Tendenz sich namentlich im Mittellande und Norden Englands geltend macht, so ist es nicht zu verwundern, wenn wir gelegentlich auch Dehnung eines solchen *e*- aus älterem *i* finden. Dafs diesem *e* die Qualität eines geschlossenen ẹ̄ zukam, lehren die me. und ne. Schreibungen (die me. Reime sind zu selten, um sichere Schlüsse darauf zu bauen) und die ne. Mundarten, wie Luick gezeigt hat. Es mufs aber betont werden, dafs erstens solche ẹ̄ aus *i*- sowohl in der me. Überlieferung (einschliefslich der Reime) wie auch in den lebenden Mundarten sich nur s p o r a d i s c h finden, und zweitens, dafs sie nicht blofs auf das Gebiet nördlich des Humber (wie Luick will) beschränkt sind. Das me. *wêten* (ae. *witan*), früh-ne. *to weet*, ist, wie wir oben sahen, überhaupt nicht schottisch oder wenigstens dort nicht die Regel gewesen, die Wörter *sieve, ewick* (ae. *ewi-eu, ewi-ees*) sind, wie Luick konstatiert hat, auch sonst vereinzelt südlich des Humber mit ẹ̄ belegt (im Süden, Osten und Westen); vgl. Luick, Unters. § 391 ff. Dial. *sty* (ae. *stiȝol*) mit der Basis ẹ̄ ist allenthalben auch im Mittellande, dagegen für den Norden seltener, für Schottland kein einziges Mal bezeugt. Überhaupt ist, wie gesagt, me. ẹ̄- für früh-me. *i*- (< ae. *i-, y-*) in keiner einzigen Gegend Englands bisher als R e g e l nachgewiesen oder auch nur wahrscheinlich, und auch für die Gebiete nördlich des Humber glaube ich durch die obigen Darlegungen auf Grund des gesamten me. und ne. Mundartenmaterials gezeigt zu haben, dafs es kein a l l g e m e i n e s Dehnungsgesetz von *i*- zu ẹ̄ gegeben hat. Wie sich dieses Resultat zu der landläufigen Auffassung von der Regelmäfsigkeit der Lautgesetze (an die

ich selbst schon lange nicht mehr glaube) stellt, ist eine Frage für sich. Wir dürfen jedenfalls deutlich sprechende Thatsachen nicht nach vorgefafsten Principien beugen oder brechen.

Ich fasse daher das Resultat über die sogenannte Dehnungsfrage des *i*- in folgende Sätze zusammen: Das hier allein in Frage kommende me. *ê*- findet sich allenthalben nur sporadisch, nicht als durchgehendes Lautgesetz. Es geht südlich des Humber (die Grenze ist natürlich nicht streng zu nehmen) entweder auf spät-ae. *eo* (< *io*) zurück und hat wohl meist einen mittleren (d. h. zwischen offenem und geschlossenem) *ē*- oder offenen *ē*-Laut gehabt, oder — es sind bisher nur wenige sichere Fälle nachgewiesen — es ist durch Dehnung eines älteren *i*- (aus der Durchgangsstufe *e*-) zu *ē*- zu erklären und hat in diesem Falle den Lautwert eines geschlossenen *ẹ̄* gehabt. In gleicher Weise beruhen die nicht seltenen schriftsprachlichen ne. *ea*-Formen für dieses me. *ê*- auf älterem aufsernordhumbrischem *eo* (< *io*) durch *u*-, *o*-Umlaut, aber die wenigen schriftsprachlichen *ee*-Formen auf gedehntem me. *ē*- aus *i*-, die jedoch eher südhumbrischen als nordhumbrischen Ursprungs sind, jedenfalls aber nicht nordhumbrisch sein müssen. Dagegen in den Gebieten nördlich des Humber einschliefslich Schottlands können die fraglichen sporadischen *ê*- wohl nur durch Dehnung eines me. *i*- erklärt werden (nicht aber aus **eo* durch *u*-, *o*-Umlaut); der Lautwert dieser *ê*- war der eines geschlossenen *ẹ̄*. (Damit möchte ich zugleich die oben in meinem ersten Artikel S. 63 gemachten Bemerkungen, die vor mehr als einem Jahre niedergeschrieben wurden, sowie meine betr. Ausführungen in der Me. Gr. § 65 berichtigen und ergänzen.)

Mit dem Luickschen nordhumbrischen Dehnungsgesetz (me. *u*- > *ọ̄*, me. *i*- > *ẹ̄*), das ich als falsch erwiesen zu haben glaube, fallen auch alle von Luick auf Grund dieses angeblichen Lautgesetzes gezogenen Folgerungen und Rückschlüsse bezüglich der Anfänge der englischen Schriftsprache. Auch haben Luicks dialektische Untersuchungen zur Evidenz ergeben, dafs wir aus dem Bestande der heutigen Mundarten den ursprünglichen Herd der ne. Schriftsprache nicht ermitteln können, was man übrigens bei einiger Kenntnis der Verhältnisse sich ohnehin schon sagen konnte. Kluges Versuch im Grundrifs I, S. 795 f. ist darum auch gänzlich gescheitert. Was er dort auf Grund der heutigen Mundarten für den Ursprung der Schriftsprache nachgewiesen hat, sind Dinge, die man aus der me. und früh-ne. Überlieferung längst besser kannte und kennen lernen konnte. Übrigens handelt es sich bei diesem Problem zunächst darum, inwieweit und wo in England zuerst eine Einigung bezüglich der geschriebenen, nicht auch zugleich der gesprochenen Sprache angebahnt wurde. Zur Zeit Caxtons darf man gewifs schon von einer über das eigentliche England verbreiteten, wenn auch noch wenig einheitlichen Schriftsprache reden. Derselbe Caxton aber bezeugt uns auch, wie sehr verschieden selbst die Gebildeten noch in den einzelnen Grafschaften gesprochen haben. Und wenn auch Gill um 1600 sagt, dafs es unter den wahrhaft Gebildeten nur eine gesprochene Sprache gebe, so

ist das sehr cum grano salis zu nehmen. Die Orthoepisten des 16. und 17. Jahrhunderts bezeugen hinlänglich, dafs in sehr vielen Punkten die Aussprache unter den Gebildeten stark geschwankt hat. Und diese Schwankungen haben weiter gedauert und dauern zum Teil ja noch bis heute fort; die Lautgebung der Dialekte und der Vulgärsprache beherrschen die gesprochene *κοινή* der Gebildeten bald in stärkerem, bald in schwächerem Mafse. Es ist ja nur zu natürlich, dafs die sich immer weiter ausbreitende Gemeinsprache auch stets neue Elemente in sich aufnimmt, neue Ausgleiche vollzieht und ihren ursprünglichen Charakter mehr und mehr verändert. Es ist also durchaus unhistorisch, wenn man durch Projizierung der lebenden Mundarten auf die heutige *κοινή*, die doch erst das Resultat einer jahrhundertelangen Entwickelung ist, wobei mannigfache Verschiebungen im einzelnen stattgefunden haben, den ursprünglichen Herd der Schriftsprache ermitteln will.

Zum Schlufs will ich nur noch einige wenige Punkte des Luickschen Buches möglichst kurz berühren, da ich es mir aus Mangel an Raum und Zeit versagen mufs, die mannigfachen Bedenken, die ich gegen viele Aufstellungen Luicks hege, hier ausführlich zu begründen. Es werden sich ja auch in nächster Zukunft genug Gelegenheiten zur Erörterung der fraglichen Probleme bieten.

Was die Entwickelung des me. *ī* betrifft, so ist nach Luick (§ 26 ff.) die Diphthongierung gemeinenglisch (nur die westsächsische Kolonie in Wexford in Irland [Distr. 1] scheint *ī* zu Beginn dieses Jahrhunderts überwiegend noch aufgewiesen zu haben). Die älteren und heutigen Belege für die Erhaltung des *ī* als Monophthong suchte Luick so viel als möglich zu beseitigen. Doch ist nicht einzusehen, warum *bright, fright, wright* (in denen auch in West-Somerset *(ī)* erhalten ist), sowie *child, kind, chime* (*í* vor dehnendem Kons.) angezweifelt werden, solange für diese Zweifel keine berechtigten Gründe anzuführen sind. Der Monophthong *ι* hat gewifs hier früher gröfsere Verbreitung gehabt und ist durch den Diphthong der Nachbardialekte immer mehr verdrängt worden, so dafs jetzt, abgesehen von West-Somerset, nur noch geringe Reste vorhanden sind. Warum aber die Erhaltung des *(ī)* in West-Somerset 'auffällig' sein soll, ist mir unerklärlich, da *(ū)* sich ja noch in weit gröfserem Mafse erhalten hat. Da Luick sonst seiner Theorie 'der symmetrischen Ausgestaltung der Laute' so sehr anhängt, so ist es auffallend, warum er nicht auch für eine umfangreichere Erhaltung des Monophthongs *(ī)* eintritt. Gerade die verschiedene Behandlung des me. *ī* und *ū* in den ne. Dialekten zeigt so recht, wie wenig die Sprache in manchen Fällen symmetrisch fortschreitet. Denn *ū* bleibt in Schottland und im gröfsten Teile des Nordens als Monophthong erhalten, während *ī* daselbst diphthongiert. Umgekehrt bleibt *ī* zum Teil im Süden, während *ū* dort allenthalben diphthongiert.

Nach § 39 (54, 99) soll ae. *ā* vor *u̯* (< ae. *ȝ*, *w*) in den an das nordhumbrische Gebiet angrenzenden Teilen des Mittellandes nicht verdumpft, sondern mit *a-* + *u̯* und *a* + *u̯* zusammengefallen sein. Doch geht das

weder aus der me. Überlieferung noch aus den ne. Dialekten mit Sicherheit hervor. Im Gegenteil, das me. Material (das von Knigge, worauf sich Luick beruft, durchaus unkritisch und mangelhaft gesammelt und gesichtet ist) weist auch hier *ou* (*ow*) neben *au*, nicht aber konstantes *au* auf. Wenn aber nordmittelländische Dichter von den *au*-Formen manchmal häufigeren Gebrauch machen, so hängt das lediglich damit zusammen, dafs die Formen mit *au* vielfach bequeme Reimwörter abgaben. Diese Dichter mischen ja überhaupt (namentlich wo es sich um das ae. *ā* handelt) vielfach nord- und südhumbrische Formen durcheinander im Reime, wie in der Me. Gr. § 135, Anm. 9 gezeigt ist. Übrigens stammt der Dichter der sogenannten Alliterative Poems höchstwahrscheinlich aus dem *ā*-Gebiete, d. h. aus einer Gegend, wo ae. *ā* nicht zu *ǭ* [*āº*] verdumpft war. Da sich aber die *ā*/*ǭ*-Grenze, wie auch Luick S. 52 f. und 56 zugiebt (vgl. dazu Me. Gr. § 135 und Anm. 10) zu Gunsten des weiter nördlich vordringenden *ǭ* mit der Zeit merklich verschoben hat, so ist es durchaus erklärlich, warum in manchen heutigen an das Nordhumbrische grenzenden Gegenden des Mittellandes jetzt die me. *au* und *ǭ* zum Teil (doch nicht scharf) geschieden sind. Als das südliche *ǭ* hier weiter vor- und eindrang, konnte das schon früher vokalisierte *au* (< *ā* + *ȝ*, *w*) an dieser Verschiebung nicht mehr teilnehmen. Damit fällt auch ein wesentlich anderes Licht auf die Stellung des Dialekts von Windhill innerhalb der englischen Dialektgruppen und sind auch die von Luick (§ 76. 71) gezogenen Schlufsfolgerungen auf 'den ursächlichen Zusammenhang' dieses Diphthongs mit gewissen anderen Lauten nichtig. — Es giebt nur eine Gegend in England, wo ae. *ā* + *w* im direkten Gegensatz zu ae. *ā* unverdumpft geblieben ist, und das ist Kent. Hier ist aber der Grund dieser verschiedenen Entwickelung leicht einzusehen. In Kent ist bekanntlich ae. *w* (ebenso wie *ȝ* nach Palatalvokalen) nach voraufgehendem *ā* schon in ae. Zeit vokalisiert worden, so dafs die Lautgruppe *au̯* (mit kurzem *a*) schon vorhanden war, als der früh-me. Lautwandel von ae. *ā* zu *ǭ* eintrat.

Und nun noch eine allgemeinere Bemerkung. Wie wenig die heutigen Mundarten (die, wie schon früher betont wurde, nicht nur trümmerhaft erhalten, sondern in denen auch mancherlei spätere Verschiebungen und Ausgleiche stattgefunden haben) oft im stande sind, die komplizierte, aber doch reichhaltige me. Überlieferung aufzuhellen, das zeigen deutlich die von Luick gründlich geführten Untersuchungen über die langen *ē*-Laute in den lebenden Dialekten. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, dafs wir das Studium der ne. Mundarten irgendwie geringschätzen oder gar vernachlässigen dürften. Sie sind und bleiben, wie schon längst von Germanisten und Romanisten anerkannt ist, in vielen Fällen wichtige und zuverlässige Zeugen für die Vergangenheit. Nur vor einseitigen und voreiligen Schlüssen auf diesem schlüpfrigen Gebiete möchte ich dringend warnen, damit wir schneller zu festeren und annehmbaren Resultaten gelangen.

Göttingen. L. Morsbach.

Zur Jugendgeschichte von Dickens.

Forster, der Biograph von Dickens, that einmal im Frühjahr 1847 an seinen Freund eine Frage, die sich auf dessen Leben im Jahre 1823 oder 1824 bezog. Dickens blieb die Antwort darauf schuldig, erst Wochen nachher machte er ihm Mitteilungen über diese Zeit (1823—1824), die er später stets 'wie eine schmerzliche Last' in seinem Gedächtnis fühlte.

Dickens hatte 1847 bereits an einer Selbstbiographie geschrieben oder fing sie gerade an zu schreiben, doch kam er darin nicht über seine Jugendzeit hinaus. Denn nicht viel später faſste er den Plan zu seinem Roman 'David Copperfield' und entschloſs sich bald, seine eigene Jugendgeschichte darin aufzunehmen, wenn auch mit mancherlei Umänderungen. Damit aber gab er die Fortsetzung der Selbstbiographie auf.

Da Dickens also nicht gern über diese Jahre, auch mit Forster nicht, redete, so wissen wir nur wenig über sie und können uns nicht wundern, wenn selbst der sonst über das Leben seines Freundes so gut unterrichtete Forster in manche Widersprüche gerät.

Zwei Punkte stehen fest: die Unglückszeit für Charles begann mit seiner Ankunft in London und endete mit seinem Austritt aus dem Schuhwichsegeschäft.

Sehen wir, was wir für Anhaltspunkte für die Abreise von John Dickens, seiner Familie und besonders von Charles von Chatham haben.

Forster sagt S. 5:[1]

He was not much over nine years old when his father was recalled from Chatham to Somerset-house, and he had to leave this good master (Giles), and the old place endeared to him by recollections that clung to him afterwards all his life long.

Ebenda S. 6:

He (Charles) was to be taken away to London inside the stage coach Commodore; and Kentish woods and fields, Cobham park and hall, Rochester cathedral and castle, and all the wonderful romance together, including a red-cheeked baby he had been wildly in love with, were to vanish like a dream. "On the night before we came away," he (Dickens) told me (Forster), "my good master came flitting in among the packing-cases to give me Goldsmith's *Bee* as a keepsake. Which I kept for his sake, and its own, a long time afterwards." A longer time afterwards he recollected the stage-coach journey, and in one of his published papers said that never had he forgotten, through all the intervening years, the smell of the damp straw in which he was packed and forwarded, like game, carriage-paid. "There was no other inside passenger, and I consumed my sandwiches in solitude and dreariness, and it rained hard all the way, and I thought life sloppier than I expected to find it."

Hierzu sei auch herangezogen die Stelle aus den 'Household Words' 1860, die in 'Dullborough Town' fast wörtlich mit obigem übereinstimmt:

As I left Dullborough in the days when there were no railroads in the land, I left it in a stage-coach. Through all the years that have since passed have I ever lost the smell of damp straw in which I was packed — like game — and forwarded, carriage paid, to the Cross Keys, Wood Street, Cheapside, London? There was no other inside passenger etc. (Dieser Satz stimmt genau mit dem obigen so beginnenden überein.) The coach that carried me away was melodiously called 'Timpson's blue-eyed Maid', and belonged to Timpson, at the coach-office up street.

Später schreibt Dickens (6. Juni 1856) an Wilkie Collins:

I was taken to Chatham when I was very young, and lived and was educated there till I was twelve or thirteen, I suppose.

Neben Forster haben wir über die Jugendgeschichte von Dickens neuerdings das Werk von Langton.[2] Hierin findet sich

---

[1] Meine Anführungen aus Forsters 'Life of Dickens' mache ich nach der Household Edition.

[2] The Childhood and Youth of Charles Dickens. By Robert Langton. Manchester 1883; 2nd ed. London 1891.

viel schätzbares Material gerade für die fragliche Zeit zusammengetragen, doch wird man allerdings bei seiner Benutzung vielfach zu anderen Ergebnissen kommen als Langton.

Er bringt folgendes zur Frage: wie lange die Familie Dickens noch in Chatham lebte, bei (Langton S. 52):

1821 verheiratete sich die verwitwete Schwester der Mutter von Dickens wieder, Mary Allen, mit einem Witwer, dem Arzte Lamert, am 11. Dezember in Chatham. Hierbei waren Elisabeth und John Dickens Trauzeugen.

Langton behauptet, dafs der Sohn aus erster Ehe des Vaters nach dieser Eheschliefsung *'for the first time'* bei der Familie Dickens gelebt habe, allein dafür bringt er keine Beweise. Weiter kann zur Bestimmung der Abreise dienen Forster S. 2:

and the house where he lived in Chatham, which had a plain-looking, whitewashed plaster-front and a small garden before and behind, was in St. Mary's-place, otherwise called the Brook ...

Genauer berichtet Langton S. 21:

An exhaustive search in the Rate-books proves conclusively, however, that in 1817 (probably from Midsummer) Mr. Dickens was living at the house at first Nr. 2, but since altered to Nr. 11, Ordnance Terrace, Chatham. ... Here he resided till Lady-Day, 1821 (25. März).

Also März, und zwar Ende des Monats, zog die Familie Dickens nach der neuen Wohnung, die Forster allein erwähnt.

Langton S. 43:

It was early (März) in the year 1821 that for reasons already indicated, Mr. Dickens removed from Nr. 2 in Ordnance Terrace, and took up his abode in a much smaller house on the Brook.

Dort wohnten sie auch, als der Familie noch ein Sohn geboren wurde. Langton S. 62 f.:

March 11th 1822: Alfred Lamert, Son of John and Elisabeth Dickens. — Getauft wurde er April 3rd 1822 in St. Mary's Church. Der Vater wird im Eintrag des Kirchenbuches noch bezeichnet als vom Navy-Pay Office, Chatham.

Langton meint, aber ohne Beweise, dafs die Familie Dickens (S. 63)

continued to reside here, it is believed, all through this year, though no record of the date of his recall exists in the books at Somerset House; and they left for London, according to such evidence as can be obtained, in the winter of 1822 and 1823.

Endlich bringt Langton noch eine Aussage einer Frau Godfrey, der Schwester des Lehrers Giles, bei, wonach (S. 63)

Mrs. Godfrey believes that when the Dickens family finally left Chatham, Charles was (almost at the last minute) left with her brother Mr. Giles, with whom he remained for some little time longer.

Aus den angeführten Zeugnissen dürfte sich (wenn wir einige nicht bewiesene Ansichten von Langton und die unmögliche Angabe von Dickens an seinen Freund Collins unbeachtet lassen) ergeben:

Im Jahre 1821 (also als Dickens neun Jahre vorbei war) dachte der Vater noch nicht daran, nach London zu gehen. Die Angabe von Forster kann also nicht richtig sein. Im Dezember 1821 sind die Dickens noch Trauzeugen in Chatham und werden als dort wohnend bezeichnet bei der Geburt und Taufe des Sohnes Alfred Lamert. Nicht lange nach der Taufe jedoch (3. April 1822) kann der Vater sehr wohl nach London versetzt worden sein. Seine Frau und seine Familie liefs er zunächst noch in Chatham. Hierauf könnte man auch den Ausdruck *'when the Dickens family finally left Chatham'* deuten, wenn dieser Ausdruck von Frau Godfrey und nicht von Langton stammt. Nehmen wir an, dafs John Dickens Chatham kurz vor dem 1. Juli 1822 verliefs, so wäre seine Familie etwa noch ein Vierteljahr, noch den Sommer über, dort geblieben, bis Ende September. Am letzten Abend vor der Abreise der Familie *(on the night before we came away)* kam Giles und bewirkte, dafs Charles noch eine kurze Zeit bei ihm blieb *(was left with him ... almost at the last minute)*. In der zweiten Hälfte des Oktober, als das schlechte Wetter begann *(it rained hard all the way)*, fuhr Charles dann allein nach London. Bei diesen Annahmen erklärt sich alles befriedigend, auch wohnte danach die Familie anderthalb Jahre in der Wohnung im 'Brook'.

Über das Leben der Familie Dickens bis zur Gefangennahme des Vaters erfahren wir nur (Forster S. 7):

So I degenerated in cleaning his (des Vaters) boots of a morning, and my own; and making myself useful in the work of the little house; and looking after my younger brothers and sisters (we were now six in all); and going on such poor errands as arose out of our poor way of living.

Die Aufnahme der älteren Schwester von Dickens in die Königliche Musikschule fand auch in dieser Zeit statt. Der Eintrag lautet (Langton S. 67):

Frances Elizabeth, daughter of John Dickens, clerk in the Navy-Pay Office, of 16, Bayham Street, Camden Town, entered for the Piano. Admitted April 9th 1823. Recommended and nominated by Thomas Tomkisson, Esq.

Gleichfalls ist in die Zeit vor der Gefangennehmung zu verlegen, wenn auch wohl nur kurz vorher, der Eintritt von Charles in das Schuhwichsegeschäft von Warren.

Weiterhin fand der Umzug nach Gower-Street, wo die Mutter ein Mädcheninstitut gründen wollte, noch vor der Festnahme von John Dickens statt. Wann die Familie umzog, wissen wir nicht. Fanny Dickens wird bei ihrer Aufnahme in das Musikinstitut noch als in Bayham Street wohnend bezeichnet, doch braucht dies nur bei der Anmeldung der Fall gewesen zu sein, Anfang April, bei ihrem Eintritt, mögen Dickens' schon nach Gower-Street übergesiedelt gewesen sein. Forster erzählt hierüber S. 7:

His sister Fanny was at about this time elected as a pupil to the royal academy of music; and he has told me what a stab to his heart it was, thinking of his own disregarded condition, to see her go away to begin her education, amid the tearful good wishes of everybody in the house.

Später, also wohl nach einem Jahr (nähere Angaben fehlen), erhielt Fanny einen Preis. Aus einer angeknüpften Bemerkung von Dickens geht hervor, dafs dies zu einer Zeit stattgefunden haben mufs, wo er noch im Schuhwichsegeschäft beschäftigt war.

Forster S. 15:

But, before this time *(when the family left the Marshalsea)*, Charles was present with some of them in Tenterden street to see his sister Fanny receive one of the prizes given to the pupils of the royal academy of music. 'I could not bear to think of myself — beyond the reach of all such honourable emulation and success. The tears ran down my face. I felt as if my heart were rent. I prayed, when I went to bed that night, to be lifted out of the humiliation and neglect in which I was. I never had suffered so much before.'

Die Bemerkung von Langton (S. 78) ist sicherlich unrichtig:

It was probably at the end of 1824 that Fanny Dickens received a prize at the Royal Academy of Music etc.

Ende des Jahres 1824 war Charles ganz bestimmt wieder in einer Schule. Er hätte daher obige traurige Betrachtungen gar nicht mehr anstellen können. Über die Dauer der Stellung im Schuhwichsegeschäft spricht sich Dickens nur einmal ganz allgemein aus (Forster S. 16):

I have no idea how long it lasted; whether for a year, or much more, or less.

Genau wissen wir nicht das Datum der Befreiung des Vaters aus dem Gefängnis. John machte eine Erbschaft von einigen hundert Pfund und konnte daher seine Gläubiger befriedigen.

Eine Eingabe der Gefangenen an König Georg IV. wurde von John Dickens am 4. Mai 1824 noch vom Gefängnis aus abgefertigt (vgl. Forster S. 15). Bald darauf jedoch wurde John wohl befreit.

Charles kam nicht sofort aus seiner Stellung und wieder in eine Schule, sondern erst nachdem sich sein Vater und sein Lehrherr miteinander gezankt hatten (vgl. Forster S. 16). Alsdann besuchte der Knabe zunächst Wellington House Academy. Sein Eintritt in diese Schule läfst sich nicht genau feststellen.

Ein Mitschüler Thomas erklärt bei Forster (S. 18), dafs Dickens von 1824—1826 *for about two years* mit ihm obige Schule besucht habe. An Langton schrieb derselbe (S. 85):

I am sorry I cannot fix upon the exact month, but it would not be later than June of that year (1824).

Aus dem Angeführten ergiebt sich wohl: Im Mai, spätestens im Juni 1823 wurde John Dickens gefangen gesetzt und blieb ein Jahr, bis Mai oder spätestens Juni 1824, im Gefängnis. Charles kam wohl auch etwa im Mai 1823, vielleicht auch etwas früher, in das Schuhwichsegeschäft. Im Juni 1824 aber verliefs er dieses wohl und trat bald darauf in die Wellington House Academy ein, die er bis Ostern 1826 besucht haben wird. Mit dem Eintritt in die Schule, womit entschieden war, dafs Charles nicht wieder in das Geschäft kam, hörte die schlimme Zeit auf, die im ganzen also wohl etwas über ein Jahr oder, rechnet man die ganzen Monate von der Ankunft in London an, etwas über anderthalb Jahre gedauert hatte.

Leipzig-Gohlis. Richard Wülker.

Zur Legende vom heiligen Julianus.

I.

In folgendem Wortlaut treffen wir die Legende vom heiligen Julianus in Jacobi a Voragine Legenda aurea ... ed. Græsse, Dresdæ et Lipsiæ 1843 (1846), p. 142. 143 (hier sind nur einige Änderungen an der Interpunktion vorgenommen):

Fuit etiam alius Julianus, qui utrumque parentem nesciens occidit. Cumque is Julianus prædictus juvenis ac nobilis quadam die venationi insisteret et quendam cervum repertum insequeretur, subito cervus versus eum divino nutu se vertit eique dixit: tu me insequeris, qui patris et matris tuæ occisor eris? Quod ille audiens vehementer extimuit, et ne sibi forte contingeret, quod a cervo audierat, relictis omnibus clam discessit, ad regionem valde remotam pervenit ibique cuidam principi adhæsit et tam strenue ubique et in bello et in pace se habuit, quod princeps eum militem fecit et quandam castellanam viduam in conjugem ei tradidit et castellum pro dote accepit. Interea parentes Juliani pro amissione filii Juliani nimium dolentes vagabundi ubique pergebant et filium suum sollicite quærebant; tandem ad castrum, ubi Julianus præerat, devenerunt. Tunc autem Julianus a castro casu recesserat. Quos cum uxor Juliani vidisset et, quinam essent, inquisivisset, et illi omnia, quæ filio suo acciderant, enarrassent, intellexit, quod viri sui parentes erant, ut puto, quia[1] *hoc a viro suo forte frequenter audierat. Ipsos igitur benigne suscepit et pro amore viri sui lectum iis dimisit et ipsa sibi alibi lectulum collocavit. Facto autem mane, castellana ad ecclesiam perrexit, et ecce Julianus mane veniens in thalamum quasi uxorem suam excitaturus intravit, et in-*

[1] Gesta Rom. *utpote quæ.*

veniens duos pariter dormientes, uxorem cum adultero suo,[1] *silenter extracto gladio ambos pariter interemit. Exiens autem domum, vidit uxorem ejus ab ecclesia revertentem et admirans interrogavit, quinam essent illi, qui in suo lecto dormirent. At illa ait: 'parentes vestri sunt, qui vos diutissime quæsierunt, et eos in vestro*[2] *thalamo collocavi.' Quod ille audiens, pœne exanimis effectus, amarissime flere cœpit ac dicere: 'heu, miser quid faciam? Quia dulcissimos meos parentes occidi. Ecce impletum est verbum cervi, quod dum vitare volui, miserrimus adimplevi. Jam vale, soror dulcissima, quia de cætero non quiescam, donec sciam, quod Deus pœnitentiam meam acceperit.' Cui illa: 'absit, dulcissime frater, ut te deseram et sine me abeas; sed quæ fui tecum particeps gaudii, ero particeps et doloris.' Tunc insimul recedentes juxta quoddam magnum flumen, ubi multi periclitabantur, quoddam hospitale maximum statuerunt, ut ibi pœnitentiam facerent et omnes, qui vellent transire fluvium, incessanter transveherent et hospitio universos pauperes reciperent. Post multum vero temporis media nocte, dum Julianus fessus quiesceret et gelu grave esset, audivit vocem miserabiliter lamentantem ac Julianum, ut se traduceret, lugubri voce invocantem. Quod ille audiens concitus surrexit et jam gelu deficientem inveniens in domum suam portavit et ignem accendens ipsum calefacere studuit. Sed cum calefieri non posset et, ne ibi deficeret, timeret, ipsum in lectulum suum portavit et diligenter cooperuit. Post paululum ille, qui sic infirmus et quasi leprosus apparuerat, splendidus scandet*[3] *ad æthera et hospiti suo dixit: 'Juliane, dominus misit me ad te, mandans tibi, quod tuam pœnitentiam acceptavit, et ambo post modicum in domino quiescetis.' Sicque ille disparuit, et Julianus cum uxore sua post modicum plenus bonis operibus et eleemosynis in domino requievit.*

Die Gesta Romanorum c. 18 (Ausgabe von Oesterley, Berlin 1872, S. 311) haben (mit nebensächlichen Varianten) denselben Text. Dazu eine ungewöhnlich abgeschmackte Deutung: Julian ist der Kirchenfürst, der dem Hirsch Christus nachfolgen soll. Die Eltern s o l l e n getötet werden; sie sollen für den Prälaten tot sein. Das ferne Land, wohin Julian flieht, bezeichnet die Abwendung von der Welt; in ihm soll der Prälat in Christi

---

[1] Gesta R. *cum adultero suspicatus.* [2] Gesta R. *nostro.* [3] Gesta P. *scandit.*

Dienst gegen Welt, Fleisch, Teufel streiten; dafür erhält er Christi Gnade. Folgen die Eitelkeiten der Welt dem Flüchtling in die Abgeschiedenheit nach, so soll er sie mit dem Schwerte der Bufse töten. Dann soll er an den Strom der Heiligen Schrift gehen und dort ein Haus des Heils errichten, d. h. Beten, Fasten und Almosen zu seiner Thätigkeit machen.

Von litterarischen Kunstwerken, deren Stoff in dieser Legende gegeben ist, stehe hier voran das spanische Drama

El animal profeta.

Don Antonio Mira de Améscua,[1] geboren in Guadix (im alten Königreich Granada, nicht zu verwechseln mit Cadiz) um 1578, Geistlicher und Doktor der Theologie, schon 1602 als dramatischer Dichter genannt, folgte mit den Brüdern Argensola dem Grafen de Lemos nach Neapel 1610, wurde nach seiner Rückkehr Kaplan des Kardinals Don Fernando de Austria, beteiligte sich an lyrischen Preiskämpfen und scheint um 1640 gestorben. Schmeichelhafte Äufserungen über ihn besitzen wir von Cervantes (geb. 1547), von Lope de Vega (geb. 1562), von Guevara (geb. 1570). Von seinen zahlreichen Stücken scheint er selbst keine vollständige Sammlung veranstaltet zu haben; wenigstens wird nur von einem Bande, der ihrer zwölf enthalte, berichtet; der h. Julian ist nicht darunter. Dagegen finden sich Stücke von ihm in Sammlungen von Werken verschiedener, auch in Einzeldrucken, zu kleinem Teile überdies in Handschriften, vielfach freilich anderen Verfassern zugeteilt.

El animal profeta hat man in einer Handschrift des Herzogs von Osuna (jetzt der Nationalbibliothek) mit dem Datum 1631 und unter Miras Namen, jedoch betitelt *El dichoso patricida*. In den Sonderdrucken dagegen erscheint es unter der ersteren Überschrift und als Werk des Lope de Vega; ebenso in einer *Quinta parte* der Werke des letzteren, die nach Fajardo siebzehn Stücke enthielt und heute unbekannt ist. Da die *Sexta*

[1] Was Barrera über ihn mitzuteilen weifs, geht über das nicht hinaus, was man bereits bei Ticknor findet.

parte 1615 gedruckt ist, mufs jene *Quinta* mindestens ebenso alt sein, und ihrem Zeugnis legt Menéndez y Pelayo in der Einleitung des vierten Bandes der *Obras de Lope de Vega publ. por la Real Academia española, Madrid* 1894, S. CII—CVI mehr Gewicht bei. Doch hält er nicht für ausgeschlossen, dafs das Stück seine uns heute vorliegende Gestalt durch eine Überarbeitung des Mira de Amésena empfangen habe. Don Alberto Lista hielt in seinen *Lecciones de literatura española, Madrid* 1836, I, 196 das Stück für Lopes unwürdig, wie Menéndez y Pelayo a. a. O. mitteilt, während dieser selbst ein minder ungünstiges Urteil darüber fällt, obgleich auch er die Ausführung nicht eben meisterhaft findet.

Barrera (1860) schreibt das Stück ohne weiteres dem Mira zu. Don Ramon de Mesonero Romanos in der Einleitung des zweiten Bandes der *Dramáticos contemporaneos de Lope de Vega* (1858) giebt ein kurzes Leben des Mira de Amésena, wonach er um 1570 geboren und 1635 gestorben wäre. Er erwähnt viele Stücke von ihm, die teilweise von anderen bearbeitet worden seien. *El animal profeta* erwähnt er hier nicht; aber in dem an den Schlufs dieser Einleitung gestellten *Catálogo* führt er dieses Stück als Werk des Mira de A. unter Berufung auf die Handschrift des Herzogs von Osuna auf.

Inhalt:

Jorn. I. Schauplatz Albanien. Die verliebte Irene liest eine eben erhaltene Botschaft, in der Juliano sich über die Härte ihres Vaters beklagt und sie um ein Zeichen der Huld bittet. Gleichzeitig erscheint Vulcano, Julianos treuer Diener, der *gracioso* des Stückes, und ladet sie in seines Herrn Namen ein, sich nach ihrem Landgute zu begeben; dieser selbst wolle mit seinen Eltern das nahe dabei gelegene eigene aufsuchen; als Jäger verkleidet hoffe er Gelegenheit zu einer Zwiesprache zu finden. Irene ist geneigt, dem Wunsche zu entsprechen. Sehr ungelegen erscheint Irenes Vater Alejandro, was Vulcano veranlafst, sich für einen Händler auszugeben, der allerlei mit wunderlichen Kräften ausgestattete Steine zu verkaufen wünsche. Beiläufig erfährt er, dafs Vater und Tochter ein paar Tage auf jenem Landgute verbringen werden. — Auf dem Lande. Juliano erscheint in

Jägertracht, mit ihm seine zärtlich besorgten Eltern, zu denen er geheimnisvoll von einem gefährlichen Wilde spricht, das er zu erbeuten hoffe. Sie warnen vor überkühnen Wagnissen, erinnern daran, daſs, wenngleich manche meinen, des Menschen Ausgang sei vorausbestimmt, es doch ratsam sei, Gefahr nach Vermögen zu meiden. Wie Juliano, allein gelassen, zu einer Quelle emporsteigt, hört er eine Stimme, die ihm verkündet, er werde seine Eltern töten. Er weist die Möglichkeit mit Entrüstung von sich, doch die Stimme wiederholt die Weissagung. Da er nach dem Feinde sucht, der, um ihm Kummer zu bereiten, den abscheulichen Gedanken ausgesprochen habe, naht ein Hirsch der Quelle. Juliano verwundet ihn tödlich, vernimmt aber aus dem Munde des Verendenden nun zum drittenmal die gräſsliche Prophezeiung. Da sie ihm jetzt verbunden mit dem Wunder des Sprechens eines Tieres entgegentritt, wird ihm doch bang, sie möchte sich erfüllen. Indessen beschlieſst er, um dies zu verhindern, wofern menschlicher Wille so viel vermag, die Heimat zu verlassen. Auch die Nachricht, die Vulcano von Irene bringt, macht ihn nicht wankend. Vulcano, dem er das Erlebte erzählt, wird ihn begleiten. — Irene harrt des Geliebten; da erscheint ihre Dienerin Laura und meldet, sie habe eben Herrn und Diener zu Pferde davoneilen sehen und gehört, wie sie der Heimat und Irenen Lebewohl zuriefen. Irene bricht in Klagen aus. Doch die Geflohenen kehren zurück; die Erinnerung an Irene ist zu mächtig gewesen. Die Zürnende wird begütigt und baldige Vereinigung in Aussicht genommen. Aber auch Julianos Eltern kommen herbei, äuſsern aufs neue ihre Zärtlichkeit, freuen sich der glücklichen Rückkehr des Sohnes von der Jagd und des seiner wartenden Liebesglückes. Aber je deutlicher sie ihre Liebe zu erkennen geben, um so unabweisbarer erscheint dem Sohne die Pflicht, sie zu meiden; er reiſst sich von ihnen und von der Geliebten aufs neue los, ohne ihnen doch erklären zu können, was ihn hinwegtreibt. Die Verlassenen machen sich gegenseitig Vorwürfe.

Jorn. II. Schauplatz Ferrara. Aus einem Gespräche zwischen Vulcano und Juliano erfährt der Zuschauer, daſs letzterer bei der Ankunft in Ferrara das Glück gehabt hat, den Herzog gegen Meuchelmörder zu schützen, wofür er mit Ämtern und

seit einem Monat mit der Hand der schönen Witwe eines Herzogs, Laurencia, belohnt worden ist. An Irene mag er nun nicht mehr denken, und da er entschlossen ist, der Heimat fernzubleiben, auch seine Eltern seinen Aufenthalt nicht kennen, macht ihm die Weissagung des Hirsches keine Sorge mehr. Er will zu der Gattin hinein, kommt aber gleich wieder in höchster Aufregung heraus; denn er hat bei ihr Federico, des Herzogs Bruder, gesehen, ihn, der früher die Vermählung zu hintertreiben gesucht hat und sich augenscheinlich um Laurencias Gunst bewirbt. Aber Laurencia tritt mit Federico heraus und weist diesen mit seinen unwillkommenen Artigkeiten an ihren Gemahl. Zwischen den zwei Rittern kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung und zur Verabredung eines Zweikampfes auf die kommende Nacht. Federico freilich gedenkt sich nicht dazu einzufinden, vielmehr, während Juliano seiner warten wird, zu Laurencia einzudringen. Juliano hat eine Unterredung Federicos mit dessen Dienern belauscht und daraus erfahren, was sein Feind vorhat; er beschliefst, sich heimlich in der Nähe des Hauses zu halten und sich um seine Ehre zu wehren. Er findet Laurencia schlafend und hört sie im Traume Worte sprechen, die ihm seinen eifersüchtigen Verdacht zu bestätigen scheinen. Er giebt einen Auftrag des Herzogs vor, der ihn von Ferrara entferne, heifst aber Vulcano wachen und ihm die Hinterthür des Palastes öffnen, sobald er ein Zeichen gebe. Laurencia, besorgt, aber zu jedem Widerstand bereit, bleibt allein. — Es treten als Pilger die Eltern Julianos auf. Sie haben gehört, dafs er in Ferrara sei, und man hat sie hierher gewiesen. Laurencia nimmt sie liebevoll auf, erklärt die Abwesenheit des Gatten und räumt den müden Alten das eigene Ehebett ein, froh, an ihnen einigen Schutz für die Nacht zu haben. Vulcano, trunken von Schlaf und Wein, tritt auf und schläft ein, ohne auf das Pfeifen seines Herrn, das man von draufsen hört, zu achten. Dieser, der sich einen Eingang durch die Mauer gebrochen hat, erscheint mit einer Laterne, dringt ohne Licht in das Schlafgemach, wo er die Eltern tötet. Vulcano erwacht von dem Geräusch, löscht die stehengebliebene Laterne, deren Herkunft er nicht begreift, und schläft wieder ein. Juliano kommt heraus; das geheime Widerstreben, mit dem er die Rachethat vollzogen, schreibt er einem Rest der Liebe

für die Ungetreue zu. Laurencia erscheint mit Licht; sie hat ihr Nachtgebet verrichtet und will zur Ruhe gehen. Nun wird klar, was geschehen. Juliano will sich töten; doch, von Laurencia an sein Christentum gemahnt, entschliefst er sich, beim heiligen Vater Vergebung zu suchen, und seine Gattin, so schwer sie sich durch seinen Verdacht gekränkt fühlt, und der treue Vulcano nötigen ihm ihre Begleitung auf; sie wollen zu Schiffe von Ferrara nach Rom fahren. Im letzten Augenblicke erscheint mit einer Dienerschar Federico, will Laurencia festhalten, wird aber von Juliano erschlagen, wie auch Laurencia einen der Diener ersticht; Vulcano ist froh, keine Waffen zu haben, so darf er blofs zusehen. Er schliefst den Akt mit den Worten: Ja, mein Herr, ich komme. Sollte | Je zu mir ein Hirschbock sprechen, Unglück mir verkünden wollen, | Geh ich lieber gleich ins Kloster.

Jorn. III. Schauplatz Calabrien. Der Herzog von Calabrien äufsert gegen einen seiner Diener seine Verliebtheit in Laurencia, deren Schönheit es ihm angethan hat, so wenig die Ärmlichkeit ihres Auftretens geeignet ist, die Augen auf sie zu lenken. Juliano und Vulcano in dürftiger Einsiedlertracht quälen sich mit einem Kranken, den sie in ihr Spittel bringen wollen; dieser Kranke ist aber der Teufel, der in solcher Gestalt den Juliano zur Ungeduld reizen und von seinem frommen Thun abbringen will, jedoch unerschöpfliche Güte bei ihm findet, während freilich Vulcanos Laune der Mühe und des Patienten Gestank nicht standhält. Der Herzog macht sich an diesen, um zu erfahren, wer die Schöne sei, die er in seiner Gesellschaft gesehen habe. Er vernimmt in Kürze Namen und Schicksale der beiden Gatten, und mit ihm hört auch der Zuschauer, was er noch nicht weifs, dafs seit der Flucht aus Ferrara Juliano vom Papst Absolution erlangt und viel Wallfahrten ausgeführt, endlich in Calabrien aus Almosen eine Herberge errichtet hat, woselbst er mit seinem Weibe alle Pilger und Bettler verpflegen, die zu ihnen kommen. Der Herzog, der jetzt weifs, wie Laurencia all ihre Zeit zwischen Gebet und Sorge für die Armen teilt, steht von weiteren Nachstellungen ab. Es folgen allerlei zum Teil spafshafte Auftritte unter den verschiedenen Insassen des Spittels. Man hört im Innern eine Romanze singen, die Julianos sämtliche Erlebnisse von

der Weissagung des Hirsches an bis zur Tötung der Eltern erzählt. Juliano hört sie mit Erschütterung an und ist Zeuge der wenig tröstlichen Äuſserungen, zu denen sie die Spittelleute veranlaſst, und die um so unbefangener gethan werden, da jene nicht wissen, daſs eben dieser Juliano unter ihnen steht. Vulcano spricht ein verständigeres und für seinen Herrn minder schmerzliches Urteil über dessen That aus.

Student: Traun, ein wunderbar Begebnis!
Lahmer: Jetzund in der Hölle Flammen
Muſs des Menschen Seele brennen.
Bettler: Muſs sie? Unglücksfügung war es.
Lahmer: Freilich muſs sie.
Student: Wer kann zweifeln?
Lahmer: Hätt' er doch ins Teufels Namen
Nachgesehn erst, eh' er zustieſs!
Ja, mein blinder Kamerade,
Der nicht hätte sehen können,
Wohin seine Stiche trafen,
Dem wär so was zu verzeihen.
Blinder: Übel steht's um seine Sache
Vor dem Richterstuhle Gottes.
Teufel: Ei, für mich sind diese alle,
Wie ich seh.
Julian: Weh mir, Laurencia!
Alle Worte, die sie sprachen,
Durch die Brust, wie Feindeskugeln,
Fühlt' ich tödlich sie mir fahren.
Laurencia: Tröste dich, geliebter Gatte.
Vulcano: Daſs doch eine Hellebarde
Euch erschlüg', ihr dummen Thoren!
Ist nicht Gott barmherzig?
Teufel: Aber
Hier ist wahrlich doch der Ort nicht,
Daſs eingreife sein Erbarmen.
Vulcano: Was? nun giebt der Stinker auch noch
Seinen Senf zu unsrer Sache.
Nun so sag, du leerer Schlauch,
Ist ein Gott, ist keiner?
Laurencia: Wahre
Deine Zunge!
Vulcano: Ist ein Gott,
Ist er auch allmächtig; alles
Ordnet seine Macht aufs beste.

Aller Dinge Grund, vermag er
Jegliches; und sind gewifs wir,
Dafs zu gnädigem Erbarmen
Seine höchste Majestät
Eh'r sich neiget als zum Walten
Heil'gen Rechts, warum sollt einer,
Hätt' er mit mehr sünd'gen Thaten
Ihn gekränkt, als auf des Meeres
Grunde liegen Körner Sandes,
Raum gewähren insgeheim
Doch kleinmütigem Verzagen?
Schon ein Herrscher dieser Welt,
Der, gemessen an dem Mafse
Jenes Herrschers aller Herrscher,
Nur ein Wurm, ein Nichts ist, hat er
Von dem Lehnsmann eine Kränkung,
Von dem Bürger Trotz erfahren,
Weifs doch seinen Zorn zu bänd'gen
Und verzeiht und schützt vor Strafe,
Gottes Beispiel folgend. Können
Menschen schon so grofs verfahren,
Wird ein Gott, der Dinge Urgrund,
Waltend ohne jede Schranke,
Nicht mit hoheitvollerm Wirken,
Über Kön'ge hoch erhaben
Mehr noch thun, erwägt man nur,
Wie unendlich seine Gnade?
Seht doch eure Thorheit ein!

Juliano: Ach, Laurencia, was er sagte,
Ist er gleich ein Kind des Volks nur,
Neu belebt es doch mich Armen.

Teufel: Solche Reden trösten ihn,
Mich, mich bringen sie zum Rasen.
Doch ich sprech mit ihm allein,
Jag ins Haus hier diese alle
Fort vom Thor; es wandl' in Sturm
Sich die Ruh des heitern Abends,
Hagel falle, Regen ströme.

(Man hört Donnern.)

Vulcano: Hurtig, Kinder, packt zusammen;
Seht, der Himmel überzieht sich,
Grau und schwarze Wolken hangen
Tief herab. Bei Gott, wenn's losgeht,
Bleibt an euch kein trockner Faden.

Soldat: Unheilschwangre Wolken schütten
Regen aus, gemischt mit Hagel.

Lahmer: 's ist, als stürze ein der Himmel.
Blinder: Rasch, die Decken rafft zusammen;
Eilet, unter Dach zu kommen.
(Die Armen ab.)
Juliano: Fort, Laurencia, fort! Geh schlafen.
Was verweilst du? gerne spräch' ich
Noch zwei Worte mit dem Armen.
Laurencia: Wie du willst, Geliebter, thu ich.
Vulcano: He, Student, bei meinem Barte,
Wird's nicht bald, weiſs Gott, den Rücken
Meſs ich euch mit dieser Stange.
(Alle ab auſser Juliano und dem Teufel.)
Juliano: Schon hat sich der Sturm verzogen;
Bleibet nur auf eurem Lager.
Teufel: Etwas wohler fühl ich mich,
Und ich darf's getrost verlassen.
Juliano: Kommt denn, guter Freund, und sagt:
Ist es wirklich auſser Frage,
Daſs die Seele Julianos,
Hat er schwer sich auch vergangen,
Der Verdammnis heimfällt, da doch
Gott vergeben kann?
Teufel: In manchen
Schulen haben kund'ge Meister
Über seinen Fall verhandelt,
Für und Wider wohl erwogen.
Zu dem Schlusse kamen alle,
Für ihn geb' es nicht Erlösung.
Juliano: Ob er gleich die That vollbrachte
Ohne Wissen, ohne Willen?
Teufel: Sündern kommt es nicht zu statten,
Daſs unwissentlich sie fehlten.
Juliano: O, dann bleibt nur ew'ge Klage
Mir und reicher Thränen Ströme,
Ist es so, wie ihr mir saget.
Teufel: Und es mehrt noch seine Schuld,
Daſs sie ohne Beichte starben.
Juliano: Wie, was hör ich?
Teufel: In der Hölle
Hat ein frommer Mann Italiens
Sie gefunden, wie sie litten
Schwere Pein in glühnden Flammen.
Juliano: Weh mir, weh! Gerechter Himmel!
Beb', Gedanke! Seele, zage!
Meine Eltern in Verdammnis!
Was, Julian, kann deiner warten?

Nicht dieselbe Höllenpein?
Nicht desselben Feuers Flammen?
Ach! So grofs die Gnade Gottes,
Wo gäb' es für mich Erbarmen?

Teufel: Ist's euch recht, so zieh' ich mich
Jetzt zurück.

Juliano: Der Himmel wahre
Euch vor Leid, das schwer wie meines.

Juliano (allein): Ew'ger Gott! Wo wär das Heil
Wohl des sündigen Verbrechers,
Ward durch des gerechten Rächers
Spruch der ew'ge Fluch sein Teil?
Sucht' ich Zuflucht auch tief innen
In der Erde Schofs, im Meer,
Dir vermag ich nimmermehr,
Wo's auch wäre, zu entrinnen. —
Fand durch diese Frevlerhand
Seinen Tod mein Elternpaar,
Nicht geschah es doch fürwahr
Wissentlich. Von Land zu Land
Floh ich, dafs nur nicht erlangte
Wahrheit, was geweissagt war,
Floh ich unstet Jahr um Jahr,
Seit zuerst davor mir bangte.
Ist dem also, wie du's weifst,
Was vergiebst du nicht dem Armen?
Warum fühlet nicht Erbarmen,
Der doch der Erbarmer heifst?
Warst von Anfang du gesinnt,
Dafs die Schreckensthat geschehe,
Wie willst du, dafs widerstehe
Dir, dem Gott, ein Menschenkind?
Herr, so wolle mir vergeben! —
Aber aus der Tief' empor
Dringt mir Jammerlaut ans Ohr,
Dafs mir Herz und Sinn' erbeben.
Aus dem Schofs der Erde, wehe!
Hebt sich, täuscht das Aug' mich nicht,
Eines Toten Schreckgesicht,
Das ich langsam nahen sehe.
Wünscht' ich gleich, den nicht zu kennen,
Der da kommt aus Finsternis,
Ist's mein Vater doch gewifs.

Ludovico: Vater wagst du den zu nennen,
Der so viel für dich gethan
Und von dir es sollt' erfahren,

Dafs er durch den Undankbaren
Tod und Hölle mufst' empfahn.
Sechsmal hast auf mich gewendet
Du des blut'gen Dolches Spitze,
Nieder mich gesandt zum Sitze
Jener Qual, die nimmer endet.
Auf des Sohnes Pfühl gerettet
Glaubte jene Nacht ich mich;
Morgens sah ich mich durch dich
In der Hölle Feu'r gebettet.
Fluch der unglücksel'gen Nacht,
Da ich dir das Leben gab,
Da ich gleiches Unheil hab
Über dich und mich gebracht!
Eines nur mag mir versüfsen
Auch der Hölle Bitterkeit:
Du wirst bald in gleichem Leid
Deine Schuld dort nieden büfsen.

So tief Juliano durch die schreckende Erscheinung seines Vaters erschüttert ist, die die trügliche List des Satans vor ihn hat treten lassen, um ihn zum Verzweifeln an Gottes Erbarmen zu treiben, auch sie vermag nicht, die Hoffnung auf die göttliche Gnade völlig in ihm zu tilgen. Und sein Vertrauen ist nicht eitel gewesen, denn es erscheint, zunächst in Bettlergestalt, bald aber sein göttliches Wesen offenbarend, das Jesuskind, tröstet den Geängstigten, zeigt ihm seine Eltern, wie sie in Wirklichkeit im Purgatorium der ewigen Seligkeit entgegenharren. Noch einmal erscheint der Teufel, um das erbarmende Walten der Gottheit der Ungerechtigkeit zu zeihen:

Ew'ger Gott, was mufs ich hören?
Staune nicht, wenn ich bestreite
Deines Spruchs Gerechtigkeit,
Ob du gleich gerecht dich meinest.
Von dem heil'gen, lichtumstrahlten
Throne willst du niedersteigen,
In dem Spittel einzukehren,
Das ein Frevler hat bereitet,
Ein verruchter Elternmörder;
Die Gewifsheit seines Heiles
Bringst du ihm! Ja, deine Liebe,
Viel vermag sie, sondergleichen
Ist sie, doch sie hat für Sünder

Seines Schlags nicht einzugreifen.
Ob er schwer dich hat gekränkt,
Dieser Wüterich, du weifst es;
Fielen unter seinem Dolche
Schuldlos doch die Eltern beide,
Mordete er Friedrich doch,
Der herzoglichen Brüder zweiten,
Seines frevlerischen Sinnes
Art noch besser zu erweisen.
Und nun steigst du seinetwillen
Nieder von des Himmels Kreisen,
Neigst dich liebevoll ihm zu,
Giebst ihm Trost in seinen Leiden!
War es besser nicht, des strengen
Richters Stahl gezückt zu zeigen
Auf den Frevler, in der Hölle
Grund auf ewig ihn zu weisen?
Da wär ihm sein Lohn geworden,
Wo die schwarzen Dämpfe steigen
Aus des flüss'gen Peches Pfuhle.
Herr, die Lieb', so du erweisest
Deinen Menschen, ist erstaunlich;
Doch die Härte ist nicht kleiner,
Herr, mit der du mich behandelst,
Dessen Teil nur Groll und Leiden.

Aber Jesus weist ihn zurück, und hat er für Juliano viel gethan, so thut er nun noch mehr, indem er vor seinen Augen die Eltern schon vor der Zeit mit sich in die ewige Seligkeit aufnimmt:

Jesus: Wilder Drache, du, der Menschheit
Widersacher, der zum Heile
Ich vom Himmel niederstieg,
Ihres Daseins Last zu teilen,
Hat Julian sich schwer versündigt,
War Erkenntnis auch ihm eigen,
Die der Bufse Weg ihm wies.
Und ich will ihm gern verzeihen,
Da er mehr gebüfst als viele.
Ja, ich kürze diesen beiden
Seinethalb der Läut'rung Frist.
Tretet, Fromme, mir zur Seite,
Ihr Erwählten meines Vaters.

Jesus und die beiden Eltern gehen in die himmlische Herrlichkeit ein; dem Teufel thut sich der Rachen der Hölle auf.

Die übrigen gehen in die Kirche, Gott zu danken; Vulcano, dem es jetzt leid thut, dafs er dem als Kranker erschienenen Teufel nicht rechtzeitig ein tüchtiges Klystier hat angedeihen lassen, schickt der landes- und zeitüblichen Schlufsbitte an das Publikum um eine freundliche Beurteilung des Gesehenen noch ein paar Verse voraus, in denen er, über die Aufführung hinausgreifend, von dem weiteren Verlauf von Julianos Leben sagt:

Hört den Schlufs noch der Geschichte:
Als dem Herzog man's erzählte,
Ward von ihm beschenkt das Spittel,
Und es schlossen drin ihr Leben
Fromm vereint die beiden Gatten.
Was ihr habt bemerkt an Mängeln
Unsres Stückes, wollt verzeihn,
So gewifs euch nicht erschrecke,
Alles Drohn des argen Teufels,
Naht einst eures Lebens Ende.

Wer, das spanische Stück mit der Legende zusammenhaltend, sich darüber Rechenschaft geben will, inwiefern der Stoff durch die neue Form und durch den sich seiner bemächtigenden Bühnendichter gewonnen oder verloren habe und wie er nunmehr zu wirken geeignet sei, wird zunächst sich sagen müssen, dafs die Wirkung des Dramas schon von vornherein die kräftigere ist, indem es die Personen leibhaftig vor uns hinstellt, ihre eigene Rede uns vernehmen läfst, mit wunderbaren Vorgängen und Erscheinungen die Sinne ergreift. Es läuft diese Kunstgattung freilich gleichzeitig die Gefahr, einfache Grundgedanken, wie sie hier in der Legende gegeben sind, nämlich die Unabwendbarkeit des vom Geschick Verhängten und dann die Unerschöpflichkeit der göttlichen Gnade gegenüber herzlicher Reue und williger Bufse, durch mancherlei Beiwerk überwuchern zu lassen; denn dringender als in der Erzählung ist hier unmittelbare Verständlichkeit, einleuchtende Motivierung verlangt, und diese sowohl wie die körperliche Veranschaulichung von mancherlei Thätigkeiten und Verhältnissen, die ein Erzähler nur kurz zu erwähnen braucht, erheischt das Auftreten von vielen Personen, das sichtbare Vorsichgehen zahlreicher Handlungen, die ein eindringlicheres Wirken des Hauptsächlichen gefährden können. Erst längere Erfahrung und geduldige Übung wird diese Klippe vermeiden

lehren. Unser Dramatiker steht übrigens inmitten einer überaus regen Thätigkeit seiner Zeit zu Gunsten der Bühne; sein Volk scheint vor allem vom Theater die Befriedigung seiner litterarischen Bedürfnisse zu begehren, und unabsehbar ist denn auch die Reihe der Dichter und der Stücke, die seinen Hunger zu stillen versuchen; wählerisch in Hinsicht der Stoffe, überlegend im Entwerfen, sorgfältig in der Ausarbeitung zu sein bleibt keine Zeit; neue Wege zu suchen und zu wandeln, solange das Übliche so dankbare Aufnahme findet, ist kein Anlafs. Eine besondere Gabe strömender Improvisation, feiner als beim Durchschnitte gebildeter Geschmack, ausgedehntere Litteraturkenntnis und damit Überflufs an Stoffen können einen einzelnen als *monstruo de la naturaleza* erscheinen lassen; aber erstaunlich ist doch die Menge dessen, was sie alle miteinander gemein haben, grofs daher auch die Zahl der unsicheren Autorschaften. Sorglos wie die anderen geht auch unser Dichter natürlich mit Ort und Zeit um; sind wir im ersten Akt in Albanien, so spielt der zweite in Ferrara, der dritte in Calabrien, und eine lange Reihe von Jahren trennt den ersten vom dritten. Ein nicht ungeübter Versemacher wie seine Genossen, läfst er wie sie verschiedene der alteinheimischen Vers- und Reimordnungen miteinander abwechseln, nicht selten auch die kunstvolleren aus Italien geborgten Gebilde dazwischen treten, nur dafs auch er nicht hinlänglich darauf achtet, dies nur da zu thun, wo in der Handlung bei einigem Stocken des Ablaufs der richtige Ort zu gesammeltem Gefühlsausdruck ist. Natürlich verzichtet er so wenig wie die anderen auf den *gracioso*, die lustige Person, die hier in der Rolle des treuen Dieners zwar bisweilen entbehrliche Witze reifst, aber anderwärts mit ganz verständigen Erwägungen die, die um ihn sind, auf das Richtige hinweist und jedenfalls einen zu Skepsis und nüchternen Bedenken geneigten Zuschauer, wenn dieser bei gar zu gewagtem Schwung und verstiegenem Pathos die Achseln zucken sollte, entwaffnet, indem sie ihm zeigt, dafs auch der Dichter den Sancho Panza mit dem Don Quijote zu vereinigen weifs. Giebt die Einmischung des *gracioso* bisweilen zu realistischem Verfahren des Dichters Anlafs, und zwar hier und da, wo es mehr stört als befriedigt, wie z. B. in der Krämerscene im ersten Akt mit dem völlig müfsigen Vater Irenens, oder im zweiten, wo Vulcano be-

trunken erscheint, so ist dagegen sein Auftreten als Krankenaufseher im dritten voll gemütlicher Komik und zugleich mit der Handlung glücklich verbunden. Darin, dafs der Dichter mehr durch Merkwürdigkeit der vorgeführten Begebenheiten, durch kunstvolles Verschlingen der Fäden als durch sorgsame Zeichnung eigentümlicher und dabei doch typischer Menschennaturen anzuziehen sucht, sondert er sich gleichwenig von den Mitbewerbern um die Gunst der Zeitgenossen wie mit dem Hineingreifen in den Schatz der Legenden; denn hier hatten die Theaterdichter schon längst Stoffe gefunden, die das Aufsuchen der Schauspielhäuser zu einer auch in den Augen der Geistlichkeit löblichen Übung machten und willkommene Gelegenheit zur Befriedigung auch roherer Schaulust boten. Seine Sprache ist nicht eben gewählt, sein Ausdruck weder sorgfältig noch reich, und schon dies mag es rechtfertigen, wenn Barrera das Stück dem Lope de Vega ohne weiteres abspricht. Sehen wir aber zu, was er den von der Legende dargebotenen Einzelheiten Neues hinzugefügt hat. Die Person der Irene, die im ersten Aufzuge so bedeutsam hervortritt, um gleichwohl später ganz fallen gelassen, nur einmal noch und zwar mit überraschender Geringschätzung von Juliano erwähnt zu werden, ist augenscheinlich erfunden, um das Opfer zu erschweren, das Juliano bringt, indem er sich von der Heimat losreifst, und gleichen Zweck hat seine Rückkehr von der ersten Flucht; doch wird man nicht sagen können, dafs hier sein Schwanken ihn in sonderlich günstigem Licht erscheinen lasse. Auch dafs die Unglücksweissagung dreimal erfolgt, steigert ihre Bühnenwirkung nicht. Da sie, wenigstens die ersten zwei Male, singend gethan wird, mochte der Dichter fürchten, sie werde nicht deutlich genug verstanden. Die betagten Eltern in ihrer fast mafslosen Zärtlichkeit können zu rühren nicht verfehlt haben. In Ferrara läfst der Dichter durch eine bestimmte einzelne Rettungsthat Juliano die Gunst des Herzogs gewinnen, wo die Legende bei allgemeiner Erwähnung seiner Tüchtigkeit stehen bleibt. Die Person des Federico, seine Bemühungen um die Gunst Laurencias sind glücklich erfundene Zuthaten; sie erklären die in der Legende kaum begreifliche Eifersucht Julianos. Die Art, wie er, einmal argwöhnisch geworden, vorgeht, und die Umstände, die die Tötung der Eltern herbeiführen, hat der Dichter geschickt im Geschmacke

der gleichzeitigen Intriguenstücke sich ausgedacht. Freilich würde ein heutiges Publikum die plötzliche Schläfrigkeit Laurencias, wenngleich der Dichter ihrer im Traume gethanen mifsverständlichen Äufserungen bedarf, mit Lächeln aufnehmen, würde auch schwer begreifen, dafs die (Gott weifs wie) in das Haus des lange vermifsten Sohnes gelangten Eltern sich dort sofort zu Bette begeben, ohne sich über die ihnen unbekannt gebliebene Ursache seiner Flucht und seine seitherigen Schicksale irgend Auskunft zu erbitten. Wie grofs immer ihre Müdigkeit sein mag, man sollte denken, ans Ziel der langen Wanderschaft gelangt und der bisher unbekannten freundlichen Gattin des Sohnes gegenüber, wüfsten sie sich des Schlafes etwas länger zu erwehren. Wenig glücklich erfunden ist das nochmalige Zusammentreffen Federicos mit Juliano vor dessen Flucht aus Ferrara und der Tod des ersteren durch die Hand des zweiten; denn diese zweite Blutthat findet weder in Vorherbestimmung noch in einem Irrtum irgend welche Rechtfertigung. Federico mag als richtiger Bühnenbösewicht nichts Besseres verdienen, und wenn er Laurencia ihrem Gatten mit Gewalt entreifsen will, so bleibt diesem kaum anderes übrig, als was er thut. Doch brauchte ihn ja der Dichter nicht nochmals auftreten zu lassen, und bedenklich bleibt es, dafs das Büfserleben mit diesem Totschlag eröffnet wird. Nicht mit Unrecht spricht im letzten Akte der Teufel auch von dieser Vergehung, und das Jesuskind tritt auf sie weislich nicht näher ein. Hier ist der Dichter aus dem Legendenstil in den der *capa y espada*-Komödie abgewichen. Im dritten Akte würde man den verliebten Herzog von Calabrien leicht missen können; er scheint nur dazu da, damit durch seine Unterredung mit Vulcano der Zuschauer über die zwischen dem zweiten und dem dritten Aufzuge liegenden Vorgänge unterrichtet werde. Tiefer greift mit seinem Neuern der Dichter in der Behandlung des büfsenden Juliano. Die Legende weifs nur von einem willig durchgeführten Fergendienst und der Gewährung von Obdach an Arme; der letzte Gegenstand solcher Liebesthätigkeit des Büfsers ist der als Aussätziger erscheinende Erlöser, der Juliano, nachdem dieser mit besonderer Pflichttreue auch an ihm den frommen Dienst geübt hat, sich in wahrer Gestalt zeigt und den beiden Gatten die Annahme ihrer Bufse verkündet, auch ein baldiges seliges

Ende verheifst. Im spanischen Stücke ist das Leiden des Büfsenden mehr ins Innere gelegt. Er thut auch hier willig, mit Sorgfalt, Güte und Geduld seine Pflicht als Krankenpfleger (Fergendienst ist damit nicht verbunden); aber ihn quält der Zweifel, ob irgend welche Bufse ihm je Vergebung erwirken könne, und quält ihn um so heftiger, da der Teufel in Verkleidung ihn der Verzweiflung zuzutreiben bemüht ist, und auch die Pfleglinge in ihren Gesprächen über den Fall, ohne zu wissen, dafs die Sache ihren Beschützer angeht, für den Sünder kaum etwas zu hoffen wagen. Dafs seine Geschichte unter ihnen vor ihm selbst gesungen wird, dafs er bei Lebzeiten Gegenstand der Volksdichtung geworden ist, darf zwar befremden, da weder Julianos Eltern noch seine Gattin seine Geschichte kennen, aufser ihm selbst nur Vulcano und, seit dem Anfange des dritten Aufzuges, der Herzog von Calabrien von der Sache unterrichtet ist. Doch hat es etwas Rührendes und Ergreifendes, wie hier der Schwergeprüfte über die grauenhafte Schuld seines Lebens und über Möglichkeit oder Unmöglichkeit seiner Erlösung das unbefangene Urteil derer zu hören bekommt, deren Wohlergehen er sein Dasein widmet. Auch der alte Wilhelm von Orange hört, da er, Mönch geworden, durch den Wald reitet, den begleitenden Klosterknecht ein Lied anstimmen, das die Thaten seiner Ritterzeit preist, und der Knecht ahnt nicht, vor wem er singt. Wie ganz anders hier! In diesem dritten Aufzuge ist auch die realistische Darstellung des Alltagslebens in einem Spittel nicht nur an sich recht anmutig und freundlich, oft von harmloser Komik, sondern auch in wirksamster und wohl motivierter Weise mit der Haupthandlung in Verbindung gesetzt.

Berlin. Adolf Tobler.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Baptiste Bastide.

Die Geschichte der französischen Philologie in Deutschland reicht kaum über den Anfang unseres Jahrhunderts hinauf. Wohl hatten schon früher einzelne Gelehrte die französische Sprache und Litteratur in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen, aber doch kaum um ihrer selbst willen, sondern im Anschlufs an Untersuchungen über die eigene heimische Litteratur, deren Beeinflussung durch die französische man nicht verkannte, im Anschlufs an Studien über die Entstehung und Verwandtschaft der Sprachen im allgemeinen, wenn es galt, der grofsen Gruppe romanischer Sprachen ihre Stelle anzuweisen. Man hatte auch das Französische grammatisch bearbeitet, aber doch wieder nicht, weil man in ihm, wie in den Sprachen des klassischen Altertums, ein grammatischer Studien würdiges Objekt erkannt hätte, sondern lediglich, um den Deutschen geeignete Hilfsmittel zu seiner praktischen Erlernung an die Hand zu geben. Das Französische mit seinen romanischen Schwestern zum Range einer Universitätswissenschaft zu erheben, blieb Friedrich Diez vorbehalten, der 1830 als erster Romanist an die Bonner Hochschule berufen wurde. Noch erheblich später fanden Vertreter der romanischen Philologie Zutritt zu den Akademien: als erster wurde Ferdinand Wolf 1846 zum Mitglied und Sekretar der Wiener Akademie ernannt. Die Berliner Akademie hat gar erst 1882 in Adolf Tobler den ersten selbständigen Vertreter romanischer Philologie zu ihrem Mitgliede erwählt.

Um so auffälliger wird es erscheinen, von einem Manne zu hören, der bereits am Ausgange des vorigen Jahrhunderts als

Mitglied der Berliner Akademie mit Eifer und Fruchtbarkeit ausschliefslich der französischen Sprache seine Studien zuwandte. In den *Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Berlin* finden sich in den Jahren 1796—1804 nicht weniger als dreizehn mehr oder minder umfangreiche Beiträge des Jean Baptiste Bastide, welche Punkte aus der französischen Grammatik und Etymologie, sei es im Anschlufs an Montaigne, den zu erklären dem Verfasser in hohem Grade am Herzen lag, sei es ohne solche besondere Beziehung, behandeln. Gleichwohl ist Bastide nahezu völlig der Vergessenheit anheimgefallen. Gröbers Geschichte der Romanischen Philologie weist seinen Namen nicht auf; in Quérard, *La France littéraire* findet sich nur eine dürftige, dazu ungenaue Notiz über ihn, die mit einigen Änderungen in die *Biographie universelle* (Michaud) und die *Nouvelle biographie générale* übergegangen ist. Am ausführlichsten und zuverlässigsten wird in *La France protestante par Eugène et Émile Haag* (Paris 1877), Tom. I, col. 955—956 über Bastide berichtet; aber auch hier bleibt einiges nachzutragen. Durch die Güte des Herrn Dr. Béringuier von der Berliner Französischen Gemeinde bin ich im stande mitzuteilen, dafs nach Ausweis der Kirchenbücher Jean (Baptiste) Bastide im Jahre 1745 als Sohn des Capitaine Daniel Bastide geboren wurde, dessen Vater André 1703 mit seiner zahlreichen Familie und vielen Landsleuten und Glaubensgenossen seine Heimat Orange hatte verlassen müssen, weil nach dem Tode Wilhelms III. von England, des Fürsten von Orange, ein Edikt Ludwigs XIV. den Anhängern der Lehre Calvins die Ausübung jedes öffentlichen oder Hausgottesdienstes bei Todesstrafe verbot. Der gröfste Teil der Flüchtlinge folgte der wohlwollenden Einladung König Friedrichs I. von Preufsen, sich in seinen Staaten niederzulassen, und auch die Familie Bastide schlug ihren Wohnsitz in Berlin auf, wo ihre Mitglieder ein Jahrhundert lang zu den angesehensten Bürgern zählten. Jean (Baptiste) Bastide ist bis 1807 als Rat am Französischen Obergericht nachzuweisen, und es unterliegt keinem Zweifel, dafs der Gerichtsrat Bastide derselbe Träger dieses Namens ist, der im Jahre 1792 gleichzeitig zum Professor der Beredsamkeit an der Adligen Ritter-Akademie und zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt wurde. Unter diesen Umständen scheint die

bei Quérard sowohl wie bei Haag sich findende Angabe, Bastide sei am 1. April 1810 in Paris gestorben, verwunderlich. Man begreift schwer, dafs ein an der Schwelle des Greisenalters stehender Mann sich entschlossen haben sollte, eine ehrenvolle Stellung in der Heimat mit einem unsicheren Lose in der Fremde zu vertauschen, selbst wenn diese Heimat ihm Fremde und die Fremde Heimat scheinen mochte. Gleichwohl wird an der Thatsache seiner Übersiedelung nach Paris nicht zu zweifeln sein: auch Richou in seinem *Inventaire de la collection des ouvrages et documents réunis par J.-F. Payen et J.-B. Bastide sur Michel de Montaigne* (Paris 1878) berichtet S. 273, dafs Bastide nach seinem 1810 erfolgten Tode der kaiserlichen Bibliothek zu Paris seine Papiere und sein Vermögen hinterlassen habe; da aber der Staatsrat sich gegen die Annahme des Legates ausgesprochen, so sei das Vermögen den natürlichen Erben zugeflossen, die seine litterarische Hinterlassenschaft der Bibliothek schenkten. Und thatsächlich wird noch heute in der Bibliothèque Nationale unter Nr. 926—933 'Fonds français. Nouvelles acquisitions' der handschriftliche Nachlafs Bastides aufbewahrt.

Aber uns interessiert hier in erster Linie Bastides Thätigkeit an der Berliner Akademie. Welche wissenschaftlichen Ansprüche hatte er auf einen Sitz in dieser gelehrten Körperschaft, was hatte er Aufserordentliches geleistet, dafs man ihn, den Juristen, zum Mitgliede wählte, doch offenbar in der Absicht, das Studium des Französischen zu fördern? So unbegreiflich es im Hinblick auf unsere heutigen Verhältnisse klingen mag, so gewifs mufs man die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben: Bastide hatte, als er 1792 in die Berliner Akademie eintrat, nichts, durchaus nichts auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet, weder als Jurist noch als Philolog, was ihm den leisesten Anspruch auf die Ehre, einer gelehrten Körperschaft anzugehören, hätte verschaffen können. Ein gröfseres Werk über irgend einen Gegenstand des Gebietes, dem er seine Arbeiten als Akademiemitglied gewidmet hat, existiert überhaupt nicht von ihm; aber nicht einmal eine Leistung von dem Durchschnittsumfange einer modernen deutschen Doktordissertation hätte er aufweisen können. Er sagt das selbst mit beinahe naiver Offenherzigkeit in seinem 'Discours de réception': *Si je vaux quelque chose, je le sens, Messieurs, ce n'est que*

par le cœur. Ce cœur s'élance vers les vôtres, et se flatte qu'ils feront quelques pas vers lui; que voulez-vous de plus?

Mit dem Maſsstabe der gegenwärtigen Verhältnisse gemessen, muſs in der That die Aufnahme Bastides in die Akademie geradezu ungeheuerlich erscheinen. In der Berliner Akademie sieht heute das gelehrte, ja das gesamte gebildete Deutschland mit berechtigtem Stolze eine Körperschaft, zu der nur die auserlesensten, erprobtesten Führer auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens Zutritt gewinnen. Und vor fast genau einem Jahrhundert nimmt diese selbe Gesellschaft einen Mann in ihre Mitte auf, der in seiner sonst nicht an Selbstunterschätzung krankenden Antrittsrede mangels jeglicher wissenschaftlichen Leistung auf sein gutes Herz verweisen muſs! Dabei kann man nicht sagen, daſs der Nachweis wissenschaftlicher Tüchtigkeit zu irgend einer Zeit für die neu zu wählenden Mitglieder entbehrlich gewesen wäre. Wenigstens legt schon das Statut vom Jahre 1710 dem über die Angelegenheiten der Königlich Preuſsischen Societät wachenden Concilio als Pflicht auf, „die Aufnahme neuer Mitglieder dergestalt zu mäſsigen, damit keine ohn allein wohlfähige und durch abgelegte tüchtige Proben in einem von denen vorgeschriebenen Departements ihrer Geschickligkeit halber bekannte und berühmte Personen zugelassen“ werden.

Da ist es denn einigermaſsen tröstlich, aus einem dem Berliner Geheimen Staatsarchive gehörenden Dokumente, dessen Mitteilung ich der Güte des Herrn Professor Dr. Adolf Harnack verdanke, zu ersehen, daſs Bastides Eintritt in die Berliner Akademie auch für die damalige Zeit etwas ganz Ungewöhnliches war. Er erfolgte auf Grund eines Kabinettsbefehles und ohne daſs eine ordentliche Wahl durch die Akademiemitglieder stattgehabt hätte. Unter dem 11. Dezember 1792 berichtet der Kurator der Akademie, Minister Graf Hertzberg, an den König: *En conséquence de l'ordre de Votre Majesté du 5 déc. je ne tarderai pas de faire recevoir à l'Académie, à la place du Sr Borelli, le Sr Bastide, qui n'a pas été élu et qui ne s'étant pas fait connaître pour savant, ne pourra appartenir à aucune classe en particulier. Le Sr Borelli a eu comme académicien une pension de 400 écus du feu Roi et une de 300 que Votre Majesté lui a accordée sur ses instances. Je demande les*

ordres de Votre Majesté si le Sr Bastide, qui a déjà de bonnes pensions, comme Conseiller du Conseil français et comme Professeur de l'académie militaire, doit avoir comme académicien toute la forte pension de 700 écus de Borelli, que celui-ci n'a jamais pu mériter que par faveur; ou, si, pour soulager la faible caisse de l'académie, le Sr Bastide doit se contenter pour le commencement de la pension ordinaire de 200 écus, qu'ont tous les académiciens qui ont été reçus pendant ma Curatèle, et qui est plus que suffisante pour des savants qui ne lisent qu'une couple de petites dissertations par an et qui ont d'autres emplois, les pensions plus fortes devant être réservées pour les savants de métier, qui se vouent uniquement à l'académie, comme Merian, Achard, Bode etc. et qui n'ont pas d'autres emplois.

J'ai proposé le Sr Forster à Votre Majesté pour successeur de Borelli, comme un homme qui a la réputation justifiée d'un grand physicien, voyageur et historien et qui aurait pu être utile aux deux académies, et je l'ai proposé dans un temps où la ville de Mayence n'était pas encore prise par les Français, et où je ne pouvais pas savoir que le Sr Forster se déclarerait pour la révolution française, ce qu'il nie aussi dans une lettre publique, adressée au Cons^r privé Müller, en assurant qu'il n'avait pris une place à Mayence que faute d'autre subsistance et principalement pour contribuer à la conservation de la ville de Mayence plutôt que de l'abandonner aux Français ...

Eine Antwort auf dieses Schreiben existiert nicht; es steht also dahin, ob der gewifs berechtigte Vorschlag Hertzbergs, Bastide mit einer Pension von 200 Thalern abzufinden, die Billigung des Königs gefunden hat. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht eben grofs, da die Sonne königlicher Gnade den Minister schon seit langem nicht mehr beschien. Bereits 1791 hatte Hertzberg um seine Entlassung gebeten, weil ihm jede Mitwirkung in entscheidenden Regierungsakten allmählich entzogen war, und wenn auch der König dem Gesuche nicht stattgab, so beschränkte er doch die Thätigkeit des Grafen auf die Leitung der Akademieangelegenheiten, ohne ihm, wie man sieht, auch nur hier einen mafsgebenden Einflufs zu verstatten. Freilich, so gewifs Georg Forster eine unvergleichlich viel bessere Figur in der Berliner

Akademie gemacht hätte als Bastide, so sicher mufste gerade jetzt, wo Forster sich unzweideutig für die französische Revolution erklärt hatte,[1] seine Kandidatur am Berliner Hofe äufserst wenig genehm sein, und der Gedanke liegt nahe, dafs Hertzbergs Vorschlag den Unmut des Königs so weit steigerte, dafs der Monarch ohne langes Besinnen den ersten besten, der ihm von anderer Seite empfohlen wurde, ernannte, um dem Kurator eine Lektion zu erteilen.

Und noch eins mag man zur Erklärung der Aufnahme Bastides bedenken. Als Bastide 1792 in die Akademie eintrat, war die Fridericianische Epoche noch nicht vorüber; erst nach Gründung der Universität Berlin setzt mit dem Jahre 1812 die neue Periode im akademischen Leben ein, die noch gegenwärtig fortdauert und die in die Wege geleitet zu haben im wesentlichen das Werk der Gebrüder Humboldt war. Äufserlich wird der Umschwung am kräftigsten durch Einführung des Deutschen als Sprache der akademischen Vorlesungen gekennzeichnet, dem das Französische der Fridericianischen Epoche weichen mufste. Die Grenze ist keine scharfe: schon vor 1812 war (1803) ein Band deutsch geschriebener akademischer Abhandlungen veröffentlicht und auch nach 1812 erscheint gelegentlich unter den Abhandlungen eine kleine Minderheit französischer Beiträge.

---

[1] Den Inhalt des von Forster an Johannes v. Müller gerichteten Briefes (abgedruckt in Johann Georg Forsters Briefwechsel, herausgeg. von Th. H[uber], geb. H[eyne]. Leipzig 1829, Bd. II, S. 317—321) giebt Graf Hertzberg recht wenig genau wieder. Mit keiner Silbe ist in dem Briefe davon die Rede, dafs Forster durch Nahrungssorgen zu seinem Auftreten gezwungen worden sei; zu solcher Kläglichkeit hätte Forster sich weniger denn irgend jemand verstanden, und mit seinem hellsten Zorne würde er dem Grafen die Mohrenwäsche gelohnt haben! Man braucht darum noch nicht anzunehmen, dafs Hertzberg bewufstermafsen den Inhalt des Briefes entstellte. Vermutlich lag ihm der bei Abfassung seines Berichtes nicht vor, und sicher ist ja, dafs der Minister durch den Buchhändler Vofs in Berlin um Forsters bedrängte Lage wufste und sie, allerdings ohne Erfolg, durch einen Vorschufs, den er Forster durch Vofs anbieten liefs (s. Briefwechsel II, 326), vorübergehend zu lindern versucht hat. Durch die Berufung Forsters in die wohldotierte Borellysche Stelle bei der Berliner Akademie wäre dauernde Abhilfe geschafft und Forster vielleicht der unseligen Teilnahme an den politischen Wirren, die ihn in den Abgrund rissen, entzogen worden.

Aber sicher ist bis 1804 — die folgenden, durch die Kriegsunruhen gestörten Jahre zählen kaum im akademischen Leben — das Französische die offizielle Sprache der Akademie gewesen, und dies trotz der eifrigen Bemühungen, die gleich nach Friedrichs des Grofsen Tode Graf Hertzberg zu Gunsten des Deutschen aufwandte. Die Réfugiés bildeten auch unter Friedrich Wilhelm II. noch den Grundstock der gelehrten Körperschaft, und es ist wohl anzunehmen, dafs die persönlichen Beziehungen, die Bastide als Réfugié zu einflufsreichen Mitgliedern hatte, ihm den Eintritt in die Akademie ermöglichten. Er nennt in seinem 'Discours de réception' selbst die Herren Mérian, der als französischer Schweizer auf Seite der 'Franzosen' der Akademie stand, Ancillon père, de Moulines, Erman, Formey als die Männer, die ihn zu seinen Studien ermuntert und sein wissenschaftliches Dasein gefördert haben. Von diesen waren Mérian und Formey die beiden ältesten und einflufsreichsten Akademiker, jener als ständiger Sekretar, dieser als Direktor der Classe des belles-lettres, und beide bereits in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs des Grofsen ernannt.[1] Ich möchte glauben, die französische Partei der Akademie habe in dem Kampfe, der nach Friedrichs II. Tode zwischen ihrer und der deutschen Sprache entbrannte, ihre Stellung durch Aufnahme eines Mitgliedes, das nicht nur französisches Blut in den Adern hatte, sondern auch das Französische — vielleicht auf ihre Veranlassung — ausschliefslich zu seinem Studienobjekt machte, nicht unwesentlich zu kräftigen gehofft.

Was nun die wissenschaftliche Thätigkeit Bastides angeht, so hat er, wie schon erwähnt, in den Jahren 1796—1804 dreizehn Beiträge zu den Memoiren der Berliner Akademie geliefert. Zudem hat er sein ungedruckt gebliebenes Hauptwerk, einen *Recueil d'observations sur la langue françoise,* ein Manuskript von 2000 Folioseiten, in zehn Abteilungen der Akademie nach und nach vorgelegt. Die genauen Titel seiner Beiträge sind folgende: 1. *Essai d'un Montaigne moderné* (Mémoires 1796, S. 127—147). 2. *Suite de l'essai d'un Montaigne moderné*, *et*

---

[1] Von Ancillon sagt Bastide: *Il m'a sollicité en divers temps, il m'a presque ordonné de me jeter dans les recherches grammaticales.*

Observations grammaticales et critiques (Mém. 1797, S. 140—147). 3. *Recherches sur le mot Environ* (Mém. 1798, S. 89—99). 4. *Observations grammaticales et critiques sur Montaigne, ou à son occasion* (Mém. 1798, S. 124—152). 5. *Recherches sur l'L mouillée* (Mém. 1798, S. 153—184). 6. *Des syllabes françoises* (Mém. 1799—1800, S. 200—202). 7. *Observations grammaticales et critiques sur Montaigne, ou à son occasion. Troisième et dernier mémoire* (Mém. 1799—1800, S. 203—214). 8. *Des mots Hier, Aujourd'hui et Demain* (Mém. 1799—1800, S. 215—223). 9. *Sur quelques étymologies françoises* (Mém. 1799—1800, S. 224—240). 10. *Sur quelques étymologies françoises, à l'occasion d'un nouveau Dictionnaire étymologique* (Mém. 1801, S. 87—108). 11. *De la prononciation de quelques noms de nombres, et occasionnellement, de quelques étymologies* (Mém. 1802, S. 117—130). 12. *Montaigne commenté à neuf* (Mém. 1803, S. 86—106). 13. *Examen de cette question: Y a-t-il des triphthongues dans la langue françoise* (Mém. 1804, S. 50—64).

Wenn man diese Beiträge durchsieht, so gewinnt man den Eindruck, dafs ihr Verfasser jedenfalls einige Eigenschaften besafs, die ihn für seine Studien nicht unberufen erscheinen lassen: Vorurteilslosigkeit, klaren Blick und grofsen Eifer für die Sache. Der Eifer bethätigt sich in einem Mafse, dafs man glauben möchte, Bastide sei geneigt gewesen, wissenschaftliche Leistungen eher nach dem Gewicht des beschriebenen Papiers, denn nach dem Inhalt zu beurteilen. Mit welchem Stolz weist er immer und immer wieder auf die stattliche Bogenzahl hin, die sein *Recueil d'observations* erreicht habe: *Je finis,* sagt er bei der letzten Vorlage, *par présenter à l'Académie les 6e, 7e, 8e, 9e et 10e parties de mon Recueil d'observations sur la langue françoise, allant du feuillet 501 inclusivement, au feuillet 1000 inclusivement ... Ces 500 feuillets ou 1000 pages in folio sont le fruit de moins de deux ans et demi de travail. Si l'on y joint 154 feuillets in quarto de Remarques diverses et 367 feuillets, aussi in quarto, d'observations faites, depuis le même temps, sur le 1er volume du Dictionnaire du vieux langage françois par La Combe et sur le premier tiers du 2d volume, enfin mon travail sur un millier de noms de saints, et sur autant, peut-être, de termes géographiques, l'on sera en*

état de juger que la matière a crû sous ma plume et l'on me permettra peut-être d'appliquer à mon travail l'ingénieuse comparaison que le charmant Métastase emploie en parlant de la grandeur croissante de Rome:

Tal da picciola fonte
Forse deriva il Nilo, e per cammino
Sempre maggior si fa

etc. — Das geht doch wohl über das erlaubte Maſs des Rühmens hinaus, das ein Arbeiter von seinem Fleiſse machen darf. Anwandlungen von Bescheidenheit sind neben so aufgeblasener Eitelkeit ziemlich selten, und die ganze Art, seine eigene Person immer wieder in den Vordergrund zu schieben, nimmt nicht zu seinen Gunsten ein. Aber das nebenher. Es kommt hier nur auf die Frage an, ob und was er Wissenschaftliches geleistet habe. Und da wird man angesichts des Umstandes, daſs Bastide ganz auf eigenen Füſsen stand, nicht umhin können zu sagen, daſs seine Arbeiten für die damalige Zeit wohl der Beachtung wert waren. Er ist kein Sprachforscher in dem heutigen Sinne; dazu fehlt ihm die philologische Demut, die sich mit liebevoller Beobachtung in das kunstvolle Gewebe der Sprache versenkt. Er ist ein Sprachmeister, der sich berufen und berechtigt glaubt, über grammatische Streitfragen aus eigener Machtvollkommenheit zu entscheiden; oft kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daſs es der Jurist ist, der den Sprachgelehrten zur Seite schiebt und an seiner Stelle das Wort führt. Er trägt keinerlei Bedenken, neue Wörter zu bilden, wäre es auch nur, wie er ausdrücklich bemerkt, daſs sie für seinen eigenen Gebrauch dienten. So wählt er *moderner* für *moderniser* und sucht den Widerspruch eines akademischen Kollegen durch den verfehlten Hinweis auf *baliverne-baliverner, berne-berner, cerne-cerner* abzuthun; er braucht das Wort *usager,* wo er den Satz Montaignes: *La vérité et la raison ... ne sont pas plus à qui les a dittes premièrement qu'à qui les a dites après* in modernem Französisch wiedergiebt durch *La vérité et la raison ne sont pas plus au premier usager qu'au suivant,* und wenn er die Frage erörtert, ob man *jusqu'aujourd'hui* oder *jusqu'à aujourd'hui* zu sagen habe, so glaubt man Vaugelas oder einen seiner Kommentatoren zu hören. Er sieht in der Sprache

noch oft ein mathematisches Gebilde, das sich zu ändern hat, wo es seiner Logik zu widersprechen scheint. Gleichwohl darf man nicht behaupten, dafs der Sinn für historische Betrachtung sprachlicher Erscheinungen ihm ganz abginge. Es ist z. B. charakteristisch, wie er die Frage nach der Aussprache von *dix-sept* und *dix-neuf* erledigt: *Je maintiens,* sagt er (Mém. 1802, S. 120), *qu'il faut dire, non pas di-ce-sète et di-ce-neu-fe, ni di-ce sète et di-ze-neu-fe, mais uniquement di-ze-sète et di-ze-neu-fe, parce que je tiens qu'on a écrit dix-et-sept et dix-et-neuf prononcés di-zé sè-te et di-zé-neu-fe et convertis, dans la prononciation en di-ze-sète et di-ze-neu-fe par le changement de l'é en e, puis, dans l'orthographe, en dix-sept et dix-neuf avec retenue de la seconde prononciation de dix-et-sept et dix-et-neuf.* Und dazu liest man dann die Anmerkung: *Il est force gens qui taxent la langue françoise de bizarrerie, et je crois que ces gens-là ont raison jusqu'à certain point, et que notre langue n'est pas femelle pour rien; mais je crois aussi qu'il en est ici du François comme de ce sexe qui fait notre joie (lorsqu'il ne fait pas notre tourment) et que l'on seroit peut-être moins libéral envers l'un et l'autre du reproche de caprice, si, premier que de faire le reproche, on commençoit par se dire: 'Mais ce qui paroît bizarre, l'est-il effectivement et n'auroit-il pas plutôt ses belles et bonnes raisons?'* Und nun versucht er sich doch nachträglich damit abzufinden, dafs *di-ce-sè-te* und *di-ze-neu-fe* ausgesprochen werde, wie Wailly lehrt, und zwar indem er die Aussprache von *dix-huit* für die von *dix-neuf* vorbildlich sein läfst.

Dieser zwischen Sprachmeisterei und historischer Betrachtung schwankende Standpunkt bekundet sich besonders in seiner Auffassung des Lautwandels. Bastide hat eine ganz erkleckliche Anzahl französischer Wörter auf ihren Ursprung hin betrachtet, er rühmt sich gelegentlich sogar, ein etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache in Angriff genommen zu haben, und ist fest überzeugt, über Ménage, den zu höhnen er kaum einmal unterläfst, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet, hoch erhaben zu sein, insofern er jeden Lautwandel, den er voraussetzt, auch zu begründen für seine Pflicht hält. Und sicher ist das als ein Fortschritt in der Methode zu betrachten, der aber des-

halb zu brauchbaren Ergebnissen nicht führen konnte, weil sich Bastide für berechtigt hielt, die Mittelglieder zwischen dem Etymon und dem neufranzösischen Wort selbst zu konstruieren, in dem guten Glauben freilich, irgend einmal möchten die von ihm angenommenen Wortformen in der That bestanden haben. Mochten es im übrigen der Zwischenstufen werden, so viel es wollten; wenn nur jede der ihr folgenden möglichst ähnlich sah, die Abweichung der einen von der anderen möglichst unbedeutend — also etwa Wandel von *é* zu *e* — und deshalb nach seiner Meinung nicht unwahrscheinlich war. So entwickelt er *forge* aus *fabrica,* das Ménage intuitiv richtig gefunden hatte, auf folgenden zwölf Etappen: *făbrică, fabric, fabrique, fabrigue, fabrige, favrige, faurige, faureige, faurège, faurege, faurge, forge,* deren jede einzelne er durch analoge Fälle oder Raisonnement zu rechtfertigen sucht. Ein methodischer Fortschritt gegen Ménage ist, scheint mir, nicht zu verkennen, so gleichgültig es im übrigen ist, ob ich *fabrica* durch die vier Stufen des Ménage oder die zwölf des Bastide führe. Über seine 'Metamorphosen' bemerkt letzterer selbst, man werde ihm vorhalten, er schmiede so gut wie Ménage seine Wortformen und karge nicht mit ihnen. Aber es sei nicht die gröſsere oder geringere Zahl von Metamorphosen, die eine Etymologie wahrscheinlich oder verdächtig mache, sondern die Beobachtung, daſs die Etymologie sich in ein System schicke oder nicht. Auch sei bei einem Vergleich zwischen Ménage und ihm folgendes zu bedenken: Das Lateinische sei als Sprache der Gelehrten weniger der Verderbnis unterworfen gewesen als das von den Ungebildeten gesprochene Französisch. Für das Lateinische haben Du Cange und seine Fortsetzer den Wortschatz in so zuverlässiger Weise gesammelt, daſs man annehmen dürfe, wenn eine Wortform sich hier nicht finde, so habe sie nicht existiert, während man doch, so lange man für das Altfranzösische auf einen La Combe angewiesen sei, nicht wissen könne, ob diese oder jene Form, die man nach Analogie anderer bilde, nicht auch wirklich vorhanden gewesen sei.[1]

So wertlos also auch die Ableitungen des Bastide nach dem

[1] Bastide tadelt an Ménages Etymologie von *forge* nämlich, daſs er ein lateinisches, nicht nachzuweisendes *fabricia* annehme.

heutigen Stande unserer Kenntnis des Lautwandels sind, so thöricht es uns erscheint, wenn er mit unendlicher Mühe ein französisches Silbenlexikon anlegt — eines Tages präsentiert er der Akademie 21 Kartons, deren jeder 220 Zettel in 4° mit insgesamt etwa 2965 Silben enthält — und sich von diesem verspricht, es werde ermöglichen, die Etymologie im grofsen zu behandeln, d. h. nicht mehr in einzelnen Worten, sondern nach Silben und Buchstaben (Mém. 1799—1800, S. 201) — ich meine, trotzdem darf man nicht verkennen, dafs Bastide kein ganz ungeeigneter Arbeiter auf dem Gebiete der französischen Philologie war, dafs sich bei ihm hier und da hoffnungsvolle Ausblicke auf den richtigen Weg zeigen. Es fehlt nicht ganz an einigen richtigen Erkenntnissen. Für den Lautwandel von *heri* zu *hier* verweist er (Mém. 1799—1800, S. 216) auf *bien* aus *bene*, *brief* aus *brevis*, *fiel* aus *fel*, *fier* aus *ferus*, *miel* aus *mel*, *mieux* aus *melius*, *pied* aus *pes*, *pedis*, *rien* aus *rem*. Er begnügt sich auch nicht mit der oberflächlichen Bemerkung des Dictionnaire de Trévoux, *heri* sei auf die Weise zu *hier* geworden, dafs das *i* von der vierten an die zweite Stelle gerückt sei, sondern betont nachdrücklich, das *i* sei unterdrückt und das *e* über *ei* zu *ie* gewandelt. Zu *hui* aus *hodie* stellt er *cuir* aus *corium*, *huile* aus *oleum*, *huit* aus *octo*, *muid* aus *modius*, *nuit* aus *nox*, *puis* aus *post*. Er weist *secale* als Etymon für *seigle* zurück, weil ihm kein Beispiel dafür bekannt sei, dafs *a* zwischen *c* und *l* schwinde, während das bei *u* sehr oft vorkomme, ja schon im Lateinischen (in *saeclum*, *Hercle*, *Mehercle*) nachweisbar sei. Für die Möglichkeit der Entwickelung von *coutume* aus *consuetudine* verweist er auf *cousin* (nach seiner Meinung aus *consanguineus*), auf *coûter* (*constare*), auf *couvent* (*conventus*). Er giebt ganz zutreffend (Mém. 1799—1800, S. 229 Anm.) die Bedingungen für den Einschub eines *d* zwischen sonst zusammentreffendem *n r* und eines *b* zwischen *m* und *l* an, er hat erkannt, dafs in vielen Fällen lateinischem *o* französisch *eu* entspricht, er zählt bei den französischen Diphthongen auch altfranzösisch *ue* auf (*juene*, *uevre*); zuweilen zieht er die Analogie zur Erklärung herbei, da ihm nicht entgangen ist, dafs in der Bedeutung sich nahestehende Wörter sich in der Form beeinflussen, so bei *plurier* und *singulier*, so, wie schon erwähnt, bei Erklärung der Aussprache

von *dix-neuf.* Er ist bestrebt, in der bunten Mannigfaltigkeit der Fälle gewisse besondere Neigungen der Sprache zu entdecken, die *vivacité* der französischen Sprache sei es, die die Verkürzung der lateinischen Wörter auf französischem Boden bewirkte. Nachdem sie den Wegfall ganzer Silben, einzelner Konsonanten und Silbenteile hervorgerufen habe und dadurch zwei ursprünglich getrennt stehende Vokale nebeneinander getreten seien, habe das Französische durch eine weitere Verkürzung den entstandenen Hiatus beseitigt: so sei aus *rotundus* über *roond rond* geworden (Mém. 1801, S. 107). Er hat den Plan, eine Abhandlung über die *décence considérée comme l'une des sources des mots françois* zu schreiben und versteht dabei unter *décence* etwa das, was Diez später als das Bestreben erkannte, das Zusammenfallen zweier Wörter zu verhüten. Wenn man auch heute zweifelt, ob je solche Neigung der Sprache wirksamen Einfluſs auf die Lautgestalt eines Wortes geübt, wenn es auch höchst unglücklich und verfehlt ist, daſs Bastide auf diese Weise die Ableitung des Namens des heil. *Fiacre* von *Fefrus,* das seines Erachtens (trotz langem *e) fièvre* hätte geben sollen, zu rechtfertigen sucht, mir scheint, die Überlegung selbst verdient Anerkennung. Auch bei dem Namen des heil. *Prex* findet er das Walten der *décence.* Er hält ihn nämlich, wie auch Stadler in seinem Heiligenlexikon, für identisch mit *S. Priscus.* Das hätte *Presc* ergeben, bemerkt er ganz zutreffend. Da aber *Saint-Presc* wegen des Gleichlautes mit *presque* wie ein schlechter Scherz ausgesehen hätte, so habe man die Metathese von *sc* zu *x* vorgenommen. Und bei dieser Gelegenheit weist er denn sehr verständig auf den umgekehrten Vorgang, daſs *x* zu *sc* umgestellt werde, hin und erklärt vollkommen richtig und einleuchtend die Entwickelung von *lâche* und *tâche.*

Man wird fragen, ob und welche brauchbaren Resultate bei Bastides etymologischen Untersuchungen zu Tage getreten seien, ob er trotz unzulänglicher Methode nicht doch zuweilen den glücklichen Blick Ménages gehabt habe. Die Antwort auf diese Frage muſs leider verneinend ausfallen. Bastide hat nur eine kleine Zahl ganz neuer Etyma aufgestellt; er hält es vielmehr für seine Aufgabe, unter mehreren von Ménage vorgeschlagenen durch sein 'wissenschaftliches' System das allein richtige heraus-

21*

zufinden. Wo er eigene Gedanken vorbringt, hat er Ansprechendes nicht vorzuschlagen, wenn man ihm auch eine gewisse Originalität nicht absprechen kann. Er leitet aus naheliegendem Grunde *sillon* von *siculum* ab, in *enclume* sieht er *incolumis: tandis que le métal qu'on travaille sur l'enclume perd sa forme, l'enclume reste saine et entière, incolumis; cousin* 'Schnake' hält er wie sein Homonym 'Vetter' für *consanguineus:* man habe die Schnake scherzend so genannt, *parce que suçant notre sang, il le partage en quelque manière avec nous.*

Dafs die Betonung des Historischen bei Bastides Untersuchungen nicht stärker hervortritt, lag vielleicht mehr an den Zeitverhältnissen als an mangelnder Einsicht. Die Veröffentlichung altfranzösischer Denkmäler hatte kaum begonnen. Was davon leichter zugänglich war, hat Bastide nicht ohne Verständnis und Aufmerksamkeit gelesen. Er citiert mehrfach den Rosenroman, den Roman du Renard, das Testament von Jean de Meung, natürlich auch die spätere Litteratur, Rabelais, Du Bellay, Amyot, Baïf. Er achtet auf die Reime und bemüht sich, aus ihnen Fingerzeige für die Aussprache des Französischen in früherer Zeit zu gewinnen. Er ist sich bewufst, dafs die philologische Arbeit der Zukunft darauf gerichtet sein müsse, den altfranzösischen Wortschatz in zuverlässiger Weise zugänglich zu machen, wenn er beklagt, dafs die zu seiner Zeit vorhandenen Hilfsmittel gänzlich unzureichend seien. Auch aus der Thatsache, dafs er die Silbenzahl der Wörter und damit des Verses auf Grund des Lateinischen festzustellen sucht, geht hervor, dafs ihm der Sinn für historische Sprachbetrachtung und die Erkenntnis ihres Wertes nicht fehlte. Er nimmt z. B. ganz mit Recht den altfranzösischen Gebrauch, *hier* einsilbig zu messen, gegen den zu seiner Zeit zwischen Ein- und Zweisilbigkeit schwankenden in Schutz, er beanstandet einige Verse des Rosenromans, in denen er *lierre* (Nom. zu *larron*) zweisilbig verwendet findet, desgleichen andere aus dem 16. Jahrhundert, in denen *i* und *e* in *lierre (hedera)* entgegen dem modernen Gebrauch verschiedenen Silben angehörten. Ein andermal erörtert er im ganzen zutreffend, ob *ia* in *Fiacre, diable, diacre, liard* ein- oder zweisilbig sein müsse, und schliefst daran die Bemerkung, es sei wünschenswert, der Technik des Verses wegen, ein- für allemal die Grundlage der französischen

Diphthonge zu untersuchen. Es ist erfreulich und für seinen historischen Sinn zeugend, zu sehen, wie er bei der Frage, ob *La Toussaint* am Schlusse *t* oder *ts* aufzuweisen habe, energisch und klar für die von der Akademie verworfene, aber doch historisch allein berechtigte Schreibung eintritt.

Um das Bild der philologischen Thätigkeit Bastides zu vervollständigen, erübrigt es noch, einige Worte von seinen Montaigne-Studien zu sagen, die ihn ja zuerst darauf führten, sich eingehender mit französischer Grammatik zu beschäftigen. Ein Kommentar zu dem 25. Kapitel des ersten Buches der Essays ('De l'institution des enfans') war es, den er dem König Friedrich Wilhelm II. vorlegte und der ihm wenigstens der Form nach den Zutritt zur Akademie verschaffte. Wie weit er den Plan, die Essays ins Neufranzösische zu übertragen, ausgeführt hat, vermag ich nicht zu sagen. Proben davon hat er der Berliner Akademie zu verschiedenen Malen vorgelesen. Ebenso wenig bin ich darüber unterrichtet, wie weit die Vorbereitungen zu einer neuen Ausgabe, die er zu geben beabsichtigte, vorgeschritten waren. Sein Kommentar zu den Essays ist recht unbedeutend, soweit er sachlich erklärend sein will. Bastide glaubt in diesem Punkte seine Aufgabe zu erfüllen, indem er durch allerlei Anekdötchen, teils eigener Erfahrung, die Richtigkeit der Gedanken seines Autors zu erhärten versucht. Man staunt hier zuweilen, was alles die gelehrten Herren sich bieten liefsen und für welche Nichtigkeiten sie Platz in ihren Memoiren hatten. Wertvoller sind dagegen die rein sprachlichen Bemerkungen. Die beiden deutschen Übersetzer Montaignes, Titius und Bode, werden verschiedentlich verbessert, und auch die Anmerkungen des französischen Herausgebers De Coste, dessen Ausgabe Bastide zu Grunde legte, erweisen sich bei der Prüfung durch den Berliner Akademiker zuweilen als unzutreffend.

Um ein möglichst unparteiisches Urteil über den Wert der philologischen Thätigkeit Bastides zu gewinnen und entscheiden zu können, bis zu welchem Grade er das Niveau der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit überschritten hatte oder unter ihm geblieben war, habe ich mich nach zeitgenössischen deutschen Arbeiten umgesehen, die sich auf dem gleichen Forschungsgebiete bewegen. Es kämen da in erster Linie die Unter-

suchungen des Abbé Denina, eines von Friedrich dem Großen nach Berlin berufenen Italieners in Betracht, der gleich Bastide Mitglied der Berliner Akademie war und mehrere Beiträge über allgemeine, die Sprachwissenschaft betreffende Fragen zu den Memoiren beigesteuert, auch im Jahre 1804 ein umfangreiches Werk in drei Bänden: *La clef des langues,* veröffentlicht hat, in dem die romanischen Sprachen besonders eingehend behandelt sind. Ich habe das Werk nicht genügend geprüft, um ein ganz sicheres Urteil darüber aussprechen zu können. Aber so viel scheint mir schon oberflächliche Einsichtnahme mit Gewißheit zu ergeben, daß es, wie bei Gröber, völlig übergangen zu werden nicht verdient. Es enthält ohne Zweifel eine große Reihe zutreffender Einzelbeobachtungen und legt Zeugnis von sehr ausgedehnten Sprachkenntnissen seines Verfassers ab. Wieweit nun Bastide von Denina beeinflußt worden ist, bleibe dahingestellt. Er erwähnt seinen akademischen Kollegen verschiedentlich mit bewundernder Hochachtung und hat eins gewiß von ihm übernommen, die verfehlte Art nämlich, eine große Zahl französischer Wörter aus dem Italienischen herzuleiten. Aber im übrigen steht er doch auf eigenen Füßen; die Interessen Deninas, der von Hause aus Historiker und Geschichtsphilosoph ist, auch durch seinen *Discorso sopra le vicende della letteratura* sich einen guten Namen gemacht hat (s. Gröbers Grundr. I, 54), diese Interessen waren viel zu weit ausblickend, als daß Denina für die Art philologischer Kleinarbeit, die Bastide pflegte, Verständnis hätte haben können. Fruchtbarer als ein Vergleich mit Denina scheint es mir daher, Bastide mit einem anderen Manne zusammenzustellen, der zu gleicher Zeit wie er in Deutschland speciell das Französische zu seinem Forschungsgebiet erwählt hatte, dessen Name freilich in Gröbers Geschichte der Romanischen Philologie gleichfalls fehlt. Im Jahre 1801 erschien in Leipzig bei Friedrich August Leupold ein Büchelchen des Titels: Aphorismen zur Philosophie der Französischen Sprachlehre. Die 'Vorerinnerung', unter der sich J. R. W. Beck als Verfasser nennt, scheint mir für die Beurteilung dessen, der sie schrieb, so bezeichnend und für den Gegenstand, den sie behandelt, in manchen Punkten noch heute so beherzigenswert, daß ich sie hier unverkürzt wiederzugeben mir gestatte.

'Die nachfolgenden Sätze sind Bruchstücke einer vollständigen Sprachlehre, die ich guten Teils ausgearbeitet, aber durch das Heer von Grammatiken, welche Deutschland alljährlich überschwemmen [so geschrieben im Jahre 1801!], abgeschreckt, unlängst beiseite gelegt habe.'.

'Bekanntlich besteht die Sprachlehre aus zwei Hauptteilen, einem mechanisch-empirischen, und einem rationellen oder philosophischen. Der erstere, der bloſs das Gedächtnis beschäftigt, ist keiner sonderlichen Verschiedenheit in der Bearbeitung und Stellung, nur einer unerheblicheren in der Terminologie fähig, sieht sich also in den meisten Anweisungen ziemlich gleich und kann daher aus jedem besseren oder schlechteren Lehrbuche fast gleich gut erlernt werden. Der zweite, welcher in der Natur des menschlichen Denkens überhaupt und in der besonderen Denkart eines Volkes Gründe der Eigentümlichkeiten aufsucht, wodurch sich eine Sprache auszeichnet, bietet sehr mannigfaltige und verschiedene Ansichten dar, die nicht immer gleich richtig, von manchen gar nicht gefaſst werden. Daſs dieses auch in der französischen Sprachlehre der Fall sei, wird jeder eingestehen, der die Unbestimmtheit und Diskordanz beachtet, welche noch in den meisten ihrer Lehrbücher über wichtige Stücke herrscht. In dieser kleinen Schrift habe ich die schwierigsten Punkte ausgehoben, die besonders für den Deutschen immer Steine des Anstoſses waren, sie umständlicher, als gewöhnlich geschieht, und nach den Grundsätzen der besten, neueren Sprachforscher zu erläutern mich bemüht, und für die Eigenheiten des Sprachmechanismus Gründe angeführt, die mir teils jene Vorgänger, teils eigenes Nachdenken an die Hand gegeben hatten. Wenn das Forschen nach dergleichen Gründen, worein ich das Wesen der Sprachphilosophie setze, bei einer bestimmt gegebenen, aus alten, bekannten Elementen zusammengesetzten Sprache vielmehr historisch als psychologisch sein muſs, so kann es sich doch der allgemeinen Sprachlehre nähern, welche alles *a priori*, aus Gesetzen des Denkens zu deduzieren unternimmt; und es läſst sich, wie mir dünkt, in jeder Sprache vieles teils aus der Natur des menschlichen Geistes, teils aus dem eigentümlichen geistigen Charakter des Volkes, dessen Organ sie ist, ableiten. So wie es aber lächerliche Pedanterie sein würde, jede Grille des

Sprachgebrauchs durch Gründe rechtfertigen zu wollen, die Plan und Überlegung voraussetzen, so kann sich doch nur der undenkende Mensch damit begnügen, alles gerade so zu nehmen, wie es ist, ohne nach wahrscheinlichen Ursachen zu fragen, warum es so ist. Nach den letzteren zu forschen, bleibt immer Pflicht und Beruf des Sprachlehrers; aber dagegen hat er ein Recht, zu erwarten, dafs auch der mifslungene Versuch, wo nicht mit Achtung, doch mit Schonung aufgenommen werde.'

Und wenn nun auch die Schrift selbst vielleicht den Erwartungen nicht ganz entspricht, die die Vorrede erweckt, so legt sie doch Zeugnis für den Ernst und die Gründlichkeit ihres Verfassers ab. Man gewinnt entschieden den Eindruck, dafs er nicht zu den schlechtesten Vertretern seines Faches zählen konnte. Aus Meusels gelehrtem Teutschland erfahren wir, dafs Beck 1782—1785 in Leipzig studiert, darauf grofse Reisen ins Ausland unternommen, sich 1810 in Leipzig habilitiert hat und darauf an die Landesschule Pforta als französischer Sprachlehrer mit dem Titel Professor berufen wurde. Als Habilitationsschrift veröffentlichte er eine Untersuchung: Quaestionum de originibus linguae francogallicae specimen (Lipsiae impr. Joh. Guil. Ackermann 1810. 8°), und eben diese, von der man doch, ohne kühn zu sein, wird annehmen dürfen, dafs sie einigermafsen den Standpunkt damaliger wissenschaftlicher Einsicht einnimmt, gestattet einen bequemeren Vergleich mit Bastide. Nach einer Einleitung, die sich über die Grundsätze der Etymologie verbreitet und in grofsen Zügen die Umrisse der Geschichte des Französischen giebt, werden die einzelnen Laute vom Lateinischen ausgehend in alphabetischer Reihenfolge betrachtet, und zwar wird ganz mechanisch für jeden Buchstaben festgestellt, wo er *additum,* wo *elisum,* wo *mutatum* oder *transpositum* sei. Dabei treten denn die haarsträubendsten Etymologien zu Tage: *flatter* aus *lactare* durch Hinzufügung eines *f, saoul* entsteht aus *satur* durch Verwandlung des *r* in *l* und Elision des *t,* das *i* in *miel, fiel, bien* ist natürlich hinzugefügt, in *coucher* aus *cubare* lateinisches *b* in *ch* gewandelt, *recusare* ergiebt *refuser* durch Entwickelung des *c* zu *f* u. s. w. So äufserlichem Verfahren gegenüber ist zweifellos Bastide der Vorgeschrittenere. Er hat doch bereits eine Vorstellung davon, dafs der Lautwandel nicht sprung-

weise, sondern langsam und allmählich sich vollzieht, dafs es gilt, durch Beobachtung und Zusammenstellung gleichgearteter Fälle die Gesetze zu ergründen, nach denen er stattfindet. Er scheut sich doch, schon eine Etymologie anzunehmen, wenn sie einen lautlichen Vorgang voraussetzt, dem er keinen zweiten an die Seite stellen kann, während Beck noch in glücklichster Unbefangenheit gar nicht daran zweifelt, dafs aus jedem Laut jeder beliebige andere werden könne.

Bastide hat selbst dafür gesorgt, dafs seine Arbeiten nicht lediglich in den Memoiren der Berliner Akademie ein ehrenvolles Begräbnis fanden, sondern auch weiteren Kreisen bekannt wurden, indem er zwei der umfangreicheren Aufsätze, schon bevor sie als akademische Abhandlungen gedruckt wurden, dem *Magasin encyclopédique* zur Veröffentlichung übergab. Gleichwohl darf man nicht annehmen, dafs er auf den Fortschritt der französischen philologischen Studien irgend welchen Einflufs gehabt habe. Dazu waren die Bemerkungen, die er gab, doch zu wenig geklärt, zu sprunghaft und zusammenhanglos, das Niveau seiner wissenschaftlichen Erkenntnis auch zu wenig erhaben über dem, das die Arbeiten der französischen Akademiker Duclos, Bonamy, La Curne de Ste. Palaye in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts darstellten. Aber die Anerkennung wird man ihm nicht versagen dürfen, dafs er sich nicht nur auf die Höhe des Wissens, die seine Zeitgenossen auf dem Gebiete französischer Sprachforschung einnahmen, durch eigenen Fleifs emporgeschwungen, sondern hier und da auch darüber erhoben hat.

Grofs-Lichterfelde bei Berlin.

Alfred Schulze.

Kleine Mitteilungen.

Zu Cynewulfs 'Fata Apostolorum'.

Trautmanns gelehrte und scharfsinnige Untersuchung 'Kynewulf, der Bischof und Dichter' (Bonn 1898), die bei den verwickelten Fragen auf diesem Gebiet nur nicht alle Möglichkeiten in Betracht zieht, geht von der Überzeugung aus, dafs FA kein selbständiges Gedicht, sondern lediglich der Schlufs zum 'Andreas' sei; was dann zur Folge hätte, dafs 'Andreas' durch das Akrostichon in FA mit als ein Werk Cynewulfs bezeugt wäre. Das sei durch Trautmanns Aufsatz in Anglia XVIII (1896), Beibl. VI, 17 ff. 'für immer' festgelegt. Die sprachlichen und metrischen Vergleiche, mit denen alsdann Trautmann im Verlaufe seines Buches nicht blofs 'Guthlacs Tod', sondern auch 'Phoenix' und 'Panther' als Cynewulfisch erweisen will, stützen sich wesentlich mit auf diese Voraussetzung. Die Runen mit Cynewulfs Namen in FA werden schlechtweg als 'die Andreasstelle' bezeichnet. Selbst für die Aufhellung von Cynewulfs Leben soll der Inhalt des A — Einkerkerung des Glaubensboten Matthäus und Befreiung durch den Mitapostel Andreas — eine bedeutsame Parallele hergeben. Da ist es wohl Zeit zu betonen, dafs sich für den selbständigen Charakter der FA doch einiges vorbringen läfst, was bisher noch nicht erörtert wurde, und dafs FA mit A auch in einem anderen Zusammenhang stehen kann als in dem des Schlufsgliedes.

Dafs FA ein selbständiges Gedicht sein kann, nämlich ein Reisesegen, dürfte sich aus dem Vergleich mit einem unzweifelhaft selbständigen Denkmal dieser Art ergeben, das unter diesem Titel in Grein-Wülkers Bibliothek der ags. Poesie I, 328—330 steht. Die beiden sind ganz ähnlich gebaut. RS beginnt in der ersten Person: der Dichter sieht mit Sorge einer mühsamen Fahrt entgegen (1—5); ebenso FA, nur mit weniger Worten: Hei, ich ersann diesen Sang reisesorgend (1). — Dann folgt die Anrufung von Helfern. RS wendet sich an die Dreifaltigkeit, die ja schon dem Abraham und

Isaak geholfen habe, aber auch an *men,* nämlich Moses, Jakob u. s. w., schliefslich an Petrus und Paulus und an tausend Engel: sie sollen den Sprecher führen und befrieden; desgleichen die vier Evangelisten, deren jeder einzelne zum Schutz aufgerufen wird (6—30). Cynewulf wählt sich zu Reisegeleitern die zwölf Gefolgsmannen Christi, weil sie ja ebenfalls grofse Reisen gemacht haben, um das Gesetz Gottes verschiedenen Völkern zu verkünden; und dann nennt er bei jedem einzelnen nachdrücklich und an hervorragender Stelle das Ziel seiner Fahrt: nach Rom (11) gingen Petrus und Paulus (vgl. RS), Andreas nach Achaja (16), Johannes nach Ephesus (30), zu den Juden Jacobus (35), Philippus nach (Klein-)Asien (38), zu den Indern Bartholomeus (43), Thomas in andere Teile Indiens (51), zu den Äthiopern Matthäus (64), der zweite Jacobus nach Jerusalem (70), zu den Persern Simon und Thaddäus (76). — Endlich der dritte Teil. Der Dichter des RS ist jetzt sicher, Freunde auf der Fahrt zu treffen, und bittet nochmals Gott um seinen Frieden (31—42). Cynewulf sagt: 'Traun,[1] ich bedarf der Freunde', und darum solle jeder, dem seines Gedichtes Abfassung[2] gefalle, für ihn diese Schar der Heiligen um Hilfe bitten. Er wünscht also, durch die poetische Kunst, die er im Vorausgehenden aufgeboten, Gebetshelfer zu gewinnen, wozu ja bei den Angelsachsen ganze Brüderschaften gegründet wurden. Dies wünscht er um so mehr, als ihm nicht blofs eine irdische Reise vorschwebt, wie dem Dichter des RS, sondern die grofse Fahrt ins Jenseits, in die ewige Heimat *(langne hâm).* Demnach kann FA nicht blofs dem Inhalt nach ein selbständiges Gedicht sein, wie Trautmann Beibl. VI, 19—20 zugiebt, sondern auch der litterarischen Tradition nach. Die Gattung der Reisesegen war eine altgermanische; wir finden sie, samt der dafür charakteristischen Ausmalung der Beschützer, im Ahd. und Altn. (vgl. Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur I, 2. 158 ff.); Cynewulf hat ihr wohl nur einen höheren Ton und christlicheren Sinn gegeben.

Dafs Cynewulf auch diesem verhältnismäfsig kurzen Gedicht von 95 Versen ein Runenakrostichon auf seinen Namen beifügte, ist ganz begreiflich, wenn man bedenkt, dafs die von ihm verlangten Gebetshelfer doch seinen Namen wissen mufsten, um ihn wirksam in ihre Andacht einzuschliefsen; wie noch heute der katholische Priester in der Regel eine Person, für die er eine Messe liest, mit Namen zu nennen wünscht. Überdies bezeichnet er das Gedicht

[1] Das *hû* der Hs. ist nicht notwendig (mit Grein[1], danach Sievers, Angl. XIII, 22) in *nû* zu ändern.

[2] *þysses giddes begang* 89: dafs damit soviel gesagt sein müsse wie 'dieses lange Gedicht' und dafs *begang* 'offenbar den Begriff der Ausdehnung' enthalte, wie Trautmann Angl. XVIII. Beibl. VI, 21 behauptet, ist fraglich; über *begang* = *artis exercitatio* vgl. Grein-Wülkers Vocabularics I, 100_{11}, 20_{6}, 392_{36}).

selbst V. 98 nur als eine *fit*, was in me. Zeit sicher der technische Ausdruck für ein kürzeres Gedicht oder einen Gedichtabschnitt ist und so auch in Alfreds Boethius, cap. 30, von einem einzelnen Metrum gebraucht wird.

Für den Schlufs des Cynewulfischen Textes möchte ich V. 106 halten: 'Nun kannst du erkennen, [wer so mit Wor]ten den Männern sorgklagend[1] war'. Das scheint den Appell an die Leser um Gebetshilfe kräftig abzurunden. Die Verse, die in der Hs. noch folgen, strotzen von Wiederholungen der Cynewulfischen Gedanken und Worte, wie bereits Sievers, Angl. XIII, 23, mit Anführung der schlagendsten Fälle gezeigt hat. Sie fallen zugleich aus dem Ton der Cynewulfischen Dichtung, die durchaus lyrisch oder episch ist, während wir in diesem Anhang erst eine direkte Belehrung erhalten — dafs nämlich die himmlische Heimat keinem Menschen zugänglich sei, wenn er nicht göttlichen Geistes sich erfreut — und endlich die reinste Predigt: 'Lafst uns desto eifriger zu Gott rufen' u. s. w. Vielleicht ist daher dieser Anhang nicht als ein versprengtes Stück aus einer echten Cynewulf-Dichtung anzusehen (Angl. XIII, 24), sondern als die Zuthat eines späteren mönchischen Abschreibers zu betrachten; ist doch z. B. auch dem schönen Cottonianischen Denkspruch ein vom Vorausgehenden krafs abstechender Erbauungsschlufs angeschmiedet, der sich durch ähnlich dürftige Wiederholungen auszeichnet. Beachtenswert für die Frage der Selbständigkeit der FA ist dabei noch das Wort *gealdor* (= incantatio), mit dem V. 108 das Vorausgehende bezeichnet wird: es scheint anzudeuten, dafs auch der Verfasser des Anhangs die FA für einen Segen hielt, nicht für ein Stück Legende. Auch RS nennt sich selbst *gealdor* (6).

Nach Erörterung dieser Vorfrage wende ich mich zum Verhältnis zwischen FA und der Andreas-Legende.

In der Hs. steht A unmittelbar vor FA, doch so, dafs FA auf einer neuen Seite anhebt, mit freiem Raum für einen grofsen Anfangsbuchstaben. Der Unterschied ist also leidlich markiert; und selbst wenn es nicht so wäre, wenn die Überlieferung die beiden Gedichte als eines böte, was würde das gegen die inneren Kriterien bedeuten?

Trautmann betont wiederholt, dafs Versbau und Sprache in FA und A gleich seien, und sieht darin ein nicht unbeträchtliches Argument für Gleichheit des Verfassers. Das ist natürlich so zu verstehen, dafs der Versbau keine fühlbare Verschiedenheit zeigt, ausreichend um einen Gegengrund abzugeben; und selbst diese negative Ausbeutung des metrischen Kriteriums für Verfasserfragen ist mit Vorsicht zu gebrauchen; blofs nach der Metrik zu urteilen müfsten z. B. die Shakespereaschen Jugenddramen eher von Marlowe her-

---

[1] *Oncȳdig* doch vom Subst. *oncȳth* = Jammer.

rühren, und seine Altersdramen eher von Fletcher. Was den Stil betrifft, ist er ein unschätzbares Merkzeichen für Entwickelung und Beeinflussung, aber für Autorsfragen trügerisch; wer würde, wenn nach stilistischer Übereinstimmung allein geurteilt werden sollte, dem 'Götz'-Dichter nicht zehnmal eher den 'Fust von Stromberg' zuweisen, oder die 'Räuber', als die 'Iphigenie' und den 'Tasso'? Selbst wörtliche Übereinstimmungen, wenn sie nur vereinzelt begegnen, machen mir in einer so formelhaften Poesie, wie es die ae. ist, keinen Eindruck. Etwas anderes ist es, wenn sich wörtliche und inhaltliche Übereinstimmungen charakteristischer Art häufen. Das ist in den ersten zehn Versen des A der Fall; sie enthalten das Lob der zwölf Apostel, wie der Eingang der FA, wobei sich mehrere charakteristische Wendungen direkt wiederholen: *tîrêadige* A 2 = FA 4, *þêodnes þegnas* 3 = FA 8, *þrym* 3 = FA 8, *hlyt* 6 = FA 9, *fyrdhwate* 8 = FA 12. Auf diese Anfangspartien beschränkt sich die sichere Verwandtschaft der beiden Dichtungen. Im übrigen handelt A nur von den zwei Aposteln Matthäus und Andreas, und selbst von diesen nicht immer in Übereinstimmung mit FA, wie bereits Wülker (Sächs. Ges. d. Wissenschaften 1888, S. 212 f.) treffend bemerkt hat.

Bei der Deutung dieser Verwandtschaft kommen nun folgende Möglichkeiten in Betracht:

1. Die beiden Dichtungen können so zusammengehören, dafs FA als Schlufskapitel auf den Anfang des A inhaltlich und zum Teil wörtlich zurückgreift. Das ist die Trautmannsche Erklärung. Gegen sie spricht: a) der schon von Wülker betonte Umstand, dafs die beiden Helden Matthäus und Andreas, von denen durch 1700 Verse ausschliefslich die Rede war, trotzdem in FA in keiner Weise hervorgehoben oder als schon bekannt behandelt, ja nicht einmal zusammen genannt werden. b) Vom Matthäus erwähnt FA, dafs er in Äthiopien war, und verschweigt seine Thätigkeit bei den Juden, von der A ausgeht; beim Andreas nennt FA nur seine Thätigkeit in der Heimat Achaja, während seine grofse Fahrt nach Äthiopien, der Hauptgegenstand des A und für einen Reisesegen sicher das erwähnenswerteste Motiv, unberührt bleibt. c) Selbst die sicher miteinander verwandten Eingänge der beiden Dichtungen weisen verschiedene Auffassungen auf, die in einem einheitlichen Werk sehr auffallend wären: in FA sind die Apostel nur fahrttapfer, ohne dafs ihnen je eine kriegerische Auszeichnung zugeschrieben wird; in A aber sind sie entschieden kriegstapfer, erwerben Ruhm durch *camprǣden*, erheben die Banner, und führen als *rincas* die Scharen, *þonne rond and hand on herefelda helm ealgedon.*

2. Es wäre möglich, dafs sich die Verwandtschaft der beiden Gedichteingänge durch ein gemeinsames Vorbild erklärte. Es müfste also ein — uns wohl verlorenes — Lob der zwölf Apostel vorschweben. Das ist aber deshalb unwahrscheinlich, weil die Art, wie

die beiden Eingänge ein uns erhaltenes, gut vergleichbares Werk nachahmen, nämlich den Anfang des Beowulf (es ist kaum nötig, bei A 1—3 auf Beowulf 1—2 zu verweisen, bei FA 3, 6, 8 auf Beowulf 3, 18, 2), eine so verschiedene ist: nur die Wörter *hwæt* und *þrym* sind in beiden Nachahmungen zu finden. Gemeinsame Nachbildung einer Quelle würde daher schwerlich so viel Übereinstimmungen ergeben haben, als wir zwischen den beiden Eingängen thatsächlich finden. Das Verwandtschaftsverhältnis dürfte enger sein.

3. Der eine Gedichteingang kann dem anderen nachgebildet sein. Der nachahmende Teil wäre natürlich derjenige, bei dem sich die gemeinsamen Partien weniger organisch ausnehmen, und das ist durchaus bei A der Fall. Während in FA jedes Wort des Eingangs in den inhaltlichen Zusammenhang und den Zweck des Ganzen paſst, nimmt es sich bei A recht seltsam aus, daſs anfangs zwölf Apostel gerühmt und dann alle bis auf zwei vergessen werden. Dazu kommt, daſs A überhaupt von Nachahmungen wimmelt, wobei die des Beowulf über bloſse Entlehnungen von Phrasen weit hinausgehen.

Die dritte Erklärung scheint mir demnach die beste, und was mich bei ihr besonders beruhigt, ist, daſs sie den von Sievers beobachteten Dialektunterschied zwischen A und den sicheren Cynewulfdichtungen (PBB X, 483) respektiert.

Mit der Cynewulfischen Autorschaft des A wird aber auch das Beweismaterial, das Trautmann für Cynewulfischen Ursprung von 'Phoenix' und 'Panther' so fleiſsig gesammelt hat, unsicher und doppelt fragwürdig.

Berlin. A. Brandl.

Zu W. Langland.

Pollock and Maitland (History of English law II, 33) citieren ein Vermächtnis von 1396: 'unum librum vocatum *Pers plewman*' (Testam. Eborac. I, 209, Surtees society). Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf zu verweisen, als auf ein Zeugnis, wie rasch die Dichtung nach dem Norden gewandert war. A. B.

Zu Shakespeares 'Merchant of Venice' I, 3.

Pollock and Maitland in ihrer grundlegenden 'History of English law' II, 222 erklären, was bisherigen Kommentatoren entgangen sei: 'Shylock first offers to take a bond without a penalty, and then adds the fantastic penalty of the pound of flesh, ostensibly as a jesting afterthought.' Ersteres, der Schuldbrief ohne Angabe einer Verfallstrafe ('single bond'), war die englische Gepflogenheit. 'The bond with a clause of defeasance' (mit Verfallsklausel) dagegen wurde im späteren Mittelalter durch italienische Wechsler gelegentlich importiert. Der Schuldner erklärt sich in solchem Fall 'bound in respect of money lent, and obliges himself and all his goods for its re-

payment on a fixed day'. Manchmal werden dabei auch Zinsen erwähnt, besonders, wenn der Verleiher ein Italiener war. Shylocks Schein machte daher auf die Leute, unter denen Shakespeare lebte, mehr den Eindruck des Fremdländischen als des Unerhörten.

A. B.

Einige nur bruchstückweise bekannte Briefe nebst zwei ungedruckten von J.-J. Rousseau an Herrn von Malesherbes.

L. Delisle, Manuscrits latins et français de la Bibliothèque nationale ajoutés aux fonds des nouvelles acquisitions pendant les années 1875—1891 II, 581 giebt den Inhalt von nouv. acq. fr. 1183 so an: *Rousseau (J.-J). Documents originaux relatifs à plusieurs de ses ouvrages et provenant des papiers de Lamoignon de Malesherbes. — Lettres originales de Rousseau, de d'Alembert, du libraire Roy d'Amsterdam etc.* — Der dünne Band enthält 76 Blätter. Auf dem Rücken liest man in roten Lettern: *Libraire sous Mr de Malesherbes. J.-J. Rousseau.* Was sich darin auf den letzteren bezieht oder von ihm herrührt, steht auf Blatt 47—76. Von den acht hier befindlichen Originalbriefen Rousseaus, welche er von Montmorency aus an Herrn von Malesherbes richtete, und die von Mitte Juni 1760 bis zum 13. Dezember 1761 reichen, haben meines Wissens nur zwei eine vollständige Veröffentlichung erfahren, vier weitere sind in gröſseren oder geringeren Bruchstücken zum Abdruck gekommen, zwei sind ungedruckt geblieben. Da alles, was von Rousseau stammt, Interesse bietet, so möchte ich hier die sechs letzteren folgen lassen,[1] indem ich die entsprechenden bibliographischen Angaben mache, sie mit Anmerkungen versehe und Erörterungen da anschlieſse, wo solche angebracht sein dürften. Zugleich will ich nicht nur den Inhalt der beiden schon völlig bekannten Briefe kurz angeben, weil sie mit den anderen im Zusammenhange stehen, sondern auch die übrigen auf den obengenannten Blättern stehenden Stücke, welche auf Rousseau Bezug haben, analysieren; auch von diesen seien ein paar in Anmerkungen vollständig mitgeteilt, und zwar solche, welche mir nicht ganz bedeutungslos erscheinen und die man anderweitig nicht gedruckt findet.

Auf Bl. 47 ist rechts oben zu lesen: *Lettre de M. Rousseau a M. de Voltaire. Ouvrage de M. Rousseau sur l'imitation theatral.* Dann folgt ein Formular, in dem jemand aufgefordert wird, obiges mit gröſstmöglicher Aufmerksamkeit und Schnelligkeit zu prüfen und sofort sein Urteil dem Kanzler (sc. Malesherbes) mitzuteilen.

---

[1] Ich behalte dabei die ursprüngliche Orthographie und Interpunktion bei; dieses Verfahren haben manche Rousseauforscher meines Erachtens mit Recht beobachtet, und auch die von Henri de Rothschild veröffentlichten Briefe Rousseaus an Frau von La Tour (Paris 1892) treten in unangetasteter Originalgestalt auf.

Darunter liest man das Datum *ce 23 juin 1760* und die Unterschrift von Malesherbes.

Auf Bl. 48 wird unter demselben Datum[1] von Malesherbes dem Herrn Guérin die Erlaubnis erteilt, jene zwei Schriften zu drucken.[2]

Bl. 49 bringt nun einen Brief Rousseaus an Malesherbes. Derselbe steht hier nicht an richtiger Stelle, denn er gehört zeitlich vor das auf Bl. 47 und 48 Stehende. Zwar ist er nicht datiert, allein Rousseau sagt darin, er habe die Herren Guérin und de la Tour gebeten, seinen Brief an Voltaire zu drucken, sobald sie die Erlaubnis dazu von Herrn von Malesherbes erhalten haben würden; aufserdem spricht er erst hier von dem Auszuge aus Plato über die *Imitation théâtrale,* den er zusammen mit dem ersteren drucken zu lassen beabsichtigte.

I.[3]

J'ai receu, Monsieur, dans son tems le pacquet du 2 que M. Rey reclame,[4] et je l'ai fait repartir de même; ainsi ce pacquet ne peut s'être perdu, s'il l'est, que dans son retour en Hollande et M. Rey a grand tort de vous importuner là-dessus avant même de s'en être éclairci avec moi.[5] Cependant son inquietude est en quelque sorte excusable en ce que lorsqu'un pacquet est en retard, ses ouvriers restent oisifs et lui font des fraix. J'espére que le pacquet ne sera que retardé; s'il se trouvoit encore perdu, il seroit à présumer que le prémier[6] s'est perdu de quelque maniére

[1] Man sieht daraus, dafs die beiden Schriften Rousseaus einem Censor gar nicht vorgelegen haben können. Malesherbes hat offenbar, kurz bevor er aufs Land reiste, die Druckerlaubnis ausgestellt, damit keine Verzögerung eintrete, wenn obige Stücke eingelaufen wären, s. Brief von Malesherbes an Rousseau vom 23. Juni 1760 bei Streckeisen-Moultou, J.-J. Rousseau, ses amis et ses ennemis II, 400, und vgl. G. Maugras, Voltaire et Rousseau p. 114. Da Malesherbes den betreffenden Brief Rousseaus an Voltaire nicht kannte, so ist sein Verfahren immerhin etwas auffallend.

[2] Der Wortlaut dieser Erlaubnis ist zu finden bei G. Maugras, Voltaire et Rousseau p. 114. — Über dem *permis* liest man noch folgende Notiz von Malesherbes' Hand: *cet ordre n'a pas eu d'exécution, M. Guérin est convenu et M. Rousseau aussi que la lettre ne pouvoit pas estre imprimee en France.*

[3] Der zweite Abschnitt dieses Briefes von 'J'ai suivi' an bis zum Schlusse ist bei Maugras, l. c. p. 114 abgedruckt.

[4] Es ist eine Korrektursendung der Nouvelle Héloïse gemeint, die Rey am 2. Juni von Amsterdam abgeschickt und die Rousseau am 5. wieder zurückbefördert hatte, s. Brief Rousseaus an Rey vom 22. Juni 1760 bei Bosscha, Lettres inédites de Rousseau à Marc Michel Rey p. 100. Rey schickte die Korrekturbogen an Malesherbes, und dieser sandte sie unter einer neuen, von ihm gegengezeichneten Umhüllung an Rousseau.

[5] Auf dem Rückwege gingen die Bogen direkt nach Holland und nicht erst über die Kanzlei des Herrn von Malesherbes, so dafs daher letzterer für diese Sendungen nicht verantwortlich sein konnte. Rey hatte bei Malesherbes reklamiert, ohne vorher bei Rousseau anzufragen, in einem Briefe, den dieser erwähnt (bei Bosscha a. a. O.).

[6] Es handelt sich wieder um eine Korrektursendung der Nouvelle Héloïse (vom 8. Mai). Diesmal war es Rousseau, der solche nicht erhalten hatte; er teilt es Malesherbes unter dem 18. Mai mit (Œuvr. compl. X, 226) und äufsert sich

semblable, et je serois bien forcé de m'en plaindre enfin à M[rs] des postes, sans trop savoir pourtant à qui m'addresser. D'ailleurs, comme le prémier pacquet ne m'est pas parvenu, il n'a pu se perdre que sous vôtre addresse ou sous vôtre contreseing,[1] et il ne me conviendroit pas de le reclamer sans vôtre permission.

J'ai suivi, Monsieur, vôtre conseil[2] au sujet de ma lettre à M. de Voltaire,[3] et j'ai prié mes voisins de campagne M[rs] Guerin et de la Tour[4] de l'imprimer quand ils en auront receu de vous la permission. Je suppose que M. l'abbé Trublet aura bien voulu leur[5] communiquer son exemplaire[6] pour vous être présenté. Si non je leur remettrai ma copie et nous nous passerons des notes[7] de M. de Formey. J'ai dessein d'y joindre un autre petit morceau extrait de Platon sur l'imitation theatrale[8] d'une metaphysique assés ennuyeuse mais qui se rapportant à un sujet que j'ai traitté[9] devient interessant pour moi. Aggreez, Monsieur, mes très humbles excuses et mon profond respect

J. J.[10] Rousseau.

Obiger Brief kann nicht wohl vor dem 19. Juni geschrieben worden sein, da der Rat von Malesherbes, der darin erwähnt wird,

über die gleiche Sache in vier Briefen an Rey, indem er zugleich die Vermutung ausspricht, das Packet sei in der Kanzlei von Malesherbes abhanden gekommen, s. Bosscha, l. c. p. 93, 95, 96, 98.

[1] Vgl. Œuvr. compl. X, 226 und Bosscha l. c. p. 93.

[2] Malesherbes hatte Rousseau geraten, den Brief schleunigst drucken zu lassen, und zwar geschah das in einem Briefe vom 17. Juni 1760, dessen Inhalt Maugras l. c. p. 113 nach dem auf der Neuchâteler Bibliothek befindlichen unedierten Originale angegeben hat.

[3] Es ist der bekannte lange Brief vom 18. August 1756, *Lettre sur le désastre de Lisbonne* oder *Lettre sur la Providence* genannt (Œuvr. compl. X, 122; die Vervollständigung desselben bei Streckeisen-Moultou, Œuvr. et corresp. inéd. de J.-J. Rousseau p. 375).

[4] De la Tour war nach Maugras p. 114 der Schwiegersohn des Buchhändlers Guérin.

[5] Maugras schreibt unrichtig *lui*.

[6] Der in Paris lebende abbé Trublet hatte Rousseau unter dem 13. Juni 1760 mitgeteilt, dafs er eine Nummer der von Formey herausgegebenen Zeitschrift erhalten habe (*Lettres sur l'état présent des sciences et des mœurs*), in welcher obiger Brief Rousseaus abgedruckt sei, und zwar bemerke Formey, dafs er denselben bei Berliner Buchhändlern gedruckt gefunden habe (Œuvr. VIII, 387; X, 227, 228). Am 15. Juni fragt Rousseau Herrn Rey, ob der Brief etwa vorher in Holland erschienen sei (Bosscha l. c. p. 99), und deutet Voltaire gegenüber an, dafs Grimm eine Indiskretion damit begangen haben könnte (Œuvr. X, 227, 228). Einem Schreiben an Rey vom 7. September legt er ein solches an Formey bei (Bosscha l. c. p. 108; ist dasselbe erhalten?); in den *Confessions* endlich ist er von der Unwahrheit der Angabe Formeys überzeugt und kennzeichnet ihn als litterarischen Freibeuter (Œuvr. VIII, 387).

[7] Formey hatte seinem Abdrucke Anmerkungen beigefügt.

[8] Rousseau spricht ganz kurz über die Geschichte dieser Schrift im Avertissement zu derselben (Œuvr. I, 358); vgl. dazu Streckeisen-Moultou, Œuvr. et corresp. inéd. de J.-J. Rousseau p. 384, ferner A. Jansen, Rousseau als Musiker S. 472 und Œuvr. XI, 69, 77, 87, 104. Sie erschien meines Wissens zuerst in der allgemeinen Ausgabe von 1764.

[9] Es ist die *Lettre à d'Alembert* gemeint.

[10] Die beiden *J* sind hier wie auch sonst in Briefen Rousseaus ineinander geschlungen.

erst am 17. gegeben worden ist (s. Anm. zu *conseil*), Rousseau also das betreffende Schreiben erst am 18. erhalten haben kann und sich nun doch erst in Verbindung mit Guérin setzen mufste.[1] Der *terminus ad quem* mufs der 23. Juni sein wegen des Briefes von Malesherbes von diesem Tage, der auf Rousseaus Schreiben Bezug nimmt: *il en sera de même du morceau que vous m'annoncez sur l'imitation théâtrale* (Streckeisen-Moultou II, 400). — Jene Schritte hat Rousseau gewifs gethan, bevor er eine Antwort auf seinen Brief an Voltaire, dem er unter dem 17. Juni in derselben Angelegenheit geschrieben hatte (Œuvr. X, 227), erhalten haben konnte, ja er mufs sich schon vor seinem Briefe an Voltaire oder gleichzeitig mit demselben an Malesherbes um Rat gewandt haben, wie schon Maugras bemerkt hat, und wie daraus hervorgeht, dafs Malesherbes sich am 17. Juni auf eine derartige Bitte bezieht. Nun ersucht zwar Rousseau in seinem Schreiben an Voltaire diesen nicht formell um die Erlaubnis zum Drucke, allein der Sinn desselben läuft doch darauf hinaus; dies erhellt auch aus dem 10. Buche der *Confessions,* wo es heifst: *comme ... il eût été fondé à se plaindre, si je l'avois fait imprimer sans son aveu, je pris le parti de lui écrire à ce sujet* (Œuvr. VIII, 388). Ich erwähne das alles, um mich bei dieser Gelegenheit gegen die Auffassung derer zu wenden, welche Rousseaus Verhalten in der ganzen Angelegenheit als unehrlich bezeichnet haben, vornehmlich gegen G. Maugras, dessen Buch 'Voltaire et Rousseau' überhaupt mit grofser Parteilichkeit für den ersteren geschrieben ist.[2] Daselbst wird zunächst Rousseaus Verfahren p. 111 *fort équivoque* genannt, und dann heifst es: *ainsi, c'est le 17 juin que Rousseau s'engage par écrit à faire tous ses efforts pour empêcher l'impression, et c'est le 23 qu'il obtient l'autorisation d'imprimer. En six jours il a fait toutes les démarches, sollicité M. de Malesherbes, trouvé l'imprimeur, évité le censeur: on n'a pas exemple d'une pareille précipitation pour manquer à sa parole* (p. 115). Allerdings sagt Rousseau im Briefe an Voltaire: *je souhaite, monsieur, que cette lettre n'y soit pas imprimée* (nämlich in Paris), *et je ferai de mon mieux pour cela;* aber er meint damit nur: 'ich will nach Kräften dafür sorgen, dafs der Brief nicht von anderer Seite (ohne mein Wissen) gedruckt werde'. Dafs dies der Sinn ist, lehren unter anderem die Worte, mit denen er fortfährt: *mais si je ne pouvois éviter qu'elle le fût, et qu'instruit à temps je pusse avoir la préférence, alors je n'hésiterois pas à la faire imprimer moi-même. Cela me paroît juste et naturel.* Die Schritte also, die Rousseau bis zum 23. Juni gethan hat, können gar kein Wortbruch

[1] Worauf stützt sich Maugras p. 113, wenn er gerade den 19. Juni für letzteres Geschehnis angiebt?

[2] Auch H. Beaudouin, La vie et les œuvres de Jean-Jacques Rousseau, 1891, I, 432 sagt: *le rôle qu'il tint dans cette circonstance ne paraît pas très net.*

gewesen sein; sie lassen sich übrigens einfach aus einem Wunsche seinerseits erklären, dafs alles zum Drucke bereit sein möchte, wenn eine Antwort Voltaires einliefe, und dafs dieser, wenn er auch schon früher die Erlaubnis nicht gegeben hatte, sie jetzt bei den veränderten Umständen wiederum verweigern, beziehentlich gar nicht antworten würde, konnte er sich offenbar nicht vorstellen. Es ist auch nicht zutreffend, dafs Rousseau den Censor vermieden habe, denn aus dem hier publizierten Briefe I geht hervor, dafs er Trublets Exemplar Malesherbes übergeben wissen wollte; Malesherbes seinerseits, der aufs Land geht, weist ihn an den Censor Calley, und der *permis,* den er freilich zugleich ausstellt, sollte wahrscheinlich erst dann in Wirksamkeit treten, wenn Calley die beiden Schriften unbeanstandet gelassen hätte. Noch am 29. Oktober 1760 haben weder Malesherbes noch Calley die letzteren zur Begutachtung erhalten, wie man aus dem Schlusse eines Briefes von Malesherbes an Rousseau ersieht.[1] Wenn Rousseau den fraglichen Brief hätte veröffentlichen wollen, ohne sich an Voltaire zu kehren, warum sollte er nicht zwischen Ende Juni und Ende Oktober, in welchem Zeitraum er auf keine Antwort Voltaires mehr rechnen konnte, dessen Drucklegung betrieben, d. h. ihn dem Censor haben vorlegen lassen, da doch Guérin schon vor Ende Juni das Exemplar von dem abbé Trublet erhalten hatte?[2] Der Wortlaut der nachträglichen, oben mitgeteilten Notiz von Malesherbes auf dem *permis* beweist noch nicht,[3] dafs der Brief im November oder später beim Censor gewesen sei, sondern läfst sich auch so erklären, dafs Guérin, nachdem er Trublets Exemplar erhalten hatte, zur Einsicht gekommen war, der Brief würde die Censur nicht passieren, dafs er dann Rousseau seine Meinung mitgeteilt und dieser, um weiteren Erklärungen bezüglich Voltaires aus dem Wege zu gehen, ihr beigestimmt hatte, mithin die ganze Sache nach vorheriger entsprechender Notiz an Herrn von Malesherbes fallen gelassen wurde. Es braucht daher entgegen dem, was Maugras p. 116 zu verstehen giebt, keine Unwahrheit zu sein, wenn Rousseau, als davon die Rede war, den Brief in Genf drucken zu lassen, an Moultou den 12. Dezember 1761 von Rücksichten schreibt, die er Voltaire schulde: *je n'ai pour raison de m'opposer à sa publication que les égards dus à M. de Voltaire* (Œuvr. X, 289). — Die *Lettre sur la Providence* erschien nach Maugras (p. 115, note 2) zuerst 1764 in der Ausgabe der Werke Rousseaus, die bei Duchesne in Paris unter Leitung des abbé de la Porte erschien; vgl. auch Œuvr. XI, 48, 103.

---

[1] Streckeisen-Moultou, Rousseau, ses amis et ses ennemis II, 492.

[2] Maugras l. c. p. 114, note 3.

[3] Vgl. Maugras p. 115 und Beaudouin, La vie et les œuvres de J.-J. Rousseau I, 433.

Was nun in dem Bande folgt, bezieht sich in der Hauptsache auf Rousseaus *Émile,* daher denn auf der Vorderseite von Bl. 50 steht: *ouvrage de M. Rousseau sur l'éducation.*

Bl. 51 bringt den Entwurf des Émile-Vertrages, der durch die Vermittelung von Malesherbes zwischen Rousseau und dem Pariser Verleger Duchesne abgeschlossen wurde.[1] Am Rande stehen Worte von Malesherbes' Hand, eine Bedingung von Rousseau enthaltend, welche in die spätere Form des Kontraktes aufgenommen ist. Als nachträgliche Bemerkung liest man: *Duchesne demande à faire graver le Portrait de l'auteur.*

Auf Bl. 52 notiert Malesherbes, daſs er den Vertrag an Herrn Guérin schickt, der ihn entsprechend der eben erwähnten Bedingung Rousseaus, welcher Duchesne zustimmt, abfassen soll, sowie daſs er die Bedingung des Porträts ausgestrichen hat, weil Rousseau keinesfalls darauf eingehen will.

Bl. 53 enthält den wahrscheinlich endgültigen Wortlaut des Vertrages.[2] Links steht vermerkt, daſs man am 29. August 1760 (es muſs heiſsen 1761) Rousseau denselben mitgeteilt habe, und rechts die Notiz, daſs man zwei Abschriften davon anfertigen und, nach der Unterschrift von Duchesne, Rousseau unterschreiben lassen solle.

Es folgt auf Bl. 54 ein Schreiben von Guérin an Malesherbes unter dem 30. August 1761,[3] in welchem er mitteilt, daſs er am 29. August den Vertrag Rousseau unterbreitet habe und daſs dieser damit sehr zufrieden sei, sowie Herrn von Malesherbes seinen Dank

---

[1] Vgl. Beaudouin, La vie et les œuvres de J.-J. Rousseau I, 545.

[2] *Je soussigne, Jean-Jacques Rousseau citoyen de Geneve reconnois avoir vendu et livre au sieur Nicolas Bonaventure Duchesne Libraire à Paris, un Manuscrit de ma composition intitulé: Emile ou traité d'Éducation, pour en jouir par lui et Ses ayant causes comme de chose qui leur apartient en proprieté, et ce moyennant le prix et somme de six mille livres, dont je reconnois avoir maintenant recu moitié comptant, et les trois mille livres restantes en trois billets dudit Sieur Duchesne payables à mon ordre, aux termes d'avril, Juillet et Octobre de l'année prochaine, mil sept cent soixante-deux; en outre à la charge pour le dit Sieur Duchesne de me livrer cent exemplaires brochés de mon dit ouvrage avant de le mettre en vente. Me réservant néanmoins, moy jean-jacques Rousseau de comprendre ledit ouvrage dans une Edition générale, et non autrement, de mes œuvres, et à condition toute fois que je ne ferai point cette Edition avant trois ans, à compter du jour de la publication de celle du present ouvrage. Et je compte donner la préférence audit Sieur Duchesne de la vente de cette édition Générale si lorsque nous en traiterons dans le tems nous sommes d'accord sur les conditions.*

Et moy Nicolas Bonaventure Duchesne ay accepté ce que dessus, en conséquence de quoy, j'ay payé comptant à mondit sieur Rousseau la dite somme de trois mille livres, et lui ay remise pareille somme de trois mille livres en mes trois billets de mille livres chacun payables à son ordre, aux termes stipulés cy dessus, et je promets délivrer à mondit Sieur Rouſseau la quantité de cent exemplaires brochés de sondit ouvrage, avant de le mettre en vente, et d'en faire l'impression sur beau papier et en beaux caracteres.

fait double entr'nous, à Paris.

[3] Erwähnt von Beaudouin I, 546, Anm. 1.

ausspreche; dann heifst es: 'j'ai trouvé ce Philosophe très-abbatu de son mal auquel s'est joint un débordement de bile avec quelque mouvement de fievre. Il se promenoit cependant dans son jardin, et il m'a paru assez gai: il a plus de courage que de forces. — Je fais avertir le Sr Duchesne que je vous ai renvoyé tous les papiers de cette affaire. Il ira, Monsieur, prendre vos ordres.'

Bl. 55. Brief Rousseaus an Malesherbes. Bei Streckeisen-Moultou, Rousseau, ses amis es ses ennemis, wo die darauf Bezug nehmende Antwort Malesherbes zu finden ist, wird unser Brief noch als *lettre inconnue* bezeichnet (II, 416, Anm. 1). Die letzten Zeilen desselben sind übersetzt angeführt von A. Jansen, Rousseau als Musiker S. 261, aufserdem aber ist der ganze zweite Abschnitt des Briefes im Originalwortlaut ebenda S. 473—474 abgedruckt. Beaudouin I, 546 erwähnt ihn mit dem Vermerk *'s. d.'*, was doch wohl heifsen soll *'sans date'*; dies ist nicht richtig: er ist vom 25. September 1761 datiert (Jansen a. a. O. giebt den 29. an).

II.

A Montmorenci le 25 7bre 1761.

J'espérois, Monsieur, dans un petit voyage que j'ai fait hier à l'hôtel de Luxembourg aller remplir auprès de vous un devoir qui m'est bien précieux, mais vous étiez à Malesherbes,[1] et je m'en reviens encore sans avoir pu vous rien témoigner[2] mais tranquille pourtant dans l'espoir que vous voulez bien me supposer un cœur sensible et honnête, et cela dit tout. Madame la Mareschale de Luxembourg veut bien se charger, Monsieur, de vous remettre le petit écrit dont je vous avois[3] parlé[4] et que vous avez bien voulu me promettre de lire non seulement comme Magistrat mais comme homme de Lettres qui daigne s'intéresser à l'auteur et veut bien lui en dire son avis.[5] Je ne pense pas que ce barbouillage puisse supporter l'impression séparement, mais peut-être pourra-t-il passer dans le recueil général,[6] à la faveur du reste: toutefois je souhaiterais qu'il pût être donné à part à cause de ce Rameau qui continue à me tarabuster vilainement[7] et qui cherche l'honneur d'une réponse directe

---

[1] Schlofs des Herrn von Malesherbes.

[2] Rousseau wollte wohl Malesherbes seinen Dank abstatten für die Mühe, die sich letzterer mit dem Émile-Kontrakte gemacht hatte, allein, wenn Beaudouin I, 546, offenbar auf Grund vorliegender Zeilen bemerkt: *il ne tarda pas à adresser personnellement ses remercîments à son bienfaiteur,* so ist das zu viel gesagt.

[3] Jansen l. c. S. 473 liest *ai.*

[4] Jansen S. 261 sagt: 'im Sommer sprach Rousseau über den "Essai" mit Malesherbes, der ihn in Montmorency besuchte'.

[5] Es handelt sich um den *Essai sur l'origine des langues, où il est parlé de la mélodie et de l'imitation musicale* (Œuvr. I, 370 ff.). Die ersten Aufzeichnungen hiervon hatte Rousseau schon bei seiner Arbeit zum *Discours sur l'inégalité* gemacht, aber die Schrift erschien erst nach seinem Tode im 16. Bande der Genfer Ausgabe von 1782, s. Jansen l. c. S. 255, 262, 473.

[6] Schon im Émile-Vertrage hatte Rousseau auf eine Gesamtausgabe seiner Werke hingedeutet; etwas bestimmter äufserte er sich darüber im Briefe an Guérin vom 21. Dezember 1760, und sehr bestimmt in zwei Briefen an Moultou vom 29. Mai und 24. Juli 1761 (Œuvr. X, 246, 257, 262), s. Beaudouin I, 548.

[7] Nach A. Jansen l. c. S. 255 darf man annehmen, dafs Rousseau bei dieser

qu'assurément je ne lui ferai pas. Daignez décider, Monsieur, vôtre jugement sera ma loi à tous égards.

J. J. Rousseau.

Bl. 56. *Minute* eines Briefes von Malesherbes an Rousseau vom 25. Oktober 1761, von Streckeisen-Moultou, Rousseau, ses amis et ses ennemis II, 415—416, nach dem auf der Neuchâteler Bibliothek befindlichen Originale publiziert. Es ist die Antwort auf den vorigen Brief. Da Streckeisen-Moultou letzteren nicht kannte, so meint er irrtümlich, dafs unter dem *ouvrage*, wie Malesherbes am Anfange sich ausdrückt (später nennt er es *dissertation*), die Handschrift des *Émile* zu verstehen sei. Malesherbes findet die Schrift (den Essay), die er freilich noch nicht genau gelesen, *utile et intéressant* [1] und rät Rousseau, sie gesondert drucken zu lassen.

Es folgt jetzt auf Bl. 57 und 58 ein längerer Brief Rousseaus vom 18. November 1761. Derselbe ist von Brunetière in seinen *Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française* (1882) p. 220—222 in extenso publiziert worden; [2] dies scheint Beaudouin entgangen zu sein, der im ersten Bande seines Werkes über Rousseau p. 556 gegen 20 Zeilen davon abdruckt und die Handschrift citiert. Die gröfste Besorgnis hat Rousseau wegen seiner Émile-Handschrift ergriffen, und er stellt es schon als eine Thatsache hin, dafs sie den Jesuiten in die Hände gefallen sei: *vous apprendrez, Monsieur, avec surprise le sort de mon manuscrit, tombé dans les mains des Jésuites par les soins du sieur Guerin.* — Nach Brunetière p. 220 könnte es scheinen, als ob erst mit diesem Briefe das Elend der unseligen Émile-Angelegenheit beginne, während Beaudouin Rousseaus Unruhe wenigstens vom 8. November datieren läfst (I, 556); aber auch das letztere ist nicht zutreffend, denn schon am 19. Oktober drückt er Duchesne seine Verwunderung darüber aus, dafs dieser den Druck des *Émile* mit dem zweiten Bande begonnen habe und fügt sogar hinzu: *ce mystère m'effraye un peu. Seroit-il possible que vous eussiez communiqué le manuscrit à quelqu'un, et que le premier tome ne fût pas actuellement dans vos mains?* (Œuvr. X, 270). Des weiteren beklagt er sich am 30. Oktober wieder bei Duchesne, und nicht ohne Grund, über verschiedene auf den Druck

---

Bemerkung an Rameaus *Code de musique* dachte, der 1760 erschienen war. Wenn übrigens Jansen S. 261 meint, dafs nirgends im Essai Rameaus Name genannt werde, so ist das ein kleiner Irrtum: er begegnet im 14. Kapitel, das über die Harmonie handelt (Œuvr. I, 399).

[1] In einem zuerst von Jansen S. 472—473 veröffentlichten Schriftstücke Rousseaus vom Jahre 1763 urteilt dieser wenig günstig über den Essay, sagt dann aber: *un magistrat illustre qui cultive et protège les lettres en a pensé plus favorablement que moi.* Auch in den *Confessions* gedenkt er des Beifalls, den Malesherbes der Schrift gespendet hatte (Œuvr. IX, 12).

[2] Im letzten Abschnitte des Briefes mufs es *n'y auroit-il* heifsen anstatt *n'y a-t-il.*

bezügliche und wenig verständliche Dinge und sagt wiederum: *il faut qu'il y ait là-dessous quelque mystère que je ne puis comprendre* (Œuvr. X, 277). So begreift man, dafs ein folgender Brief an Duchesne vom 8. November beginnen kann: *il est clair, monsieur, que mon livre est accroché, sans que je puisse m'imaginer à quoi* (Œuvr. X, 277). Kurz vor dem 16. November mufs er von den intimen Beziehungen vernommen haben, in denen Guérin zu den Jesuiten stand (vgl. Streckeisen-Moultou II, 417, 424), denn an diesem Tage schreibt er an Duchesne, er wisse nun, warum der Druck des *Émile* so langsam vorrücke (Œuvr. X, 282). Damals glaubte er noch, wie aus dem zweiten Abschnitte seines Briefes an Malesherbes vom 18. November hervorgeht, die Jesuiten wollten den Druck nur verzögern, um Zeit zu erhalten, eine Art Widerlegung zu schreiben, bevor das Buch erschiene; sehr bald aber kommt er zu der Überzeugung, die er Malesherbes gegenüber ausspricht, dafs die Jesuiten das Werk zu unterdrücken im Sinne hätten, und dafs der ganze Druck nur ein Scheinmanöver wäre. Wenn man einerseits berücksichtigt, dafs von Duchesne keinerlei Aufklärung kam, und wenn man andererseits Rousseaus leicht erregbare Phantasie in Rechnung zieht, so wird man einigermafsen verstehen, wie er dazu kam, unseren Brief an Malesherbes zu schreiben, und wird nicht von total ungerechtfertigtem Argwohn oder von reiner Tollheit reden, wie es Beaudouin und Brunetière thun.

Bl. 59 ist eine *Minute* eines Briefes von Malesherbes an Rousseau, den Streckeisen-Moultou II, 416 nach dem Original der Neuchâteler Bibliothek veröffentlicht hat. Er ist vom 18. November datiert und hat sich also mit dem Schreiben Rousseaus gekreuzt. Der Inhalt bezieht sich wieder auf den *Essai sur l'origine des langues:* Malesherbes rät ihm wieder, nicht erst eine Gesamtausgabe seiner Werke abzuwarten, sondern die Schrift sogleich und gesondert erscheinen zu lassen, s. Jansen, Rousseau als Musiker S. 262.

Bl. 60. Ein neuer Brief Rousseaus vom 20. November, vollständig abgedruckt bei Brunetière, Nouvelles études critiques p. 222 bis 223,[1] und beinahe vollständig bei Beaudouin I, 557—558. Auch Jansen l. c. S. 262, Anm. 2 führt ihn an. Streckeisen-Moultou II, 417, Anm. 2 bezeichnet ihn als verloren (Malesherbes nimmt am 24. November darauf Bezug). Rousseau geht von einem Extrem ins andere und beginnt mit den Worten: *Ah, Monsieur, j'ai fait une abomination!* Was ihm zwei Tage zuvor als gewifs und bewiesen erschienen war, das erscheint ihm jetzt als sehr zweifelhaft und vage, und dies, obwohl, wie er sagt, seit zwei Tagen sich nichts geändert

[1] Für *indications équivoques* mufs es heifsen *indices très-équivoques*, wie auch Beaudouin richtig liest, während letzterer wieder unrichtig am Schlusse den Plural *amples éclaircissements* an Stelle des Singulars schreibt.

hat.[1] Er ist ganz unglücklich über seine Unbesonnenheit und bittet, den vorigen Brief geheimzuhalten. Am Schlusse quittiert er über den Empfang des *Essai.*

Bl. 61. *Minute* eines kurzen Schreibens Malesherbes' vom 24. November, das nach dem Originale bei Streckeisen-Moultou II, 417 (vgl. Beaudouin I, 558) gedruckt ist, und dessen Anfang lautet: *Tranquillisés vous, Monsieur, je n'ay fait aucun usage de votre lettre qui doive vous inquietter.* Malesherbes erwähnt eine Antwort, die er Rousseau auf seinen Brief am 18. November habe zu teil werden lassen, und die dieser empfangen haben müsse.[2]

Bl. 62—63. Brief Rousseaus vom 29. November. Von dem ersten Abschnitte desselben hat Beaudouin I, 558 den Anfang und den Schlufs mitgeteilt. Neue Angst hat Rousseau um seine Émile-Handschrift befallen, und allerhand Sonderbarkeiten, die er in der Art der Korrektursendungen und beim Drucke selbst von neuem wahrnehmen mufs, haben ihn wiederum zu der Überzeugung geführt, dafs der Verleger ihn hinhalten will und dafs sein Werk verloren ist.

III.

a Montmorenci le 29 9bre 1761.

Voyant, Monsieur, après ma prémière étourderie que vous preniez la peine de m'écrire de vôtre main, j'avois résolu de vous épargner desormais l'importunité de cette affaire, tant qu'il me resterait des doutes; mais il ne m'en reste plus et je ne puis me dispenser de vous dire qu'il est clair à mes yeux que le libraire m'amuse et ne procéde point de bonne foi à l'impression. Depuis près de deux mois il fait faire la navette à cinq ou six épreuves qui passent et repassent perpétuellement devant mes yeux et me tiennent plus occupé à corriger et recorriger de nouveau les mêmes fautes d'impression que je ne l'ai été à la composition du texte. Il ne m'a pas été possible jusqu'ici de parvenir à voir une seule bonne feuille et je suis même étonné qu'il ne soit pas encore avisé de m'envoyer sous ce nom quelque épreuve un peu plus proprement tirée. Je suis persuadé, Monsieur, que d'un regard vous vérifierez ce que je ne puis conclurre ici que d'une multitude d'indices legers en eux-mêmes mais dont le concours fait pour moi démonstration et dont le résultat est que mon ouvrage est

---

[1] Es scheint danach, als ob er erst nach der Abfassung dieses Briefes die neuen Korrekturbogen erhalten hat, von denen er an demselben 20. November an Duchesne schreibt, und deren Eintreffen ihn wenigstens so weit beruhigt hat, dafs er sagen kann: *si le tort est de mon côté, comme je le souhaite. vous me verrez empressé à le réparer* (Œuvr. X, 282).

[2] Man findet diese Antwort bei Streckeisen-Moultou II, 417, no. X (vgl. Beaudouin I, 557). Malesherbes giebt darin seinem Erstaunen Ausdruck; er hält mit seinem Urteil zurück, bis er zur Gewifsheit gelangt ist (vgl. Brief vom 24.). Die kurzen Zeilen sind erst vom 22. November datiert, und das kann wundernehmen, weil man meinen sollte, Rousseaus Gönner müfste schon dessen Brief vom 20. in Händen gehabt haben, während er sich doch nur auf den Brief vom 18. bezieht, allein es ist zu berücksichtigen, dafs er auf dem Lande in Malesherbes war, Rousseaus Briefe also erheblich längere Zeit gebrauchten, um an ihn zu gelangen. Sein Aufenthalt auf dem Lande erklärt auch, warum er sich nicht sogleich Aufklärung verschaffen, oder vielmehr Nachforschungen anstellen konnte.

perdu; car quoique j'ignore quelles mains le retiennent, je ne puis m'empêcher de le présumer, et quoique je connoisse vôtre autorité et que je pressente toute l'indignation de vôtre justice, je sais aussi que *nescit orcus reddere praedam.*[1]

Seul, sans correspondance, sans aucune connoissance de ce qui se passe, je prends la liberté de vous demander, Monsieur, quand vous serez à Paris et que vous aurez vu l'état des choses vos instructions sur la maniére dont je dois me conduire en cette occasion; mais je vous supplie de ne pas m'écrire de vôtre main, je suis trop plein de cette affaire pour ne pas vous entendre à demi-mot. Au reste je ne doute point que le libraire ne soit sur ses gardes averti par une lettre très folle et très mal digérée que je lui écrivis dans la force de mes allarmes[2] et à laquelle il répondit deux jours après par trois nouvelles épreuves qui dissipérent à l'instant tous mes soupçons.[3] Je n'ai ni sang-froid ni prudence et n'en suis que plus à plaindre. Je tâche de ne faire injustice à personne, mais je ne la sais pas supporter. Soyez mon protecteur contre moi-même en m'honorant de vos avis; ma déférence me tiendra lieu de sagesse et vous prouvera mon respect.

J. J. Rousseau.

Bl. 64—65. Brief Rousseaus vom 30. November. Die ersten paar Zeilen desselben sind bei Beaudouin I, 558—559 gedruckt. Rousseau, dem die Émile-Angelegenheit immer unheimlicher wird, sucht von Duchesne loszukommen und hat deshalb Vorschläge für diesen ausgearbeitet, welche er Malesherbes unterbreitet.

IV.

A Montmorenci le 30 9br 1761.

Je vous demande pardon, Monsieur, de mon éternelle importunité; mais l'inquiétude sur le sort de mon livre me consume et me tüe. On pardonne beaucoup de choses à un homme dans cet état. J'ai jetté sur le papier quelques propositions pour le Sr Duchesne que je soumets à vôtre examen. Je n'imagine pas sur quel pretexte il pourroit se défendre de choisir entre ces propositions, et dans ce cas-là même je pense qu'elles auroient toujours servi à manifester ses véritables intentions. Je pense aussi dans le cas du choix il préfereroit celle du terme préfix[4] qu'il rejetteroit aussi loin qu'il seroit possible, uniquement pour gagner du tems, et s'assurer de moi jusqu'à ce tems-ià. C'est aussi, par la même raison celle pour laquelle j'aurois le plus de répugnance, à moins que ce terme

[1] Dasselbe Citat gebraucht Rousseau mit Bezug auf dieselbe Sache in einem Briefe an Moulton vom 12. Dezember 1761 (Œuvr. X, 288).

[2] Es ist der Brief vom 16. November gemeint (Œuvr. X, 282).

[3] Man sieht nicht deutlich, wie Rousseau rechnet; es ist nicht glaublich, dafs er schon zwei Tage, vom Datum seines Briefes an gezählt, also am 18., die drei Korrekturbogen erhielt, denn dann konnte er doch nicht gut an Malesherbes unter dem 20. schreiben: *rien n'est changé depuis avant-hier*, s. vorige Seite, Anm. 1. Es ist also wohl gemeint, dafs Duchesne am 18. die Druckbogen auf die Post gegeben hat, oder aber das Datum des Briefes vom 16. ist vielleicht nicht richtig.

[4] Nachdem Rousseau zwei Vorschläge behufs Rückgabe des Manuskriptes gemacht hat, sagt er, dafs, wenn Duchesne doch die Handschrift behalten wolle, er einen Termin festsetzen solle, bis zu welchem das Buch veröffentlicht sein würde.

ne fut aussi prochain qu'il doit raisonnablement l'être. D'abord il prétendoit avoir fait son traitté avec l'imprimeur pour que l'ouvrage parut à la mi-Janvier. Dans une visitte qu'il me fit quelque tems après, son associé[1] (car lui n'est q'un homme de paille) me fit entendre que ce seroit pour le mois de fevrier; je ne doute pas qu'à présent il ne prenne le mois de mars, et ainsi chaque mois reculant d'un mois il se trouvera toujours à la même distance. Enfin de maniére ou d'autre il sera toujours à la même distance. Enfin de manière ou d'autre il sera toujours plus avantageux pour moi de savoir à quoi m'en tenir que de rester plus longtems dans l'état de perplexité et d'incertitude où je vis depuis deux mois et même depuis trois que le manuscrit est entre ses mains. En attendant je travaille à tout évenement à mettre en état mon brouillon,[2] ce qui n'est pas une petite affaire, la copie étant mise dans un autre ordre et considérablement augmentée. J'espère avoir tout dit et que c'est ici la dernière importunité que vous recevrez de moi sur cette affaire. Malheureusement pour vous, Monsieur, je n'ai que celle-là,[3] et vous éprouvez trop avec moi la vérité du proverbe.[4] Je le sens, j'en gémis, j'embrasse vos genoux, et je me tais.

J. J. Rousseau.

Bl. 66—67 enthalten die oben erwähnten Vorschläge Rousseaus für Duchesne. Man findet dieselben kurz analysiert bei Beaudouin I, 559.

Auf Bl. 68 folgt von Rousseaus Hand ein Auszug aus einem Briefe Reys: Extrait d'une lettre de Marc Michel Rey libraire à Amsterdam, à J. J. Rousseau du 7e Xbre 1761. Dieser Auszug, von Beaudouin I, 559 erwähnt, ist von Rousseau seinem den 13. Dezember an Malesherbes gerichteten und auf Bl. 71 stehenden Briefe beigelegt worden. Das Wichtigste daraus ist die Mitteilung Reys, dafs der *Émile* in Paris gedruckt werde, eine Mitteilung, die Rousseau um so mehr überraschen mufste, als er von vornherein verlangt hatte, dafs sein Werk nicht in Frankreich gedruckt werden solle. — Hieran schliefst sich eine schwer leserliche Bemerkung von Malesherbes Hand des Inhaltes, dafs von dem Verleger wegen Rousseaus Buch Auskunft zu fordern sei.

Bl. 69—70. Brief Rousseaus, erwähnt von Beaudouin I, 560. Malesherbes hatte gleich nach seiner Rückkehr nach Paris mit Duchesne gesprochen und das Ergebnis der Unterredung am 7. Dezember Rousseau mitgeteilt (Streckeisen-Moultou II, 417). Letzterer nimmt darauf in seinem Briefe Bezug.

---

[1] Es ist Guy gemeint; vgl. Confessions XI (Œuvr. IX, 16, 17) und Streckeisen-Moultou I, 447.

[2] Rousseau suchte für alle Fälle den Text der Reinschrift aus dem Konzepte wiederherzustellen. Am 12. Dezember schreibt er davon auch an Moultou (Œuvr. X, 287); eine Woche später ist ihm dies mit der *Profession de foi* gelungen (Œuvr. X, 289), welches Stück er ihm dann bald übersendet (Œuvr. X, 292), vgl. E. Ritter, Nouvelles recherches etc. in der Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Litter. II, 342.

[3] Er meint, dafs er nur diese Angelegenheit im Kopfe habe.

[4] Ich vermag nicht zu sagen, welches Sprichwort Rousseau im Auge hat, vielleicht: *il n'y a pire ennemi qu'un familier ami* (Leroux de Lincy, Prov. franç. II, 318).

V.

a Montmorenci le 8 Xbre 1761.

Je comprends, Monsieur, sur le détail dans lequel vous daignez entrer avec moi, combien mon étourderie et mon indiscretion auroient du vous paroitre inexcusable, et combien vous les avez couvertes d'indulgence de bontés et de soins. Cependant malgré ce qu'a pu vous dire le Sr Duchesne, mon inquiétude n'étoit peut-être pas aussi deraisonable qu'elle le paroit. Si je n'avois que sa lenteur à lui reprocher, il ne seroit là-dessus dans le cas des autres libraires et moi dans le cas des autres auteurs. Mais la conduite qu'il tient et le mistére impénétrable dont il s'enveloppe avec moi ne sont point de l'usage accoutumé. Quelque peu qu'avancent les libraires, ils font quelque chose ou conviennent qu'ils ne font rien; mais après trois mois d'empressement et deux mois de travail j'en suis encore à savoir si celui-ci a reellement commencé. Après m'avoir tenu trois semaines entiéres sur deux épreuves allant et venant je suis tout étonné, quand j'attends les bonnes feuilles, d'apprendre qu'il a défait les formes sous le plus frivole prétexte. On recommence sur nouveaux frais, on travaille à la fois sur deux volumes, l'entreprise promet de la rapidité, et le tout aboutit à cinq ou six feuilles dont les épreuves vont et viennent depuis un mois sans que rien s'achéve; quand je demande de bonnes feuilles on ne m'en envoye point,[1] quand je demande au moins s'il y en a, on ne me répond point; j'en suis encore à savoir ce que sont devenues mes corrections, quel œil aura mon livre, s'il y en a déja une seule feuille imprimée, et si le travail que je fais sur les epreuves n'est pas un travail perdu. Vous conviendrez, Monsieur, que tout cela n'est pas ordinaire, et qu'un autre dans le même cas ne se fut peut-être pas inquieté moins que moi.

Tout cela paroit contre l'intérest du libraire, j'en conviens; mais cette réflexion loin de me rassurer est ce qui m'allarme, en me faisant présumer qu'un intérest plus grand ou un pouvoir auquel il ne peut resister le retient. Ma crainte n'est pas que mon livre soit falsifié de mon vivant, je le reconnoitrois, j'aurois recours à vous et vous me rendriez justice: mais que puis-je penser de cette impression feinte et de ces delais affectés sinon qu'on attend que mes maux aient achevé de me consumer pour substituer sous mon nom un autre livre au mien, sans que personne le desavoüe et sans que vous-même, Monsieur, soyez instruit de cette fausseté? Si je pouvois donner à l'étrange conduite du libraire quelque interprétation plus favorable je le ferois; mais pour moi je n'en vois point d'autre à moins qu'il ne soit devenu fou. Les épreuves que je revois ne sauroient me rassurer là-dessus quand même je reverrois ainsi successivement tout le livre; ce qui est sur les épreuves ne signifie rien pour moi tant que je ne puis pas venir à bout de voir les feuilles imprimées: car qui peut m'assurer des changemens qu'on y aura faits?

Le traitté avec Neaulme n'est pas pour imprimer leur édition, mais pour en faire sur leurs propres feuilles une autre paralelle à celle-là pour

[1] In der Antwort von Malesherbes auf diesen Brief (Streckeisen-Moultou II, 419) heifst es, der Verleger behaupte, dafs er Rousseau brieflich vorgeschlagen habe, er wolle ihm die Aushängebogen immer erst nach Vollendung eines ganzen Bandes schicken, und dafs er, da Rousseau darauf nicht geantwortet, angenommen habe, er sei damit einverstanden gewesen. Dies stellt Rousseau aufs entschiedenste in Abrede in einem Briefe an Malesherbes vom 23. Dezember 1761 (Œuvr. X, 295), und im Briefe an Duchesne vom Tage zuvor hält er diesem direkt die Unwahrheit seiner Aussage vor: *vous savez mieux que personne que vous ne m'avez jamais rien dit ni écrit de semblable* (Œuvr. X, 291).

la Hollande et l'Angleterre;[1] je ne sais rien de ce traitté que ce que m'en a dit M. Guerin et ce qu'ils m'en ont marqué eux-mêmes;[2] mais les uns et les autres en ont donnè la négociation pour cause du retard de l'impression, et depuis que selon eux le traitté est enfin conclu l'impression n'en va pas mieux. Ma proposition étoit donc de me substituer au Sr Neaulme[3] et de me charger de l'édition étrangére aux mêmes conditions. Au moyen de quoi Duchesne eut fait son édition tout à son aise, mais moi j'aurois été le maitre de celle-là.

J'estime que tout l'ouvrage peut avoir environ 60 feuilles. Ils promettoient trois feuilles par semaine et ils promettoient que l'ouvrage paroitroit à la mi-janvier. La contradiction de ce double engagement[4] me sauta aux yeux et me fit de la peine. Il y a deux mois de cela, il n'y a pas encore une seule feuille de faite et ils promettent maintenant l'ouvrage pour le mois de Mars.[5] Soit; mais l'ouvrage ne sauroit être fait au mois de mars, que dans l'intervalle il ne s'en fasse quelque chose. La seule chose que je demande, et qui me paroit bien raisonable à demander, c'est de voir les bonnes feuilles à mesure qu'on les tirera.

Voici, Monsieur, la derniére importunité que vous recevrez de moi sur ce chapitre. J'avois déja du penchant à croire mes craintes mal fondées, et la lettre que vous avez eu la bonté de m'écrire me rassure encore beaucoup. Après avoir pris les mesures qui m'ont semblé convenables j'ai résolu de ne plus m'inquieter de cette affaire et de n'en garder que le souvenir que je dois à vos bontés.

J. J. Rousseau.

Bl. 71. Neuer und letzter Originalbrief Rousseaus vom 13. Dezember 1761, erwähnt von Beaudouin I, 560—561. Zwischen diesem und dem vorigen liegt ein Schreiben von Malesherbes, abgedruckt bei Streckeisen-Moultou II, 419, no. XIII, und dort datiert *décembre 1761.* Dafs es auf Rousseaus Brief vom 8. Dezember antwortet, erhellt daraus, dafs Malesherbes gleich eingangs meldet, die Aushängebogen, auf welche, wie wir sahen, Rousseau so sehr gedrungen hatte, würden in Bälde eintreffen.[6] Rousseau hätte dadurch

---

[1] Von diesem Vertrage zwischen Duchesne und dem Amsterdamer Verleger Néaulme war Rousseau anfangs nichts mitgeteilt worden; als er davon erfuhr, glaubte er offenbar, es handele sich um eine erst nach der fertig vorliegenden von Duchesne und Guy zu erscheinende Ausgabe; jetzt weifs er, dafs es eine sekundäre Parallelausgabe sein sollte, was bei seiner Furcht, das Werk könne im ersten Drucke verstümmelt werden, einen Unterschied für ihn ausmachte, vgl. Brockerhoff, J.-J. Rousseau II, 334.

[2] Die Handschrift bietet *ce qu'il m'en marqué eux-même,* was ich in obiger Weise ergänzen zu müssen geglaubt habe; *eux-mêmes* geht auf Duchesne und seinen Kompagnon Guy.

[3] Dies hatte Rousseau in seinen S. 345 besprochenen *Propositions* vorgebracht; er würde gewifs Rey mit der Ausgabe betraut haben.

[4] Rousseau scheint den ersten Korrekturbogen nicht früher als Mitte Oktober erhalten zu haben, s. Brief an Duchesne vom 19. Oktober (Œuvr. X, 271).

[5] Duchesne hatte Malesherbes eine derartige Versicherung gemacht, was letzterer Rousseau am 7. Dezember mitteilt (Streckeisen-Moultou II, 418).

[6] Es heifst da: *vous recevrez, monsieur, mardi prochain huit bonnes feuilles au moins.* Es kann von den Dienstagen jenes Monates nur Dienstag der 15. Dezember gemeint sein, schon weil Malesherbes sagt, er erwarte die Marschallin von

einigermafsen beruhigt sein können, allein er hatte zugleich den oben erwähnten Brief von Rey erhalten mit der Nachricht, dafs der Émile in Paris (statt aufserhalb Frankreichs) gedruckt werde. So ist der Tenor seines folgenden Briefes verständlicher.

VI.

A Montmorenci le 13 Xbre 1761.

Je dois vous prévenir, Monsieur, que le secret que je vous avois demandé[1] ne peut plus avoir lieu, l'affaire devenant de jour en jour plus claire, et c'est donner trop d'avantage aux méchans de se laisser égorger sans rien dire. D'ailleurs, ce secret n'a pu regarder en aucun tems Madame la Mareschale de Luxembourg, et quoique je n'aye point voulu l'inquieter de cette affaire elle a su[2] que le livre ne s'imprimoit point; sa bonté pour moi l'engagera peut-être à vous en parler, et comme elle doit venir demain à Paris, je la préviens que l'état des choses vous est connu. Permettez-moi de joindre ici l'extrait d'une lettre de Rey que je viens de recevoir et par lequel vous reconnoitrez, je m'assure, que je n'étois pas si visionnaire que vous l'avez pu penser.[3] Pardon, Monsieur, ayez pitié de ma misère et ne vous rebutez pas, je vous conjure, de mes importunités.

J. J. Rousseau.

Bl. 72. Abschrift des Briefes, welchen Rousseau am 23. Dezember 1761 an Malesherbes schrieb (Œuvr. X, 295[4]), und in dem er sich in den heftigsten Selbstanklagen ergeht, sich nur gegen die Unterstellung Duchesnes bezüglich der Aushängebogen verwahrend. Wie Bl. 73 lehrt, hatte Malesherbes ihn an die Marschallin von Luxemburg geschickt. Zwischen diesem Briefe und dem vorigen liegen zwei Schreiben von Malesherbes an Rousseau, die Streckeisen II, 422 auf den Februar 1762 datiert hat, die aber am 14. und 16. Dezember 1761 geschrieben worden sind, s. Ritter, Nouv. rech. etc. p. 342.

Luxemburg, welche den 14. Dezember in Paris eintraf (Streckeisen-Moultou I, 447); da aber Malesherbes nicht *mardi prochain* anstatt *après demain* gesagt haben würde, wenn er erst am Sonntage geschrieben hätte, so mufs er früher geschrieben haben, und folglich können wir seinen Brief zwischen den 9. und 12. Dezember einschliefsen.

[1] Rousseau hatte im Briefe vom 20. November um Geheimhaltung desjenigen vom 18. November gebeten.

[2] An demselben Tage hatte Rousseau auch an die Marschallin von Luxemburg geschrieben und sein Buch für verloren erklärt (Œuvr. X, 290).

[3] Diese Worte möchte man vor die ganze Émile-Angelegenheit gesetzt wissen, von der uns eine umfassende alles umsichtig und gerecht abwägende Darstellung immer noch fehlt. An der Richtigkeit obiger Worte ändert nichts der Umstand, dafs Rousseau nachher in Briefen fast alles und jedes zurücknahm, denn es lag in seinem damaligen Zustande und auch in seiner Natur überhaupt, von einem Extrem ins andere zu gehen; der Bericht in den *Confessions* über das erste Stadium der Angelegenheit kann gleichfalls aus verschiedenen Gründen bei der Beurteilung nicht in Betracht kommen, wie schon Morin, Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau, zutreffend bemerkt hat.

[4] Die beiden letzten Abschnitte sind in der Abschrift als Postscriptum (PS) bezeichnet.

Das erste derselben antwortet auf Rousseaus Brief vom 13., wie aus der Bemerkung am Anfange hervorgeht: *je savais, il y a longtemps que l'ouvrage s'imprimait en France; je croyais que vous le saviez aussi: c'est pour cela que j'ai oublié de vous le mander.*[1] Das zweite ist ein förmliches Mémoire, von grofser Wichtigkeit für die Beurteilung von Malesherbes' Verhalten; es sei gestattet, wenigstens folgenden Passus herauszuheben: *Le premier marché de Duchesne était fait dans la supposition qu'on imprimerait en Hollande. Depuis ce temps-là, on a imaginé, pour plus grande facilité d'imprimer en France. Je l'ai su, mais j'ai feint de ne le pas savoir, et j'avais pour cela des raisons trop longues à détailler dans une lettre.* Übrigens hatte schon am 15. Dezember die Marschallin an Rousseau geschrieben und ihm das Ergebnis ihrer Unterredung mit Duchesne und Guy mitgeteilt (Streckeisen-Moultou I, 447). Rousseau erhielt dann die Aushängebogen nebst einem vorwurfsvollen Briefe von Duchesne, den er am 22. Dezember beantwortete (Œuvr. X, 291).

Bl. 73. Von der Hand Malesherbes' geschriebene *Minute* eines Briefes von ihm an die Marschallin, dem er obiges Schreiben Rousseaus beilegt. Beaudouin I, 563 hat die den Hauptinhalt bildenden Zeilen abgedruckt. Bemerkenswert darin sind die Worte: *vous y verrez comme dans toute la suite de cette affaire le fond de son âme et ce mélange d'honnêteté, d'élevation et en même tems de mélancholie et quelquefois de désespoir qui fait le tourment*[2] *de sa vie mais qui a produit ses ouvrages.*

Bl. 74—75. *Minute* des bedeutsamen Briefes, den Malesherbes am 25. Dezember als Antwort auf Rousseaus Schreiben vom 23. an diesen gerichtet hat, und der nach dem Originale bei Streckeisen-Moultou II, 420—422 wiedergegeben ist. Malesherbes urteilt über Rousseaus bisheriges Verhalten in der Émile-Angelegenheit, da letzterer indirekt begehrt hatte, seine Meinung zu hören; er spricht dabei auch über Rousseaus Temperament und ganze Naturanlage, sowie von den üblen Wirkungen der Einsamkeit. Die Antwort hierauf und besonders auf den letzten Punkt sind die vier berühmten Briefe Rousseaus vom Januar des folgenden Jahres, die, wie schon Ritter betont hat, in diesem Zusammenhange beurteilt sein wollen.[3]

Bl. 76. Kurzes schwer leserliches Schreiben der Marschallin von Luxemburg an Malesherbes, ohne Interpunktion und mit besonders eigentümlicher Orthographie. Es bildet die Antwort auf den

---

[1] Diese Stelle ist bezeichnend, denn noch am 7. Dezember hatte Malesherbes an Rousseau geschrieben: *au reste, je dois vous avertir que je doute que son marché avec Néaulme existe, et que j'ai lieu de croire que c'est ailleurs qu'il fait imprimer* (Streckeisen-Moultou II, 419).

[2] Bei Beaudouin steht dafür unrichtig *fond.*

[3] Beaudouin I, 565 stellt es neuerdings wieder so dar, als ob Rousseau sich dabei in besondere Positur gesetzt habe.

oben besprochenen Brief Malesherbes. Das Datum ist: *a versailles ce samedy;* dieser Sonnabend ist höchst wahrscheinlich der auf den 23. Dezember (Datum von Rousseaus Brief) folgende, und dieser war im Jahre 1761 der 28. Den Anfang hat Brunetière, Nouv. étud. crit. p. 224 angeführt. Die ersten drei Zeilen findet man auch bei Beaudouin I, 563—564; sie lauten: *voũs este plein de bonté et d'humanité monsieur ce pauvre rousseau en a grand besoin*[1] *mais il est aussy bien intereses.*[2]

[1] Rousseau bedurfte nicht nur der *bonté* und *humanité* von Malesherbes, sondern er hatte — das stehe ich nicht an zu sagen — ein Recht darauf. Die Marschallin und Malesherbes hatten die ganze Angelegenheit in die Hand genommen und waren ihm daher auch Aufklärung schuldig über die verschiedenen auffallenden Dinge, die sich während des Druckes des Émile in der zweiten Hälfte von 1761 zutrugen. Man mufs sich überhaupt wundern, wie so viele Litterarhistoriker gar nicht genug die schier unerschöpfliche Langmut von der Marschallin und Malesherbes Rousseau gegenüber bewundern können. Wenn auch beide gewifs Rousseaus Bestes im Auge gehabt haben, so haben sie beide doch den schweren und verhängnisvollen Fehler begangen, entgegen seiner nachdrücklichen Forderung, dafs das Buch keinesfalls in Frankreich gedruckt werden sollte, letzteres doch geschehen zu lassen, ohne ihn vorher von ihrer Absicht zu verständigen: sie hatten also alle Ursache, sehr freundlich und nachsichtig zu sein.

[2] So lese ich gegenüber Brunetière und Beaudouin (das *s* am Ende liefse sich im Hinblick auf *este* und ein folgendes *faitte* erklären); der Schlufs des Wortes ist allerdings nicht ganz deutlich, aber *interesant* ist auch bei vielem guten Willen nicht herauszulesen. Übrigens würde ein solches Wort in diesem Zusammenhange kein besonders günstiges Licht auf die Marschallin werfen. Ich verstehe *intéressé* dahin, dafs sie meint, Rousseau wäre bei der Sache auch stark beteiligt, sie ginge ihn nahe an. Nach dem eben erörterten Worte fährt die Marschallin in Sätzen fort, deren logischer Zusammenhang mir wenig klar ist: *ie ne partage point sa reconoisance il merite luy seul tout ce que vous faitte pour luy ce n'est pas que ie sois ingratte car ie conte monsieur sur l'honneur de votre amitié et personne n'en fait un cas plus precieux que moy soyé persuadé ie vous suplie des sentiments du plus tendre attachement avec le quel j'ay l'honneur destre*

monsieur votre tres humble et tres obeisante servante

la d. de luxembourg.

Berlin. Schultz-Gora.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 27. April 1897.

Herr Friedr. Müller erstattet Bericht über die kleine 'Sammlung Wörter, Sprichwörter und Redensarten, mit besonderer Rücksicht auf die Eigenheiten der deutschen und der niederländischen Sprache' von Susan, revidiert von Spruyt (Groningen, Noordhoff u. Smit, 88 S.), und über das gröfsere, gleichfalls der praktischen Vergleichung der zwei Sprachen, nebenher aber der Einführung in die holländischen Sitten und Einrichtungen gewidmete Buch des Leydener Professors Sicherer 'Lorelei, Plaudereien über Holland und seine Bewohner' (Leyden, Sijthoff, 1870, zwei Bände) und zeigt an zahlreichen Beispielen, wie nach Herkunft und Bildungsweise identische Wörter der beiden nahe verwandten Sprachen in Sinn und Färbung doch oft so wesentlich auseinandergehen, dafs eine unvorsichtige Verwendung des einen im Sinne des nur etymologisch übereinstimmenden anderen einen lächerlichen oder ärgerlichen Mifsgriff bedeutet.

Herr Mackel sucht zu beweisen, dafs das Verständnis für den eigentlichen Sinn der altdeutschen Personennamen früher geschwunden gewesen sein mufs, als man gewöhnlich annimmt. Er führt sprachliche Gründe an, die für diese Ansicht sprechen, und bespricht dann ausführlicher einen sachlichen Grund, aus dem hervorgehe, dafs das Bewufstsein ihrer wahren Bedeutung zur Zeit der Einführung des Christentums nicht mehr vorhanden gewesen sein kann. Die germanischen Personennamen seien ihrer ursprünglichen Bildung nach derartig mit heidnischen und kriegerischen Vorstellungen verbunden, dafs die Bekehrer und Geistlichen sie, wie so vieles andere Heidnische, hätten bekämpfen müssen, wenn sie noch in ihrem ursprünglichen Sinne gegolten hätten. Das sei aber nicht geschehen, die Kirche habe sich ihnen gegenüber ganz gleichgültig verhalten. Herr Schulze-Veltrup hält entgegen, dafs man den Einflufs der

Geistlichen zu jener Zeit nicht überschätzen dürfe; dafs sie vielleicht die alten Namen aus Klugheit geschont hätten. Herr Bethge meint, man dürfe auch nicht zu viel Heidnisches in diesen Namen suchen; es sei ihm z. B. zweifelhaft, ob die Tiere, die bei der Namenbildung eine so grofse Rolle spielen, deshalb gewählt seien, weil sie Gottheiten geweiht gewesen seien. Man dürfe bei Entscheidung dieser Frage auch nicht aufser acht lassen, wie sich die Geistlichen bei der Bekehrung der Skandinavier den altnordischen Namen gegenüber verhalten hätten.

Herr Tobler machte Mitteilungen über den von dem Oberstlieutenant z. D. Herrn Pochhammer unternommenen Versuch, die Göttliche Komödie in deutschen Oktaven und zwar so wiederzugeben, dafs möglichst weiten Kreisen Verständnis und Genufs des Kunstwerkes auch ohne kommentierenden Beistand ermöglicht werde. Von der neuen Übertragung sind Proben bereits in der 'Christoterpe' 1895 und in 'Nord und Süd' veröffentlicht; ein weiteres, noch ungedrucktes Stück, die dem 22. Gesange des Inferno entsprechende 'Teufelshetze', ist durch den Verfasser der Gesellschaft eingesandt und wurde nach einigen orientierenden Vorbemerkungen vorgelesen. Die kraftvolle Sprache der Wiedergabe und die Gewandtheit, mit welcher Herr Pochhammer die Oktave handhabt, wurden allseitig anerkannt; gewisse Härten der Rede wird ihm zu meiden vielleicht bei weiterer Rückkehr auf das Geleistete noch gelingen. Das Stück soll im Archiv zum Abdruck kommen (s. Bd. XCIX, 133).

Herr Keller hat sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 11. Mai 1897.

Herr Bethge sprach über 'Recht und Gericht in der germanischen Urzeit'. Der Vortragende betonte zunächst die Unvollkommenheit der germanischen Rechtspflege und das reiche Mafs persönlicher Freiheit, das im altgermanischen Staate dem einzelnen eingeräumt war. Zwischen den staatsrechtlichen Grundbegriffen 'Friede' und 'Freiheit' besteht der engste Zusammenhang; beide Begriffe entstammen der Sippenverfassung. Die auf familienrechtlicher Grundlage beruhende Selbsthilfe und die Sippengerichtsbarkeit machen ein Eingreifen des Staates verhältnismäfsig selten notwendig. Von einer 'Strafe' in unserem Sinne ist keine Rede. Die Hinrichtung und ihre Milderung, die Geifselung, ist ein blutiges Opfer für die erzürnte Gottheit, daher sie auch vom Staatspriester vollzogen wird. Die Zahlung einer Bufse im Zivilprozefs ist lediglich Schadenersatz; ja selbst die darüber hinaus an den Staat zu zahlende Summe, der sogenannte *fredus,* ist nicht Strafe, sondern Entgelt für das Eingreifen der Staatsgewalt in den Streit der Parteien. Erst mit dem Eindringen christlicher und römischer Anschauungen kam ein Strafbegriff in

unserem Sinne auf. — Der Vortragende erörtert zunächst die Fälle, in denen der Staat von selbst gegen den Friedebrecher vorging, bei Landesverrat, grober Unzucht, Tempelraub; auf gewisse Vergehen der Feigheit stand Ausschlufs von den staatsbürgerlichen Rechten; es ist indes unklar, ob diese Infamie durch einen gerichtlichen Akt verhängt wurde oder nur in der thatsächlichen Verachtung seitens der Volksgenossen, zunächst der eigenen Sippegenossen, bestand. Bei den meisten übrigen Vergehen griff der Staat nur auf ausdrückliches Anrufen des Verletzten ein. Zunächst blieb es diesem und seiner Sippe überlassen, sich Genugthuung zu verschaffen; zwischen den beiden Parteien tritt ein vom Staate nicht gehinderter, im Laufe der Zeit jedoch auf immer weniger Fälle eingeschränkter Fehdezustand ein. Nach Austrag der Fehde wurde ein feierlicher Sühnevertrag geschlossen und 'Urfehde', d. h. 'Ende des Hasses' geschworen. Bei blofsen Vermögensschädigungen mufste sich der Geschädigte mit einer Geldbufse begnügen, zu deren Eintreibung er die Hilfe des Gerichts anrufen konnte. Die Bufse bei Totschlag und Mord heifst 'Wergeld', d. h. Entgelt für einen Mann. Von der Bufssumme, die in Vieh gezahlt wird, empfangen die Sippegenossen Anteile, wie umgekehrt die Sippegenossen des Schuldigen zur Aufbringung der Bufssumme beizutragen haben. Wenn sich der Schuldige der Zahlung der Bufse hartnäckig entzog, schied er schliefslich aus dem allgemeinen Frieden; er wurde aus dem Staats- und Sippenverbande ausgestofsen. — Der Vortragende schilderte alsdann die germanische Gerichtsverfassung und den Rechtsgang, mit wesentlichem Anschlufs an Brunner; etwas näher wurde dabei auf die Gottesurteile und die gerichtlichen Zweikämpfe eingegangen. Am Schlufs fafste der Vortragende seine Ausführungen in eine kurze Charakteristik der dem germanischen Rechte eigentümlichen Züge zusammen: in höherem Grade, als es in den Darstellungen unserer Rechtshistoriker geschieht, ist die Durchsetzung der Rechtspflege einerseits mit sakralen Elementen, andererseits mit den Überresten der vorgeschichtlichen Geschlechterverfassung anzuerkennen.

Herr Kabisch sprach nach einer kurzen Darstellung des Lebens der Gräfin Helene Vacarescu über ihre drei dichterischen Werke *Chants d'Aurore, Le Rhapsode de la Dămborita* und *L'âme sereine,* die alle viel Nachbildungen rumänischer Stoffe enthalten. Der Dichterin sind in der Jugendzeit hübsche kleine französische Gedichte gelungen. Feuriger klingen die Lieder aus der Zeit der Liebe zum Kronprinzen. Immer deutlicher tritt das Nationalgefühl in den Werken der Dichterin hervor, die es auch bedauert, französisch dichten zu müssen.

Der Vorsitzende brachte Zuschriften der Ehrenmitglieder Herren G. Paris und A. Mussafia zur Kenntnis der Gesellschaft.

Herr Keller wurde in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 14. September 1897.

Der stellvertretende Vorsitzende machte Anzeige von dem während der Sommerpause erfolgten Ableben der ordentlichen Mitglieder Dr. Fritz Bischoff († am 24. Mai) und Prof. Dr. H. Buchholtz († am 13. August), sowie des korrespondierenden Mitgliedes Prof. Ges. Boyle. Die Anwesenden ehrten das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Förster berichtete über folgende neue Erscheinungen auf dem Gebiete der spanischen Studien:

1) Das altspanische Verbum. Von Dr. A. Gafsner. Halle 1897. Das Werk, eine recht tüchtige Leistung eines 'Anfängers', führe methodisch sicher durch die Wirrnis und Fülle der altspanischen Formen hindurch bis zu deren gegenwärtigem Bestande. Mit vollem Rechte räume Gafsner der Anbildung oder Beeinflussung (Analogie), man könne auch sagen der Ansteckung der schwächeren Form durch die stärkere, einen weiten Spielraum ein. Natürlich leide eine solche Untersuchung auch unter der Unvollkommenheit altspanischer Sprachforschung und der noch mangelhaften Scheidung und Feststellung der Mundarten. Aus der Statistik der Formen, einzeln vorkommenden gegenüber, Gesetze herzuleiten, sei bedenklich; in jener Zeit habe ein wilder Kampf ums Dasein auch zwischen den sprachlichen Formen und eine bunte Überfülle geherrscht. Das Verdienst des Verfassers würde noch gröfser sein, wenn er auch auf gröfsere Reinheit des deutschen Ausdrucks achtete.

2) *Révision de la loi des voyelles finales en espagnol.* Par Éd. Porębowicz. Paris 1897. Die lohnende Aufgabe sei gut durchgeführt worden. Der Verfasser behandele die einzelnen Vokale auch mit Rücksicht auf die Stellung zur Tonsilbe, auf Konsonantengruppen. Mit Recht warne er, nach Morel-Fatios u. a. Vorgange, vor verfrühter Feststellung der Mundarten. Es sei wohl möglich, dafs einzelne Schriftsteller sich auch einen besonderen Dialekt gebildet hätten, der sich mit dem eines Volksstammes nicht ohne weiteres decke.

3) *Miscellánea de versificacion castellana.* Por Federico Hanssen. Santiago de Chile 1897. Die Schrift behandelt ausführlich die Prosodie des Gonzalo de Berceo. Ferner sucht Hanssen die *Cántica de los judíos* (Duelo 178—90) und die *Versetes de antiguo rimar* von Lopez de Ayala wieder herzustellen. Den Schlufs machen Beobachtungen über die *Cánticas de Juan Ruiz* hinsichtlich des Reimes. Alle Aufsätze seien wohl durchdachte und verdienstliche Beiträge zur altspanischen Metrik und Textfeststellung. Das Bedenkliche, allzu bestimmte Gesetze aufzustellen, ergebe sich aus mehrfach vorkommenden Wendungen des Verfassers, wie 'unbestimmt', Berceo 'zieht die Auflösung vor'; doch 'kommt auch die Auflösung vor'; 'er schwankt', er wendet an 'ad libitum' u. a.

4) *La Estoria de los quatro doctores de la Santa Eglesia.* Spanische Übersetzung nach Vincenz von Beauvais. Herausgegeben von Dr. Lauchert. Halle 1897. Die vier Doktoren sind die heil. Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregorius. Von dem Werte des Inhaltes für die Geschichte und die Theologie sieht Redner ab. Sprachlich fällt mancherlei auf. Entweder bietet das Werk vokalisch eigentümliche Nebenformen, oder sonst nicht vorkommende Bildungen; oder Wortformen, die auch sonst vorkommen, die aber, wie die aus dem 15. Jahrhundert stammende Handschrift zeigt, sich bis dahin erhalten haben. Der Herausgeber hat sie selbst ausgezogen und zusammengestellt.

Herr Opitz sprach über Dr. K. A. M. Hartmanns Buch: Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich, i. J. 1895/96 (vgl. Bd. XCVIII, 221). Die Lektüre desselben erklärte er der geringen Übersichtlichkeit wegen für wenig genufsreich, zollte aber der grofsen Gewissenhaftigkeit des Verfassers in der Sammlung des Materials und der Reichhaltigkeit der Notizen uneingeschränkte Anerkennung. Er bestätigte aus eigener Erfahrung, dafs dem Buche des deutschen Schulmannes in Frankreich viel Beachtung geschenkt werde, machte aber gleichzeitig darauf aufmerksam, dafs die Direktoren an Pariser Gymnasien vielleicht infolge jener Veröffentlichungen anzufangen scheinen, dem Besuche ausländischer Lehrer etwas weniger freundlich gegenüberzustehen. Dafs die thatsächlichen Ergebnisse des neusprachlichen Unterrichts keine hervorragenden sind, trotz der ihm von seiten der Behörden zugewandten Förderung, führt der Vortragende in Übereinstimmung mit Hartmann auf das merkwürdige pädagogische Ungeschick der meisten französischen Lehrer zurück, von denen nur wenige das Interesse der Klasse zu fesseln wissen. Auch auf die aus dem Internatswesen sich ergebenden Mängel der Disciplin, auf die eigentümlichen, bei Versetzungen obwaltenden Rücksichten, auf das Prämienwesen und die mangelnde Ausbildung der Schulamtskandidaten wurde aufmerksam gemacht, gleichzeitig aber bezweifelt, ob die von Hartmann gegebenen Anregungen und Besserungsvorschläge auf fruchtbaren Boden fallen würden. Zum Schlufs empfahl der Vortragende die aufmerksame Lektüre der genannten Schrift allen, die sich über den neusprachlichen Unterricht und über französische Schulverhältnisse im allgemeinen zu unterrichten wünschen, auf das angelegentlichste.

Zur Aufnahme wurden vorgeschlagen die Herren Naetebus, A. Schmidt, Bruere.

Sitzung am 12. Oktober 1897.

Herr Immanuel Schmidt sprach über englische Sprichwörter, indem er, ausgehend von den Goetheschen Versen 'Sprich-

wort bezeichnet Nationen, Mufst aber erst unter ihnen wohnen', sich die Aufgabe stellte, den Nationalcharakter in den Sprichwörtern wiederzufinden. Als Grundlage diente ihm dabei die Sammlung von W. Carew Hazlitt, die unter den vorhandenen als die beste gilt und zwar keineswegs vollständig ist, wie im Laufe des Vortrages an allerlei Lücken nachgewiesen wurde, aber wenigstens die für das Volk bezeichnenden sprichwörtlichen Redensarten ebensogut als die eigentlichen Sprichwörter aufführt. Der Vortragende deutete an, dafs die verschiedenen Völkern gemeinsamen, internationalen Sprichwörter bei der Besprechung möglichst auszuscheiden seien. Indem er die Entstehung der englischen Nationalität kurz berührte, knüpfte er daran die Erwartung, dafs die Grundzüge des deutschen Volkes in den englischen Sprichwörtern hervortreten würden. Er wies im einzelnen an zahlreichen Beispielen als bedeutsam zunächst Liebe zur Heimat und häuslichen Sinn, ferner die im Stillleben sich bekundenden guten Eigenschaften nach: Reinlichkeit, Ordnungssinn, Sparsamkeit, Zufriedenheit mit einem bescheidenen Lose; davon ging er über zu den deutschen Kardinaltugenden, Mut, Freiheitsdrang, Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Frömmigkeit, und hob besonders die Billigkeit als englischen Vorzug hervor, indem er sich auf die Wendungen bezog *it is not fair, a fair field and no favour* und daran anschlofs *It is a wicked thing to make a dearth one's garner; A good servant shall have good wages; Respect a man, he will do the more.* Selbst nicht einmal der Teufel darf zu kurz kommen: *Give the devil his due; It is a wicked thing to belie the devil.* Als specifisch englische Züge wurden in den Sprichwörtern nachgewiesen Lebensklugheit, Anerkennung des Wertes der Praxis und Erfahrung im Verhältnis zu dem nur relativen Wert des Wissens, Sinn für das Wirkliche, zweckmäfsige Thätigkeit. Bei dem Festhalten an der Hauptsache und der Konzentration auf das Wesentliche kam besonders *the main chance* in verschiedenen Wendungen in Betracht. Die Beschränkung auf eigene Person und auf das Nächstliegende führte zu dem auch für Politik im Innern bezeichnenden Grundsatze, dafs nur e i n Ziel auf einmal verfolgt werden darf, zur Vermeidung der Zersplitterung und Überstürzung. Dabei wurde die Anerkennung des ernsten Willens berührt, sowie dafs keine Arbeit schändet. Bei dem an verschiedenen Sprichwörtern nachgewiesenen Werte der Zeit wurde *Time is money* mit dem Ausspruch Lord Bacons zusammengehalten: *Time is the measure of business* etc. und mit dem idealen deutschen Sprichwort *Die Zeit ist edel* verglichen. Es schlofs sich daran der Wert des Geldes, sowohl richtige Würdigung als Überschätzung. Die schon bei der Lebensklugheit in Betracht gezogene Vorsicht kam bei der Besprechung der auf Handel und Geschäftsleben sich beziehenden Sprichwörter nochmals zur Geltung, und die ganze Lebensanschauung fand ihren Abschlufs in der Mahnung zur

Besonnenheit und zum Mafshalten. Bei aller Anerkennung der in den englischen Sprichwörtern sich kundgebenden gesunden sittlichen Ansichten hob der Vortragende hervor, dafs viele derselben Ausdruck blofser Opportunitätsmoral seien, wie besonders *All is fine that is fit,* und gab zum Schlufs ein paar Beispiele für die charakteristische Form und Sprache der englischen Sprichwörter.

Herr Mackel sprach im Anschlufs an eine Petition der sächsischen Gymnasiallehrer an ihr Ministerium, den neusprachlichen Lehrern die Korrekturenlast zu erleichtern, über die auch in Preufsen in dieser Hinsicht sich zeigende Überbürdung, die namentlich in den oberen Klassen der Gymnasien in die Erscheinung trete. Zu der Petition Stellung zu nehmen, wurde nicht für angemessen erachtet, da die Gesellschaft nicht aus Lehrern allein bestände, sondern aus Angehörigen vieler Stände zusammengesetzt sei.

Herr Lamprecht berichtete über eine in den grofsen Ferien nach der Normandie ausgeführte Reise. Rouen ist sehr sehenswert seiner vielen schönen Kirchen, seiner alten Strafsen und seiner herrlichen Denkmäler wegen. In Dieppe, einem kleinen und eleganten Bade, gefällt der Strand. Le Havre ist die moderne Handelsstadt mit ihren langen, geraden und nicht eben breiten Strafsen, mit ihren zehn gewaltigen Bassins zur Aufnahme der Handelsschiffe. Trouville ist das angenehmste Bad an der normannischen Küste; es besitzt einen schönen steinfreien Strand. In Lisieux besuchte der Vortragende die Kathedrale und das Collège. Besonders erfolgreich wurde ihm der Aufenthalt in Caen, wo er durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Recteur de l'Académie Zevort dem Unterrichte in verschiedenen Klassen des Lycée Malherbe beiwohnen durfte; er konnte die von M. Hartmann gemachten Beobachtungen in Bezug auf Methode, Disciplin, Haltung, Aufmerksamkeit und Leistungen bestätigen bezw. ergänzen. Wenn auch Caen bei weitem nicht eine solche Fülle von schönen Kirchen besitzt wie Rouen, so sind doch die Kirchen Saint-Étienne, Sainte-Trinité und Saint-Pierre wahre Juwele gotischer Baukunst. In Bayeux sah der Vortragende die Kathedrale und die vielleicht von der Gemahlin Wilhelms des Eroberers gefertigten Tapisserien, deren Text, in Deutschland wenig bekannt, vorgelegt wurde. In Cherbourg macht der Kriegshafen, der in einer Entfernung von 4 km angelegte 4 km lange Steindamm mit den Befestigungen den gewaltigsten Eindruck. Auf dem Wege nach dem Süden durch die Halbinsel Cotentin wurden Coutance mit seinen zwei schönen Kirchen, das Seebad Granville und das sehr hübsch gelegene Avranches besucht; daselbst ist das Andenken an den General Valhubert durch ein Denkmal, das an Littré durch eine Place Littré verewigt. Von dort ist es eine Tagereise nach dem unvergleichlich schönen Mont-Saint-Michel, auf dem das Benediktinerkloster, im achten Jahrhundert angefangen, Spuren der

Arbeit verschiedenster Zeiten aufweist. In Domfront erinnert das alte Schlofs an Henri le Balafré, den Gegner Heinrichs IV. Der Vortragende machte von Sainte-Gauburge aus einen Abstecher nach la Trappe. Dies alte, hochberühmte Kloster, im 11. Jahrhundert von Cîteaux aus gegründet, im 17. Jahrhundert von dem Abt de Rancé zu einer sehr strengen Regel geführt, wurde in der Revolution aufgehoben. Aber die Mönche flüchteten mit dem Abte de l'Estrange nach Amerika, von wo sie unter der Restauration zurückkehrten. Im letzten Jahrzehnt sind Kirche und Klostergebäude in weifsem Sandstein neu aufgeführt; in letzterem leben etwa fünfzig patres und fünfzig fratres nach der vom Abt de Rancé verschärften Regel des heil. Bernhard; einige von ihnen leiten das nahe dabei gelegene Waisenhaus. Der Badeort Bagnoles de l'Orne liegt herrlich in einem kleinen Flufsthale. Dreux ist sehenswert wegen der herrlichen Grabstätte der Orléans; die Särge sind aus weifsem Marmor wie auch die Bildsäulen; die Fenster zeigen die prächtigsten Glasmalereien. Von Dreux erfolgte die Rückkehr über Versailles nach Paris. Bemerkungen über das Land, die Bewohner, ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihren Charakter schlossen den Vortrag, der durch Photographien erläutert wurde.

Die Herren Naetebus, A. Schmidt und Bruere wurden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 26. Oktober 1897.

Herr I. Schmidt gab in einer Fortsetzung des in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrages ein Spiegelbild des englischen Charakters nach den Urteilen des Volkes über sich selbst in seinen Sprichwörtern, indem er von dem Preise des Landes ausging. Er hob als Grundzüge Unzufriedenheit mit dem Bestehenden neben der früher anerkannten Genügsamkeit bei einem bescheidenen Lebenslose und einigen Hang zum Trübsinn hervor, während der Nationalstolz in den Urteilen über andere Nationen sowie über die nichtenglischen Bestandteile der Bevölkerung des vereinigten Königreichs hervortritt. Als Beispiel der Charakterisierung provinzialer Eigentümlichkeiten schlossen sich Sprichwörter an, in denen die Bewohner von Yorkshire geschildert werden. Dann ging der Vortragende nach kurzer Besprechung des jedem Volk eigentümlichen Bildungsideals, wofür als Beispiele die griechische Kalokagathie und der *homme comme il faut* dienten, zur Schilderung des englischen *gentleman* auf Grund der Sprichwörter über, zeigte die ursprüngliche Bedeutung des Wortes in Anlehnung an das lateinische Adjektiv *gentilis,* ging auf die nach gewöhnlicher Auffassung geltenden Erfordernisse: Geld, feines Auftreten und gesellschaftlichen Schliff, ein und bezeichnete als höchstes Mafs, das angelegt wird, sittliche Bildung in dem Ausspruch *He is*

the best gentleman that is the son of his own deserts, hob jedoch hervor, daſs nach unseren Begriffen das Ideal des englischen gentleman zu national exklusiv sei. Zum Schluſs erläuterte er die sprichwörtliche Wendung *A dunghill gentleman.*

Einen Vortrag des Herrn Tobler über den heiligen Julian in der schönen Litteratur verlas Herr Schultz-Gora. Nachdem die lateinische Überlieferung und deren Bearbeitung in einem spanischen Drama betrachtet waren, wurde auf die Wiederbelebung der Legende durch Flaubert eingegangen und dessen ganze dichterische Thätigkeit gewürdigt.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft haben sich die Herren Keesebiter und Potter gemeldet.

Sitzung am 9. November 1897.

Herr Förster skizzierte in einem Berichte über die Dresdener Philologenversammlung die dort gehaltenen allgemeinen Vorträge kurz und ging dann auf zwei Beschlüsse der Sektionen ein, in denen die Feststellung einer ausgleichenden Aussprache für Bühnen- und Schulzwecke und die Forderung eines gewissen Maſses archäologischer Kenntnisse bei der Oberlehrerprüfung für notwendig erklärt wurden.

Als Fortsetzung seiner Vorträge in den beiden letzten Sitzungen las Herr I. Schmidt eine Abhandlung über Komik und Humor im englischen Sprichworte. Indem er kurz daran erinnerte, daſs das Komische auf dem Kontrast einer Erscheinung mit dem eigentlich erwarteten normalen Zustande beruhe, und daſs der Witz mit spielender Divination eine unerwartete Ähnlichkeit zwischen verschiedenartigen Dingen herausfinde, wies er auf die Definition des Sprichwortes hin *the wit of one and the wisdom of many* und stellte den Unterschied vom geflügelten Worte fest. Die packende, oft ans Unsinnige streifende Ähnlichkeit des Heterogenen, geltend gemacht *παρὰ προςδοκίαν,* wurde mit verschiedenen sprichwörtlichen Wendungen belegt und insbesondere auf hypothetische Sätze aufmerksam gemacht, die zum Teil im Deutschen eine Analogie haben, wie *If I should fall backwards, I should break my nose.* Daran wurden zahlreiche Fälle der Ironie geknüpft, z. B. *It will be a nosegay to you all your life,* und eine Blumenlese volkstümlicher komischer Vergleiche gegeben, wie *as fit as a pudding (or a fritter) for a friar's mouth.* Hiervon wurde übergegangen zu Redensarten lokalen Ursprungs mit bestimmten Eigennamen, die oft unklar geworden sind, wenn sie nicht durch eine Tradition erläutert werden, was der Fall ist bei *as drunk as David's sow.* Nachdem noch poetische Personifikation in sprichwörtlichen Vergleichen und Wortwitz in gäng und gäben Wendungen berührt waren, ging der Vortragende zum Humor im Sprichwort über, hob als charakteristisch das Persönliche und den Aus-

druck der Stimmung hervor und wies, da Stimmung ohne bestimmte Situation nur ausnahmsweise in einzelnen Wendungen hervortreten kann, als eigentliches Gebiet das an die Fabel angelehnte Sprichwort nach, dem Edmund Höfer den Namen apologisches Sprichwort gegeben hat. Bei der ausführlichen Erörterung des letzteren kam zur Sprache, dafs, abgesehen von der an das Tierepos sich anschliefsenden Tierfabel, der Apolog mit seiner didaktischen Tendenz des *fabula docet* seinen Ursprung einer Erfindung des unter dem minder gebildeten Volke herrschenden gesunden Menschenverstandes verdankt, dessen sonstiger unmittelbarer Ausdruck das Sprichwort ist. Daher kommt es, dafs Fabeln vielfach in Sprichwörter aufgelöst oder zu solchen vereinfacht werden, wie *Sour grapes, as the fox said when he could not reach them.* Es wurden zahlreiche Beispiele für Anspielung auf Fabeln in Sprichwörtern gegeben und das griechische Skolion *ὁ καρκίνος ὦδ᾽ ἔφα* zum Vergleich herangezogen. Nach Ausscheidung der *Proverbs of Hendyng* führte der Vortragende sämtliche Beispiele der in den Sammlungen enthaltenen apologischen Sprichwörter im engeren Sinne an, d. h. aus wirklichen Tierfabeln hervorgegangene oder dem Charakter derselben entsprechende Sprichwörter mit Einführung eines Tieres als redender Person. Hieran schlossen sich die Fälle, in denen ein unbelebtes Wesen redet, z. B. *How we apples swim, quoth the horse-turd,* zu vergleichen mit einer deutschen Version in verschiedenen Fassungen. Die apologischen Sprichwörter, in denen ein menschliches Wesen redet, sind im Englischen, nach den bisherigen, allerdings sehr unvollständigen Sammlungen zu urteilen, nicht in so reicher Fülle wie bei uns vorhanden, insbesondere fehlen Ausdrücke der Bauernschlauheit, und charakteristische Äufserungen der verschiedenen Stände sind minder vollständig vertreten. Es finden sich oft, wie auch im Deutschen, allgemeine Bezeichnungen einer redenden Person, *man, good man, woman, good woman, old woman, fellow, churl* u. s. w. Entsprechend den vorangegangenen Bemerkungen über Personennamen in komischen Vergleichen wurden Fälle von Eigennamen in apologischen Sprichwörtern angeführt, für die manchmal der Schlüssel verloren gegangen ist. Angegeben wurde, dafs weder John Bull im apologischen Sprichwort der Engländer vertreten ist, noch sich ein Ersatz für unseren so oft auftretenden Eulenspiegel findet. Auch der Teufel spielt keine so hervorragende Rolle wie bei uns. Das mit verschiedenen Varianten gegebene Sprichwort *Neat but not gaudy, as the devil said when he painted his tail peagreen* kommt auch bei uns in allerlei Versionen, besonders im Plattdeutschen vor.

Herr Roediger erörterte Ackerbau und Ackerverteilung bei den Germanen im Anschlufs an das 26. Kapitel der Germania des Tacitus. Es handelt sich darin nicht um die Neugründung eines Dorfes, sondern um ständige Verhältnisse. Von dem um das Dorf

liegenden anbaufähigen Lande — das ist *ager* — werden so viel Stücke, als für die Zahl der selbständigen Bebauer und Dorfbewohner nötig sind, von deren Gesamtheit in Besitz genommen, und zwar *in vices*. Diese Lesart ist gesichert. Gemeint sind damit Wechsel in den zu kultivierenden Stücken, die durch Veränderuugen in der Einwohnerzahl oder durch Erschöpfung des Bodens notwendig werden können und deren Zeiträume natürlich unbestimmt sind. Man rückt dann im Umkreise des Dorfes um ein Stück weiter. Das ausgewählte Land wird unter die einzelnen verteilt, bildet aber kein Sondereigen derselben: dies besteht aufser der fahrenden Habe nur in ihrem Gehöft. Jeder erhält eine Hufe, angesehene Leute (die Adligen) auch mehrere. Die Verteilung macht keine Schwierigkeit, weil ausgedehnte Ländereien zur Verfügung stehen. Die Anteile sind so grofs, dafs niemand den ganzen auf einmal zu beackern braucht, sondern alljährlich ein anderes Stück davon unter den Pflug nehmen kann, während der Rest ein Jahr ruht. *arva* sind also hier die Ackerfelder, die bebauten Felder des einzelnen Gemeindemitgliedes, und *ager* das ihm zugeteilte Stück anbaufähigen Landes. *campi* bedeutet die gesamte Feldmark. Tacitus spricht mithin von zwei Arten von Wechsel. Von Dreifelderwirtschaft ist keine Rede. Bei Cäsar ist zu scheiden, was er B. G. 4, 1 von dem eigenartigen Verfahren der im Kriegszustande befindlichen Sueben des Ariovist berichtet und was er B. G. 6, 22 von den Germanen im allgemeinen sagt. Letzteres mit seinem jährlichen Wechsel des *ager* der Gesamtheit zeigt noch unruhigere Verhältnisse und ist vielleicht zu bureaukratisch in der Auffassung des Verteilungsmodus, wobei doch wohl auch damals schon das Los entschieden haben wird.

Der bisherige Vorstand wurde für das nächste Jahr wiedergewählt, nur dafs an Stelle des amtlich behinderten zweiten Schriftführers Herrn Schulze Herr Penner trat.

Die Herren Keesebiter und Potter wurden in die Gesellschaft aufgenommen. Zum Eintritt haben sich die Herren Hermann und Chase gemeldet.

Sitzung am 23. November 1897.

Herr Krüger teilte die Eindrücke mit, die er auf einer Ferienreise durch Irland empfangen hat. Das Land, das er in fast allen Teilen kennen gelernt hat, ist für den Naturfreund überall anziehend. Das Meer ist wilder als in England. Das Innere bietet freundliche Thäler und grofse Seen, aber auch Hochgebirgsnatur. Bis auf einzelne Städte herrscht augenscheinlich grofse Armut. Es fehlt Interesse am Boden und Arbeitslust, die durch fleifsige Geldsendungen der nach Amerika und Australien Ausgewanderten noch vermindert wird. Englisch wird überall gesprochen, nur im trautesten Heim

tritt dafür Keltisch ein. Der angenehme Charakter der Iren wird dadurch beeinträchtigt, dafs sie nicht so zuverlässig sind wie die Engländer.

Herr Brandl besprach die 1567 gedruckte Tragikomödie 'Orestes', deren einziges Exemplar im Britischen Museum aufbewahrt wird. Dafs die Mutter des Helden den Mörder nahm, entspricht dem Hamlet-Motiv. Des Orest-Dichters Hauptgrundsatz ist, dafs solche Fürstin beseitigt werden mufs. Da in diesem Jahre Maria Stuart sich mit dem Mörder Bothwell vermählte, was den Engländern sehr erwünscht kam, damit sie die gefährliche Prätendentin beseitigen könnten, so wurde dies Tendenzdrama, das aktuell wirken sollte, eilig verfafst und gedruckt. Es ist für eine wandernde Schauspielertruppe eingerichtet und auf fünf Schauspieler zugeschnitten. Der Vorhang, der erst 1576 bezeugt wird, ist für den Dichter nicht vorhanden, da alle Personen mit ausdrücklicher Motivierung abtreten. Es findet sich aber hier zuerst die Hinterbühne mit zwei Stockwerken, die, wie so oft, die Mauern einer Stadt darstellt, in denen auch hier schon Thore sind. Das Theater verdankt die Hinterbühne dem Volksdrama in Nachahmung antiker Stücke.

Die Herren Chase und Hermann wurden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 14. Dezember 1897.

Herr Risop verbreitet sich über die von ihm beobachteten jüngsten Schicksale der Flexion von *faillir* und *défaillir* und zeigt an einer Anzahl vorzugsweise Schriftstellern unserer Tage entnommener Beispiele, dafs das Simplex *faillir* den abgestorbenen alten Singularis des Präs. Ind. *je faux* u. s. w. in anderer Weise (nämlich durch inchoative Formen, und dementsprechend das alte Futurum *faudrai* durch die eng an den Infinitiv angeschlossene Neubildung *faillirai*) ersetzt hat als das Kompositum *défaillir*, das genau analog den lautverwandten Verben *cueillir, saillir* und mundartlich *bouillir* zu den dem Wesen der ersten Konjugation zwar ähnlich sehenden, aber keineswegs durch Übertritt in diese Biegungsart zu deutenden Formen *défaille, défaillerai* fortgeschritten ist. — Der Vortragende geht darauf über zu der Erörterung einiger (auch auf dem Gebiete der Morphologie wahrzunehmenden) syntaktischen Erscheinungen, die darin bestehen, dafs die gewissen Nomina, Zeitwörtern oder sonstigen Wortarten rechtmäfsig zukommende Konstruktion auf ihnen synonyme oder antonyme Begriffe übertragen wird. Er erläutert den bisher wenig beobachteten Vorgang durch Hinweise auf den Sprachgebrauch von französischen Schriftstellern aller Zeiten. Herr Ebeling rückt das Alter einer Wendung in die altfranzösische Zeit hinauf und bringt eine Parallele aus dem Italienischen bei. Herr Tobler regt zu weiterer Sammlung und Sichtung derartiger Erschei-

nungen an. — Beide Abschnitte des Vortrages werden im Archiv erscheinen.

Herr Chase spricht in englischer Sprache über Älfrics altenglische Bibelübersetzung: den Heptateuch (fünf Bücher Moses, Josua, Richter). Nach einem Überblick über die Entwickelung des religiösen Lebens in England wurde das Leben Älfrics, des grofsen Nachfolgers und Schülers Dunstans und Äthelwolds, besprochen und die Frage erörtert, welcher Älfric der Bibelübersetzer sei: er ist der Abt von Eznesham, welcher zwischen 1020 und 1025 starb. Nach einer Übersicht über seine Werke wird angeführt, dafs seine altenglische Prosa ausgezeichnet ist und dafs er sich überall als belesener und gebildeter Mann zeigt. Von den sechs Manuskripten des Heptateuch sind die Cotton- und die Cambridge-Handschrift die wichtigsten; die erstere mit ihren Miniaturbildern ist die reichste Quelle für altenglische Baukunst und altenglische Kleidung. Thwaites und Grein haben Ausgaben von ihnen besorgt. Bei einer Vergleichung der beiden Manuskripte zeigt sich, dafs ein Teil von Cotton auf Cambridge basiert ist, und dafs den in Cotton hinzugefügten Teil *sum ôþer man* gemacht hat, was durch die *Dedicatory Epistle to Æthelward* bestätigt wird. Einige Kapitel der Cambridge-Hs. beruhen auf einem Original, das ein des Lateinischen wenig kundiger Übersetzer verfertigt hat. Auch dieser Vortrag wird im Archiv erscheinen.

Sitzung am 11. Januar 1898.

Herr Schultz-Gora spricht über die letzten Dichtungen der Königin Margarete von Navarra, welche nach einer schon seit hundert Jahren im Besitz der Pariser Nationalbibliothek befindlichen und dennoch bisher ganz unbeachtet gebliebenen Handschrift, f. fr. 24 298 im Jahre 1896 von Abel Lefranc zum erstenmal herausgegeben worden sind. Nach einigen Bemerkungen über die Ausgabe, die philologischen Anforderungen nicht genüge (zur Besserung der mangelhaften Textbeschaffenheit hat G. Paris teils auf Grund der Handschrift, teils durch Konjekturen im ‘Journal des Savants’ 1896 beigetragen), geht der Vortragende auf die einzelnen Dichtungen ein, und zwar in der Reihenfolge, wie sie die Handschrift, nicht die Ausgabe bietet, und wie sie wahrscheinlich die chronologisch richtige ist. Zu den Episteln wird bemerkt, dafs eine Anzahl derselben schon einmal herausgegeben worden ist, wenn auch unter falscher Attribution, und zwar von E. Frémy, Les poésies inédites de Catherine de Médicis 1885; hierauf hat Félix Frank hingewiesen in einer 1897 erschienenen Schrift ‘Dernier voyage de la Reine de Navarre, Marguerite d’Angoulême’, und dabei zugleich eine andere, mit Sicherheit der Königin zuzuschreibende Epistel aus der Hs. f. fr. 883 zum Abdruck gebracht: ‘Ces monts tres haultz haulsent nostre desir’,

welche nicht nur biographisches Material liefert, sondern auch dadurch bemerkenswert ist, dafs daselbst eine gewisse Empfindung von der erhabenen Schönheit des Gebirges zum Ausdruck kommt. Das umfangreichste und wichtigste Stück sind 'Les Prisons' (ca. 5000 Verse), eine allegorische Dichtung von stellenweise grofsartigem Charakter; der Held derselben gerät nacheinander in die Gefangenschaften der Liebe, des Ehrgeizes, der Wissenschaft, um schliefslich in der Gottesliebe Frieden und Seligkeit zu finden. Im ganzen kann man sagen, dafs mit den neuen Dichtungen, die G. Paris mit Recht als erst nach dem Tode von Franz I. (1547) entstanden ansieht, verschiedenes ästhetisch Wertvolle, manches sogar Bedeutende zur litterarischen Hinterlassenschaft der Königin hinzugekommen ist. — Herr Tobler findet Gaston Paris' günstiges Urteil über Lefranc, seinen Mitbeamten am Collège de France, bei weitem zu nachsichtig, weil die grammatische und metrische Interpretation doch gar zu dürftig sei.

Herr Adolf Müller spricht über den Split (oder Cleft) Infinitive, wozu ihm eine Bemerkung in den Notes and Queries vom 11. September 1897 Anlafs gegeben hat. Es handelt sich um die Frage, wie weit die Einschiebung eines Adverbs oder anderen Wortes zwischen *to* und den Infinitiv zulässig und gebräuchlich ist. An der Hand einer englischen Broschüre von einem Mr. Fitzedward Hall zeigt der Vortragende, dafs der Brauch schon seit Wyclifs Zeiten, ja schon seit Robert de Brunne (1303) sich findet und namentlich bei Madame D'Arblay (1770) sehr häufig ist. Selbst gute Stilisten schrecken vor dem Split Infinitive nicht zurück, wenn auch Johnson und Macaulay nur je ein Beispiel zeigen (ersterer: *to much miss*; letzterer: *to fully appreciate Lord Holland*). Von neuesten Autoren brauchen ihn Miss Corelli in den Sorrows of Satan, Miss Braddon, Bret Harte. Wohlklang, Vermeidung von Mifsverständnissen, vielleicht auch Effekthascherei scheinen die Veranlassung zu diesem Gebrauch zu sein. Herr Herzfeld meint, es könne bei Dichtern der Rhythmus entscheidend sein. Herr Tanger glaubt, man wolle meist die Trennung von Verb und Objekt durch diese Voranstellung vermeiden; das Adverb ans Ende zu stellen, gehe vielfach auch nicht an, weil dadurch das Adverb einen zu starken Ton erhalte. Herr Werner glaubt das für die Fälle mit *not, never* nicht zugeben zu können. Herr Tobler erinnert an ähnliche Fälle im Französischen (*de se tant fâcher*) und meint, der Engländer habe sich so gewöhnt, das vorangestellte Adverb mit dem Verbum finitum zusammen zu brauchen, dafs man es mit dem Infinitiv ebenso machte. Herr Imm. Schmidt ist der Meinung, der Split Infinitive sei nur in der Schriftsprache, nicht in der mündlichen Satzkonstruktion zu finden. Herr Penner glaubt, dafs man *not* und *never* zwischen *to* und den Infinitiv setze, um sie nicht mifsverständlich auf das regierende Verb zu beziehen.

Herr Pochhammer, vom Herrn Vorsitzenden warm begrüfst, fordert die Mitglieder der Gesellschaft auf, sich an der Entschleierung von Dantes Bild zu beteiligen und die wahre Dante-Gemeinde — die der Commedia-Leser —, an die der Dichter mit seinem sechzehnmaligen Anruf an den *Lettore* ausschliefslich sich gewendet habe, bilden zu helfen. Die Dante-Forschung, die durch das epochemachende Werk von Fr. Xaver Kraus heute zum drittenmal unter deutsche Führung gelangt sei (wie in den Zeiten Carl Wittes und Philalethes), habe in sich nicht die Mittel, die grofse Dichtung in ihrer inneren Harmonie so darzustellen, wie die deutsche Bildung es braucht, um Genufs und Erhebung an ihr zu finden. Diese ihrerseits sei durch ihre eigenen Dichter mehr als die jeder anderen Nation dazu vorbereitet, das Kunstwerk zu würdigen und zu verstehen. Sie dürfe sich durch die romanische Schweiz nicht überflügeln lassen, wo Marc Monnier in der Vereinigung des Goethe- und des Dante-Studiums so viel geleistet habe. Nachdem der Vortragende hierbei auf die vorzügliche Faust-Übersetzung von Georges Pradez aufmerksam gemacht und sich persönlich zu einer Dante-Auffassung bekannt hatte, die dem subjektiven Empfinden des Dichters besonders gerecht zu werden suche, ging er — an der Hand graphischer (seinen Schriften entnommener) Darstellungen — auf die drei Punkte ein, an denen seines Erachtens die Entschleierung des Dante-Bildes hänge und in denen philologische Hilfe nicht länger entbehrt werden könne. Es seien dies die drei Dante-Worte *ruota, ira* und *Amore*. Das erstere charakterisiere den Commedia-Schlufs und fördere eine richtige Vorstellung des Dante-Himmels. Es bedeute den Seraph-Ring, in dem der Dichter seine Seele zurückläfst bei Heimkehr zur Erde, weil er gelernt hat, ganz aufzugehen in der Liebe zu Gott. Das Wort *ira* (Inf. VII, 116) sei dahin mifsverstanden worden, als bestrafe Gott hier den Zorn, während dieser hier nur eine der beiden Wirkungen der *accidia* sei, und als Ursache (von Mord, Selbstmord und Gotteslästerung) erst eine Stufe tiefer in selbständige Behandlung komme. Die Kommentatoren haben sich hierdurch die Erkennung der Symmetrie im Aufbau von Inf. und Purg. und damit das Eindringen in das Wesen des dichterischen Kunstwerkes verschlossen. *Amore* endlich sei das wahre Appellativ von Beatrice, wie aus dem Sonett 'Io mi sentii' der Vita nuova hervorgehe, das Redner als einen Schlüssel zur Commedia betrachtet und dem er nebenbei auch die Überzeugung entnimmt, dafs Dantes Beatrice diesen Namen auch im Leben geführt habe. — Virgil als Kopf und Beatrice als Herz des Menschen gedacht gebe eine Lösung von fast naturwissenschaftlicher Deutung, die dem Deutschen besonders nahe gerückt sei durch Goethes Tasso und die in ihm dichterisch vollzogene Zweiteilung der geistigen Persönlichkeit des Dichters.

Der Vorsitzende Herr Tobler dankt dem Vortragenden für seine interessanten Anregungen und hofft, dafs dieselben nicht ohne Erfolg bleiben werden.

Herr Friedrich Müller zeigt seinen Austritt aus der Gesellschaft an.

Zu Kassenrevisoren werden Herr Cohn und Herr Adolf Müller gewählt.

Herr Oberlehrer Dr. Hendreich hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 25. Januar 1898.

Herr Ebeling weist zu Anfang seines Vortrages: 'Bemerkungen über das Studium der romanischen Syntax', darauf hin, wie wenig Interesse die romanistische Forschung der Syntax entgegenbringe, und wirft dann die Frage auf, was bisher auf dem Gebiete geleistet sei. Das Hauptwerk ist natürlich Fr. Diezens Syntax, deren dritte Auflage 1869 erschienen ist. Er behandelt das Alt- und Neufranzösische, das Altprovenzalische, Italienische, Spanische, Portugiesische so ziemlich gleichmäfsig, dagegen ist das Altkatalanische kaum, das Neukatalanische, Neuprovenzalische und Rätoromanische überhaupt nicht herangezogen. Das Rumänische scheint er nicht auf Grund eigener Forschung zu verwerten, wie er denn gerade hier mehrere Versehen begangen hat, wofür ein Beispiel angeführt wird. — Danach wird Meyer-Lübkes längerer Aufsatz 'Zur Syntax des Substantivums' in Zs. f. rom. Phil. XIX, 305 ff. und 477 ff. (1895) darum etwas ausführlicher besprochen, weil hier zum erstenmal in Bezug auf ein Kapitel der gemeinromanischen Syntax nach Rekonstruktion des urromanischen Zustandes der Versuch gemacht wird, diesen organisch aus dem Lateinischen heraus zu entwickeln. Sodann ist dankbar anzuerkennen, dafs hier — wiederum zum erstenmal — das Rumänische (und zwar die alte wie die neue Zeit) auf Grund eigener Beobachtung herangezogen ist. Im einzelnen ist der Vortragende jedoch mehrmals gezwungen zu widersprechen. So kann er sich nicht dazu verstehen, *je* und *tu* in *je chante, tu chantes* u. s. w. als ein flexivisches Element anzusehen, ebensowenig das *l'* in *l'homme* gegenüber *homme.* Dagegen hat Meyer-Lübke gewifs recht, in der Anwendung eines Artikels eine Verfeinerung des Sprachgefühls zu finden, welches die verschiedenen Beziehungen einer und derselben Form auch formal zum Ausdruck zu bringen sucht. Gegenüber Meyer-Lübkes gegenteiliger Behauptung wird darauf hingewiesen, dafs das älteste französische Gedicht und auch die anderen ältesten französischen Denkmäler, sowie auch der altprovenzalische Boëthius den unbestimmten Artikel bereits kennen. Die Verwertung von Übersetzungen — Meyer-Lübke stützt sich fürs Altfranzösische fast ausschliefslich

auf den Oxforder und Cambridger Psalter —, wenn man Originaldenkmäler und noch dazu ältere zur Verfügung hat, scheint nicht recht methodisch. Wie Diez, so läfst auch Meyer-Lübke die weniger bedeutenden romanischen Sprachen, das Katalanische, Neuprovenzalische und Rätoromanische ganz beiseite. Manchmal ist der Kreis für eine Erscheinung nicht weit genug gezogen, besonders in der Frage, wie weit die Romanen bei Rufnamen den Artikel zulassen (der Paul, die Emma). Meyer-Lübke kennt hier nur das Portugiesische und das Italienische. In Bezug auf die erstere Sprache ist die Angabe Meyer-Lübkes, dafs der Artikel nur im Dialog, nicht in der Erzählung stehe, zu eng gefafst. Auch der Erklärung der Thatsache, dafs das Italienische alle Augenblicke bei weiblichen Vornamen den Artikel setze, bei männlichen, wie es scheint, nie, kann der Vortragende nicht beipflichten. Ebensowenig trifft es zu, dafs der Italiener den Artikel im ganzen mehr bei lebhafter Schilderung verwende. Hinsichtlich des Spanischen hat Bello(-Cuervo) (neueste Auflage, Paris 1896) § 868 Anm. die Erscheinung für weibliche Vornamen bei einem Teil der spanisch sprechenden Amerikaner konstatiert. Der Vortragende weist die Erscheinung auch in Spanien selbst in älterer und in neuester Zeit bei weiblichen Rufnamen nach; ebenso (männlich und weiblich) in der französischen Volkssprache, im Rätoromanischen, im heutigen Katalanischen, wo sie ganz besonders häufig auftrete; auch im Neuprovenzalischen. Endlich ist im Rumänischen, das Meyer-Lübke sonst mehr als alle anderen Sprachen heranzieht, der Artikel bei weiblichen Vornamen, ja bei weiblichen Eigennamen überhaupt, unerläfslich; selbst nach Präpositionen, wo er sonst gemeinhin (aufser nach *cu*) fehlt, und auch dann, wenn noch ein substantivisches Attribut davortritt; man mufs also sagen: die Schwester die Marie. — Auch der Artikel vor Geschlechtsnamen niedriger Frauenzimmer ist auf einem viel weiteren Gebiete anzutreffen, als nach Meyer-Lübke scheinen könnte. — Infolge der vorgerückten Zeit sieht sich der Vortragende gezwungen abzubrechen, und ist so verhindert, gerade den Hauptpunkt seines Vortrages zur Sprache zu bringen.

Herr Cohn konstatiert, dafs mit dem Studium der späten Latinität schon in dem Buche von Bonnet über Gregor von Tours ein Anfang gemacht sei. Auch die silberne Latinität müsse zur Vergleichung hinzugezogen werden; Wölfflins Archiv biete wertvolle Beiträge. Herr Sabersky meint, man habe *la Giulia* im Italienischen gesagt, um den Hörer auf die weibliche Endung vorzubereiten, die sich so wenig von der männlichen Form unterscheide. Herr Ebeling giebt den Wert der Arbeiten der Latinisten zu, meint aber, gerade ein Romanist müsse jene Sprachperioden untersuchen, da nur ein solcher wissen könne, was not thue. Betreffs des Artikels vor weiblichen Vornamen kann er sich nicht überzeugen, dafs aus dem

vom Vorredner genannten Grunde die Anwendung des Artikels gerade obligatorisch sein müsse.

Herr A. von Mauntz legte ein ihm kürzlich zugegangenes Druckheft vor, betitelt: *The Assignment of Arms to Shakespeare and Arden,* herausgegeben von Stephen Tucker, Esq. Somerset Herald in Ordinary, und führte dazu Folgendes aus: Obgleich schon 1884 in London erschienen, ist das Heft in Deutschland gar nicht oder nur sehr wenig bekannt, folglich auch kaum für die breite Öffentlichkeit gedruckt worden. Es enthält Nachbildungen von Schriftstücken, welche sich auf die Verleihungsurkunden eines Wappens an Shakespeare beziehen und in den Akten des Heroldsamtes (*office of arms*) in London aufbewahrt werden. Der Schriftstücke sind im ganzen fünf: zwei Entwürfe zu einem Wappenbrief für Shakespeare vom 20. Oktober 1596; ein Entwurf zur Vereinigung (*impalement*) der Wappen von Shakespeare und Arden aus dem Jahre 1599; eine Farbenskizze zur Darstellung des Unterschiedes zwischen dem Wappen Shakespeares und denen anderer Familien, welche einen schwarzen Rechtsquerbalken im goldenen Schilde führen; und eine kleine Federskizze, die Wappen Shakespeares und Lord Mauleys nebeneinander darstellend. Die Handschriften sind — soweit lesbar — entziffert und ihr Wortlaut im modernen Druck daneben gestellt; eine kurze Vorrede leitet das Ganze ein. Unter den Gründen für das Verlorengehen aller Andenken an Shakespeare führt der Herausgeber das Zunehmen des fanatischen Puritanismus, selbst in des Dichters Familie, nicht an, ebensowenig die vielen Brände in London und Stratford, die alle wertvollen Schriften und Andenken vernichtet haben müssen; er spricht nur davon, dafs sie im 17. Jahrhundert in alle Welt zerstreut worden seien. Auch ist dem Herausgeber nicht beizustimmen, wenn er meint, Shakespeare habe sich selbst an der Abfassung jener Entwürfe beteiligt. Dazu waren die Wappenkönige viel zu hochstehende Herren. Man mufs vielmehr die Entwürfe für die Arbeit eines ganz ungeübten Schreibers halten, da sogar in den Einleitungs- und Schlufsformeln Änderungen notwendig waren. Stephen Tucker lobt die Wappenkönige, dafs sie der Frau Mary Shakespeare geb. Arden nicht den *fess-coat,* das Querbalkenwappen der ältesten Ardens, sondern den *old coat* mit einer *martlet* (gestümmelten Amsel) als Unterscheidungszeichen zugewiesen haben. Letztere galt aber als Unterscheidungszeichen der vierten Söhne adliger Häuser oder als Wappenzeichen des vierten Hauses einer und derselben Familie. Shakespeares Mutter dürfte also ihre Abkunft von einer solchen Familie Arden nachgewiesen haben, welche die *martlet* bereits im Wappen führte. — Die drei Entwürfe leiden an Verschiedenheiten in thatsächlichen Angaben; auch das Wappen Shakespeares wird nicht ohne einige Verschiedenheiten angesprochen. — Worauf die Angaben von Verdiensten der Vorfahren John Shake-

speares sich gründen, weifs man nicht; Halliwell-Philipps nennt sie *a ridiculous statement*. Man weifs auch nicht, ob 1596 ein neuer Wappenbrief ausgestellt oder ein vorhandener alter neu bestätigt worden ist. Verschiedene Umstände sprechen dafür, dafs letzteres der Fall gewesen ist, und dafs John Shakespeare einen Wappenbrief erhalten hat, als er *highbailif* war. Die Kircheneintragungen enthalten von 1569 ab bei John Shakespeare den bis dahin fehlenden Zusatz *Mr*. Das kann stimmen mit einem Aktenvermerk auf dem zweiten Entwurf von 1596, welcher besagt, dafs eine von Clarenc' Cook geschriebenes Papier in Erwägung gezogen worden ist. Dieser im *office of arms* erwähnte Clarenc' Cook kann kaum ein anderer gewesen sein als Robert Cook, der 1561 Rose blanche Pursuivant, 1562 Chester Herald und 1567 Clarencieux King of Arms wurde und 1592 starb. Ein Brief von letzterem an John Shakespeare ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der fragliche Wappenbrief gewesen. Dann wäre auch *the squier of low degree* in dem Artikel 'Nature of an upsart' von Thomas Nash aus dem Jahre 1592 zu verstehen und wir könnten dadurch wenigstens einige wenige Angaben über des Dichters Leben von 1584—1592 gewinnen, deren Nichtvorhandensein bisher so schmerzlich vermifst worden ist.

Herr Hendreich wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Henri Bourgeois, Kanzler des französischen Konsulats, hat sich wieder zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

In Dresden hat sich auf Anregung des sächsischen Neuphilologentages eine Centralstelle zur Erklärung schwieriger Stellen aus französischen und englischen Schriftstellern gebildet. Anfragen können auch anonym an die Centralstelle gerichtet werden; die Antworten werden sämtlich in den 'Neueren Sprachen' veröffentlicht werden.

Sitzung am 8. Februar 1898.

Herr J. Speier als Gast berichtet über moderne spanische Lyriker. Ist es für die genauere Beurteilung der zeitgenössischen Dichtung schon ziemlich schwer, einen leidlich vollständigen Katalog der Lyriker in Spanien und ihrer Werke festzustellen, weil die Centralen der Publikation, Madrid und Paris, öfter versagen, so ist für die Erforschung der modernen Gesamtlyrik spanischer Zunge die zerstreute und in keiner Beziehung unter sich stehende Menge der aufsereuropäischen Staaten und Kolonien, die mit dem Mutterlande gar keine Berührung unterhalten, besonders erschwerend. Fangen auch einzelne amerikanische Staaten an, ihre Dichter zu sammeln, so fehlt eine Hauptverbindung aller mit einer europäischen Stadt, die als Sammelpunkt der Gesamtlitteratur gelten kann. Francisco Blanco Garcías *Literatura Española en el siglo XIX,* 3 voll., Madrid 1891, Sáenz de Jubera Hermanos, der vollständigste und in der

Bibliographie vielleicht zuverlässigste Versuch, obwohl der Verfasser (Augustiner), Professor am Real Colegio del Escorial, von seinem klerikalen Standpunkt aus manches mit Stillschweigen übergeht, was erwähnt werden dürfte und müfste, bespricht die *Literatura Hispano-americana* nur in den *Apuntes para su historia en el siglo XIX* auf ungefähr 100 Seiten, die etwa ein Fünfzehntel des ganzen Werkes bilden. Auf diesen Raum sind Cuba, Mexiko, Centralamerika, Venezuela, Columbia, Ecuador, Perú, Chile, Argentinien, Uruguay zusammengedrängt; wenig mehr als der Versuch einer ersten Katalogisierung mit allgemeinen Notizen. Verdienstvoller und geeignet zu einer Einführung in diese Litteratur ist die *Antología de poetas hispano-americanos publicada por la Real Academia Española,* Madrid, seit 1893, eine würdige Fortsetzung der Neudrucke der Klassiker in der *Coleccion Rivadeneyra.* Bd. I, México y América Central, giebt nächst ausführlicher Einleitung dichterische und bibliographische Nachweise und eine gut getroffene Auswahl von Gedichten. Der Vortragende erwähnt den Cubaner D. José María Heredia, über den in Spanien und Amerika eine ganze Litteratur geschrieben ist, am besten in der Stuttgarter Anthologie, und bespricht eingehend D. Manuel María Flores (1840—85), der, geboren zu San Andrés in Mexiko, nach bewegter Jugendzeit Professor für Litteratur am Lyceum zu Mexiko wurde. Aus seiner Erotik spricht ein leidenschaftliches Feuer, das zuerst in den *Pasionarias* zu Tage tritt, durch die er bald bekannt wurde. Daneben gab er meisterhafte Übersetzungen aus den besten Klassikern der Weltlitteratur, in der ihn die Charaktere der Leidenschaft und des Wahnsinns besonders fesselten. Er liebt und bildet Byron nach, Dantes Francesca, Shakespeares Ophelia und Julia, Goethes Faust. Von seinen Kritikern wird ihm vernachlässigte Prosodie vorgeworfen. Das hindert aber nicht, dafs er in Mexiko aufserordentlich volkstümlich wurde, wo namentlich die Frauen ihn kennen und verehren. Von seinen reiferen Gedichten, die hohen poetischen Schwung, glänzende Phantasie und eine hinreifsende Rhetorik zeigen, liest der Vortragende in trefflicher Übersetzung *Eva* und *Bajo las palmas* vor, die neben Manuel Acuña *Ante un cadáver* am meisten Erwähnung verdienen. — Zu den Mexikanern ist auch zu rechnen José Zorrilla, der seit einer Reise nach Amerika (1854) Mexiko besuchte und bei dem Kaiser Maximilian als Direktor des Hoftheaters und Historiograph bis 1866 weilte. Über ihn, der nach dem Tode des unglücklichen Kaisers von Mexiko († zu Queretaro am 19. Juni 1867) in die drückendste Lage geriet, sind wir ausreichend unterrichtet. Der Mangel eines Gesetzes über das litterarische Eigentum brachte den populärsten Dichter um den Erfolg seiner besten Arbeiten. Als Ersatz für seine Verluste gab ihm die Regierung den Auftrag, die Archive und Bibliotheken Italiens zu besuchen. Die Frucht dieser Zeit sind die *Leyendas del Cid.* Als dann die Unter-

stützung aufhörte, hielt er öffentliche Vorlesungen, die ein wahrer Triumphzug durch Spanien wurden; doch verlief eine von Emilio Castelar für den Dichter des Don Juan Tenorio beantragte nationale Dotation auf elende 30000 Reale. Die letzte Epoche der litterarischen Arbeit hat den Dichter namentlich dem weiteren Auslande bekannt gemacht. Der Wert seiner Dichtungen beruht nächst einer reichen Phantasie in der prächtigen Sprache seiner Balladen und Romanzen, die in eigenartiger Reproduktion Stoffe des Mittelalters und Vorgänge aus der Geschichte der Könige darstellen. Sie zumeist sind bekannt, weniger seine Liebeslyrik und seine persönlichen Erlebnisse. So gleich das erste Stück in der Sammlung der 'Poesías' von Manuel P. Delgado, III. ed., Madrid 1893, S. 1: *A la memoria desgraciada del Joven Literato D. Mariano José de Larra,* das den Zwanzigjährigen, noch völlig Unbekannten plötzlich berühmt machte. Aus der Liebeslyrik mag erwähnt werden *La Siesta,* abgedruckt in der 'Coleccion de los mejores autores' Bd. 62, Poetas contemporáneos Bd. 2, Madrid 1880, S. 20 ff. Der Vortragende trägt beide Stücke in eigener, wohlgelungener Übersetzung vor. — Zuletzt ein Wort von Vicente Barrantes, der als Novellist und Lyriker, trotz fortschrittlicher Tendenzen, auch von García gewürdigt wird. Erst Büchergelehrter, dann Mitglied der Cortes, zuletzt ständiges Mitglied der Academia Española und derjenigen de la Historia. Seine *Baladas españolas* liegen in zweiter Auflage vor, Madrid 1865. Berühmt sind unter diesen: *El velo blanco; La golondrina: Santa Isabel y Murillo; Canciones del mes de Mayo; Flor trasplantada;* endlich die nach Victor Hugos 'Fiancée du timbalier' gedichtete *Esposa sin desposar,* von der der Vortragende seine getreue und auch, was hier besonders bemerkt zu werden verdient, dem schwierigen Versmafs der Vorlage sorgfältig nachgebildete Übersetzung vorlas.

Herr Lamprecht sprach über *Le Désastre* der Brüder Margueritte. Die Verfasser schildern ein Fest am Hofe von St. Cloud, dem der Held des Romans, Du Breuil, beiwohnt, seinen Besuch bei seinem alten Schulfreunde, dem Rittmeister Lacoste vom Gardeulanen-Regiment, das Treiben im Kriegsministerium am Tage nach der Mobilmachung und die Abreise von Du Breuil zum Kriegsschauplatz. In Metz wird er freundlich aufgenommen von der Familie Bersheim, in der er schon während seines Aufenthalts auf der Artillerieschule verkehrt hat. Zum Stabe von Bazaine kommandiert, hat er die beste Gelegenheit, alles mögliche zu sehen. So wird er am 6. August früh nach Forbach geschickt, um Erkundigungen einzuziehen, und beobachtet die einzelnen Abschnitte des Kampfes, die er, abends mit der Maschine eines Zuges zurückgekehrt, im Hauptquartier berichtet. In ähnlicher Weise werden klar und im allgemeinen wahrheitsgetreu die drei Schlachten vom 14., 16., 18. August beschrieben, darin z. B. höchst anschaulich, wie sein alter Freund

Lacoste im Getümmel von französischen Kavalleristen durchbohrt wurde. Am 18. August wurde der Major d'Avol von der Garde-Artillerie, ein weitläufiger Vetter von Bersheim, mit dem er von der Artillerieschule her befreundet war, schwer verwundet und zu diesem nach Metz in Pflege gebracht. In diesem erwacht eine Neigung zu Anine, ebenso aber auch in Du Breuil. Die Ereignisse während der Belagerung, z. B. die Ausfälle am 31. August und am 1. September, werden nach den historischen Quellen spannend dargestellt. Im Laufe der ganzen Zeit hat unser Held aber auch eine innige Freundschaft mit dem Hauptmann Restaud geschlossen, mit dem er als mit einem Vertreter des Gehorsams bis zum äufsersten an den Abenden im Bau Saint-Martin manches unterhaltende Gespräch über Disciplin, Ehre und Pflicht führt. Wir sehen die von Tag zu Tag gröfser werdenden Leiden des Heeres und der Einwohner, bis die Kapitulation abgeschlossen wird. Während dieser grofsen historischen Ereignisse hat sich der Roman im Hause Bersheim weitergesponnen: d'Avol, dessen Wunde allmählich heilt, sucht Du Breuil in den Augen von Anine zu vernichten. Als er sieht, dafs er Du Breuil das Feld räumen mufs, verläfst er kurz vor der Kapitulation Metz und schlägt sich durch die preufsischen Linien durch. Der Hauptmann Restaud, der in seinem blinden Gehorsam verzweifelt, erschiefst sich. Du Breuil und Anine haben Gelegenheit gefunden, sich ihre Liebe zu gestehen. Der Vater Bersheim und Anine kommen am 1. November auf den Bahnhof, um dem nach Deutschland in die Gefangenschaft reisenden Du Breuil Lebewohl zu sagen. — Die Verfasser haben Zeit- und Ortsumstände wie auch das Wetter genau berücksichtigt, für Spichern das Werk von Frossard, für die Schlachten um Metz die von Bazaine und Jarras gewissenhaft benutzt, aber auch noch andere schriftliche bezw. mündliche Mitteilungen herangezogen. Die Personen sind vom Kaiser bis zu den Soldaten oder den Einwohnern herunter lebenswahr geschildert. Die meisten von den etwa achtzig, die vorkommen, sind historisch, nur einige dichterische Erfindung. Die Hauptsache ist den Verfassern, ein anschauliches, lebendiges Bild von den geschichtlichen Ereignissen zu geben, hinter die das Romanhafte zurücktritt. An einigen Stellen schmeicheln sie der nach ihrer Meinung heldenhaften Verteidigung von Paris, an anderen sagen sie ihren Landsleuten unumwunden die Wahrheit, nur wenige schroffe Ausdrücke gebrauchen sie für die Deutschen. Dieser Roman, auf gründlichen Studien beruhend und bis auf einige Punkte wahrheitsgetreu, wird in hohem Grade fesseln und bildet ein schönes Gegenstück zu *La Débâcle* von Zola.

Der Kassenwart Herr Pariselle erstattet sodann seinen Kassenbericht. Die Kassenrevisoren haben die Kassenführung geprüft und für korrekt erklärt; demgemäfs wird dem Kassenwart Entlastung erteilt.

Sitzung am 22. Februar 1898.

Seinen am 25. Januar abgebrochenen Vortrag wieder aufnehmend, bespricht Herr Ebeling einen zweiten Aufsatz von Meyer-Lübke aus der gemeinromanischen Syntax (Zs. XXI, 313 ff.) über die Stellung der tonlosen Objektspronomina. Tobler hatte, Gött. Gel. Anz. 1875, 1065 ff., die wichtige Entdeckung gemacht, dafs im Altfranzösischen mit ganz bestimmten Ausnahmen kein Satz mit einem tonlosen Pronomen beginnen könne (nicht *me voit,* sondern *voit me*). Daran schlossen sich dann die Beobachtungen von Mussafia (altitalienisch), Tiktin (altrumenisch), Gefsner (altspanisch), und Meyer-Lübke weist nun dieselbe Erscheinung auch fürs Altportugiesische nach, in welchem sich zudem noch die Besonderheit findet, dafs, wenn zu Anfang zwei Wörter vor dem Verbum stehen, das hinzutretende Pronomen sich an das erste Wort anzuschliefsen pflege (*lo filho que lhes Deus dará*). Und dasselbe belegt er auch für das Altspanische (*si lo yo saber puedo*). Aber letzteres hatte schon vor langen Jahren Diez III, 468 gezeigt, wo auch bereits vom Portugiesischen die Rede war. Und wenn Meyer-Lübke in der altspanischen Erscheinung fast eine Eigentümlichkeit des Alexander sieht, so hatte Diez vereinzelte Beispiele auch aus anderen altspanischen Schriftstellern gegeben, und dem Vortragenden selbst war vor Meyer-Lübkes Aufsatz die Erscheinung auf Schritt und Tritt in dem 'Libro de los Engaños' begegnet. — Es ergiebt sich aus der Betrachtung des ursprünglichen Verhaltens der romanischen Sprachen in Bezug auf die tonlosen Pronomina die wichtige Thatsache, dafs sie in urromanischer Zeit in allen Sprachen enklitisch, nicht proklitisch waren, *ílle-me videt, vídet-me,* und vielleicht auch schon *et vídet-me, magis* (aber) *vídet-me* dem Urzustande angehörten, dafs also hier das Romanische nur den lateinischen Zustand bewahrt habe, indem auch hier die Pronomina gern an die zweite Stelle traten. — Der dann folgenden Erörterung, wie aus dem altromanischen *vídet-me* ein *me-vídet* geworden ist, vermag der Vortragende vorläufig noch nicht zuzustimmen. — In *incóntraghe* etc. (Belluno) liegt aber kein deutscher oder slavischer Einflufs vor, sondern dergleichen (*dietrogli, allatole*) ist durchaus auch toscanisch und reicht bis in die älteste Zeit hinauf. — Das Beste, was nach Diez nicht nur für französische, sondern für romanische Syntax überhaupt geleistet worden ist, steht in Toblers (mit Absicht an den Schlufs gestellten) Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik I 1886, II 1894 (dazu jetzt schon 17 Aufsätze aus der dritten Reihe in Gröbers Zs.), deren noch nicht recht hervorgehobene Bedeutung für die romanische Philologie in dreierlei zu sehen ist: 1) Auf Grund eines ungemein umfassenden Materials aus alter wie allerneuester Zeit sind viele neue Beobachtungen gemacht und ihre sowie vieler alten, längst bekannten Erscheinungen Erklärung unter-

nommen, und zwar 2) auf Grund einer von Tobler überhaupt erst geschaffenen Methode syntaktischer Forschung, die überall als ersten Grundsatz aufstellt, dafs man bei der sprachlichen Betrachtung einzig und allein von den Worten selbst auszugehen habe, die man erklären soll, dafs man Logik und Sprache konsequent zu trennen habe. Durch diese neue Forschungsmethode sind die Beiträge für unsere Kenntnis zusammenhängender romanischer Rede geradezu epochemachend geworden, und durch sie sind wir den verwandten Philologien auf syntaktischem Gebiete weit voraus. 3) Die Beiträge sind typisch. Indem Tobler hier jedesmal französische Erscheinungen bis ins kleinste analysiert, hat er zugleich indirekt die Frage gestellt: wie steht es mit der Erscheinung in den anderen romanischen Sprachen? wobei Tobler selbst fast regelmäfsig das Provenzalische, dann das Italienische, in dem zweiten Bande noch besonders das Spanische und das Portugiesische herangezogen hat. In diesem Sinne sind die Beiträge noch für lange Jahre unerschöpflich. So wird eine Erscheinung (Nomen + Relativsatz), die Tobler fürs Altfranzösische in weitem Umfange nachgewiesen hat (auch zwei altprovenzalische und ein altspanisches Beispiel) von dem Vortragenden aus dem älteren und dem heutigen Italienischen, dem Neuspanischen, Portugiesischen, Neukatalanischen und Neuprovenzalischen belegt. Trotz dieser bahnbrechenden Leistung, auf der alle spätere syntaktische Forschung zu fufsen hat, haben Herausgeber auf Herausgeber, und solche, die auf syntaktischem Gebiete arbeiten, bisher eine solche Unkenntnis der Beiträge gezeigt, dafs dieses Unrecht einmal öffentlich gerügt werden mufs. Dem gegenüber ist die unbedingte Forderung zu stellen, dafs künftig kein Herausgeber eines altromanischen Textes, und niemand, der sich mit Syntax beschäftigt, an seine Aufgabe herangehe, ohne sich mit den Beiträgen auseinandergesetzt zu haben. — Herr Lücking meint, ganz ausmerzen könne man den Begriff der Ellipse nicht. Oft werde doch etwas weggelassen, was in anderen, ähnlichen Sätzen stehe. Damit solle natürlich nicht gesagt sein, dafs das betreffende Wort früher vorhanden gewesen und erst später ausgelassen sei. Herr Ebeling erklärt nochmals, es sei das Recht der Sprache, Selbstverständliches auszulassen. Es sei so viel Mifsbrauch mit dem Wort Ellipse getrieben worden, dafs man am besten thue, den Begriff ganz aufzugeben; man käme ohne ihn aus. Herr Förster schliefst sich diesen Ausführungen an. Ellipse bedeute Auslassung, und das Ausbleiben von etwas Selbstverständlichem könne man doch nicht so nennen. Herr Lücking wiederholt, dafs im historischen Sinne der Begriff ja nicht richtig sei, dafs es aber wünschenswert erscheine, für praktische unterrichtliche Zwecke die Erscheinung irgendwie zu benennen.

Herr Herzfeld machte einige Bemerkungen über den Einflufs der neueren deutschen Litteratur in England. Er knüpfte an seine

Schrift über William Taylor von Norwich (Halle 1897; vgl. Archiv XCII, 171) und einen mit ihr zusammenhängenden Aufsatz von Leslie Stephen (National Review, Dez. 1897) an. Zunächst gab er einige Nachträge zum ersten Teile seiner Schrift, die Einführung deutscher Werke von 1750 bis 1790 betreffend, wobei besonders Joh. Heinr. Füfsli (Fuseli) und Thomas Holcroft namhaft gemacht wurden. Aus dem nächsten Zeitabschnitt wurden die Schicksale von Schillers Räubern in England besprochen, speciell die Bearbeitungen der Markgräfin von Ansbach und von Joseph George Holman. Danach wurden die litterarischen Versuche zur Einführung der Kantischen Philosophie in England behandelt, die trotz der eifrigen Bemühungen einiger deutschen Gelehrten wie Nitsch und Willich und eines Enthusiasten wie Wirgman zunächst erfolglos blieben. Zum Schlufs gab der Vortragende eine kurze Übersicht der Arbeit, die noch zu thun sei, ehe an eine Geschichte des deutschen Kultureinflusses in England gedacht werden könne. — Herr Brandl fügt ergänzend hinzu, dafs wir die Engländer seit Milton studieren, der Rückstrom des Studiums der deutschen Litteratur in England sei aber erst hundert Jahre später erfolgt. Absolut Neues nehme man auch in England nicht auf, sondern immer nur Dinge, die sich an Vorhandenes anschliefsen könnten. So habe sich das Studium Lavaters an Locke, Werther an Ossian angeschlossen. Die Rede Mackenzies im Jahre 1788 habe wie ein Trompetenstofs gewirkt, so dafs von hier an, nicht erst von 1790 an, ein neuer Abschnitt zu beginnen scheine. Herr Cohn erwähnt noch Thomas Holcrofts Übersetzung von 'Hermann und Dorothea' und seinen Briefwechsel mit Goethe.

Das langjährige verdiente Mitglied der Gesellschaft Herr Franz Scholle ist gestorben. Die Mitglieder ehren sein Andenken durch Erheben von den Sitzen.

Ein Rundschreiben von den Herren Vietor-Marburg und Rambeau-Baltimore ist eingegangen, in welchem sie zur Unterzeichnung einer Adresse an Herrn Prof. Stengel anläfslich seines 25jährigen Amtsjubiläums auffordern.

Sitzung am 8. März 1898.

Der Vorsitzende bat die Herren, die über Vorträge, die sie gehalten haben, selber berichten, dies kürzer zu thun, als es in der letzten Zeit oft geschehen. Derselbe teilte mit, dafs er die Protokolle der neuphilologischen Vereinssitzungen aus Dresden und Leipzig erhalten habe und sie durch Auslegen der Gesellschaft zugänglich zu machen, durch Übersendung unserer Protokolle zu erwidern gedenke.

Herr Förster sprach über Stromers spanisch-deutsches Wörterbuch, das er, wie Gräfenbergs Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache, bis auf die Ausspracheregeln für brauchbar erklärte. Egidio

Gorra, Lingua e letteratura spagnuola, empfahl er als fleifsige Arbeit. An der sich anschliefsenden Debatte über (*hay* und) *cadauno* beteiligten sich die Herren Ebeling und Tobler, die beide die Ansicht aussprachen, dafs *κατά* darin enthalten sei, wofür letzterer anführte, dafs im Provenzalischen auch *cadatres* u. dgl. vorkomme und dafs auch das Deutsche fremde Präpositionen wie *per* und *à* verwende.

Herr Carel besprach den Dialekt des neapolitanischen Dichters Salvatore di Giacomo und die Richtung seiner Poesie. Von dem Liedercyklus *O Munasterio,* den er genauer behandelte, teilte er eine eigene Übersetzung mit.

Herr Geheimrat Münch hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

W. Streitberg, Urgermanische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte. (Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte. Herausgegeben von Dr. W. Streitberg.) Heidelberg, Winter, 1896. XX u. 372 S. 8. 8 Mk., geb. 9 Mk.

Nach dem Vorwort hat dem Verfasser dieser Urgermanischen Grammatik zweierlei am Herzen gelegen: 1. eine zusammenfassende Darstellung der indogermanischen Lautlehre, die den heute herrschenden Anschauungen entspricht, und 2. die systematische Verwertung der neuen Lehre über die germanischen Auslautsgesetze, damit bewiesen werde, 'dafs die neue Lehre der alten nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht überlegen sei'. Ich kann Streitbergs Plan, durch ein Lehrbuch für seine Ansichten zu werben, nicht anstöfsig oder verwerflich finden: es ist lediglich eine Frage der Zweckmäfsigkeit, ob man sich auf der Mittelstrafse halten und mit freieren Ausblicken begnügen, oder ob man seinen eigenen Weg gehen will, auf die Gefahr hin, seinem Buch allgemeine Verbreitung zu versperren. Denn das mufs gleich von vornherein gesagt werden, dafs Lernende nur dann von diesem Elementarbuche Gebrauch machen können, wenn sie gewillt sind, sich seinem Verfasser völlig hinzugeben. Die Auslautsgesetze und die damit zusammenhängende Lehre vom Accent und vom Vokalismus haben eine so grundlegende Bedeutung, dafs die Auffassung des Vokalismus zum guten Teil und die der Flexionslehre ganz davon abhängen, als neutrales Gebiet mithin nur der Konsonantismus übrig bleibt. Daher verstehe ich nicht, wie der Verfasser einerseits eine Darstellung der indogermanischen Lautlehre nach den 'heute herrschenden Anschauungen' und andererseits eine urgermanische Grammatik nach der neuen Lehre liefern und dieser damit zum Siege verhelfen will. Beides ist untrennbar: die neue Lehre beschränkt sich nicht auf das Germanische, ist aber auch noch nicht die heute herrschende, und Streitberg konnte die indogermanischen Teile seines Buches nimmermehr nach einem anderen Princip als die germanischen

aufbauen, hat es auch in Wirklichkeit nicht gethan. Wir finden durchweg 'die neue Lehre', nicht nur in den germanischen Abschnitten.

Die indogermanischen halte ich für überflüssig, ja sie sind geradezu wunderlich angelegt. Der Verfasser hält alles Germanische von ihnen fern, so dafs es so aussieht, als ob die germanischen Sprachen zur Rekonstruktion des Indogermanischen nicht dienen könnten. Infolgedessen mufs er sich z. B. beim indogermanischen Satzaccent S. 153 ff. enthalten, unsere Allitterationspoesie heranzuziehen, die seine Aufstellungen bestens stützen würde. Ihre Regeln werden S. 163 ff. nachgeholt, wobei dann wieder der Satzton der verwandten Sprachen hier und da verglichen wird. So geht es durchweg. Bei den germanischen Konsonanten z. B. ist es nicht möglich, die Wandlungen nachzuweisen, wenn man nicht das Altindische, Griechische, Lateinische u. s. w. vergleicht. Mit demselben Material konnte Streitberg aber auch bis zum Indogermanischen gelangen, und diese Vereinigung wäre zweckmäfsiger gewesen. Tabellarische Sonderübersichten über die einzelnen Sprachen hätte sie nicht verboten.

Solche Zersplitterung des Stoffes kommt öfter vor. So fafst Streitberg nirgend die ihm doch besonders wichtigen Auslautsgesetze zusammen. Einiges darüber erfahren wir § 88, anderes § 144 ff. Verweise mangeln. Die konsonantischen Auslautsgesetze werden S. 146 f. vorgetragen, wo aber auslautendes *s z r* vergessen ist. Unsichere Auskunft über sie gewähren S. 230 und 321, so dafs man sieht, der Verfasser hat keine feste Meinung über diesen heiklen Punkt. Ist das aber ein Grund, um den Lernenden im Dunklen zu lassen? Streitberg hätte wohl auch nachträglich an der ersten Stelle einen Zusatz gemacht, wenn er es sich angelegen sein liefse, was für ein Lehrbuch unumgänglich ist, hinreichende Vor- und Rückweisungen anzubringen. In dieser Hinsicht verfährt er höchst lässig. Z. B. § 85, 1 'vor gewissen Konsonanten': darüber schon § 41 D, Anm. 1 (etwas) genauer und ausführlicher. Zu § 99, II vgl. § 85, 2. S. 137 wird so über *Krēks* gesprochen, als ob davon S. 68 noch gar nicht die Rede gewesen wäre. S. 138, 1 Anfang wiederholt S. 135 Mitte, S. 142 über *Thumelicus* und *Thusnelda*, was S. 89 Anm. steht, und S. 145, 5 hören wir's zum drittenmal. S. 172 Sievers über Silbentrennung bei *j* ohne Beachtung von S. 148 f. Zu § 152 B war mehrfach § 147 zu citieren. Was § 153, 3 steht, ist § 157 S. 203 oben und nochmals bereits S. 204 oben zu lesen. S. 201 oben war auf § 146 zu verweisen, in § 157 auf § 147 und § 153, 3. S. 215 oben fehlt der Bezug auf S. 205 oben; 'lautgesetzlich' (Mitte) geht auf § 87. Zu S. 227 oben vgl. die Anm. auf S. 191, zu § 180, 1 S. 151 oben. S. 259, Schlufs des Anhangs = S. 254 oben. Immerhin thun diese Weitschweifigkeiten und Mängel den Auseinandersetzungen des Verf. im ganzen keinen Eintrag. Ob er immer überzeugt, das ist freilich eine andere Frage, die ich gerade für den Kernpunkt seines Buches, die neue Fassung der Auslautsgesetze, verneinen mufs.

Es ist nicht zu bezweifeln, dafs es einfache und überlange Längen giebt, die gestofsene und geschleifte Betonung besitzen und im Auslaute des Germanischen um je eine More gekürzt werden. Allein Streitberg

thut der älteren Lehre unrecht, wenn er ihr S. 182 aus dem Satze, dafs nasalierte Längen des Auslautes erhalten bleiben, einen Vorwurf macht: zu viel behauptet war lediglich 'nur' nasalierte Längen. Den schützenden Einflufs der Nasale leugnet er auch nicht, weder bei den kurzen, noch bei den langen Vokalen der Endsilben (S. 171. 191), und es ist für das Endergebnis gleichgültig, ob man den Schutz dem *n* unmittelbar zuschreibt und einen späten Abfall, etwa nach Nasalierung des Vokals annimmt, oder dafs bereits vorgermanisch zum Ersatz für abgefallenes *n* geschleifter Vokal eingetreten sei. Streitbergs Darlegung § 151, 2 kann niemand zwingen, sich ihm zu unterwerfen, und sie ist doch offenbar sein bester Trumpf. Der Acc. *giba* kann nicht, behauptet er, der Nom. in Stellvertretung sein, weil dem 'aufs schroffste' der Nom. *bandi* neben dem Acc. *bandja* widerspreche. Der Acc. müfste dann auch hier *bandi* heifsen. Man beachte jedoch, dafs *bandi*, vom Nom. Sing. abgesehen, durchaus die Endungen von *giba* zeigt; weshalb sollte also nicht auch der Acc. nach dem der ō-Stämme gebildet sein? Hat man doch im Ahd. schliefslich auch den Nom. nach *geba* umgestaltet! Es ist übrigens ergötzlich, dafs S. 190 die Annahme nicht mehr so schlimm ist, weil der Verf. hier durch eine (übrigens unglaubliche) Vermutung Hirts gleichfalls auf sie hingedrängt wird. Für gründliche, wohlüberlegte Durcharbeitung des Stoffes zeugt die Entrüstung dort und die Zahmheit acht Seiten später eben nicht. Überhaupt ist es mit den schleifenden Endsilben durch Reduktion von Langdiphthongen, wenigstens soweit als diese nach der schlechten Bezeichnung des Verf. durch langen Vokal + *m, n, r* gebildet sein sollen, ein übel Ding, und nicht minder mit den durch Silbenverlust schleifend gewordenen Endsilben (vgl. § 139. 140), die mit Brenners und Streitbergs gedehnten Kürzen infolge von Silbenverlust (§ 45, I) zusammenhängen. Nach diesen Funden müfste es von langen Endungen im Germ. wimmeln. Ergiebt z. B. der Wegfall von *-so gebõs* statt *gebōs*, so müfste er bei *dagaz* etwa *dagēs* statt *dages -is* liefern. Gut sind diese Lehren nach ihrem Grundprincip und für das Deutsche von Bohnenberger in der Zs. f. d. Phil. 28, 515 ff. beleuchtet worden. In den verwandten Sprachen scheint mir die Herleitung von *φάρ* aus **φορός*, von *κλώψ* aus *κλοπός*, von *rēx* aus **rēgos* u. dgl. die Altersverhältnisse geradezu auf den Kopf zu stellen, und obenein ermangeln gar zu oft die angenommenen längeren Grundformen jeder Glaubwürdigkeit. Nebenbei bemerkt hat man *κλώψ* schon vor langen Jahren als 'Zusammenziehung' von *κλοπός* erklärt, also in diesem das ältere gesehen. — In Summa kommen wir bei den vokalischen Auslautsgesetzen mit geschleifter und gestofsener Betonung allein nicht aus.

Ich schliefse noch Einzelbemerkungen an, beschränke mich jedoch mit Rücksicht auf Zeit und Raum auf eine Auswahl.

S. 14 finden wir die Einteilung 'II. Deutsch. 1. Niederdeutsch. a) Niederfränkisch, auf späterer Entwickelungsstufe Niederländisch genannt. b) Niederdeutsch; der wichtigste der in [? wohl 'aus'] älterer Zeit überlieferten Dialekte ist das Altsächsische'. Diese sonderbare Ein-

teilung dürfte auf den 2. § von Kauffmanns Deutscher Grammatik zurückgehen, den Streitberg gekürzt hat. Dort heifst es 'Niederdeutsch. a) Niederfränkisch oder Niederländisch. b) Niedersächsisch, gewöhnlich Niederdeutsch (im besonderen)'. Hier hat das zweimalige Niederdeutsch Sinn. Die Ungenauigkeit aber ist beiden Gelehrten gemeinsam, dafs sie das Niederländische für Niederfränkisch erklären, während es eine Sprache für sich ist. — § 29: Die nhd. *p t k* kurzweg als Aspiraten zu bezeichnen, geht denn doch wegen der Dialektverschiedenheiten nicht an. — Nach § 34 soll die Wortbetonung im Französischen vorwiegend musikalisch, im Deutschen vorwiegend exspiratorisch sein. Ich weifs nicht, wie es mit dem Freiburger Französisch steht, an dem Streitberg vielleicht seine Beobachtungen gemacht hat. Beim mafsgebenden Französisch fallen gerade die geringen Schwankungen der Tonhöhe auf, während man im Deutschen die untrennbare Verbindung von Melodie und Tonstärke nicht überhören kann. — Nach § 54 soll sich 'vor labialem Nasal im Nord- und Westgermanischen idg. *o* als solches erhalten' haben in nicht haupttoniger Silbe, also in *tagum* > *tagom* u. dgl. Dazu die Anmerkung 'In ahd. *beramês* steht *a*, weil das *m* der folgenden Silbe angehört.' War das in *dago-miz* nicht auch der Fall? Aus diesem Gegensatz ist fürs Germ. nichts Sicheres zu entnehmen. — § 55 behauptet Streitberg, es lasse sich auch in haupttonigen Silben fürs Urgerm. die Existenz des idg. *o* noch nachweisen. Belege giebt er nicht, meint aber wohl die Behandlung der Labiovelaren vor *a* aus idg. *a* und vor *a* aus idg. *o*, § 53d. Dafs diese Regel sich nicht halten läfst, hat E. Zupitza, Die germ. Gutturale S. 62 ff. u. s. w. bewiesen. Indessen lag diese Schrift, deren Einflufs sich sonst wohl hier und da zeigen würde, Streitberg noch nicht vor. — Zu § 59: aus dem *ā* von *Bācenis* dürfte für die Chronologie weniger zu gewinnen sein, als man anzunehmen pflegt. Da die Römer kein offenes *ō* besafsen, kann *ā* Lautsubstitution für das germ. *ǭ* sein. — In § 68 sollte bemerkt sein, dafs *i* im Part. Prät. von Verben der *ei*-Reihe keine Brechung erleidet. § 100, III wird auch nichts darüber gesagt. — S. 106 lies mlat. *Virgunnia*, mhd. *Virgunt*. — § 117, 3 Anm. *aihvatundi* 'Dornstrauch', eigtl. 'Pferdezahn'. Wie oft wird man diese sinnlose Etymologie wohl noch zu lesen bekommen? Selbst wenn man 'Pferdeesser' erklärt und an das Verbrennen von Pferdeleichen denkt, erhält man doch nur eine sehr kümmerliche Grundlage der Benennung; und möchte jemand in ihr einen Vergleich zwischen den Dornen und Pferdezähnen finden, so mufs er die einen oder die anderen oder beide noch nie gesehen haben. — § 121 fehlt bei den Verbalformen, die die Endung betonen, der Dual des Perf. — Zur Lautverschiebung hätte ich mancherlei vorzubringen. Es sei hier nur auf einen wichtigen Punkt wenigstens hingedeutet, weil sich an ihn weitere Folgerungen knüpfen, auf die gemeinhin als richtig anerkannte Behauptung, die wir auch bei Streitberg S. 137 finden, dafs es im Urgermanischen keine stimmhaften Verschlufslaute im Wortanfang gegeben habe. Sie ist nie bewiesen worden. — § 129, 1 war es wirklich nicht der Mühe wert, aus einer hinfälligen Etymologie eine Regel zu ziehen. —

§ 129, 5: Dafs urgerm. *h* nach Konsonanten schwinde, ist eine Behauptung, die man sofort durch reichliche Beispiele widerlegen kann: *alhs, tarhjan, fâhan, hûhrus* u. s. w. Es handelt sich nur um das anlautende *h* zweiter Bestandteile von Kompositis, und Streitberg hätte erwähnen sollen, dafs *w* in derselben Stellung das gleiche Schicksal erleidet. — S. 167 Mitte: in *inbîz* ist das erste *i* kurz. — Bei der Formenlehre beschränke ich mich auf wenige Nebendinge. S. 265 unten: neben dem unbelegten Dual *jut* sollten wir als mögliche Form *jit* auch für das Got. ansetzen. — S. 267 e fehlt der as. Acc. *hin-dag* und der ahd. Instrum. *hî-naht,* den ich auch S. 273, 3 vermisse. — Dafs die alten Relativa den germ. Sprachen mangeln, war anzugeben. — S. 317 oben kein Wort darüber, dafs wir für got. *im* nicht von idg. *ésmi,* sondern nur von *esmí,* germ. *izmí* ausgehen dürfen. Dabei wäre ein Hinweis auf S. 164 unten nützlich gewesen. — S. 317 Mitte: dafs im Urgermanischen zwischenvokalisches *st* zu *ss* geworden sei, ist ein Irrtum, der wohl auf Verwirrung mit *tt tth* beruht.

Auf principielle Auseinandersetzungen über die Deklination der *jo-je*-Stämme, die schwachen Konjugationen u. s. w. verzichte ich. Nur die Anerkennung mufs ich dem Verf. noch spenden, dafs er seine Ansichten durchweg klar und verständlich vorgetragen, sie folgerichtig aus ihren Grundlagen entwickelt und dadurch seinen Schülern und allen Mitforschern, die gewohnt sind, neue Lehren nicht von vornherein abzuweisen, sondern sie unbefangen zu prüfen, einen Dienst erwiesen hat.

Berlin. Max Roediger.

Ludwig Tobler zur Volks- und Sprachkunde. Herausgegeben von J. Baechtold und A. Bachmann. Mit Porträt, Lebensabrifs und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber, 1897. Geb. Mk. 5.

Am 19. August 1895 verschied in Zürich Ludwig Tobler, ein Gelehrter, der als Mitschöpfer des Schweizerischen Idiotikons stets im dankbaren Andenken seiner helvetischen Mitbürger, als gründlicher Durchdenker des gesamten sprachlichen und volkstümlichen Stoffes, den ihm sein Fach bot, als Verfasser einer grofsen Reihe feinsinniger Abhandlungen und gehaltvoller Recensionen in der Erinnerung seiner germanistischen Fachgenossen fortleben wird. Tobler war kein weitgekannter Gelehrter, der sich mit einem Schlage durch ein epochemachendes Werk eine grofse Volkstümlichkeit erobert hätte. Eine gewisse Schwerflüssigkeit seines Stils, die sich wohl auch im mündlichen Vortrage äufserte, wie sie ihn auch von dem anfänglich ergriffenen geistlichen Berufe zurückhielt, dazu in den späteren Jahren ein bösartiges Halsleiden benahmen ihm die Möglichkeit, als grofser akademischer Lehrer zu glänzen und weithin zu wirken. Gröfsere Werke hat er nicht ausgehen lassen, sein Anteil am Idiotikon ist nicht genau festzustellen, seine wichtigste Publikation war jene Volksliedersammlung, die weiter unten zu besprechen ist.

Und doch wird niemandem, der jetzt den schönen, durch die Sorgfalt der Herausgeber, Bachmann und Baechtold, und durch die Pietät des Verlegers so würdig bearbeiteten und ausgestatteten Band kleiner Schriften 'zur Volks- und Sprachkunde' in die Hand nimmt, der Name Toblers unbekannt sein, niemand wird das Buch ohne Gewinn lesen, niemand es ohne Dankbarkeit weglegen.

Dasjenige, was wir an Toblers streng wissenschaftlichen und an seinen mehr allgemein gehaltenen Aufsätzen so sehr schätzen, ist dies, dafs er die schöne Gabe der Vertiefung, der philosophischen Auffassung jedweden philologischen und geschichtlichen Problems überall bewährt, dafs er jeden willigen und aufmerksamen Leser mit hineinzieht, ihm den Blick schärft und erweitert. Tobler zeigt sich hier als einen Schüler Steinthals, an den er auch in der Führung der Erörterung hier und da erinnert. Im üblen Sinne 'populär' hat er nie geschrieben, alles seichte Gefasel war ihm zuwider; wer seine Schriften liest, mufs sich in seine Schule begeben, mufs den ernstlichen Wunsch mitbringen, sich belehren zu lassen, er mufs sich in seinen Stil finden und mit ihm zusammen die Resultate aufspüren, nicht aber ein bequemes Darlegen der Ergebnisse erwarten.

Die vielen kleinen Aufsätze Toblers beschäftigen sich vornehmlich mit der Wissenschaft der Sprache, besonders der deutschen, ferner mit der Mythologie und Volkskunde, endlich mit allen Fragen, die seine engere Heimat berühren, die deutsche Schweiz. Für seine Mitbürger erörtert er den 'Begriff der schweizerischen Nationalität'. Der schöne Aufsatz, der 1861 erschien, zeigt ihn ganz in seiner Art. Das disponierende, klare und klärende Element seiner Schriftstellerei führt ihn auf eine Erörterung des Begriffes 'Nationalität' überhaupt, dem er in historischer Betrachtung drei verschiedene Werte zuerkennt, den einer natürlich anerschaffenen, den einer historisch entwickelten und den einer politisch geformten Gemeinschaft. Die letztere sieht er in der aus germanischen und romanischen Elementen gebildeten, nicht gemischten Schweizerischen Nation und weist ihre besondere Beschaffenheit in politischer, moralischer und litterarisch-künstlerischer Eigenbethätigung nach. Aber seine Ausführungen schweben nicht in allgemeinen Redensarten über dem Boden hin, sie wurzeln tief im fruchtbaren Erdreiche konkreten Materials, das er mit philologischer Treue, oft tief in Einzelheiten eingehend, ausbeutet, ohne es vor dem Leser hinzubreiten. Seine Bemerkungen über das Verhältnis Deutschlands zur Schweiz hat er dann, nach der Gründung des Kaiserreiches, im Jahre 1877 revidiert und in der Zeitschrift 'Im neuen Reich' darüber gesprochen, wie er auch unverdrossen von 1873 bis 1881 alljährlich mit staunenswerter Vielseitigkeit an demselben Orte über die politischen Zustäude seines Vaterlandes berichtet hat. Dafs diese ganze Gruppe von Aufsätzen, die doch mehr landschaftliches Interesse haben, von dem für weitere Kreise bestimmten Sammelbande ausgeschlossen wurden, hat seinen guten Grund.

Mit besonderer Vorliebe hat sich Tobler allzeit der Volkskunde gewidmet, und aus dem trefflichen Lebensbilde, das den Band eröffnet, er-

fahren wir, dafs er über Volkspoesie, schweizerische Volkssage, Faustsage, auch über deutsche Mythologie Vorlesungen hielt, und dafs eine schweizerische Volkskunde zu seinen unausgeführten Plänen gehört. Im Mittelpunkte dieser Gruppe seiner Arbeiten steht die Sammlung schweizerischer Volkslieder, an der wir hier nicht vorübergehen dürfen. Dies Werk war ursprünglich nur auf einen Band berechnet, es ergab sich dann später die Notwendigkeit, einen zweiten hinzuzufügen, und damit entstanden Unzuträglichkeiten für die Benutzung namentlich der chronologisch angeordneten, historischen Lieder. Auch hat Tobler hier wohl, teils von ästhetischen Bedenken geleitet, teils aus Sparsamkeit mit dem Raume in der Gruppe der 'allgemeinen' Lieder etwas zu wenig geboten, in dem Bestreben, möglichst nur solche Nummern zu bringen, die nicht schon aus anderen Sammlungen bekannt waren. Diese fremden Volksliederbücher hat aber Tobler nicht alle gekannt, und so konnte ihm denn Reinhold Köhlers weitausschauende Gelehrsamkeit (im Anzeiger f. deutsch. Altertum XI) viele Varianten nachweisen. Und doch freuen wir uns, dafs Toblers feiner Takt ihn davor gewarnt hat, uns am Schlusse der Bände etwa jene heute beliebten massenhaften Verweisungen zu bringen, die sich mit Angabe der Titel und Seitenzahlen möglichst vieler Sammlungen begnügen. Derartigen unnützen Ballast wünscht er mit Recht in wissenschaftlichen Zeitungen untergebracht zu sehen. Nun müssen wir hier aber wiederum darauf hinweisen, dafs uns Reifferscheidt in seiner oft gerühmten und so wenig nachgeahmten Sammlung westfälischer Volkslieder ein treffliches Muster gegeben hat, wie man ein derartiges Buch kommentieren soll. Diese Methode war Tobler nicht fremd. Das einzige Kinderlied, das seine Sammlung aufweist, das interessanteste freilich aller in Deutschland gesungenen, das mythologisch bedeutsame Verslein von den drei Puppen im Glockenhause, hat er ausführlich erklärt, und wir bedauern nur, dafs diese Art der Behandlung nicht mehr Stücken zu teil geworden ist. Dafür bietet aber Tobler in seinen gehaltvollen Einleitungen eine ganze Methodologie der Volksliedforschung, immer von einem höheren, philosophierenden Standpunkte aus, er giebt in seinen Texten wahre Musterleistungen philologischer Kritik, er hat auch schon das von Wolfram später eingeschlagene Verfahren befolgt, die nicht abgedruckten, im Volke umlaufenden Lieder wenigstens in ihren Anfängen mitzuteilen. Dazu kommen kurze erläuternde Anmerkungen, meist sprachlicher Art, wofür der Bearbeiter des Idiotikons ja besonders befähigt war.

Der vorliegende Sammelband zeigt Tobler als Forscher auf dem Gebiete volkstümlichen Brauches, wenn er 'über sagenhafte Völker des Altertums und Mittelalters' handelt oder 'die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes' verfolgt, oder der Entstehung 'altschweizerischer Gemeindefeste' nachgeht. Bedeutsamer freilich und tiefer einschneidend sind die Aufsätze über das 'germanische Heidentum und das Christentum' oder über 'Mythologie und Religion'. Gerade die beiden letzteren Begriffe, die unangenehmen Schwankungen so häufig und so leicht unterliegen, endlich einmal reinlich geschieden zu haben, ist Toblers

unbestreitbares Verdienst, das er sich nicht nur um das engere Gebiet der deutschen Volkskunde, sondern um die gesamte Kulturgeschichte überhaupt erworben hat.

Wir können hier auf das einzelne unmöglich eingehen; noch weniger natürlich bei den sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, die der Band bringt und deren Studium jedem, der sich mit germanischen Sprachen beschäftigt, dringend ans Herz gelegt werden mufs. Zum Teil stehen sie in Verknüpfung mit Toblers Lebenswerk, dem schweizerischen Idiotikon, das ihm so viele treffliche Artikel verdankt, deren einige die Herausgeber der Schriften in der Einleitung auf S. XIV namhaft machen. Wir erinnern hier z. B. daran, wieviel lebendige Entwickelung er den Bedeutungswandlungen des Wörtchens 'und' abzulauschen wufste (Idiotikon I, 320—323), und verweisen dazu auf seinen wichtigen, lange noch nicht genug bekannten Aufsatz: 'Über den relativen Gebrauch des deutschen "und", mit Vergleichung verwandter Spracherscheinungen' in der Germania Bd. III, S. 91—104. Von seinen hierher gehörigen Arbeiten bringt der vorliegende Band zunächst drei mehr allgemein gehaltene Aufsätze über 'ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung', über 'die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart', endlich über 'die fremden Wörter in der deutschen Sprache', sodann aber eine streng wissenschaftliche Abhandlung, 'über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache', der im Jahre 1879 im dritten Bande der den Fachgenossen nicht leicht zugänglichen 'Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie' erschien und deshalb hier mit Recht aufgenommen wurde, um nun um so besser auf den Betrieb der Philologie einwirken und seinen Segen stiften zu können.

Den Anfang des Sammelbandes bildet ein von Tobler selbst entworfenes Lebensbild seines Vaters, des schweizerischen Pfarrers und Dichters Salomon Tobler, wie es zuerst im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1878 erschien; am Schlusse steht ein ausführliches Verzeichnis sämtlicher Schriften, Abhandlungen und Recensionen L. Toblers, die nun einen Überblick über seine reiche Thätigkeit gewähren. Er selbst hat in edler Bescheidenheit von dieser Thätigkeit nie zu hoch gedacht. Bezeichnend ist sein schönes Wort: 'Es ist gut, dafs jeder sich bewufst bleibe, wie gering der Wert eines einzelnen, ganz gewöhnlichen Menschenlebens im Vergleich mit allgemeinen Interessen ist. Wenn ich irgend ein Verdienst oder eine Tugend habe, so bestehen sie darin, dafs ich diese Einsicht bei Zeiten erworben und festgehalten habe.' Seine Fachgenossen urteilen anders über ihn; man lese die Nachrufe, die ihm von den verschiedensten Seiten gewidmet worden sind. Wir verehren in ihm einen Mann, der berufen war, an der Vereinigung der Philosophie mit den Einzelwissenschaften zu wirken, wie wenige, der ein vielseitiges Wissen mit reichem künstlerischem Gefühl, mit warmer, echter Liebe zur Heimat verband, und von all dem legt unser Sammelband vollgültiges Zeugnis ab.

Würzburg. Robert Petsch.

Die Chronica Jeuerensis. Geschreuen tho Varel dorch Eilerdt Springer. Anno 1592. Besprochen und herausgegeben von Fr. W. Riemann. Jever 1896. 82 S. kl. 8⁰.

In den Jahren 1878 und 1881 hat der Staatsarchivar E. Friedländer in Aurich in zwei Bänden ein Ostfriesisches Urkundenbuch herausgegeben, worin er mit grofsem Fleifs und guter Sachkenntnis die auf die ostfriesische Geschichte bezüglichen Urkunden gesammelt hat. Die Urkunden über Ostfriesland und Jeverland sind hier nicht vollzählig aufgenommen, in Bezug auf die in früherer Zeit häufig zusammengestellten chronikalen Aufzeichnungen herrscht eine noch gröfsere Verwahrlosung. Die erhaltenen Handschriften Jeverscher Chroniken — die Collectaneen des Antonius Blomeus scheinen überhaupt verloren zu sein — datieren meist aus der Mitte oder dem Ende des 16. Jahrhunderts, einer Zeit, in der lebhaftes Interesse für die ältere Geschichte unserer Heimat geherrscht haben mufs. Originalmanuskripte solcher Chroniken sind vorhanden im früheren Jeverschen und im Werdumer Archiv, wovon ersteres sich gegenwärtig in Oldenburg befindet, letzteres aufgelöst worden ist; einen grofsen Teil seiner Manuskripte besitzt jetzt der Altertums-Verein in Jever, andere befinden sich auf Lütetsburg, in Oldenburg, in Wolfenbüttel, sogar auf der Schlofsbibliothek in Gotha, dessen Herzöge einst Ansprüche auf Jeverlands Besitz erhoben. Die Bibliothek des Mariengymnasiums besitzt aufser vielen Abschriften von Manuskripten auch zwei Originalmanuskripte, wovon der von Eilert Springer 1592 in Varel geschriebene Codex den höchsten Wert besitzt. Riemann hält die Veröffentlichung dieses Codex im historischen Interesse für wertvoll. Die Handschrift bildet einen Band in kleinem Quartformat und ist in eine mit braunem Leder überzogene ehemals offenbar einem Folianten angehörige Einbanddecke gebunden. Auf dem Lederdeckel sind schwer erkennbare weibliche Figuren eingeprefst, die Unterschriften tragen, wie Justitia, Lucretia, Prudentia und vielleicht auch Herodias. Der Band besteht aus 67 Blättern, die beiden ersten sind unbeschrieben, dann folgen dreizehn mal vier Blätter, sowie die erste Seite des vierzehnten Bogens von einer Hand mit dem Inhalt der Chronik in deutlicher, schöner und kräftiger Schrift. Darauf folgen wenig wichtige Sprüche geistlichen Inhalts und Wirtschaftsnotizen aus den Jahren 1644 und 1653, die Riemann auf S. 6 und 7 abdruckt. Die dazwischen befindlichen 53 Blätter oder 106 Seiten enthalten den Inhalt der Chronik in der Schreiber-Fraktur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Die erste Seite trägt an der Spitze in grofsen, aber recht ungeschickten roten Buchstaben die Überschrift *Cronica Jeuerensis,* darunter stehen dann in kleinerer, schwarzer Schrift die Worte von derselben Hand: Geschreuen tho Varel dorch Eilerdt Springer Anno 1592.

Die Jahreszahlen und die Überschriften einzelner Abschnitte sind wieder mit gröfseren roten Buchstaben geschrieben. Nachdem Riemann auf S. 8 den Beginn der Chronik mit einem Ereignisse aus dem Jahre 1148 oder 1140 (nach der Lesart der Ausgabe von 1594) und den Schlufs

mit dem Jahre 1576 festgelegt hat, geht er auf den Verfasser der Chronik über. Er beweist durch eine längere Auseinandersetzung, dafs man begründete Zweifel an der Autorschaft Eilert Springers hegen darf, der schon zwei Jahre später eine erweiterte Ausgabe unter folgendem Titel zusammenstellte:

Cronica Jeverensis.
War vann De Eddelinge tho Jever,
Erstlick vthgespraten sin,
Vnnd wat vor Krich, vnnd
Veide aldar im Lande gewesen.
Hirna Vortekent.
Geschreuen tho Varel dorch Eilerdt Springer.
Anno Domini 1594.

Diese Chronik behandelt die Zeit von 1493—1521 und ist ganz das Eigentum Remmer von Seedieks, dessen Annalen Riemann zu veröffentlichen gedenkt. Über die persönlichen Verhältnisse dieses Eilert Springer, der also vielleicht nicht der Autor, sondern blofs der Abschreiber dieser Chroniken war, hat Riemann nicht viel in Erfahrung bringen können. Er soll zahlreiche Abschriften der von Harenschen Übersetzungen der Schiphower-Chronik gemacht haben, auch ein von ihm im Jahre 1586 geschriebenes Exemplar der Oldenburgischen Chronik wird erwähnt. Schliefslich verweist der Verfasser auf eine eingehende Besprechung der Quellen der jeverschen Geschichte aus der Feder des Archivrats Dr. G. Sello in Oldenburg, die bald erscheinen wird. S. 19—82 folgt nun der Text der Chronik mit zahlreichen ausgezeichneten Anmerkungen des Herausgebers. Dieser Text hat nicht blofs historisches, sondern in demselben Mafse sprachliches Interesse. Die ersten zehn Seiten sind den Grofsthaten der Östringer gewidmet, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die nächste Eintragung datiert aus dem Jahre 1218:

Anno 1218. denn — 17. Novembris vorginck Rustringerlandt Im water, vnnd de Slickersile wart vthgestekenn, dar dre Minschen tho uormedet worden, de ene vthsteken, vnnd dat water brack Inn tho Olde Goedens, Also dat de Kercken Inn Rustringenn ock vorgingenn.

Darna volgede eine grote Veide vann denn Oldenborger Heren, dat de Kercke tho Olde Goedens berouet wart Allent wat darinne was, behaluenn eine grote Klocke, vnnd ein Kelck, denn halde de Pastor tho Schortense daruth.

Anno 1233. Is Zillensteder Kercke gebuwet.

Anno 1260. Is Jeuer vorbrendt.

Anno 1266. Vp vnnser Leuenn Frouwenn dach Inn der Vastenn telede de Grauinne vann Hernenberch dre hundert vnnd — 65 Kinder tho einer tidt, vnnd Bisschop Otto vann Vtrecht doffte Alle disse Kinder Inn einem Beckenn, vnnd storuenn vann stundenn ann na der Dope mit der Moder, vnnd wordenn Althosamende begrauenn Int Closter van Lostdunen. In dieser Weise gehen die kurzen Notizen weiter bis zum Jahre

1350, wo etwas längere Eintragungen über die Pestilenz und 'Vann Edo Wineken denn Erstenn des Namens' folgen.

Anno 1350. Hebbenn de gemenen Rustringers, mit eren Richtheren eindrechtigenn gekarenn Edo Wineken tho einen Capteinen vnnd Houetlinge eres Landes, sampt sinen Eruen vnd Nakomelinge, Wente he was de vornemeste Im Lande, vnnd ein gudt Krigesmann, vnnd hefft denn Rustringern denn Krich, Nomlichenn iegenn denn Grauenn vann Oldenborch helpen vth voren. He hadde eine Frouwenn gehetenn Ette, darmede krech he Dangast, vnnd wanede dar lange thouorenn, ehr he gekaren wart tho einen Captein, vp ein Stenhuse Inn ein Holtkenn. Darna alse he gekaren was, hebben ene de Rustringers de Banter Kercken Inn gedan, vnnd de helpen vaste makenn. Auch die Eintragung von Anno 1359 handelt von Edo Wineken. Sie schliefst:

Tho disser tidt werenn de vornemesten vnnd geweldigestenn Richters, Alse

Hillardus Hedde tho Welens.
Ino Tiarckes.
Tanno Iben tho Sandell.
Mester Ulrick tho Knipense.

De Fredeborch bewarde Edo Winken mit hulpe der Harlingers, Jegenn den Inntoch der Rouer. Die nächsten Berichte handeln 'Vann Junker Keno vth Brockmerlanndt', 'Van Hoyo Herles'; zum Jahre 1473 steht die Überschrift 'Hir wert ersten Graue Gerdt van Oldenborch, vnd Juncker Edo tho Jeuer gedacht'. Es folgt dann 'De erste belegeringe vor de Fredeborch'. Die letzte Eintragung datiert vom Jahre 1576, andere Handschriften schliefsen noch eine aus dem Jahre 1578 an.

Anno 1578. Vp denn Stillen Frigdach, Is eine sehr hoge Floth vann Solten Water gelopen, eine Elen hoger alse Aller hilligen Floth.

Die weiteren Nachträge sind meist nur Auszüge aus Hamelmanns Chronik, und auch die oben abgedruckten Zusätze späterer Abschriften der Springerschen Chronik von 1594 sind mehrfach auf Hamelmann zurückzuführen.

Die Sprache der Chronik giebt für die Erkenntnis des spät Mittelniederdeutschen manche neue Form.

Doberan i. M. O. Glöde.

Historia D. Johannis Fausti des Zauberers von Gustav Milchsack. Erster Teil. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1892—1897 (Überlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst, herausgeg. von G. Milchsack und P. Zimmermann II[1]). CCCXCIV u. 124 S. 8.

Diese nach den Andeutungen E. Schmidts und W. Meyers bereits sehnlichst erwartete Ausgabe einer Abschrift der handschriftlichen Grundlage des Faustbuches von 1587 präsentiert sich uns hier mit einer Einleitung, die fast dreimal so umfangreich wie der Text und dennoch nur ein

Teil einer Einleitung ist; der Rest: Nachrichten über die Hs., Verhältnis zum Druck von 1587, zu Widmann (der vielleicht eine Hs. und nicht den Druck benutzt hat)[1] etc., ist wohl für den in Aussicht gestellten zweiten Band aufgespart. Diese Einleitung fördert unsere Erkenntnis in vielen Richtungen, enthält aber leider in seltener Breitspurigkeit überflüssige Ausführungen und schlecht begründete Hypothesen.

Nach einer Einführung (S. I—XXI) wird glücklich in Hartmann Schedels 'Buch der Cronicken' (deutsch 1493, 1496 und 1500) die Quelle der Reise- und einiger anderer Kapitel des Faustbuches nachgewiesen (S. XXII—LXXIV). Einzelne Zusätze zu Schedel wie *Antenoris fratrj Eneæ* (S. 58) könnten Zweifel daran erwecken, doch mag dies Zusatz der Hs. sein, da es im Spiefsschen Faustbuch fehlt.[2] S. LXX f. wird für die Kapitel von der Hölle ein zusammenhängendes Buch als Quelle vermutet; wenn das richtig ist, so müfste dieses jedenfalls die Ausgabe des Elucidarius von 1549 oder eine darauf zurückgehende benutzt haben, da Kap. 12 (S. 26) mit dieser den Fehler *Asteronata* für *Acheronta* teilt (s. Szamatolsky, Vierteljahrsschrift I, 165), während der Elucidarius von 1572 *Acheronta* und das Spiefssche Faustbuch selbständig *Acheron* gebessert hat.

S. LXXIV—LXXIX weist er nach, dafs das Faustbuch mittelbar oder unmittelbar auf den Processus Belial des Jacobus a Theramo zurückgeht. Dafs er S. LXXIX die Möglichkeit zugiebt, dafs der Processus jene Quelle des Faustbuches benutzt habe, scheint mir unlogisch, da der ihm vorliegende deutsche Belial doch auf eine viel ältere lateinische Vorlage zurückgeht.

Nachdem S. LXXIX—XCIII noch auf andere 'mittelbare Quellen' hingewiesen ist, behandelt das Hauptstück S. XCIII—CCXLIII das Verhältnis zum Zauberteufel des Milichius. Für einen Teil der Vorrede scheint mir dieser Nachweis gelungen. Aber Milchsack geht zu weit, wenn er die ganze Vorrede aus Milichius herleiten will; vielmehr sind die beiden Verse Levitic. 19. 20 nebst dem anschliefsenden Citat aus Cyprian und dessen Übersetzung in deutschen Versen aus Hondorffs Promptuarium exemplorum genommen (fol. 70b der Ausgabe von 1580, bei Besprechung des zweiten Gebotes). Ebendaher stammt auch die Geschichte aus Caspar Goldtwurms Wunderzeichen, welches Buch also nicht direkt benutzt wurde, ebenso im Wortlaut übereinstimmend die Geschichte von Alexander VI. (diese in der Ausgabe von 1572 leicht zugänglich in Scheibles Kloster II), endlich auf S. 7 die Sätze 'Zoroastes, sagen Sie' bis 'ein Lebendig Gestirn'.[3]

---

[1] Z. B. wird III, 20 Anm. die Helena nicht wirklich schwanger, sondern nur aufgebläht, wie in der Hs.

[2] Nur Kap. 22 der Hs. geht nicht, wie Milchsack S. LXIII meint, auf Schedel zurück, da dieser auf Metamorph. I, 34—44 basiert, das Faustbuch hingegen auf einer ganz verschiedenen Quelle, etwa auf einer kommentierten Ausgabe von Augustin, De civitate Dei.

[3] Das Citat des Justin im Faustbuch gehört zum folgenden. Hondorff giebt a. a. O. keine Quelle an, wohl aber wird in der lateinischen Bearbeitung als

Dieser Nachweis ist nicht unwichtig, weil er wahrscheinlich macht, dafs auch die stofflich übereinstimmenden Faustgeschichten aus Hondorff genommen resp. daher auf Faust übertragen sind.[1]

CXXXV—CLXXII[2] und CCLV—CCLXVII behandelt Milchsack das Verhältnis der Simon Magus-Sage zur Faustsage. Willkommen ist der Nachweis, dafs jene Zeit die Simon-Sage wohl gekannt habe. Aber man sollte weniger, wie ich glaube, von einem Einflufs der Simon-Sage auf die Faust-Sage[3] als vielmehr von einem Einflufs der Simon-Sage auf Faust selbst sprechen. Denn dieser war meiner Ansicht nach ein Irrsinniger, der von Simon Magus gelesen hatte und sich selbst einbildete, jener Simon resp. jener Faustus-Faustinianus zu sein, der das Gesicht des Simon trug (s. Milchsack S. CLV). Nichts anderes kann er meiner Ansicht nach gemeint haben, wenn er sich Tritheim gegenüber als *magus secundus, Faustus iunior* vorstellte. Wenn er sich Mutianus gegenüber als *hemitheus* bezeichnete, so dachte er an Simon, der in Rom göttlich verehrt sein soll; wenn er sich in Würzburg rühmte, alle Wunderthaten Christi nachahmen zu wollen, so dachte er an Simon, der Christi Auferstehung und Himmelfahrt nachäffte. Es ist überkühn von Riezler (Gesch. d. Hexenprozesse in Bayern S. 162), diese bestbeglaubigten Thatsachen als Sagenbildung hinstellen zu wollen. Dafs Johann Georg Faust (so hiefs er wohl) aber ein ehrlicher Narr war und kein blofser Schwindler, beweist die Nachricht über seine mifslungene Himmelfahrt in Venedig. Das hindert natürlich nicht, dafs er nebenbei noch schwindelte, Taschenspieler- und Clownkunststücke machte: derartiges vereinigt sich sehr wohl mit einer fixen Idee. Wenn man nun die eben vorgebrachte Auffassung annimmt, so wird man es auch wahrscheinlich finden, wenn ich die Helena des Faustbuches für historisch halte: es wäre nach dem Dargelegten nichts weniger als erstaunlich, wenn Faust mit einer Dirne herumgezogen wäre, die er für Helena, die Konkubine des Simon Magus ausgegeben oder gehalten hätte. Meldet uns doch das Faustbuch, was Milchsack zu sehr ignoriert, auch

Theatrum historicum (mir ist die Ausgabe von 1616 zugänglich), Volat. citiert, d. i. Raphael Volaterranus, Commentarii urbani (Basel 1530), gegen Schlufs des zwanzigsten Buches. Dort findet sich die Stelle übereinstimmend, aber ohne die seltsame Etymologie. Für die Geschichte von Alexander VI. wird keine Quelle angegeben, auch finde ich dieselbe nirgend, wenn auch die Geschichte von seinem Bündnis mit dem Teufel, der im Beisein eines Kardinals dem auf dem Totenbette Liegenden in Gestalt eines Affen erscheint (s. Graf, Naturgeschichte des Teufels S. 236. Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Ma. VII, 499) bekannt ist; zu dieser ist das 64. Kapitel des Milchsackschen Faustbuchs (das 61. des Spiefsschen) zu vergleichen.

[1] Von dem übrigen Mehr der Hs. gegenüber dem Druck kann ich nur für Kap. 70 die teilweise Quelle in Osiandri Weissagung vom Papsttum 1527 nachweisen, nicht aber für die Behandlung der Fahrt nach dem Osten in Kap. 62.

[2] Zu dem dazwischen behandelten Büchlein von Lucifers Fall vgl. U. Krafft, Arche Noe, Strafsburg 1517, Alemannia 1, 224; auch Uhland, Schriften VIII, 428 ff. Über die neutralen Engel denke ich anderwärts ausführlich zu handeln.

[3] Der Verfasser unseres Faustbuches wufste offenbar von Simon nicht mehr, als was er Kap. 54 von ihm mitteilt, sonst hätte er ihn daselbst unmöglich als Beispiel des Bekehrten hinstellen können.

sonst nirgend oder nur in unzugänglichen Quellen überlieferte historische Thatsachen wie die Promotion als erster von sechzehn Magistris (s. Kluge, Beilage z. Allgem. Zeitung Nr. 9, S. 4, Anm. 2).

CCLXVII—CCXCVI folgt eine unerquickliche Polemik mit W. Meyer. Sachlich wird wohl E. Schmidt (Sitzungsberichte der k. preufs. Akademie 1896. XXV. S. 17 [583]) mit der Annahme einer gemeinsamen Quelle für Lercheimer und das Faustbuch das Richtige getroffen haben. Auch von dem, was Milchsack CCXCVII—CCCXCIV über Problem und Komposition des Faustbuches sagt, ist das Beste meist besser von Schmidt gesagt worden. Nur dafs man die dichterische Qualität des Faustbuchdichters zu sehr unterschätzt hat, hebt er richtig hervor; leider hebt er es nur hervor, statt dafs es aus seiner Darstellung eigentlich von selbst hervorgehen sollte.

Bern. S. Singer.

Goetheschriften von Friedrich Zarncke. Mit einem Bilde Zarnckes und einem Faksimile in Lichtdruck (Kleine Schriften von Friedrich Zarncke. Erster Band). Leipzig, Eduard Avenarius, 1897. XII u. 441 S. 8. Mk. 10.

Die überragende Bedeutung des akademischen Lehrers Zarncke rechtfertigt vollauf den Versuch, seine Kleinen Schriften in sauberer Sammlung und Sichtung zu einem Ganzen zu vereinen. Dem verehrungsvoll emporblickenden Schüler ist jedes Wort des einstigen Führers lieb und teuer, und er ist glücklich, es an leicht zugänglicher Stelle sich nahe zu wissen. Andererseits war es Zarncke nicht gegeben, in gröfseren darstellenden Schriften die Ergebnisse seiner Forschungen niederzulegen. Ein guter Teil seiner geistigen Arbeit steckt in der langen Bändereihe des von ihm herausgegebenen Litterarischen Centralblattes. Diese Bändereihe, zum eisernen Bestande deutscher Bibliotheken gehörig, fällt doch mehr und mehr dem Stillleben anheim, das Recensionsanstalten gelehrten Charakters letztlich immer beschieden ist. Anderes wurde von Zarncke in Druckschriften veröffentlicht, die dem einzelnen, fern von Litteratur- und Gelehrsamkeitscentren lebenden Forscher schwer oder gar nicht zugänglich sind. Die Sammlung seiner Kleinen Schriften allein kann also den gröfsten Teil von Zarnckes Schaffen einer späteren Zeit gegenwärtig erhalten.

Der erste Band dieser Sammlung bewegt sich ausschliefslich auf dem Gebiete der Goethe-Litteratur. Wer etwa nicht wüfste, wie aufmerksamen Blickes Zarncke die Erscheinungen jenes Gebietes verfolgte, dem genüge die eine Notiz: auf vier enggedruckten Seiten (S. 431 ff.) sind bibliographische Daten über die von dem Herausgeber nicht verwerteten Goetheschriften Zarnckes zusammengefafst; und trotz solcher energischen Beschränkung wuchs der Sammelband zu dem Umfange von vierhundert Seiten und mehr an.

Zarnckes Interesse wandte sich innerhalb des Feldes der Goethe-Litteratur mit Vorliebe zwei Einzelproblemen zu, wie Goethes äufsere Er-

scheinung von Malerei und bildender Kunst festgehalten worden ist, und wie älteres Schrifttum dem Goetheschen Faust vorgearbeitet hat. Durch die Enge des ersten Problems bekommen die achtundzwanzig Aufsätze, Nachträge, Recensionen, die der vorliegende Band unter dem Titel 'Über Goethes Bildnisse' zusammenfafst, eine gewisse innere Einheit. Immerhin ist es kein Genufs, durch die zersplitterten Bemerkungen des Verfassers sich durchzuarbeiten. Dinge, die zusammengehören, sind an verschiedensten Stellen zu suchen. Wie Rauch, wie Kolbe, wie Kügelgen Goethe dargestellt haben, mufs der Leser aus je drei, vier, ja fünf räumlich weit auseinander liegenden Erörterungen sich klar machen. Das liegt an der Entstehungsart dieser Aufsätze. Selbst indes die umfänglichen Recensionen von Rolletts Goethe-Bildnissen sind kein selbständiges Ganzes; bei aller kritischen Schärfe bleiben sie auf der Stufe von Randbemerkungen stehen. Zarnckes grofser Antipode Scherer weifs auch in Recensionsform eine unabhängige litterarische Leistung zu geben. Sein Büchlein über Jörg Wickram wird auch der mit Gewinn lesen, dem nie ein Einblick in Bobertags Buch gegönnt war. Zarnckes Recensionstechnik setzt fast immer voraus, dafs man das besprochene Buch neben sich liegen habe. Um so mehr freuen wir uns seiner selbständigen Aufsätze; sie fehlen nicht in der Gruppe 'Über Goethes Bildnisse', ebensowenig in der Abteilung 'Zur Faustdichtung vor Goethe'. Da sind vor allem die beiden bibliographischen Studien über das Faustbuch, die eine der Einleitung des Hallenser Neudruckes, die andere den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften entnommen, beide mindestens methodisch neueren Bibliographien der Faustsage überlegen, streng philologische Leistungen auf einem Gebiete, das principienlosem Dilettantismus nur zu leicht zugänglich ist. Dann die ungemein sorgsame Studie über den Herausgeber des Faustbuches von 1587 und über seinen Verlag, methodisch wertvoll, aber leider ebenso ergebnislos für die Hauptprobleme der Forschung wie fast all die reiche, zum guten Teil von Zarncke angeregte Faustbuchlitteratur der neueren Zeit. Philologische Akribie offenbart sich auch in den verschiedenen Versuchen über Goethes schlesische Reise von 1790, freilich hat Zarncke hier nicht immer ein glückliches und harmonisches Verhältnis von Stoff und Behandlung getroffen. Und gern wendet sich auch der gelehrtere Leser von dieser extremsten Leistung einer Goethe-Diplomatik (von Goethe-Philologie sei lieber nicht die Rede) zu dem umfänglichsten Aufsatze des Buches, zu Zarnckes noch unveralteter Abhandlung über den fünffüfsigen Iambus bei Lessing, Schiller und Goethe. In der Litteratur, die sich allgemach um die Geschichte des fünffüfsigen Iambus ansammelt, nimmt Zarnckes erster Versuch dauernd die führende Stelle ein (vgl. Minors 'Metrik' S. 480 f.). Historische Untersuchungen auf dem Specialgebiete neuhochdeutscher Metrik werden in Zarncke stets einen bewährten methodischen Wegebahner finden. Folgten ihm doch nur mehr Forscher auf diesem Wege nach.

Die wichtigsten Nummern der Sammlung sind genannt. Was noch übrigbleibt, ist wohl nur für die deutsche Gelehrtengeschichte von Be-

deutung. Die meist aufs knappste gehaltenen Anzeigen von Goethe-Schriften der letzten Decennien enthalten noch dieses oder jenes beherzigenswerte Wort; wer Zarnckes Autorität zur Stütze eigener Behauptungen machen will, der schöpfe immer aus unserer Quelle. Dafs es in der Zueignung zum Faust nicht 'Leid', sondern 'Lied' heifsen solle, wird er an drei Stellen (S. 22. 217. 248) behauptet finden; ein zwingender Beweis ist nirgendwo erbracht. Ähnliche Wiederholungen wären leicht nachzuweisen; sie sind in Sammlungen von der Art der vorliegenden schier unvermeidlich.

Befremden mag es, dafs unter dem Titel 'Allgemeines über Goethe' nur vier Nummern erscheinen: Anzeigen der ersten neun Bände des Goethe-Jahrbuchs, dann von Goedekes Büchlein über Goethes Leben und Schriften, von Bernays' 'Goethe und Gottsched', von Scherers Hefte 'Aus Goethes Frühzeit'. Ein besonders weiter Blick in der Betrachtung der Dichtererscheinung Goethes wäre aus diesen Nummern allein nicht zu erkennen. Auch sie (insbesondere die Anzeige von Scherers Schrift) gehören heute nur mehr der Gelehrtengeschichte an. Zarncke hat mit mancher Behauptung, mit manchem Bedenken, das er hier äufsert, recht behalten. Allein war es, um diese unbestrittene Thatsache neuerdings zu erhärten, nötig, eine Reihe blofser Inhaltsangaben wieder abzudrucken? Wer erfahren will, was in jenem Schererschen Hefte, in diesem Bande des Goethe-Jahrbuchs steht, kann solchen Wissensdurst auf andere Weise rascher befriedigen. Jetzt möchte man Zarncke eher den Vorwurf machen, dafs er vor den Abwegen, in die neuerdings das Goethe-Jahrbuch sich verliert, nicht energischer gewarnt hat. Ja, wenn er 1884 die 'Neuen Mitteilungen' als den eigentlichen Schwerpunkt des Jahrbuches bezeichnet (S. 12), so fällt auf ihn ein Teil des Vorwurfes, dafs man durch Einschränkung der Abhandlungs- und Aufsatzgruppe dem gröfseren Publikum das Goethe-Jahrbuch verleidet habe. Der Unsitte des Miscellenwesens hat Zarnckes allzu milde Beurteilung niemals zu steuern versucht.

Als Repertorium von Notizen zur Gelehrtengeschichte sollte unser Buch wohl ein besseres Register haben. Das beigegebene Register ist zunächst in dem wenigen, das es bietet, durchaus unzuverlässig. Einzelne Namen erscheinen im Buche weit öfter, als jene alphabetische Zusammenstellung erwarten liefse. Wer etwa aus den hier angeführten Stellen sich Zarnckes Urteil über Scherer und über die von Scherer inaugurierte Phase der Faustforschung klarstellen wollte, dem böten die sechs Seitenzahlen des Registers nur einen geringen Anhalt. Auch Erich Schmidts ist häufiger im Texte gedacht, als das Register ausweist. Minors Name erscheint nur im Texte. Ich begnüge mich mit diesen Belegen. Viel wichtiger noch wäre gewesen, einzelne Stoffgruppen zusammenzutragen; versucht wurden die Gruppen: 'Faustdichtung vor Goethe,' 'Goethe und der fünffüfsige Iambus'. Auch sie hätten eindringlichere Ausgestaltung verdient. Schuldig geblieben ist der Herausgeber vor allem eine Rubrik 'Goethes Bildnisse', schuldig geblieben dem Leser und insbesondere dem Schriftsteller Zarncke selbst. Denn das Zerfallende, Zersplitternde, formal Uneinheitliche der Zarnckeschen Arbeitsweise stellte dem Herausgeber die Aufgabe, im Re-

gister eine klare Übersicht zu schaffen, an dieser Stelle den Zusammenhang herzustellen, der im Texte fehlt. Dieser erste Band der Kleinen Schriften Zarnckes ist ja gewifs nur ein Buch für Gelehrte; aber auch sie werden ihn nur als Nachschlagebuch benutzen, nicht als Grundlage immer wieder erneuerter Lektüre. Jenem Zwecke wird die Art der Herausgabe wenig dienlich sein.

Bern. Oskar F. Walzel.

Goethes Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel edited by Lewis A. Rhoades (Heath's Modern Language Series). Boston, U. S. A., D. C. Heath & Co., 1896. XXX u. 139 S. 8.

Die englischen und insbesondere die amerikanischen Kommentatoren deutscher Dichter bemühen sich mehr und mehr, ihre für den Schulgebrauch bestimmten Ausgaben auf die einschlägige litterarhistorische Forschung Deutschlands zu begründen. Ich nenne nur Hewetts Editionen von 'Hermann und Dorothea' und von Uhlands Dichtungen; aus beiden Büchern kann auch der deutsche Fachmann einen bequemen Einblick in neuerlich aufgeworfene Probleme litterarhistorischer Untersuchungsweise gewinnen. Auch Rhoades ist mit den Einzelergebnissen jüngerer, der Goetheschen Iphigenie zugewandter Forschung wohl vertraut. Er ermifst die Bedeutung, die Wielands 'Alceste' für den Dichter der Iphigenie hatte, er belegt den Einflufs, den die 'Electra' Gotters und J. E. Schlegels 'Orest und Pylades' auf Goethe ausübten. Selbstverständlich kennt er Bächtolds Ausgabe der vier Iphigenien; aber er citiert auch Minors 'Metrik', bis zu der die Mehrheit deutscher Schulkommentatoren wohl noch nicht vorgedrungen ist. An emsigem Fleifse hat der Herausgeber es mithin nicht fehlen lassen; sorgsam bucht sein Kommentar die einander widersprechenden Erläuterungen deutscher Forscher und sucht zu einem eindeutigen Resultate zu kommen. Aus Eigenem ist manches hinzugethan, insbesondere Parallelstellen aus der antiken Litteratur. Die Einleitung erzählt die Entstehungsgeschichte des Dramas, nennt die Quellen und erörtert das Metrum; endlich sucht ein besonderes Kapitel, 'Critical study of the drama' betitelt, Goethes Behandlung des Stoffes aus den eigenen Erlebnissen des Dichters abzuleiten.

Gleichwohl möchte ich auch diesem Herausgeber und Kommentator deutscher Dichter die Worte entgegenhalten, die V. Valentin jüngst (Pädagog. Archiv 39, Nr. 7 u. 8) über die Behandlung des dichterischen Kunstwerks in der Schule niedergeschrieben hat. Das Kunstwerk der Goetheschen Iphigenie kommt in Rhoades' Büchlein nicht zur Geltung. Litterarhistorische Quellenuntersuchung und biographisch-interpretierende Studie sind nicht zu dem Nachweise verwertet, dafs und wie unter Goethes Händen ein Kunstwerk entstanden ist. Im Gegenteil: die Art der Anführung von Parallelstellen drückt Goethes 'Iphigenie' zum Cento herab. Ich spreche nicht von vollkommen wertlosen Parallelstellen; zu diesen rechne ich die Anmerkung zu V. 663, die den Goetheschen Worten:

Der Nächste wär ich, diesen Tod zu sterben,
Wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete.

die Worte der Gotterschen Electra gegenüberstellt: 'Mein Unglücksstern vergiftet auch dein Leben.' Brauchte aber Goethe wirklich Schlegels Pylades und sein unendlich naheliegendes Bekenntnis: 'Ich mag kein andres Leben, Als das der Himmel mir mit dir zugleich gegeben,' ich sage: brauchte er diese Wendung, um selbst zu schreiben:

Was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb und leben mag?

Das geht nicht an: man darf nicht in der Einleitung beiläufig den Einflufs anderer Dichter umschreiben und dann im Kommentar einzelne Parallelstellen nebenhinlegen. Sonst gewänne es den Anschein, Goethe habe sich aus Gotter, Schlegel, Wieland fein säuberlich auf seine Iphigenie vorbereitet und dann, wenn ihm eine oft herzlich selbstverständliche Wendung fehlte, jene Autoren nachgeschlagen. Wer litterarhistorisch mit Quellen arbeiten will, der hat uns vielmehr zu zeigen, wie aus den Anregungen anderer ein selbständig Ding erstanden ist. Wer das nicht leisten kann, der lasse Quellen Quellen sein und begnüge sich, eine ästhetische Analyse zu geben. Denn das eine, das notthut, ist und bleibt, das Kunstwerk zu würdigen. Um nicht mifsverstanden zu werden und um nicht in den Verdacht vagen Ästhetisierens zu kommen, deute ich auf Valentins Ausgabe der Iphigenie hin, die in der Ehlermannschen Sammlung 'Deutscher Schulausgaben' (Nr. 9) veröffentlicht worden ist. Was Valentin hier bietet, hätte auch Rhoades zu bieten gehabt, ehe er an litterarhistorische Quellennachweise ging.

Die Einzelerläuterungen sind mit demselben Fleifse gearbeitet wie alles übrige. Kleine Mifsverständnisse blieben nicht aus: V. 24 (Der Frauen Zustand ist beklagenswert) ist Frauen nicht Genetiv Singularis, sondern Pluralis. Die oft citierten Worte (V. 330): 'Doch es schmiedete der Gott um ihre Stirn ein ehern Band' werden durch einen Verweis auf Horazens 'Illi robur et aes triplex Circa pectus erat' nur verundeutlicht. Rashness and daring hardihood hat Goethe sicher nicht im Auge gehabt. Sonst hätte er nicht in dem Briefe an Schiller vom 9. August 1797 von einer Hölderlin verwandten Gestalt sagen können: 'Um die Stirn schmiedete ihm ein ehernes Band der Vater der Götter.'

Bern. Oskar F. Walzel.

Ed. Haug, Aus dem Lavaterschen Kreise. J. G. Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. Beilage zum Jahresber. d. Gymn. Schaffhausen 1896/97. Schaffhausen, P. Schoch, 1897.

Obwohl der Herausgeber für diese Briefe kaum mehr gethan hat, als sie aus den reichen Schätzen der Schaffhausener und Züricher Biblio-

theken hervorzuholen und unter Überschriften in Sperrdruck zu ordnen, liest sich das Büchlein doch fast wie ein Roman. Aus dem 'Papsttum' (S. 78) Lavaters und seines Propheten Häfeli kommt der junge Schaffhausener nach Göttingen und nach Weimar. Die Universität der Michaelis und Less wird ihm nicht gefährlich; aber Herder und die Züricher streiten sich bald um seine Seele. Nun geht ein heroischer Kampf an wie um die Leiche des Patroklus. Häfeli hält den Schüler fest am Bande und imponiert ihm gewaltig mit seinen höhnischen Urteilen über Lessings 'Erziehung des Menschengeschlechts' und über die Göttinger; aber er benutzt ihn auch als Spion (S. 70. 83), der Herders Wesen und Haltung auskundschaften soll, um den Inspirierten in Zürich, deren Überzeugung mehr gilt als zehn Bibeln (S. 55), Waffen gegen Herder in die Hand zu geben, der Lavater untreu wurde. Aber gerade diese Unehrlichkeit und Heimlichkeit Häfelis (S. 74) macht den schwachen J. G. Müller allmählich selbständig. Er verteidigt Herder in prächtigen Briefen, er sagt dem Seelengewaltigen in Zürich tapfer auf. Schliefslich bleibt ihm nur die Aufgabe, die Entzweiten zu versöhnen. Sie mifslingt. Aber er selbst war über dem Kampf ein freier Mann geworden.

Das Werkchen ist unschätzbar durch seine Urteile und Nachrichten über die Göttinger (S. 3 f.), wie Michaelis (S. 33. 36), Koppe, Spittler (S. 34), Schloezer (S. 36); die Schilderungen Herders (S. 24. 37; Besuch Häfelis bei Herder S. 97), die Worte Lavaters über Herder (S. 103) und Spinoza (ebd.), ganz besonders aber die Selbstcharakteristik der Züricher (S. 49 f. 55 u. ö.). Goethe erscheint im Hintergrund als der gefährliche 'Allesstimmer' (S. 95); seine Beziehungen zur Herzogin Luise werden ausgespäht (S. 23), wie denn auch sonst des 'Frägelns' (S. 87) kein Ende ist. Auch von Wieland und dem 'Herrn von Knebele' (S. 27) berichtet der Getreue. Herder besorgt er (S. 29. 31) Volkslieder, und diese Beschäftigung stimmt ihn kritisch gegen Lavaters Gedichte (S. 38). — Auch dialektisch sind die von Idiotismen übersäten Briefe interessant; schade, dafs der Herausgeber die 'Bacillen des Deismus' (S. 14) in diese urwüchsige Rede gemischt hat.

Berlin. Richard M. Meyer.

Rückerts Werke, herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände (Meyers Klassikerbibliothek). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. LII, 379 u. 386 S. Geb. je 2 Mk.

Unter den nach dem Freiwerden der Werke Rückerts veranstalteten billigen Ausgaben ist die vorliegende Auswahl zweifellos die beste und zugleich die billigste. Sie ist durch die Arbeit des Herausgebers in seinen Einleitungen und Anmerkungen zu einer ganz gediegenen Leistung geworden, die bis zu einer kritischen Gesamtausgabe der Werke Rückerts, abgesehen von den Einzelarbeiten C. Beyers u. a., das Handwerkszeug für jeden Gebildeten bleiben wird, der sich mit dem Dichter näher be-

schäftigen will. Der vorgeschriebene Raum gestattete dem Herausgeber nicht, seinen eigenen Absichten ganz zu folgen, und machte namentlich eine grofse Beschränkung bei der 'Weisheit des Brahmanen' notwendig. Auch die Beigabe des kritischen Apparates war nur zum Teil möglich, nämlich nur bei den vollständig gegebenen Werken 'Amaryllis' und 'Nal und Damajanti', aber diese bürgen dafür, dafs der Herausgeber auch bei allen anderen Stücken, wie er im Vorwort angiebt, die ältesten Drucke zu Rate gezogen und genau verglichen hat. Gleichwohl sind auch den übrigen Gedichten wichtigere kritische Bemerkungen beigefügt, bei 'Haus und Jahr' mit einem tabellarischen Verzeichnis der Anordnung in den Ausgaben A (Gesammelte Gedichte, Erlangen, Heyder 1834—1838), B (Ges. Ged., Frankfurt a. M., Sauerländer 1843) und der Lieder und Sprüche (ebenda 1867), sowie des Entstehungsjahres der einzelnen Lieder.

Die Ausgabe folgt mit Recht im allgemeinen der Anordnung der Gesamtausgabe B, nämlich der Anordnung nach Stoffen, nicht nach der Zeit der Entstehung, die auch die neuere zwölfbändige Ausgabe beibehalten hat. So enthält der erste Band vier Bücher lyrischer Gedichte: 'Vaterland,' 'Amaryllis-Agnes' (vollständig), 'Liebesfrühling' und 'Haus und Jahr'; der zweite Band umfafst das 'Pantheon', die 'Weisheit des Brahmanen', 'Nal und Damajanti' (vollständig), 'Sawitri,' einen Abschnitt 'Aus morgenländischen Dichtern' (enthaltend die 1. 3. 17. 24. 39. 42. Makame, sowie eine Auswahl aus den 'Morgenländischen Sagen und Geschichten' und aus 'Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande'). Die Auswahl, die der Herausgeber getroffen hat, ist wohlbegründet; er hat das aufgenommen, was sich der allgemeinsten Wertschätzung erfreut, aber er hat auch die ganze Eigenart des Dichters im Auge gehabt und daher auch seine mitunter spielerische, der Form auf Kosten des Inhalts dienende Art zur Geltung gebracht. Die allgemeine Einleitung über Rückerts Leben und Werke (52 S.) ist eine vortreffliche, fein abwägende, Schatten- und Lichtseiten aus gründlicher Sachkenntnis heraus klar und objektiv beleuchtende Würdigung des Dichters. Eine Fülle von Einzelheiten, die der Verfasser gleichwohl immer interessant zu behandeln versteht, verrät dem Kenner, wie gründlich er den Stoff beherrscht. Mit der Schilderung der Entwickelung Rückerts erhalten wir zugleich ein Bild seiner ganzen Zeit, seiner Beziehungen zur Romantik, sowie seiner Sonderstellung neben ihr. Jede Abteilung hat noch eine Sondereinleitung, in der das Nähere ihrer Entstehung und ihrer litterarischen Beziehungen erörtert wird; besonders dankenswert ist die Mitteilung der Beurteilungen, die die einzelnen Dichtungen erfahren haben. Das Bild der litterarischen Verhältnisse der Zeit wird dadurch wesentlich vervollständigt. Aufserdem begleitet der Herausgeber den ganzen Text mit Wort-, Sach- und Sinnerklärungen, teils in Fufsnoten, teils in Anmerkungen am Schlufs des Bandes, wenn längere Ausführungen nötig waren. Diese sind ganz besonders allgemeineren Bedürfnissen angepafst und auf einen möglichst weiten Leserkreis berechnet. Hier wird auch z. B. der Schüler der oberen Gymnasialklassen alles finden, was er für eine förderliche Privatlektüre der Dichtungen

Rückerts bedarf. Im Zusammenhange kann ja Rückert in der Schule eingehend nicht behandelt werden, aber Blicke in die neuere Litteraturgeschichte, über Goethe hinaus, Verständnis für die Romantik und die sich an sie schliefsenden Strömungen haben ebenso ihre Berechtigung, wie die Einführung in die moderne Geschichte nach 1848. Hier hat auch Rückert seine Stelle. Wenn nur das, was in den unteren und mittleren Klassen dagewesen ist, zusammengefafst und nun durch die geharnischten Sonette, durch Mitteilungen aus der Naturlyrik und den Gedankendichtungen vervollständigt wird, so giebt das für den Primaner Anregung genug, sich mit dem Dichter in mäfsigen Grenzen weiter zu beschäftigen, und dafür ist die vorliegende Ausgabe vorzüglich geeignet. Unentbehrlich wird sie künftig dem Lehrer sein, auf welcher Stufe er sich auch mit Rückert zu beschäftigen hat. Eine sorgfältige Inhaltsangabe und ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Gedichte nach Überschriften und Anfängen — bisher in keiner Ausgabe vorhanden — machen die Benutzung äufserst bequem.

Berlin. G. Boetticher.

Charles Sealsfield (Karl Postl), der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke. Von Albert B. Faust, Ph. D., Associate Professor of German, Wesleyan University Middletown, Conn. — Mit dem Bildnis des Dichters und den Ansichten seines Geburts- und Wohnhauses. Weimar, Emil Felber, 1897. VI u. 295 S.

Der Verfasser, der schon in seiner Dissertation über Charles Sealsfield (John Hopkins Dissertation 1892) Materialien zu einer Biographie des interessanten deutsch-amerikanischen Romanschriftstellers geliefert hatte, unternimmt in diesem Buche, ein zusammenhängendes Lebens- und litterarisches Charakterbild zu zeichnen. Für diesen Zweck sind die früheren Publikationen über Sealsfield-Postl fast vollständig verwertet und durch eigene Nachforschungen ergänzt, die der Verfasser in Österreich, der Heimat des Dichters, sowohl wie in den Vereinigten Staaten, seinem Adoptiv-Vaterlande, angestellt hat.

Die Einleitung behandelt Charles Sealsfields Stellung in der Litteratur und bietet manches Anregende und Dankenswerte, wenngleich der Gegenstand wohl noch ausführlicher und tiefgehender hätte behandelt werden können.

Es wird kurz darauf hingewiesen, dafs Sealsfield durch Cooper, Walter Scott und Irving angeregt wurde, ohne dafs indessen der Versuch gemacht wird, zu zeigen, in welcher Weise jene Dichter die Darstellung, Kompositionsweise, Charakterzeichnung unseres Romanschriftstellers beeinflufsten. Ich kann keine bedeutende Einwirkung erkennen; doch scheint mir z. B. Sealsfields Kajütenbuch in der Anlage etwas Irvings 'Bracebridge Hall' nachgebildet; und in 'Virey und die Aristokraten' ist die Art, wie der zum Tode verurteilte Manuel gerettet wird (durch Vertauschung der

Kleider mit denen seines Dieners), sehr ähnlich der Rettung des Kapitäns Wharton in Coopers 'Spion'.

Auch kann man eine Verbindungslinie ziehen zwischen dem Indianerhäuptling Tokeah in Sealsfields Roman 'Der Legitime und die Republikaner' und Coopers 'Chingachgook', wie denn überhaupt dieses Erstlingswerk noch am meisten von Coopers Darstellungsweise beherrscht erscheint.

Als Schüler Walter Scotts erscheint Sealsfield mir am ersten noch in dem Roman 'Der Virey und die Aristokraten', wo die Technik der Erzählung an das 'Herz von Midlothian' erinnert. Aber er ist auch hier kein eigentlicher Nachahmer. Wie Scott spinnt auch Sealsfield den Faden der Erzählung gern mit Reiseabenteuern fort, aber dieser gemeinsame Zug entspricht einer ziemlich allgemeinen Neigung früherer Erzähler.

Nur in unbedeutendem Zusammenhang scheinen Sealsfields Romane mit früherer deutscher Romandichtung zu stehen, wenngleich Julian Schmidt mit Recht auf eine gewisse Einwirkung Jean Pauls hingewiesen hat (Faust S. 12).

Dagegen glaube ich wenigstens in den Erstlingsschriften Sealsfields den Einfluſs französischer Schriftsteller zu erkennen, von welcher Faust gar nichts sagt. Das anonym erschienene Buch 'Austria as it is' scheint mir nach dem Plane von Madame de Staels 'De l'Allemagne' (auch etwas in französischem Stil) geschrieben zu sein; und seine erste Erzählung bezeichnet Sealsfield in dem Schreiben an den Baron Cotta als 'in einen Roman auf die Art wie Corinna eingekleidet' (Faust S. 208).

Daneben dürfte Chateaubriand den ehemaligen Jesuitenzögling angeregt haben. Sein Indianerroman 'Les Natchez' wurde gewiſs in den Kreisen, in denen der junge Sealsfield verkehrte, viel gelesen. In der Schilderung tropischer Natur dürfte Chateaubriand mehr als andere Dichter Sealsfields Meister gewesen sein. —

Gutzkow hat für sich den Ruhm in Anspruch genommen, den 'Roman des Nebeneinander' oder den socialen Roman in die Litteratur eingeführt zu haben. Faust zeigt mit Recht (S. 21), daſs dieser Ruhm eher Sealsfield gebührt, dessen Roman 'Der Virey und die Aristokraten' sechzehn Jahre vor den 'Rittern vom Geist' (1850) erschien. Aber auch Sealsfield ist nicht der Erfinder dieser Romangattung. In Washington Irvings 'Bracebridge Hall' haben wir schon einen regelrechten 'Roman des Nebeneinander', einen realistischen 'Volksroman' im besten Sinne des Wortes. Das früheste Beispiel eines Romans des Nebeneinander ist vielleicht Le Sages 'Diable Boiteux'.

Die Vorliebe für diese Romangattung, die durch den demokratischen Geist der Zeit begünstigt wurde, erklärt sich gerade bei Sealsfield aus den Lebensschicksalen und persönlichen Verhältnissen des Dichters. Weder der biographische, der Ich-Roman, noch der Familienroman sagte begreiflicherweise einem Schriftsteller zu, der mit seiner Vergangenheit gebrochen hatte, der sein Ich verleugnete, der seiner Familie frühzeitig vollständig entfremdet war und nie ein eigentliches Familienleben führte. Ebenso

fehlte der eigentliche Sinn für den historischen Roman dem von seinem heimatlichen Boden Losgerissenen. Dagegen fügten sich die bunten Momentbilder der stets wechselnden Reiseerlebnisse und -Eindrücke, die Beobachtungen der Sitten und Kulturzustände eines fremden Landes ganz von selbst zu einem Roman des Nebeneinander zusammen. Die echt deutsche, durch die Erziehung zum Klostergeistlichen vielleicht noch gesteigerte Anpassungsfähigkeit und Schmiegsamkeit des Charakters erleichterte dem Dichter das Verständnis des fremden Volkstums, dessen demokratische Institutionen seinem ererbten, freiheitsliebenden Bauernsinn zusagten. So entstand Sealsfields Volksroman, nicht sowohl als das Produkt ästhetischer Theorien und Kunstprincipien, sondern vielmehr als eine durch eigenartige Lebensverhältnisse gezeitigte Frucht, deutsch im innersten Kern, wenn auch in fremdem Boden üppig gediehen. Es läfst sich aber auch sonst beobachten, dafs um die Mitte dieses Jahrhunderts die Romandichtung in die Breite ging, dafs aus dem Helden- und Familienroman der Socialroman sich entwickelte. Einer der frühesten Nachfolger von Sealsfield und Gutzkow war Hackländer, dessen 'Europäisches Sklavenleben', wie schon der Titel andeutet, wohl durch Sealsfields exotischen Volksroman angeregt war, jedenfalls in der Komposition sehr ähnlich ist. Faust hat Hackländer nicht erwähnt, wohl aber Gerstäcker, Otto Ruppius u. a., über die er indessen mit Recht kurz hinweggeht, weil diese Romanschriftsteller zwar in den poetischen Stoffen übereinstimmen, innerlich aber mit Sealsfield wenig Berührung haben. Deutsche Romanschriftsteller neigen ihrer ganzen Anlage nach gewöhnlich mehr zum Ich-Roman oder Familienroman; aber auch Freytag, Spielhagen, Auerbach, Paul Heyse, Fritz Reuter u. a. haben dem Zuge der Zeit sich nicht ganz entziehen können und einzelne Werke geschaffen, die als Socialromane bezeichnet werden können, ohne dafs indessen darum direkte oder indirekte Beeinflussung durch Sealsfield oder Gutzkow angenommen zu werden braucht. Gewifs mit Recht wird aber Theodor Mügge ('Afraja' 1854) als Schüler Sealsfields bezeichnet.

Ähnlich können wir bei englischen Romandichtern in den fünfziger und sechziger Jahren beobachten, wie der Roman gleichsam in die Breite geht: bei Bulwer z. B. in 'My Novel', bei Dickens in 'Bleak-House' und 'Hard Times', bei Thackeray in 'The Newcomes', bei George Eliot in 'Middlemarch'; ebenso in Frankreich, besonders bei Balzac, Victor Hugo, später bei Daudet, Zola u. a. Der Roman des Nebeneinander mag durch die Ausdehnung des Grofsstadtlebens in unserem Jahrhundert begünstigt worden sein. —

Die nun folgende eingehende Biographie des Dichters giebt manche willkommene neue Aufklärung, besonders über seine Jugendjahre, über amerikanische Beziehungen, dann wieder über die letzten Lebensjahre. Was die Jugendjahre betrifft, so haben wir in dem vor kurzem erschienenen Aufsatz von A. Weifs in der Zschr. f. Österr. Gymn. Jahrg. 1897, S. 865 ff. wertvolle Ergänzungen der Darstellung Fausts erhalten, besonders über Postls Flucht.

Das Dunkel, welches über den ersten Jahren nach Postls Flucht aus dem Kloster liegt, ist indessen immer noch nicht wesentlich gelichtet.

Im ersten und zweiten Kapitel werden Auszüge aus Sealsfields Erstlingsschrift 'Austria, as it is' gegeben, welche im Buchhandel jetzt kaum zu erlangen ist; im dritten Kapitel die Hauptwerke des Dichters analysiert und charakterisiert; in einem Anhang werden Sealsfields zum Teil recht interessante Briefe und sein Testament abgedruckt. Eigentümlich berührt es uns, wenn wir in einem 1860 geschriebenen Briefe den amerikanisierten Deutschen in folgender Weise ganz à la Heine und Börne gegen sein eigenes Volk losziehen hören:

'Das deutsche Volk ist dumm, sehr dumm und dabei ohne allen Geschmack. Es weifs mehr als irgend ein Volk, aber es ist wie der Packesel mit seiner Gelehrsamkeit bepackt. Es liefert die besten Erzieher, Gouverneurs und Professoren, aber die schlechtesten Regenten und Staatsmänner — seit Friedrich dem Grofsen hat ganz Deutschland keinen einzigen Regenten von nur mittelmäfsigem, bedeutendem Gehalt in seinen fünfunddreifsig Fürstenhäusern hervorgebracht! — keinen Staatsmann, der sich durch eine grofse staatsmännische oder politische Genialität ausgezeichnet hätte — keinen Feldherrn von dem Kaliber der Condés und Turennes der Franzosen, oder Suwarow bei den Russen, Wellington, Marlborough bei den Engländern — kurz es ist ein Volk der Mittelmäfsigkeit. Ich besorge in der That, dafs, wenn Napoleon III. nur noch zehn Jahre lebt und seine geistige Thätigkeit bewahrt, über dieses arme Deutschland abermals eine Katastrophe hereinbricht.'

Wie schade, dafs dem Propheten nicht vergönnt war, sechs Jahre länger zu leben, um Zeuge dieser 'Katastrophe' zu werden!

Kiel. G. Sarrazin.

Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. Nach der von Dr. Fr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig 1896.

Wir haben keinen grofsen Überflufs an Lehrbüchern für das Deutsche, die man Ausländern mit gutem Gewissen in die Hand geben kann. Des alten Johann August Eberhard 'Synonymisches Handwörterbuch' gehört zu ihnen. Darin scheint mir sein Hauptwert zu liegen und der Grund seiner dauernden Beliebtheit. Die philosophischen Tendenzen, mit denen der Freund von Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn einst an seine Aufgabe ging, sind uns freilich recht fremd geworden. Zwar ist die historische Betrachtungsweise in den Neubearbeitungen, die das Werk erfahren hat, etwas mehr in den Vordergrund getreten, allein dafs die ganze Anlage aus einer Zeit stammt, in der man von Jakob Grimm noch nichts ahnte, läfst sich nicht verkennen. Ein wirkliches tieferes Eindringen in das Werden und Wachsen der deutschen Sprache gewährleistet das Werk also nicht, obgleich gerade für die Bedeutungsgeschichte die synonymische Betrach-

tungsweise fruchtbringend werden kann und energischer betrieben werden sollte, als das von den meisten Lexikographen geschieht. Sei's drum: zur Schärfung des Sprachgefühls für die, welche das Deutsche praktisch erlernen wollen, bleibt das Eberhardsche Wörterbuch ein zweckmäſsiges Hilfsmittel. In der Erneuerung, die Lyon ihm hat angedeihen lassen, hat es viele Freunde gefunden, und ich zweifle nicht, daſs die neue, um eine Anzahl Artikel vermehrte Auflage ihm helfen wird, neue zu gewinnen. Sehr hübsch sind meistens die Belege ausgewählt, was besonders Lyons Verdienst ist. Mit dem Etymologisieren sollte er indessen etwas vorsichtiger sein. Selbst wo er, sei es in Anlehnung an Kluge u. a., sei es aus eigenem Instinkt, das Richtige trifft, sind seine Etymologien öfter irreführend. Daſs z. B. *borke* als 'verwandt mit *bergen,* d. i. umhüllen' bezeichnet ist, wird, abgesehen davon, daſs die Ableitung sehr problematisch bleibt, den Unkundigen nur zu vagem Etymologisieren verleiten und vergröſsert somit die Gefahr, die dem Buche vermöge seiner Herkunft aus dem Bereiche der Aufklärung von vornherein droht: Dilettanten ein Scheinwissen beizubringen. Viel zweckmäſsiger wäre es meines Erachtens gewesen, zu bemerken, daſs *rinde* das hd., *borke* das ndd. Wort ist, wie z. B. bei Paul jetzt zu lesen steht, der seinerseits — ein Beleg für die Vernachlässigung der synonymischen Betrachtungsweise — den feinen Unterschied zwischen *rinde* und *borke* ignoriert, welcher bei Eberhard-Lyon ganz richtig hervorgehoben ist.

Einer Erneuerung bedürftig erscheint mir besonders die 'Vergleichende Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben', bei der der Name des ursprünglichen Verfassers Boltz jetzt weggeblieben ist, für die also Lyon die Verantwortung tragen muſs. Was sich z. B. der Verfasser oder Bearbeiter unter dem folgenden Satze denkt, weiſs ich nicht zu sagen: 'Eine Steigerung zu Diphthongen erfuhren schon in ältester Zeit die Vokale *i* und *u*; sie wurden nämlich zu *ai,* das sich häufig zu *ei, ii* oder *î* schwächte, und zu *au,* das sich häufig zu *eu* und *iu* schwächte, gesteigert.' Spukt hier Guna und Vriddhi? Nachher folgt als 'ein solcher rein äuſserlicher Lautwandel' die nhd. Diphthongierung, die Wilhelm Braune mit Recht als ein 'sprachliches Naturereignis' bezeichnet habe. — Eine ig. Wurzel *stu-* kenne ich nicht. — Daſs die Suffixe Lautgebilde pronominaler Herkunft sind, ist in dieser Allgemeinheit falsch.

Für die Übersicht der Vor- und Nachsilben wäre inskünftige sorgfältige Benutzung von Pauls Wörterbuch anzuraten. *Em-* ist jedenfalls zu streichen; *empört* ist doch Ableitung von *empor;* was soll es also heiſsen, wenn die 'Vorsilbe' *em-* (aus *en-, in-*), die allein in diesen Bildungen erscheint, mit den Vorsilben von *revolted, indigné, sdegnato* u. s. w. verglichen wird? — Daſs *ge-* im 'zweiten Particip' der Verben 'Dauer' anzeige, ist falsch, inwiefern es (doch wohl in nominalen Zusammensetzungen?) 'Sein, Wesen' bezeichnen soll, ist mir unverständlich, daſs *un-* mit *ohne* verwandt sei, sehr zweifelhaft. — Was sollen sich Ausländer dabei denken, wenn es heiſst: '*-at* oder *-od, -öde* (in *Mon-at, Ein-öde, Heim-at, Klein-od*) entspricht dem ital. *ata* (*passeggiata*), franz. *ade* (*promenade*), noch

bestimmter dem ital. *ia, mento,* franz. *ie, ment'* u. s. w. Dafs es unbedingt nötig war, zwischen lebenden und abgestorbenen Suffixen zu scheiden, dafür findet sich gar kein Verständnis. — Ein Suffix *-der, -ter* giebt es nicht; *geländer* ist Kollektivbildung zu mhd. *lander* 'Stangenzaun' mit stammhaftem *d, wächter* Ableitung von *wacht.* Weil nun aber 'Geländer' auf englisch *balustrade,* auf franz. *balustrade* heifst, 'Wächter' engl. *watchman,* franz. *gardien* ist, wird flugs die Regel gemacht: '*-der, -ter* bilden Substantiva aus Verben und entsprechen dem engl. *-ade, -or* [?], *-our* [?], *-man,* franz. *-ade, -eur* [?], *-ien.*' — Ich könnte in diesen Ausstellungen fortfahren, doch berühren sie nicht den Kern des Buches und sollen nur zeigen, was künftig an Fehlern auszumerzen ist.

Jena. Victor Michels.

Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitäts-Vorlesungen mit einem Wörterbuche von Julius Zupitza. Fünfte wesentlich vermehrte Auflage bearbeitet von J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1897. VIII u. 311 S. 8. 6 Mk.

Schipper hat Zupitzas bekanntes Lesebuch, dessen Bearbeitung ihm nach dem Tode des Verfassers mit Zustimmung der Hinterbliebenen übertragen war, bedeutend erweitert und sich dadurch unzweifelhaft den Dank aller Benutzer verdient. Wie schon früher jede Auflage um einige Zusätze bereichert erschien, so war eine weitere Vermehrung des Inhalts, besonders nach der litterarhistorischen und metrischen Seite hin, bei der erfreulicherweise stets zunehmenden Verbreitung und Vertiefung des anglistischen Studiums durchaus wünschenswert. Trotzdem ist der Preis des Buches nur unwesentlich erhöht worden, wofür die — in der Regel ja nicht mit irdischen Glücksgütern überreich gesegneten — Studierenden gewifs der Verlagsbuchhandlung besonders dankbar sein werden!

Das Übungsbuch enthält jetzt die stattliche Zahl von 64 Nummern statt der 38 der vierten Auflage; die Zusätze sind sowohl der altenglischen wie der mittelenglischen Litteratur entnommen. Zur ersteren Klasse gehören Stücke aus Cynewulfs Crîst und Juliana, aus dem Phönix und aus Byrhtnôths Tod, ferner zwei Gedichte aus der Sachsenchronik (der Tod Ælfreds und Eadweard); zur letzteren ein Abschnitt aus Layamons Brut (nach beiden Handschriften), zwei Sprüche Alfreds, Vers 1—152 aus King Horn, ein längeres Stück aus Robert Mannyng of Brunnes Chronik, sechs lyrische Gedichte (Auf Eduards I. Tod, Frühlingslied, Alysoun, Heimliche Liebe, Lied auf Jesus und Maria, Preis des Erlösers), ein Gedicht von Laurence Minot, zwei Balladen Chaucers (Lenvoy a Bukton und Lack of Stedfastnesse), eine Episode aus Henrys Will. Wallace, das Sündflutspiel der Towneley Mysteries, die Fortune-Scene aus Jakobs I. Kingis Quair und schliefslich fünf Gedichte von Dunbar (Kynd Kyttok, der Besuch des heil. Franz, zwei Spottgedichte auf James Doig und Alles ist eitel).

Der Auswahl der Texte kann ich nur zustimmen und glaube auch, daſs die Fachgenossen gleicher Meinung mit mir sein werden — leider kann ich aber die Behandlung der Texte nicht ebenso gutheiſsen. Schipper hat sich offenbar die Arbeit an letzteren dadurch erleichtert, daſs er einfach die von ihm zu Grunde gelegten Ausgaben im Original oder in Abschrift der Druckerei übergab und die jeweilige Gestalt der Texte unverändert lieſs. Nur so läſst sich die Beibehaltung einer Anzahl alter Fehler und die ganz verschiedenartige Interpunktion erklären, wodurch das Buch seinen einheitlichen Charakter vollständig eingebüſst hat. Was die schon in der vierten Auflage enthaltenen Stücke betrifft, so hat Schipper aus Pietätsrücksichten gegen den verstorbenen Verfasser und aus Kollegialitätsgefühl gegen andere Universitätslehrer den Inhalt des Buches unangetastet gelassen. Ob damit dem Andenken Zupitzas wirklich gedient ist, der unablässig an der Verbesserung seiner Ausgaben arbeitete und jede neue Erkenntnis denselben zu gute kommen lieſs, erscheint mir höchst fraglich, und die übrigen akademischen Lehrer können auch schwerlich ein Interesse daran haben, daſs das Buch aus lauter Rücksichtnahme veraltet. Im übrigen hat Schipper sein Princip mindestens bei Nr. XIV selbst aufgegeben, indem dieses Stück eine sehr erweiterte Vorrede erhalten hat.

Ich gehe nach diesen allgemeinen Bemerkungen jetzt näher auf die Texte ein, wobei ich zuerst die Zusätze Schippers, später die Stücke aus der vierten Auflage einer mehr oder weniger genauen Kritik unterziehe.

Nr. VI: Aus Cynewulfs Crîst ist inzwischen im dritten Bande der Wülkerschen Neuausgabe von Greins Bibliothek (besorgt von B. Aſsmann) erschienen. Bei einer Vergleichung hiermit ergaben sich folgende Irrtümer in dem seiner Zeit von Schipper mit der Hs. kollationierten und von Gollancz für die Early Engl. Text Soc. edierten Texte: V. 190 *spræce* l. *sprece,* 194 *lifian* l. *lifgan,* 204 *scolde* l. *sceolde.* Ferner ist die falsche Längenbezeichnung in *dôhtor* 191 nach Grein beibehalten und mit demselben die metrisch falsche, zudem überflüssige Ergänzung *mân* 199 eingesetzt, obwohl sie Grein im Sprachschatz I, 171 bereits im Jahre 1861 mit der Bemerkung: ‘Auch mit dem Genitiv’ zurückgenommen hatte! Vor *Sôđ* 197 fehlt auſserdem ein Anführungszeichen.

Nr. VII: Aus Cynewulfs Juliana ist ebenfalls ungenau wiedergegeben, wie ein Vergleich mit Aſsmanns Text in Grein-Wülkers Bibl. III lehrt: V. 570 bietet die Hs. *wendan,* nicht *wenden;* 579 fehlt das — auch metrisch unentbehrliche — *hêt* der Hs. vor *bǣlfîra*; 584 bietet sie *tôscâden,* nicht *tôsceâden;* 589 *sîo,* nicht *sêo;* 599 wie Thorpe *hyne meahtum;* 630 wie Thorpe *flean;* 669 *sôþ,* nicht *sôđ;* 691 *in,* nicht *on;* 569 ist der metrische Fehler *þolianne* stehen geblieben, wofür mit Sievers *þolian* zu lesen ist; 605 l. *Crîste* st. *Criste;* 624 schreibt Schipper seltsamerweise *gesohte,* während er Thorpes und Ettmüllers richtiges *gesôhte* in den Lesarten anführt; 637 l. *þôhtun* st. *þohtun;* 643 und 645 stehen *þæt* und *mægen* noch mit Greins *ä* gedruckt; 649 und 664 desgl. *læs,* während das Glossar richtig *lǣs* bietet; 686 l. *wînsele* st. *winsele;* 694 l. *od* st. *ôd:* ein alter Quantitätsfehler, der sich immer noch ‘wie eine ewige Krankheit’ durch die

anglistische Litteratur zieht, obwohl Kluge schon vor vielen Jahren (in Kuhns Zeitschr. 26, 28 f. Anm.) die richtige Erklärung gegeben hat[1]; 696 l. *mê* st. *me;* 725 l. *se* (wie sonst überall) st. *sê.*

VIII: Aus dem Phönix ist auch, trotz Schippers Kollation, nicht richtig wiedergegeben, vergl. Aſsmanns Text a. a. O. So hat die Handschrift V. 26 *unsmêþes* st. *-smêdes;* 197 *geiwæs,* nicht *geiwäs*; 217 *heorc-* st. *heoro-;* 225 *tôgædre* st. *-dere;* 228 *hof* st. *hûs;* 255 *weced* wie Thorpe, was auch — es ist wirklich verdrieſslich, so etwas noch sagen zu müssen — Metrik und Grammatik (st. *wecced*) verlangen; 584 *sîþiaþ* st. *sîdiad;* 600 *êcan* st. *êces;* 625 wirklich *strendu;* 673 *alma;* 674 *mittem.* Im übrigen enthält das Stück folgende Fehler: V. 23 l. *hêr* st. *her;* 25 l. aus metrischen Gründen *hlêonad,* vergl. Sievers in P. Br. Beitr. X, 502; 206 l. *gehwâm* st. *gehware,* vergl. Sievers a. a. O. 485; 213 streiche das Komma nach *stŷmed;* 214 l. *swole* st. des metrisch unmöglichen *swôle,* wie Sievers schon im Jahre 1885 (P. Br. Beit. X, 508) nachgewiesen; 222 l. *æled* st. *æled;* 226 l. *clêowne* st. *cleowenne,* vergl. Sievers a. a. O. 460; 246 l. *lǽs* st. *læs;* 263, 322, 346, 347, 363 *od* st. *ôd;* 365 streiche das Komma nach *þeced;* 584 l. *sâwla* st. *sawla;* 590 *Crîst* st. *Crist;* 592 *hrêmge* aus metrischen Gründen st. *hrêmige;* 597 *lêohte* st. des Greinschen *leóhte;* 604 *lîxad* st. *lixad*; 620 *blêtsiad* st. *bletsiad;* 630 *þû* st. *þu;* 643 *trêowe* st. *treowe;* 650 *ûs* st. *us.*

XXI: Aus Byrhtnôths Tod. Hier fehlt im Litteraturverzeichnis die Ausgabe in Kluges Ags. Lesebuch[1] S. 120 ff. und in J. W. Brights Anglo-Saxon Reader S. 149 ff. Ferner vermiſst man die Angabe, nach welcher Auflage von Sweets Anglo-Saxon Reader Schipper citiert; er nennt S. 133, während in meiner vierten Auflage das Gedicht auf S. 138 beginnt. Die Lesarten des alten Druckes sind nicht alle verzeichnet: V. 4 fehlt nicht *tô,* sondern nur *ô,* denn Hearne bietet *thige;* 5 hat H. *þ þ,* was die meisten Herausgeber in *þâ þæt* verbessern; 28 hat auch H. *ærænde;* 33 hat H. nur *þon;* 36 *þat* st. *þæt;* 45 *gehyrt* st. *gehyrst.* Weiter ist zu bessern: V. 13 l. *hê* st. *he;* 34 *ûs* st. *us;* 44 l. *anræd* st. *ân-;* 54 möchte ich des Metrums wegen *nû* vor *feallan* ergänzen; 71 l. *hwâ* st. *hwâ.*

XXII: Tod Ælfreds, von Schipper nach Earle-Plummer gegeben, steht bei Grein-Wülker I, S. 384, nicht 357. Oder citiert hier Schipper noch die erste Auflage? V. 9 und 20 l. *Crîste* st. *Criste;* 12 l. *od* st. *ôd;* 19 *stŷple* st. *styple.* Auſserdem fehlen mehrere Lesarten der Hss., wie man leicht aus Wülkers Apparat ersieht.

XXIII: Eadweard. Da hier Grein I, 358/59 citiert wird, während die neue — 1883 erschienene — Neuausgabe von Wülker das Gedicht auf S. 386 bringt, muſs Schipper wohl die erste, mir hier nicht zugängliche Auflage citieren. Auch hier ist der Variantenapparat durchaus unvollständig; eine Aufzählung aller fehlenden Lesarten würde zu viel Platz

[1] *Od* ist aus unbetontem **ud* = **ūd* = *unþ* entstanden, wie *frácoþ* aus **frácūþ* und as. *botan* aus *butan, būtan.* Ich habe schon mehrmals in Recensionen, aber leider vergebens, auf diese Thatsache hingewiesen.

einnehmen. Ich verweise daher auf den Apparat bei Grein-Wülker, aus dem sich die geehrten Kollegen die Angaben ergänzen mögen. Falsche Quantitäten sind: V. 2 *Criste;* 6 und 20 *twentig;* 18 *Cnut;* 25 *ôd.*

XXVII: Aus Layamons Brut. Leider hat Schipper dies Stück nach Mätzners Sprachproben abdrucken lassen, obwohl in Morris' Specimens of Early English (Sec. Edit., besorgt von Mayhew und Skeat) I, 65 ff. ein viel genauerer, mit den Hss. kollationierter Text vorlag. Während bei Schipper keine einzige Lesart angegeben ist, weicht sein Text doch, wie ich schon bei einer flüchtigen Vergleichung mit dem Morrisschen gesehen habe, an mindestens dreifsig Stellen von den Hss. ab, ist also für wissenschaftliche Zwecke vollkommen wertlos. V. 13826 Cal. und 13886 ib. gehört ein Kolon statt des Semikolons hinter *war;* 13847 Otho fehlen die Redezeichen vor *Ich;* 13961 ib. der Doppelpunkt nach *Hengest.* Im übrigen habe ich einen so schlechten Text weiter durchzuarbeiten keine Lust gehabt.

XXVIII: Aus den Sprüchen Alfreds findet sich auch in den Specimens I, 148. Nr. 4, Z. 2 l. *eþelyng* st. *eþeling.* Warum sind die Lesarten der wiederaufgefundenen Cambridger Hs. (vergl. Mod. Lang. Quart. 1, 31) nicht mitgeteilt?

XXXVI: Aus dem Liede von King Horn, das ebenfalls in den Spec. I, 237 ff. gedruckt steht, scheint zuverlässig zu sein, wenn auch eine so interessante Schreibung wie *miste* für *mihte* in C 8 nicht hätte fehlen sollen. V. 58 l. *to* st. *do* und setze 132 einen Punkt nach *ryne.*

XXXIX: Aus R. Mannyng of Brunnes Reimchronik ist wieder Mätzners Sprachproben entnommen, beruht also schliefslich auf der alten Ausgabe Hearnes vom Jahre 1725, deren Zuverlässigkeit einigermafsen fraglich erscheint. Für dieses Stück hätten doch die Verbesserungen von Preufsner, Engl. Stud. XVII, 300 ff. (bes. S. 301 und 310) verwertet werden sollen. In V. 11 ist der fehlende Cäsurreim leicht durch die Umstellung *corouned is sche* (: *fre*) herzustellen; 137 ergänze ich *þere* hinter *Almayn,* um den Cäsurreim auf *ȝere* zu erhalten; 146 l. *knewe* st. *knowe* (vergl. 151); die Anmerkung zu 157 gehört auf S. 129; 193 kann man *led* in *lad* ändern und im folgenden Verse *glad* hinter *Edward* einschieben, dann wird auch hier ein Cäsurreim gewonnen.

XLII: Klagelied auf den Tod Eduards I. ist wohl Böddekers Ausgabe entnommen. In den Vorbemerkungen hätten aber Percys *Reliques* nach der kritischen Ausgabe Schröers, statt nach der unzuverlässigen Tauchnitz Ed. citiert werden sollen. Zu V. 33 und 35 hat Schipper meinen Emendationsvorschlag *þou dedest ille : of kyng Edward þe wille* (vergl. Anglia 15, 189) nicht erwähnt. V. 43: *ys owne hond þe lettre he nom* ist mir unverständlich: sollte nicht *wiþ* am Anfang vor *ys* zu ergänzen sein? V. 49 bietet die Hs. *chaunbre.*

XLIII: Frühlingslied. Zu V. 11 hatte ich in der Anglia a. a. O. *somer-wele* st. *wynter-* vorgeschlagen; V. 28 ff., wozu Engl. Stud. II, 517 zu vergleichen ist, wäre durch Ergänzung von *þe* zu *þise* (vergl. *þis* V. 4, 10 und 19) leicht auf die nötigen vier Hebungen zu bringen.

XLIV: Alysoun, war V. 23 als eingeschobener Satz in Parenthesen zu schliefsen.

XLV: Heimliche Liebe, V. 2 l. *godly* st. *goldly* (vergl. Anglia a. a. O.). Es fehlen die Lesarten der Hs. zu V. 4: *tounes* und 38: *wose;* nach V. 52 hätte der Ausfall einer Zeile markiert werden sollen.

XLVI: Lied zum Preise Jesu und der Jungfrau Maria. V. 33 ist *droupe* st. *lemmon* wegen des Reimes auf *coupe* zu lesen; vergl. Zupitza im Archiv 86, 408. In den Fufsnoten l. *ms.* st. *me* und *whe* st. *weh.*

LIV: Lenvoy a Bukton soll unter anderem in einem Druck von 'dem notar Julian' erhalten sein, während man doch von Schipper voraussetzen sollte, dafs ihm der Drucker *Julian Notary* bekannt wäre. V. 13 ist *that* st. *thath* zu lesen.

LV: Lack of Stedfastnesse ist nicht blofs in den genannten, sondern noch in drei weiteren Hss. erhalten, vergl. Skeat in seiner Ausgabe S. 51.

LVII: Aus Henry the Minstrels Wallace. V. 380 l. *fra thine* st. *frathine;* 383 hinter *hawe* ergänze das Zeichen des Redeschlusses; 386 setze Punkt st. Komma nach *hart;* 391 setze Kolon st. Semikolon nach *than;* 407 möchte ich des Metrums wegen *a stroke* st. *he* lesen; 423 streiche aus metrischen Gründen *And* und setze Kolon st. Semikolon nach *eryit;* 429 streiche das den Vers überlastende *that.*

LVIII: Aus den Towneley Mysteries. V. 71 f. fehlen Kommata nach *mankyn* und *the;* 102 setze Punkt st. Komma hinter *ferd;* 232 hätte eingerückt werden müssen, da es mit der vorhergehenden Zeile einen Vers bildet; 305 verstehe ich nicht. Hinter 322 *bere* gehört ein Ausrufungszeichen st. des Kommas; 442 *that we bere* verstehe ich nicht; 470 l. *How* st. *Now* und setze Fragezeichen st. Komma nach *hufe;* 506 wäre *the fowles* in Kommata einzuschliefsen gewesen; 552 f. verstehe ich nicht; 554 fehlt ein Komma nach *dyght.*

LX: Aus The Kingis Quair. Hier hat Schipper leider die Dissertation von Wischmann übersehen, die eine Anzahl evidenter Textbesserungen enthält. Auch die von mir im Beiblatt zur Anglia VII, 100 Anm. vorgeschlagenen Konjekturen haben keine Beachtung gefunden. Gerügt mufs endlich werden, dafs Schipper der Ausgabe Skeats auch darin gefolgt ist, dafs er die nicht stummen End-*e* durch *ë* bezeichnet, was in ein wissenschaftlichen Zwecken dienendes Buch absolut nicht pafst.

LXI: Die Ballade von Kynd Kyttok. V. 11 wäre besser zu interpungieren: *Sche eryd: 'Ourtane fallow, haill!'*

LXII: Der Besuch des heil. Franciscus zeigt ebenfalls abweichende Interpunktion; V. 4, 11 und 16 sollte ein Doppelpunkt statt des Kommas stehen, wie sonst im Übungsbuche.

LXIV: Alles ist eitel, gehört V. 11 ein Ausrufungszeichen st. des Kommas hinter *home.*

Die schon in der vierten Auflage enthaltenen Nummern verdienten auch stellenweise Nachbesserung, wenn das Buch auf der Höhe der Zeit bleiben soll. So wäre bei Nr. IV auf Vietors Ausgabe der nordhumbri-

schen Runensteine zu verweisen gewesen, wonach auf S. 7 in 2 a) *dorstæ* und *bismærædu* zu lesen ist; in Nr. V, das jetzt auch im dritten Bande von Grein-Wülkers Bibliothek neu herausgegeben ist, wäre V. 15 die ebenso einfache wie überzeugende metrische Korrektur von Herzfeld: *hine brêost berad* aufzunehmen. Statt des Punktes nach V. 23 stände besser ein Komma. Zu Nr. X wäre ein Hinweis auf die Neuausgabe in Grein-Wülkers Bibl. II, sowie in Kluges Ags. Lesebuch nötig; ferner stören die falschen Quantitäten von *ôd* V. 134 und 185, sowie *þê* V. 235. In XIII halte ich auch die Längenbezeichnungen in *gê* 'und' und der Relativpartikel *dê* für falsch: wie sollten wohl solche unbetonte Wörtchen zur Vokallänge kommen? In XIV hätte Schipper die Lesarten der von Napier in den Mod. Lang. Notes IV, 5, Sp. 277 aus dem Hattonmscr. 43 mitgeteilten Aufzeichnung des Cædmonschen Hymnus (S. 38) dem Apparat beifügen dürfen. In dem Stück aus dem Ormulum sucht man S. 99, V. 55 vergebens nach dem von Napier[1] bereits zweimal besprochenen Zeichen für Verschlufs-*g* in *seggen*. Zupitza hätte sich gewifs diese wichtige Bereicherung unserer Kenntnis des Mittelenglischen nicht entgehen lassen. XXXII, 1331 verdiente meine einfache Besserung von *frigti fagen* in *rigt ifagen* (= ae. *gefægen*) vielleicht auch noch Aufnahme.

Das Glossar hat mich, soweit ich es beim Lesen der neuaufgenommenen Stücke benutzt habe, nur selten im Stich gelassen, doch sind auch hier leider allerlei Ausstellungen zu machen. S. 188a fehlt unter *ǽfen* die Form *ene*, die S. 181, V. 13 vorkommt. — S. 189b hätte unter *ailhouss* auf den Artikel *ealu* verwiesen werden sollen. — S. 190a fehlt das Verbum *ǽlan* (vergl. S. 16, V. 222). — S. 191a l. *anrǽd* st. *ânrǽd*. — S. 194a steht ein ganz überflüssiger Artikel *âwyged*, der um so seltsamer ist, als Schipper diese falsche Lesart (st. *âwyrged*) weder im Texte, Jul. 617, noch in den Fufsnoten dazu erwähnt. — S. 197b fehlt *berebag* S. 144, 20 (vergl. *barebag*). — S. 200b vermisse ich unter *blew* eine Erklärung von *Stafford blew* S. 167, 201. — S. 201a gehört *bog* vor *boga*. — S. 203a fehlt *Burghes* 144, 25 (vergl. *Brug*). — S. 204a wäre *castel* im Noahspiel mit 'Vorder- oder Hinterkastell' st. 'Verdeck, Kajüte' zu erklären, vgl. den Artikel bei Murray. — S. 206a l. *clêowen* st. *cleowen*, da hier german. *eu* vorliegt. — Ebenda: *cloudes* bedeutet S. 140a, Z. 1 offenbar 'Stein, Fels, Hügel' (so auch bei Mätzner im Wörterb.), nicht 'Wolke, Dunkelheit'. — S. 208a wird *cruk* fälschlich durch 'Kette' st. durch 'Haken' erklärt, was es S. 181, 4, allein bedeuten kann. Ich übersetze den Vers: 'Sie war so rein unter der Haube wie ein Kesselhaken' — natürlich ironisch — und vergleiche W. Scotts *as black as the crook*, angeführt von Muret s. v. — S. 210a letzte Zeile l. *dedir* st. *edir*. — S. 216a fehlt *ene* 'Abend' (vergl. *ǽfen*) S. 181, 13. — S. 223a oberste Zeile l. *folctoga*. — S. 226a wird *froward* merkwürdigerweise = *forward* gesetzt und bei der Erklärung von LX — so, nicht LIX, mufs es heifsen — 170, 6/7 scheint Schipper die Übersetzung Wischmanns in dessen Diss. S. 68 entgangen zu sein, da er sonst

[1] Zuletzt in seiner Ausgabe der *History of the Holy Rood-tree* S. 71 ff.

aspert wohl nicht als sinnlos bezeichnet hätte. Ich finde übrigens Schippers Erklärung nichts weniger als ansprechend. — S. 227a unter *futt* (wobei auf *fôt* zu verweisen gewesen wäre) hat Schipper offenbar die skand. Formen: aisl. *fótsíðr,* schwed. *fotsid,* dän. *fodsid,* nicht beachtet, welche die Bedeutung von schott. *futt-syd* 'bis auf die Füfse reichend' aufser Zweifel setzen und andere Möglichkeiten ausschliefsen. — S. 237a: *Gogmagog* war auch der Titel eines Spieles zu Newcastle upon Tyne, vergl. meine Ausgabe des Noahspiels von N. u. T.[1] S. 13 ff. — S. 239a fehlt *haill* = *aill* 'ale' S. 182, 30 (vergl. *ealu*). — S. 242a unter *henwyfe* hat Schipper nicht an die ne. Bezeichnung des Zaunkönigs: *Our Lady's hen* gedacht, und so ist ihm auch der reizende Scherz, der in dem Verse 182, 24 steckt, entgangen. Dafs das Wort aus *handwife* korrumpiert wäre, würde ich selbst dann bezweifeln, wenn ein solches Wort überhaupt existierte, was meines Wissens nicht der Fall ist. — S. 244a fehlt *hlêonian* 'gedeihen' S. 15, 25, vergl. oben die Bemerkung zu dieser Stelle (VIII). — S. 249b war als Bedeutung von *kell* nur 'Haube' zu verzeichnen, vergl. oben zu S. 208a meine Bemerkung zu *eruk.* Ich verstehe auch nicht, wie sich die Bedeutung 'Ofen' von ne. *kiln* zu der von 'Schornstein' entwickeln sollte. — Ib. ist unter *kindel* auf die intransitive Bedeutung des Verbs S. 144, 19 keine Rücksicht genommen, desgleichen fehlt die Stelle in Mätzners Wörterbuch. — S. 263b fehlt *nor* (vergl. *nâhwæder*) mit der Bedeutung 'als' nach Kompar. (S. 183, 22). — S. 264 l. überall *od* st. *ôd* (vergl. oben zu VII, 694). — S. 267a l. unten *oppressioun.* — S. 271a hätte unter *quhele* auf den Artikel *hwèol* verwiesen werden sollen. — S. 275 war das unter *seeaean* stehende *sehog, shog* natürlich als besonderes Lemma (= ne. *shock, shog*) zu verzeichnen. — S. 283b fehlt *Stafford blew* (vergl. oben die Bemerkung zu *blew*). — S. 288a l. *swol, swole* st. *swôl, swôle* (vergl. oben zu VIII, 214). — S. 289b: Sollte *tethde* nicht einfach = ne. *testy* sein? Es steht im Texte S. 166, 186. — Ib. hätte bei *therwithall* auf *þær* verwiesen werden sollen. — S. 290a: Warum sind die Lemmata *threip, thrist, thristy, thryft* nicht wie die anderen mit *th-* beginnenden Wörter unter *þ-* verwiesen? — S. 295b wären *vnable* und *vnderstonde* einfach mit einem Vermerk unter *u-* aufzuführen gewesen, besonders da schon S. 293b ein Artikel *understondan* steht. — Das gleiche gilt von *vnnifoʒe, vnwise, vnwrast, vpbraid* und *vpbricht* auf S. 296a. So viel Einsicht dürfte man ja einem Benutzer dieses Buches wohl zutrauen, dafs er *u* und *v* sowohl als Vokal wie als Konsonant auffassen kann. — S. 297b, Z. 9 v. u. l. *Hans* st. *Hanns.* — S. 300b wären *whyne* und *whyp* unter *hw-* zu verweisen gewesen. — S. 302a sind unter *wirigan* die Bedeutungen 'würgen' etc. und 'fluchen' vereinigt, obwohl sie zu zwei verschiedenen Verben: 1) ws. *wyrgan,* nhd. *würgen* und 2) ws. *wiergan,* got. *gawargjan* gehören. So etwas mufs einem Anfänger gesagt werden — S. 303b fehlt *worm* = *wyrm* XLIII, 31. Ob an der genannten Stelle nicht eher 'Schlangen' oder 'Drachen' als 'Würmer' gemeint sind, möchte

[1] Göteborgs högskolas årsskrift 1897, III.

ich zu erwägen geben; ersteres ist jedenfalls poetischer und dem Stile des Gedichtes angemessener. — S. 304a fehlt unter *wrâd* die Zusammensetzung *wrotherheile* S. 130, 216. — S. 308a wären die unter ae. *þêah* stehenden Formen mit *o* und *ou* besser unter *þoh* zu stellen gewesen, da dies mit jenem ae. Wort ja nichts zu thun hat, sondern zu aisl. *þó* als nord. Entlehnung gehört. Ib. l. *ne.* st. *me.* — S. 309b wird *þonr* seltsamerweise durch das nord. 'Thor' übersetzt. Für uns Deutsche sollte doch 'Donar' näher liegen. — Ebd. wird unter *þorisdai* auf *þunres dæi* verwiesen, wo sich aber nichts über jene Form (die auf aisl. *þórsdagr* zurückgeht) bemerkt findet. — S. 310a ist das *þ* von *þrife* eine Zeile hinaufgesprungen.

Wenn ich hier abbreche, so geschieht dies nicht etwa deshalb, weil ich die moralische Überzeugung gewonnen hätte, nun alle Fehler und Versehen in der neuen Auflage des Buches besprochen zu haben, sondern weil ich es müde bin, weiter zu kritisieren, und den Raum dieser Zeitschrift sowie die Geduld ihrer Leser nicht länger in Anspruch nehmen möchte. Ich brauche wohl kaum zu versichern, dafs es mir im höchsten Grade peinlich war, einem Gelehrten von dem Range und den Verdiensten Schippers gegenüber so viel Tadel aussprechen zu müssen; aber ich halte es für die einfache Pflicht der Kritik, bei einem solchen Buche, das viele junge Leute in das Studium der englischen Philologie einführen soll, gerade herauszusagen, dafs man sich auf seine Angaben häufig nicht verlassen kann. Was es durch die neuen Zugaben an äufserem Umfange gewonnen, hat es durch die unzureichende Weise der Bearbeitung an innerem Werte und an Zuverlässigkeit verloren. Wenn Schippers Wunsch am Schlusse der Vorrede: dafs sich das Buch auch in der vorliegenden Gestalt neue Freunde gewinnen und das Andenken seines Verfassers wach erhalten möge, in Erfüllung gehen soll, wird er eine etwaige sechste Auflage gründlich durcharbeiten und in allen Teilen verbessern und ergänzen müssen.

Gotenburg. F. Holthausen.

The Present and Past Periphrastic Tenses in Anglo-Saxon. A Dissertation presented to the Board of University Studies of the John Hopkins University for the Degree of Doctor of Philosophy by Constance Pessels, Ph. D., Instructor in English in the University of Texas. Strafsburg i. E., Karl J. Trübner, 1896.

Die vorliegende Arbeit ist wohl geeignet, ein klares, deutliches Bild von dem Gebrauch der umschreibenden Zeiten im Altenglischen zu geben, um so mehr, âls der Verfasser sämtliche altenglischen Werke, soweit sie ihm zugänglich waren, heranzieht und unter diesen wieder mit Recht einen Unterschied zwischen den Glossen, den Übersetzungen und den Originalwerken macht. Auch in betreff seines Resultates, das er S. 81 und 82 kurz zusammenfafst, kann man ihm nur zustimmen. Dazu kommt,

was die Arbeit noch wertvoller macht, dafs er sich nicht auf das Altenglische beschränkt, sondern auch in einem besonderen Kapitel auf andere Sprachen hinweist.

Folgende Einzelheiten sind mir beim Durchlesen aufgestofsen (teilweise Versehen des Setzers): *oppyncende* 33, 15, *wepearfende* 34, 5 v. u., *nimne* 35, 12, *eumerde* 36, 10, *syddan* 37, 9, *gop* 38, 3 v. u., *bibbende* 41, 15, *ewepende* 42, 12, *hæbhende* 43, 6 v. u., *gearpa* 60, 6, *Gensenius* 64, 10 v. u., *visar* 78, 11, *dedarf* 79, 18. Auffallend ist, dafs der Verfasser *æ* und *ae* in lateinischen und englischen Worten wechseln läfst, z. B. *cælestis* 18, 11, *hæe* 20, 22, *monigfaeldan* 32, 16, *reversæ aquæ* 38, 4, *aefter* 42, 18. Warum ferner *hælo urra* 41, 10 — *hǽlo úrra* 71, 3 v. u., *grama* 44, 8 v. u. — *gramma* 72, 2 v. u., *sprecende* 44, 1 v. u. — *spræcende* 72, 19, *hé* 45, 5 — *he* 73, 3, *life* 47, 12 — *lífe* 73, 18, *leorningeniht* 47, 2 v. u. — *leorning eniht* 71, 8, *farende* 47, 1 v. u. — *færende* 71, 8? (selbstverständlich sind es immer dieselben Belege).

Am wenigsten an der ganzen Arbeit hat mir gefallen, dafs keine Accente gesetzt sind, wodurch ein leichtes Verständnis sehr beeinträchtigt wird; der Verfasser beschränkt sich aufser den oben angeführten Inkonsequenzen, wie es scheint, auf die Accente der Handschriften.

Charlottenburg. Robert Märkisch.

George Neilson, Caudatus Anglicus: a mediæval slander. Edinburgh 1896. IV u. 38 S. 4.

Mindestens vier Jahrhunderte hindurch sind die Engländer von den Nachbarnationen, namentlich den Franzosen und späterhin den Schotten, verhöhnt worden als geschwänzt. Neilson bringt aus Chroniken, Dichtungen und Antiquitäten die reichste Sammlung von Belegstellen seit Waces *Brut* bis ins 17. Jahrhundert hinein, mit besonderer Rücksicht auf seine Landsleute, die Schotten. Die mittelenglische Litteraturgeschichte sollte also das lebhaft geschriebene Büchlein nicht übergehen. Er führt aus Wilhelm von Malmesbury an, dafs die Heiden in Cerne dem das Christentum predigenden Augustin Rochenschwänze angeheftet hätten. Schon vorher, um 1097, erzählt Gocelin, den Wilhelm als Hagiographen preist, dafs die Nachkommen jener Spötter zur Strafe geschwänzt geboren würden: vorausgesetzt, dafs die Angabe bei Hardy, *Descr. catal.* I, 193, richtig ist. [Noch lebt, nach Gould, den der Verfasser S. 35 anführt, und nach Brewers *Reader's handbook* 'the tradition that Cornish men are born with tails'; liegt eine Verwechselung von *Cerne* und *Cerneu*, d. i. Cornwall, vor?] Dafs allen Engländern jene Nachrede anhing, dafür nennt der Verfasser als frühesten Beleg mit Recht die Historik des dritten Kreuzzuges. Allein etwas älter als Richard von Devizes, den er anführt, ist Ambroise: *chiens pudneis nus apelouent*, Mon. Germ. 27, 535. Aufser Cerne und Dorchester werden Rochester und Stroud in Kent als die Örtlichkeit, aufser Augustin auch seit dem 15. Jahrhundert Thomas Becket als Urheber des Mirakels genannt. Der Verfasser erklärt diese Verschie-

bung der Sage wohl richtig allein mit der Thatsache, daſs Beckets Pferde in Kent zum Hohn der Schwanz abgeschnitten wurde. Daſs der Spott gegen die Nation aus einer lokalen Legende entstand, erscheint mir kaum glaublich. Der Verfasser verzichtet darauf, ihn zu erklären, nachdem er die vergeblichen Versuche Früherer aufgezählt hat. Auch aus der Bedeutung und Etymologie von *couard, coward* will er ihn mit Recht nicht ableiten; nur könnten sie die Verbreitung gefördert haben. Vgl. auch, was ich Mon. Germ. 27, 77 citiert habe. F. Liebermann.

Hans Schwab, Das Schauspiel im Schauspiel zur Zeit Shaksperes. Wien und Leipzig, Braumüller, 1896 (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgeg. von J. Schipper. V). 67 S.

Schwab geht naturgemäſs von den maskenartigen Einschiebseln aus, deren er aus Shakspere sieben nennt: Jupiters Erscheinung in 'Cymbeline' V, 4, die Russen, die neun Recken, sowie Frühling und Winter in 'Verlorne Liebesmüh' V, 2; Falstaff, gezwickt von den Elfen in den 'Lustigen Weibern' V, 5; Hymen in 'Wie es euch gefällt' V, 4, und die Göttinnen im 'Sturm' IV, 1. Von den Göttererscheinungen könnte man absehen, da sie keine Verkleidung enthalten; sonst müſste man auch die Geistererscheinungen hieher rechnen. Dagegen scheint mir noch das Auftreten von Tamora als Revenge, begleitet von ihren Söhnen als Notzucht und Mord, in 'Titus Andronicus' V, 2 mit vollem Rechte zufügbar. Ferner ist nachzutragen, daſs solche mimische Episoden schon vor Shakspere stark verwendet wurden von Marlowe im 'Faustus', und zwar durchaus in Anlehnung an das Volksbuch: Alexander und seine Buhle vor dem Kaiser, Helena vor den Studenten. Indem dann Helena zum zweitenmal erscheint, um als wirkliche Person, als Fausts Geliebte, in das Stück einzugreifen, geht meines Erachtens der Prozeſs vor sich, durch den der eingeschobene Maskenaufzug zum Spiel im Spiel wurde. — Die Prologe und Chorreden, denen sich Schwab im weiteren Verlaufe des ersten Kapitels zuwendet, sind daneben nicht gering zu schätzen; sie haben nicht bloſs auf das Aufkommen von Vorspielen gewirkt, wie in der 'Zähmung der Widerspenstigen', sondern auch auf die eingelegten Spiele, wofür gerade Tamora als Rachefurie — eine Prologfigur Senecascher Herkunft — einen Beleg liefert. Erwarten würde man nur einen Hinweis auf die oft sehr bedeutenden Vorreden in den Mysterien.

Im zweiten Kapitel kommt Schwab zu seinem eigentlichen Thema, dem Schauspiel im Schauspiel. Er sondert mit Recht zwischen komischen und tragischen Fällen. Das älteste Komödienbeispiel ist ihm 'Pyramus und Thisbe' im 'Sommernachtstraum'. Wieder habe ich an eine, wenn auch pantomimische, Vorstufe zu erinnern. Sie gehört der Zauberkomödie an und steht, wie diese ganze Species, im Gefolge des 'Faustus'. In Greenes 'Friar Bacon' (1589) haben sich die drei in Oxford versammelten Zauberer vor dem Hofe zu messen: Bungay läſst einen Drachen auf einem Baume erscheinen, und Vandermast den Herkules, der mit seiner Keule dem Baume

die Äste abschlägt; Bacon aber lähmt den Herkules, dafs sich dieser nicht mehr rühren kann. Eine zweite Zauberkomödie, die wenigstens im Geburtsjahr des Sommernachtstraums schon nachweisbar ist, zeigt Ähnliches: Mundays 'John-a-Kent and John-a-Cumber'. Der eine der beiden Magier, die der Titel nennt, führt in Gestalt des anderen ein Spiel mit der Liebhaberin auf, das alsbald vom anderen in Wirklichkeit verwandelt wird. — So sehen wir das Motiv aus dem 'Faust' in das Lustspiel eindringen. Wie es sich um dieselbe Zeit auch das Trauerspiel eroberte, hat Schwab an 'Thomas More', Kyds 'Spanischer Tragödie' und 'Hamlet' bereits dargethan, wobei er mancherlei einschlägige Stücke von jüngeren Dramatikern in dankenswerter Weise mit heranzog. Es war ein Kunstmittel, das eine hochentwickelte Schauspielfreude voraussetzte und wirkungsvoll ausnützte, freilich auch gröbere Dramatiker leicht zu einem raffinierten Spiel mit dem Spiel verführte.

Berlin. A. Brandl.

Josiah H. Penniman, The war of the theatres (Publications of the University of Pennsylvania, series in philology, literature, and archaeology, vol. IV, no. 3). Boston, Ginn; Halle a. S., Niemeyer, 1897.

In dieser Sammlung sind bereits die wertvollen Untersuchungen von Schelling über poetische Kritik in der Zeit der Elisabeth und über Gascoigne erschienen; auch eine Abhandlung von Easton über Gowers Reime und von Cheyney über *Social changes in the 16. century as reflected in contemporary literature* sind auf dem Umschlage des vorliegenden Bandes angekündigt, der selbst eine wichtige Unterströmung im Shakespeareschen Kreise erörtert. Ich sage Unterströmung, weil ich mir nicht denken kann, dafs ein Drama höherer Art auch in jener Zeit für solche Personalien mehr übrig hatte als eine gelegentliche Anspielung; Ben Jonsons *Poetaster* 1601, der fast aus lauter litterarischer Fehde und Parodie besteht, ist gewifs kein künstlerisch anspruchsvolles Werk. Darum scheint es mir mit dem vorsichtigen Penniman bedenklich, in der 'Purgierpille', die Shakespeare dem Ben Jonson für dies Stück eingegeben haben soll ('Return from Parnassus' 1601—2), die ganze Thersytesrolle von 'Troilus and Cressida' zu sehen. Vielleicht genügt es, den Spott von Rosenkranz in 'Hamlet' II, 2 über die Knabentruppen, die *on the top of the question* quietschen und damit so viel Beifall ernten, dafs sich manche degentragende Männer vor solchen Gänsekiel-Angriffen fürchten, als Shakespeares Antwort-purge zu betrachten; denn sowohl Ben Jonsons, als Marstons und Dekkers Kampfstücke wurden von Knabentruppen aufgeführt: 'Cynthias Revels' 1600 und 'Poetaster' 1601 von den Chapel children, 'Antonio' und 'Jack Drum' 1600, 'What you will' 1601 und 'Satiromastix' 1601 von den children of St. Paul's. Auch der Zeit nach stimmt 'Hamlet' auffallend, während 'Troilus' bereits den pessimistischen Zug von Shakespeares letzten Tragödien aufweist. Die Materie war bisher durch die

hypothesenreichen Bücher von Herrmann und Fleay mehr betont als aufgeklärt worden; Penniman hat sie durch seine kluge, kritische und übersichtliche Darlegung der Klarheit wenigstens beträchtlich näher gebracht.

Berlin. A. Brandl.

Laurie Magnus, A primer of Wordsworth with a critical essay. London, Methuen & Co., 1897. 227 S. 2 sh. 6 d.

Eine Skizze von Wordsworths Leben macht den Anfang; sie ist warm gehalten und bringt uns durch eine Reihe charakteristischer Einzelzüge mit dem Dichter sofort in geistigen Rapport. Ein Hauptpunkt, wie sein Übergang von den Girondisten zu den Tories, dürfte plastischer hervortreten. Dafs Wordsworths erste Dichtungen fast nur Zeugen für seine Hinneigung zur Pope-Schule seien, ist mir nicht ganz klar, da sie nach Stoff, Komposition, Einkleidung und Diktion vielmehr enge Übereinstimmung mit Thomsons 'Seasons', Goldsmiths 'Traveller' und Cowpers 'Task' aufweisen, wie einmal interessant zu zeigen wäre; aber ein *primer* braucht kein litterarhistorisches Forschungswerk zu sein. Bei der Besprechung der Werke stellt Magnus mit Recht die poetische Autobiographie 'Excursion' voran, widmet den 'Lyrical ballads' das beste Lob und hätte nichts dagegen, wenn Wordsworth 1807 verstummt wäre. Der angegehängte kritische Essay giebt einen Gesamtüberblick und betont besonders mancherlei Übereinstimmungen zwischen ihm und Tennyson, sowie das Lehramt, das er in seinen Versen übte. Die Liebe und hohe, ja fromme Achtung, die das moderne England für Wordsworth hegt, kommt dabei glücklich, oft mit originellen Wendungen zum Ausdruck; so wenn seine religiös-kindliche Freude an der Welt, deren Seele er überall zu ahnen glaubt, mit dem deutschen Worte 'selig' bezeichnet wird, das nicht umsonst im Englischen sich zur übertriebenen Bedeutung *silly* verirrte. Treffend sagt Magnus auch von 'The prelude': *Its biographical interest passes into the experience of humanity; its invocation is no more personal, but universal; the gift not poetry, but conduct* (S. 50). Man fühlt, warum Wordsworth unseren englischen Vettern so teuer ist: er war im ablaufenden Jahrhundert ihr feinsinnigster Erzieher; er hat ihnen für alle humanen Bestrebungen die Richtung und das edelste Wort gegeben, so dafs man zuversichtlich behaupten kann: der versteht das bessere England des 19. Jahrhunderts nicht, der sich nicht sympathisch in Wordsworth versenkt hat. Ob er uns Deutschen je mehr wird als ein achtunggebietender Geist in der Art Miltons, ist eine andere Frage. Dafs er in seiner specifisch englischen Empfindungsweise schier unübersetzbar ist, macht kein geringes Hindernis; dafs uns die warmblütigere Freude Goethes natürlicher anmutet als die puritanisch angehauchte des prophetischen Cumberländers, wird wohl immer die Hauptschwierigkeit bleiben. Um uns aber nach Möglichkeit auf Wordsworth zu stimmen, wird die Einführung von Magnus gute Dienste thun.

Berlin. A. Brandl.

R. Ackermann, Lucans Pharsalia in den Dichtungen Shelleys. Mit einer Übersicht ihres Einflusses auf die englische Litteratur (Progr. des Hum. Gymnasiums Zweibrücken, Ostern 1896). Zweibrücken 1896. 33 S. kl. 8.

Ich habe früher in Kölb. Engl. Studien eine Schrift Ackermanns angezeigt, die sich mit den Quellen[1] zu Shelleys poetischen Werken beschäftigte. Hier will er nun nachweisen, wie die Hauptfaktoren des modernen geistigen Lebens im klassischen Altertum wurzeln, und wie die besten Beweise dafür in den modernen Litteraturen zu finden sind. Mehr oder weniger, direkt oder indirekt, hat der Dichter der Neuzeit seine Ideen und Stoffe bei klassischen Vorbildern geholt und vielfach seinen Stil an ihnen gebildet.

M. Annæus Lucanus hat allerdings die verschiedenste Beurteilung erfahren: Tacitus, Florus und Appian sprechen mit Achtung von ihm, Martial und Statius ahmen ihn nach, während hingegen Quintilian ihn einen Phrasenhelden nennt. Dante schätzte Lucan sehr hoch, Scaliger und Peter Burmann verwerfen ihn gänzlich, Hugo Grotius, Montaigne und Pierre Corneille[2] verehren ihn. Auf jeden Fall steht fest, daſs die Verbreitung der *Pharsalia* im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance reichlich dokumentiert ist; Lucans Werk ist eine Hauptquelle der Gesta Romanorum. In der englischen Litteratur wird Lucan schon früh erwähnt, bei Chaucer, John Lydgate, Gower, Skelton; Christopher Marlowe benutzt das erste Buch der *Pharsalia* Vers für Vers. Sichere Spuren für Lucan als Vorbild finden sich in dem Kleopatra-Drama von *The False One* von Fletcher und Massinger. Interessant sind die Anspielungen bei Shakespeare. Es muſs untersucht werden, ob für *Julius Cæsar* neben den bis jetzt angeführten Autoren, Plutarch und Appian, auch Lucan als Quelle zu nennen ist, ferner inwieweit der Hexenapparat im *Macbeth* auf Lucan VI zurückgeht.[3] Während eines Teils des 17. Jahrhunderts nahmen die Engländer ein groſses Interesse an der *Pharsalia*, John Milton war natürlich mit Lucan wohl vertraut. Die erste Notiz über Shelleys Beschäftigung mit Lucan datiert vom September 1815, in einem Briefe an seinen Freund Hogg: *I have also read the four first books of Lucan's 'Pharsalia', a poem, as it appears to me, of wonderful genius, and transcending Virgil.* An dem Epos *Laon and Cythna* (1815—16) zeigt sich, daſs Shelley den Inhalt der *Pharsalia* noch frisch im Gedächtnis hatte. Der römische Autor zog ihn aber immer wieder an und hinterlieſs ab-

[1] R. Ackermann, Quellen, Vorbilder, Stoffe zu Shelleys poetischen Werken, angezeigt Engl. Stud. XVI³ (1892), S. 413—415.

[2] Pierre Corneille ahmt an einzelnen Stellen seines *Mort de Pompée* den Lucan nach.

[3] Vgl. Nisard, *Études sur les poètes latins de la Décadence. Tome II: Lucain, ou la décadence.* Paris 1834. S. 381 (in der Analyse des sechsten Buches): *Bientôt elle emplit les veines du cadavre d'un sang bouillonnant; elle y ajoute une composition qui a pu inspirer à Shakespeare l'idée de la préparation de ses sorcières.*

sichtlich oder unwillkürlich in seinen Dichtungen Spuren; dafür zeugen auch seine reiferen und letzten Dichtungen und Abhandlungen. *Prometheus Unbound* aus dem Jahre 1819 enthält reichliche Anklänge, auch in dem lyrischen Drama *Hellas* von 1821 sind sie nachzuweisen, und in der unerreichten Threnodie *Adonais* aus demselben Jahre erscheint die Gestalt des Römers selbst: *Lucan, by his death approved* (Str. 45), als dritter neben den *inheritors of unfulfilled renown,* Chatterton und Sir Philip Sidney, dem ritterlichen Dichter an dem Hofe Elisabeths. In anderen Werken (z. B. *A Defense of Poetry,* 1821) übt aber Shelley Kritik an Lucan; er läfst ihn neben Homer, Dante und Milton erst als Epiker niederer Klasse gelten. Den jugendlichen Schwärmer und Weltverbesserer wird in der *Pharsalia* die Freiheitsliebe, der Tyrannenhafs, die glänzende Rhetorik des Buches, sowie andererseits die Freude am Wunderbaren und Ungeheuerlichen angezogen haben, später fand er darin vielleicht ihm zusagende philosophische und metaphysische Ideen aus der Lehre der Stoiker und Platos.

Ackermann weist dann (S. 18 ff.) die Beziehungen Shelleys zu Lucan nach und sucht zu bestimmen:

1) Übereinstimmung in philosophischen Ideen,
2) in Episoden,
3) in sachlichen und stilistischen Einzelheiten,
4) Anklänge und Anregungen, die nicht direkt nachweisbar sind.

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, dafs der Einflufs Lucans nicht so sehr hervortritt bei der Gesamtanlage einer Dichtung Shelleys, so dafs er die leitende Idee oder den Rahmen zu einer solchen liefert, wie es z. B. bei dem Gefesselten Prometheus des Äschylos gegenüber *Prometheus Unbound,* bei den Persern desselben gegenüber *Hellas* der Fall ist, oder wie die Klagen des Bion und Moschus dem Dichter das Leitmotiv zu *Adonais* andeuteten. Dafür aber läfst sich die Einwirkung Lucans in einer gröfseren Reihe von Dichtungen verfolgen, so im *Prometheus* und *Adonais* an einzelnen Ideen, in *Laon and Cythna* durch Episoden und Schilderungen, vereinzelt auch im lyrischen Drama *Hellas.* In allen diesen Werken finden sich Einzelheiten verstreut, die auf Lucan direkt zurückgehen müssen.

Die zahlreichen von Ackermann beigebrachten Beispiele rechtfertigen auch sein Urteil, dafs der moderne Dichter es verstanden hat, seine Anleihen daraus in subjektiver und modern-romantischer Weise auszugestalten und zu vergeistigen, sie so zu seinem Eigentum zu machen, dafs sie Erfindungen seiner eigenen Muse scheinen.

Ich kann die Arbeit Ackermanns den Fachgenossen angelegentlichst empfehlen, besonders auch deshalb, weil darin vielfach Anregungen und Hinweise gegeben werden, die zu eigenen Studien benutzt werden können. Einer Specialuntersuchung wäre es auch wert, sicheren Spuren Lucans als Vorbild bei einigen der elisabethanischen Dramatiker nachzugehen.

Doberan i. M. O. Glöde.

John Keats, Leben und Werke, von Marie Gothein. Band I: Leben, XVI u. 277 S.; Band II: Werke, IV u. 293 S. 8. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897.

Die glänzende Begabung, der eigentümliche Farbenzauber seiner Dichtung, der frühe, leidvolle Tod in der Fremde, das einsame Grab mit der bitteren Inschrift — unvergefslich bleibt Schicksal und Schaffen des Dichters John Keats einem jeden, der sich einmal dieser fesselnden Gestalt zugewendet hat. Er gehört zu den Erscheinungen, welche der Nachwelt immer aufs neue 'unendliche Sehnsucht' erregen, immer wieder erwacht der Gedanke, welche Fülle von Schönheit er uns noch gespendet haben würde, wenn er sich hätte ausleben dürfen. An den beiden berühmten englischen Dichtergräbern bei der Cestius-Pyramide stehen wir heute noch klagend, unversöhnt mit dem herben Geschick.

Hätte ich aus Keats' Lebenswerk das für die Erkenntnis seines Wesens, seiner Stellung in der englischen Dichtung aufschlufsreichste Gedicht herauszuwählen, so würde ich mich unbedingt für das Sonett *On first looking into Chapman's Homer* entscheiden. Dieses Gefühl entzückter Überraschung den Schätzen der alten, freien, romantischen Dichtung gegenüber wurde damals gewifs von vielen englischen Dichtern und Litteraten geteilt, aber Keats hat sich diesem Einflufs am rückhaltslosesten hingegeben. Seine Augen haben sich an dem reichen Kolorit der alten Dichtung nie satt gesehen, auch auf die Marmorgestalten der klassischen Götter- und Heldensage sind für ihn Schimmer des bunten romantischen Lichtes gefallen, in welchem er uns seine betende Madeline gezeigt hat. An Marlowes 'Hero und Leander', an Shakespeares 'Venus und Adonis' werden wir erinnert, wenn wir die Götter- und Schäfergestalten des 'Endymion' ins Auge fassen — bei Spenser hat er sich immer wieder poetische Stimmung und Färbung geholt.[1] Shakespeares Dramen und auch die Werke der kleineren Dramatiker vor dem Puritaner-Sturm — *those gardens of the English language* — waren sein Lieblingsstudium.

In dem ewigen Fackeltanz der Geister hat Keats die ihm in die Hand gereichte Leuchte weiter gegeben. Er bekannte sich als Schüler der Elisabethaner, seine Dichtung hinwieder hat auf die folgenden Generationen unseres Jahrhunderts anregend gewirkt, ist von ihnen lebhaft bewundert worden. Sehr lehrreich ist es, zu vergleichen, wie sich Tennyson über seine unmittelbaren Vorsänger, über die zweite Generation der modernen Romantik Englands, geäufsert hat, über Byron, Shelley und Keats. Für Byron hat er als Knabe und Jüngling so übermäfsig geschwärmt, dafs ein Rückschlag unvermeidlich war: *As a boy I was an enormous admirer of Byron, so much so that I got a surfeit of him, and now I cannot read him as I should like to do,* sagte er 1869.[2] Von der modernsten Gering-

[1] Zusammengefafst wurden die Spenser-Einflüsse und -Anklänge der Keatsschen Dichtungen kürzlich in einer Heidelberger Doktorschrift: Keats and Spenser. By W. A. Read. Heidelberg 1897. — [2] Vgl. Alfred Lord Tennyson. A Memoir by his Son [Hallam Lord Tennyson]. In 2 vols. London 1897. Vol. II, p. 69.

schätzung Byrons aber, welche ihren schärfsten, für mich geradezu empörenden Ausdruck in Saintsburys 'History of 19th Century Literature' gefunden hat, war Tennyson gleichwohl weit entfernt: *Byron is not an artist or a thinker, or a creator in the higher sense, but a strong personality: he is endlessly clever, and is now unduly depreciated* (1883).[1]

Dafs er Shelleys Dichtung bewunderte, ist selbstverständlich, sonst hätte er selbst kein Dichter sein müssen — aber sein Lob ist kein begeistertes. Er fand: *that there was a great wind of words in a good deal of Shelley, but that as a writer of blank verse he was perhaps the most skilful of the moderns* (1869),[2] und bemerkte bei einer späteren Gelegenheit: *He is often too much in the clouds for me. I admire his 'Alastor', 'Adonais', 'Prometheus Unbound' and 'Epipsychidion', and some of his short lyrics are exquisite* (1883).[3] Tennyson hat Shelleys Gedichte merkwürdig spät kennen gelernt, wiederholt und entschieden bestreitet er jeden Einflufs Shelleys auf seine 1827 verfafste Jugenddichtung 'The Lover's Tale', Shelley sei ihm damals noch gänzlich unbekannt gewesen: *As for 'The Lover's Tale', that was written before I had ever seen a Shelley, though it is called Shelleyan* (1883)[4] — ein neuer Beweis dafür, wie langsam sich Shelleys Gedichte in England verbreiteten. Dafs aber der junge Tennyson sich diesem Einflusse bald nachher erschlossen hat, und dafs er sich der mächtigen Wirkung seiner beiden grofsen Vorgänger voll und dankbar bewufst war, ist klar und schön ausgesprochen in einem Briefe aus dem Jahre 1834: *Byron and Shelley ... however mistaken they may be, did yet give the world another heart and new pulses, and so we are kept going. Blessed be those that grease the wheels of the old world, insomuch as to move on is better than to stand still.*[5]

Unbestreitbar ist jedoch, dafs sowohl Tennysons Begeisterung für Byron als auch, in weit geringerem Mafse, seine Bewunderung Shelleys sich im Laufe der Jahre abgekühlt haben. Seiner Vorliebe für Keats aber ist er treu geblieben, über Keats hat er sich auch als Greis noch mit grofser Wärme ausgesprochen. Er freute sich seiner scharfen, physischen Einbildungskraft — *keen physical imagination* (1869)[6] — und würde noch das Gröfste von ihm erwartet haben: *He would have been among the very greatest of us if he had lived. There is something of the innermost soul of poetry in almost everything he ever wrote* (1883).[7] Keats' Gedichte gehörten zu den Büchern, an welchen sich der alte Dichter 1888 in der Zeit seiner Genesung von einer schweren Krankheit erquickte. Dafs er gesagt haben sollte, Horaz und Keats wären seine zwei Meister, hat er aber doch ausdrücklich in Abrede gestellt (1891)[8] — als seine Meister wollte er nur die erhabensten Geister anerkennen, zu welchen er das englische Dreigestirn nicht rechnete: *One must distinguish Keats, Shelley, and Byron from the great sage poets of all, who are both great thinkers and great artists, like Æschylus, Shakespeare, Dante, and Goethe* (1883).[9] Gleich-

[1] Ib. II, 287. [2] Ib. II, 69 f. [3] Ib. II, 285. [4] Ib. II, 285. [5] Ib. I, 141. [6] Ib. II, 70. [7] Ib. II, 286. [8] Ib. II, 386. [9] Ib. II, 287.

wohl unterliegt es keinem Zweifel, dafs Keats in vieler Hinsicht für den jungen Tennyson vorbildlich war, in Form, Farbe und Gehalt. Besonders auch für die Stoffwahl — ohne Wordsworths 'Laodamia' zu vergessen, darf man doch annehmen, dafs, wie auch Saintsbury mit Recht betont hat, Tennyson die Neigung, altklassische Sagen und Geschichten neu zu behandeln, in erster Linie von Keats geerbt hat. Im 'Endymion' und vor allen Dingen in der berückend schönen Dichtung von dem Schlangenweibe Lamia liegen die Keime der aus dem klassischen Altertum geschöpften Dichtungen Tennysons und seiner Nachfolger.

Als Empfänger und Spender fordert Keats somit die volle Aufmerksamkeit, und er hat sie in den letzten Jahrzehnten auch gefunden, zuerst in England, neuerdings auch bei uns in Deutschland. Johannes Hoops hat sich eingehend mit den dichterischen Anfängen Keats' beschäftigt, und nun hat uns eine weibliche Feder eine vollständige Geschichte des kurzen Dichterlebens geschenkt. Und es ist ein Geschenk, welches in der That unseren Dank verdient. Frau Gothein hat ihre Aufgabe nicht leicht genommen, sie hat nochmals gründlich Umschau gehalten in dem Zeitabschnitt, welcher ihr, der Wordsworth-Biographin, bereits vertraut war. Der Hintergrund, von welchem sich die jugendliche Gestalt des Dichters abhebt, ist sorgfältig behandelt, mit litterarhistorischem Spürsinn ist sie den Quellen der Keatsschen Bildung nachgegangen, einsichtsvoll sind diese von den grofsen Strömungen der Zeit abgeleitet.

Besonders gut ist der Verfasserin die Analyse des 'Endymion' gelungen (Kap. V, S. 108 ff.). Die Hauptmomente der nie ganz erstorbenen romantischen Bewegung, von Shakespeares Tagen bis zu ihrem mächtigen Aufschwung in unserem Jahrhundert, werden hervorgehoben, und Keats' Lebenswerk wird 'als das dichterische Produkt dieser Renaissance der Renaissance' bezeichnet. Dann wird verständig geprüft, welchen Elisabethanern wohl ein Einflufs auf Keats' erste gröfsere Dichtung einzuräumen sei, und das erregte Seelenleben der antiken Gestalten des 'Endymion' wird in Verbindung gebracht mit dem Sturm der Leidenschaft, welcher Shakespeares 'Venus and Adonis' durchbraust — erwiesenermafsen hat Keats gerade dieses Liebesepos damals mit Eifer gelesen. Ich möchte deshalb noch auf eine auffällige Übereinstimmung in dem Bilderreichtum der beiden Gedichte aufmerksam machen. Eines seiner schönsten Bilder hat Shakespeare für den Augenblick gefunden, in welchem sich Adonis willig und rasch von der glühenden Venus abwendet:

> Look, how a bright star shooteth from the sky,
> So glides he in the night from Venus' eye (st. 136).

Dieses unvergefslichen Gleichnisses hat sich auch Keats erinnert, wie sich seine Circe zornig von Glaucus trennt:

> As shot stars fall,
> She fled ere I could groan for mercy (III, 600).

Wichtig und aufschlufsreich ist, was uns Frau Gothein über die Wirkung von Spences 'Polymetis' auf die Keatssche Dichtung mitteilt — über die-

sen Einflufs, der nicht nur von den ästhetischen Lehren des Buches, sondern auch von den es begleitenden Kupfern ausging. Die Verfasserin hat ihre Biographie für das gröfsere Publikum bestimmt und deshalb das gelehrte Beiwerk, als da sind Anmerkungen, Verweise auf ihre Vorgänger und Auseinandersetzungen mit ihnen, möglichst beschränkt. Mitarbeiter auf dem Felde der englischen Litteraturgeschichte, welche wie Referent doch nicht in allen Keats-Fragen auf dem Laufenden sind, möchten freilich gerade bei diesem gelehrten und lehrreichen Exkurs gern wissen, wie weit Frau Gothein über die bisherige Forschung hinausgegangen ist. Unbedingt beipflichten wird man ihr, wenn sie gegen die unglücklichen Versuche, den 'Endymion' allegorisch zu deuten, protestiert, und auch ihre tadelnden Bemerkungen über die gesuchten und nicht immer geschickten Archaismen ihres Dichters selbst wird man berechtigt finden. Auffallend stark kommt, wie ich nebenbei bemerken möchte, in Keats' Reimen der Cockney zur Geltung, das Verstummen der Liquida *r* im Londoner Dialekt. Den Reim *Ah* : *star* (End. III, 77), welcher im ersten Entwurf dieses Gedichtes stand, hat zwar Keats selbst noch ausgemerzt, aber Reime wie *morning* : *dawning*, *water* : *shorter*, *grass* : *farce* hat er unbeanstandet passieren lassen, den letzten, besonders häfslichen Reim noch obendrein in der sechsten und letzten Strophe der kurzen und fein gearbeiteten 'Ode on Indolence'.

Nicht so ausführlich wie der 'Endymion', der in den Anfängen der Entwickelung des Keatsschen Genius steht und sie durchleuchtet, aber doch gründlich und anregend sind die übrigen bedeutenden Dichtungen besprochen. Und auch der Mensch Keats ist über dem Dichter nicht vergessen. Schlicht, ohne überflüssiges Verweilen bei den herzzerreifsenden Einzelheiten, und ergreifend ist die Tragödie der letzten Lebensjahre erzählt.[1]

Dafs Frau Gothein besonders dazu berufen ist, in das Leben und Schaffen von Dichtern einzudringen und einzuführen, hat sie uns, wie bei Wordsworth, so auch aufs neue bei Keats durch ihre Übersetzungen bewiesen. Diese schliefsen sich nicht nur in den Metren genau den Originaldichtungen an, sondern bleiben auch streng innerhalb ihrer Verszahl. Vorteile und Nachteile dieser Methode liegen auf der Hand: jede Weitschweifigkeit, jeder willkürliche Zusatz des Interpreten ist ausgeschlossen, andererseits geht aber freilich auch manche Schönheit, manche Feinheit der englischen Fassung verloren; denn ganz unmöglich ist es, englische Verse mit ihren zahllosen einsilbigen Wörtern ohne eine solche Einbufse in die gleiche Zahl von deutschen Versen zu übertragen. Man mufs nur stets bemüht bleiben, möglichst wenig zu verlieren, und dieses Bestreben läfst sich bei Frau Gothein durchgehends erkennen. Sie bietet uns in ihren Übersetzungen viel Schönes und Lobenswertes, oft hat man bei

---

[1] Von zu verbessernden Einzelheiten habe ich mir nur angemerkt, dafs S. 34 für 1818 zu setzen ist 1815, und dafs die Keats feindliche Zeitung *Quarterly Review* heifst, nicht, wie durchgehends zu lesen ist, *Quaterly*.

einem Vergleich Anlafs, die Gewandtheit und Anmut der Verdeutschung zu bewundern. Auch in sprachlicher Hinsicht war sie für ihre Aufgabe gut gerüstet, doch möchte ich einige Stellen zur Besprechung bringen, wo meine Auffassung von der ihrigen abweicht.

Endymion III, 71 *Alas, thou dost pine | For one as sorrowful*: 'Ach deine Sehnsucht läfst sich nicht mehr stillen | Nach ihm, um den du sorgst'. Warum nicht genauer: 'Nach ihm, der um dich sorgt', oder: 'Nach ihm, leidvoll wie du'? Schade ist, dafs die Verfasserin die Metaphern zu Anfang dieses Gesanges (V. 2 ff.) geändert und geschwächt hat, aber dafür wird sie wohl triftige Übersetzergründe gehabt haben. — Ib. 278 *on the wind | I see thy streaming hair*: 'ha, ich sehe | Dein strömend, lichtes Haar'. Genauer wäre: 'Im Wind dein strömend Haar'. — Ib. 293 *I feel | A very brother's yearning for thee steal | Into mine own*: 'Und eines Bruders warme Sehnsucht fand | In deins den Weg'. Druckfehler für das vom Text geforderte 'meins'? *yearning* ist hier mehr: Neigung, Liebe. — Ib. 345 ff. Glaucus sah sich auf dem Meer oft von furchtbaren Wasserhosen bedroht; sein Retter war dann irgend ein freundliches Meerungeheuer, welches die Basis der Wasserhose untergrub und sie in sich zusammenstürzen liefs, während er in Sicherheit weiter trieb: *Some friendly monster, pitying my sad state, | Has dir'd to its foundations, gulph'd it down, | And left me tossing safely.* Frau Gothein übersetzt: 'So mufste mir ein Ungeheuer taugen, | Das schlürfte mitleidvoll das Wasser ein, | Um mich dann sicher wieder auszuspein'. Hier liegt wohl eine Verwechselung von *to gulph* mit *to gulp* 'hinunterschlucken' vor, das Schicksal des Jonas hat Glaucus bei Keats nicht. — Ib. 355 'Horcht auf Neptunus Stimme, um von neuen': 'Horcht' für 'gehorcht' ist hart und läfst sich doch wohl leicht vermeiden: 'Auf Neptuns Stimm gehorcht, um dann von neuen', oder: 'Gehorcht auf Neptuns Stimme, um von neuen'. — Ib. 393 ff. Glaucus will dem Endymion nichts von den Wundern auf dem Meeresgrund erzählen, denn er erkennt an Endymions ernsten Mundwinkeln, dafs er jene bereits geschaut hat: *For these I know thou canst not feel a drouth, | By the melancholy corners of that mouth.* Diese etwas undeutliche Ausdrucksweise, welche, wie uns die Variante zeigt, Keats selbst erst aus der klareren Fassung des ersten Entwurfs[1] herauskünstelte, hat Frau Gothein mifsverstanden mit der Übersetzung: 'Doch hast du's dürstend nicht wie ich erspäht, | Wie mir am Mund ein Schmerzenszug verrät'. — Ib. 500 *And all around her shapes, wizard and brute*: 'Und um sie lagern Schatten'...; richtiger wäre: 'Und um sie rings Gestalten'... — Ib. 728 ff. Keats deutet auf eine mit kampfbereiten Legionen bedeckte Ebene, auf die festgeschlossenen Reihen der Krieger, und fragt: *Whence who dares | One step?* Frau Gothein nimmt mifsverständlich an, dafs die Schlacht bereits geschlagen sei, zeigt uns die hingestreckten Leichenreihen und fragt: 'Wer darf sie entweihen | Mit frechem Schritt?' — Ib. 1030 ist 'ihr' wohl ein Druckfehler für das nötige 'er'.

[1] Lautend: *For such a drink thou canst not feel a drouth.*

Hyperion I, 32: *haply* bedeutet hier 'vielleicht', nicht 'zufällig'. — Ib. 38 ff. zeigt die Übersetzung eine grammatikalisch bedenkliche Mischung der Tempora und Modi. Man könnte V. 39 ff. vorschlagen: 'Als wenn die Wolken, übler Tage Vorhut, | Nur ausgetobt sich hätten, und der Sturm | Erst dumpf mit Donnerrollen langsam nahte'.

Hin und wieder hat sich Keats, immer nach möglichster Bildlichkeit des Ausdruckes strebend, zu gesuchten, unpassenden Vergleichen verleiten lassen, wie wenn er z. B. die grausame Circe gefühllos wie die Bahre eines Kindes (*remorseless as an infant's bier*) sein läfst, End. III, 520, an welcher Stelle Frau Gotheins 'Säuglingssarg' freilich noch drastischer wirkt. In dem göttervollen 'Hyperion' berührt uns ein der Londoner Umgebung des Dichters entlehnter Vergleich etwas sonderbar: Wie in menschenvollen Theatern der Lärm wächst, je mehr 'Stille!' gerufen wird, so steigen nach Hyperions Trotzrede die ihn bedrohenden Phantome dreimal so entsetzlich und kalt auf — *For as in theatres of crowded men Hubbub increases more they call out 'Hush!' | So at Hyperion's words the Phantoms pale | Bestirr'd themselves, thrice horrible and cold* I, 253 ff. Frau Gothein hat mit unrichtiger Deutung des Gleichnisses: 'Wie in Theatern, angefüllt mit Menschen, | Beim lauten Lärm die Menge Ruhe heischt, So regten dreimal bei Hyperions Worten | Sich die Gespenster, blafs und kalt und schrecklich'. — II, 68 ff. 'Enkelados; einst war er zahm und mild, | Als auf der Wiese er gegrast als Ochse' — nein, von einer solchen Verwandlung des Giganten Enceladus ist bei keinem Mythographen die Rede! Keats will sagen, dafs der Gigant einst zahm und mild war wie ein ungereizt auf den Wiesen grasender Ochse: *once tame and mild | As grazing ox unworried in the meads; | Now tiger-passion'd, lion-thoughted ...* — Grofser Saturn, du hast wohl diese Atomenwelt gesichtet, aber eben weil du der König und von deiner Oberhoheit geblendet bist, entging dir doch ein Weg zur Wahrheit — *But for this reason, that thou art the King* (II, 184) — dieser leicht verständliche Übergang hätte nicht übersetzt werden sollen: 'Doch nur danach, dafs du der König bist'. — Ib. II, 244 *Whether through poz'd conviction, or disdain, | They guarded silence, when Oceanus | Left murmuring, what deepest thought can tell? But so it was ...* Frau Gothein übersetzt: 'Ob er sie überzeugt, ob aus Verachtung | Sie schweigen, als Okeanos gesprochen', und nun fährt sie, fälschlich einen Relativsatz aus dem Fragesatz machend, fort: 'Was nur der tiefste Denker sagen kann?' Keats meinte, dafs auch der tiefste, der am tiefsten dringende Gedanke nicht sagen kann, ob die gestürzten Götter überzeugt oder verachtungsvoll schwiegen. — Ib. III, 104 pafst 'Aus wessen Hand ...' nicht zu 'Bewirkt den Aufruhr'. Ich schlage vor: 'O welche Hand ...'. Aufserdem würde ich in dieser Dichtung voll Würde und Majestät von Hyperion nicht sagen, dafs er 'Sich schüttelnd' — *Releas'd* (I, 263) — floh, und in der grofsen Rede des Oceanus den Ausdruck 'steift eure Ohren' vermeiden. Übrigens beruht die ganze Wiedergabe dieser letzteren Stelle auf einem Mifsverständnis. Oceanus ruft den über ihren Sturz schmerz- und zornerfüllten Titanen zu: Ihr, die der Zorn verzehrt ...

verschliefst eure Sinne, erstickt euer Gehör, meine Stimme wird die Wut nicht anfachen. Doch höret, ihr die ihr wollt: *Shut up your senses, stifle up your ears, | My voice is not a bellows unto ire, | Yet listen, ye who will* (II, 175 ff.). Frau Gothein übersetzt: 'Macht eure Sinne auf, steift eure Ohren, | Denn meine Stimme ist kein Zorngebrüll'. *Shut up* ist falsch verstanden und *to stifle* mit *to stiffen* und der Singular *a bellows* 'ein Blasebalg' mit *bellow* 'Gebell, Gebrüll' verwechselt.

Diese und andere Stichproben haben mich zu der Überzeugung gebracht, dafs Frau Gothein, der es mit ihrer Arbeit offenbar heiliger Ernst ist, gut daran thun wird, ihre Verdeutschung nochmals genau mit dem englischen Text zu vergleichen und die schwierigen Stellen, deren es in der vielfarbigen, aus hohen und tieferen Sprachschichten schöpfenden Diktion Keats' genug giebt, einer neuen Prüfung zu unterwerfen, sie vielleicht mit einem verlässigen Ratgeber zu besprechen. Dann werden wir uns der bedeutenden Vorzüge ihrer Leistung noch rückhaltsloser freuen können, der schönen dichterischen Begabung, welche uns besonders in 'Lamia' und in gar manchem der kleineren Gedichte erfreut. Frau Gothein ist meines Wissens die erste deutsche Keats-Übersetzerin. Ich war mir bei der Niederschrift meiner kritischen Randbemerkungen der Schwierigkeit ihrer Aufgabe vollkommen bewufst, und die Leser meiner Besprechung werden gewifs mit mir den Spruch beherzigen:

Errors, like straw, upon the surface flow;
He who would seek for pearls must dive below.

Strafsburg. E. Koeppel.

Einige neuere englische Romane.

Mit der Kunstform des Romans wird mehr als mit irgend einer anderen poetischen Gattung Mifsbrauch getrieben. Die scheinbar leichte Form dient vor allem oft nur als Mittel zum Zwecke, wenn die Verfasser in erster Linie nicht künstlerische Absichten verfolgen, sondern lehrhafte oder tendenziöse. Diese Zwitter sind der Kunst ungefährlich, weil sie sich auch dem unkritischen Auge bald als Scheinkunst verraten. Bedenklich hingegen wirken Romane, deren Verfasser dem Leser Poesie vortäuschen wollen, die aber nichts anderes sind als das Ergebnis schriftstellernder Spekulation und handwerkernder Routine. Macht diese die Darstellung flüssig, so jene den Inhalt interessant. Das sind zwei verführerische Hüllen für das kernfaule Wesen, und es sind so dichtbergende Hüllen, dafs das unkritische Auge meist nicht durchzudringen vermag. Freilich fühlt der Leser instinktiv, dafs ihm hier nicht die wahre Kunst geboten worden. Aber wie soll er echt von falsch unterscheiden. Das scheint ihm unmöglich, weil die Form den Inhalt nicht sichert. Und so wird dem Laien die Kunstform des Romans litterarisch diskreditiert.

Es ist allerdings schwer, das schmeichelnde Surrogat von der echten Ware zu scheiden, und es giebt natürlich keine kodifizierbaren 'Vorsichtsmafsregeln für den Gebrauch der Romanlektüre'. Nur von Fall zu Fall

läfst sich sachlich warnen. Geschieht dies öfter, so darf man hoffen, dafs ein Stilgefühl für diese poetische Gattung sich auch in weiteren Kreisen verbreite. Als ein solcher Versuch will die Analyse des folgenden Pseudo-Romans angesehen werden.

Taquisara by F. Marion Crawford (Tauchnitz-Edition vol. 3173, 3174).

Hierin finden sich alle Ingredienzien eines guten Romans. Taquisara ist vor allem modern im Sinne des zeitgenössischen Stoffes. Die Modernität ist ein Vorzug, denn der Roman findet seine Daseinsberechtigung nur im fabulistischen und psychologischen Detail, weil solches eben nur diese dehnbare Form darstellbar macht. Erschöpft sich das Thema künstlerisch in ein paar Stimmungsbildern realer und ideeller Art, oder drängt es nach der robusten Darstellung seiner einfachen Grundzüge, so bieten die Novelle oder das Drama die entsprechenden knapperen Mittel der Versinnlichung. Der Roman hingegen lebt in der entwickelnden Ausführlichkeit. Diese erheischt Intimität des Stoffes. Das gewährt aber nur der moderne Stoff: für den Autor, weil er, statt historisch zu konstruieren, sozusagen nach dem Modell arbeiten, das Detail in realistischer Echtheit ausgestalten kann, für den Leser, weil er in persönlicher Erfahrung direkt nachempfinden kann. Unser moderner Roman spielt in Neapel; sein zeitgenössisches Kolorit könnte also die Erscheinungen social und individuell dem Leser in vertraute Nähe rücken.

Weiter besitzt unser Roman eine reiche Geschichte: es geschieht viel und vielerlei. Bei geschickter Verschlingung der Fabel könnte im Leser eine hochgradige Spannung erregt werden. Die Heldin Veronika, ein junges Mädchen, Waise und weltfremd, eine Fürstin und ungeheuer reich, wächst bei ihren Verwandten auf. Demnächst wird sie volljährig. Ihr Onkel Gregorio war als Vormund betrügerisch, er steht nun vor der Entdeckung. Nur die Heirat Veronikas mit seinem jüngeren Bruder Bosio kann ihn retten. Auch seine Frau Mathilde begreift dies und willigt schweigend in das Opfer, denn Bosio ist ihr Geliebter. Sie verzichtet auf den Schwachen und bestimmt Veronika zur Annahme seiner Werbung. Doch Bosio unterliegt seiner Schmach, er schiefst sich nach vollzogener Verlobung eine Kugel durch den Kopf. Nun können sich Gregorio und Mathilde nur mehr retten, wenn sie Veronika ermorden; sie hat ja die beiden früher zu ihren Erben eingesetzt. Sie soll vergiftet werden. Das Attentat wird in kluger Umständlichkeit vollführt. Nur durch Zufall entgeht Veronika dem Tode. Sie durchschaut nun den mörderischen Plan und flieht zu einer Freundin. Gregorio ist wahnsinnig geworden, und die vereinsamte Mathilde büfst schwer, doppelt schwer unter der Last der Grofsmut ihrer Nichte, die auf gerichtliche Sühne verzichtet. — Veronika beginnt ein neues Leben. Sie stellt sich an die Spitze der Verwaltung ihrer verwahrlosten Güter. Gianluca liebt sie. Er ist krank. Sogar für sein Leben fürchtet sein Freund Taquisara. Dieser hatte schon früher eine Werbung des Kranken bei Veronika durchgesetzt, allerdings erfolg-

los. Nun weifs er Veronika zu bewegen, Gianluca und dessen Eltern auf ihr Schlofs nach Muro zu laden: so könne der schwer Leidende vielleicht genesen. Sie willigt ein, denn Gianluca ist ihr als Freund teuer geworden. Man kommt nach Muro — auch Taquisara, wenngleich ungern. Veronika — als Samariterin voll zarter Sorge um den Kranken — wird von diesem mifsverstanden: er wirbt nochmals und wird wieder abgewiesen. Sein Zustand verschlimmert sich. Er ist dem Tode nahe. Veronika will ihn retten: Trauung in extremis. Er erholt sich scheinbar. Veronika will die volle Eheschliefsung bis zu seiner Rekonvalescenz verschieben. Doch ihr selber unbewufst ist in ihr die Liebe zu Taquisara gereift, der gegen seinen Willen seine Leidenschaft verrät. Gianluca erkennt die Situation. Er bricht zusammen. Sterbend segnet der Freund die Liebenden.

Zum modernen Stoff und zur reichen Fabel gesellt sich in unserem Roman endlich ein interessantes psychologisches Problem: das Mädchen zwischen drei Freiern. Bosio, der schlechte, ist schlecht wider Willen aus Schwäche und wird durch den äufserlichen Sieg vernichtet, Gianluca, der gute, ist zu zart und erweckt mit seiner passiven Hingebung bei der Heldin nur freundschaftliche Gefühle, die zu ihrer Liebesopferung in einer Scheinehe führen, Taquisara, der starke, ist zu stolz, er wehrt sich im Hintergrunde seiner Leidenschaft und mufs erst durch die Ereignisse in den siegreichen Vordergrund gedrängt werden. Die Heldin gegenüber Bosio unverständig-konventionell, für Gianluca halbverständig-freundschaftlich, entdeckt sich als liebendes Weib erst nach langem Kampfe für Taquisara. Der richtige Heldentitel des Romans müfste 'Veronika' lauten.

Dies wären die wichtigsten geistigen Ingredienzien unseres Romans: sein Kolorit, seine Fabel, sein Problem. — Natürlich bewerten sie sich künstlerisch erst in ihrer organischen Verbindung. Aber schon isoliert betrachtet zeigen sie bedenkliche Eigenschaften. Die Modernität ist nur äufserlich, dies Neapel und Muro wirkt exotisch. Ja, das Exotische an ihnen wird geradezu herausgearbeitet, um durch das Fremde und Befremdende den Leser zu äufserlicher Neugier aufzustacheln. Die reiche Fabel hinwiederum ist sehr ungleich behandelt: nur die erste Hälfte des Romans holt ihre Hauptwirkung aus dem äufserlich-stofflichen Reiz des fabulistischen Elementes, in der zweiten Hälfte schrumpft dies sehr zusammen, die realen Fakten machen den idealen Platz, man lebt hier künstlerisch in einer ganz anderen Welt. Das psychologische Problem endlich ist raffiniert, denn das Hauptmotiv wird durch Nebenmotive verdeckt und gelangt erst zum Schlufs zu verblüffendem Aufbruch. Das Hauptmotiv kann natürlich nur sein, wie sich Held und Heldin finden. In der ersten Hälfte aber steht Veronikas Beziehung zu Bosio, in der zweiten die zu Gianluca im Vordergrunde des Interesses. Taquisaras Figur verschwimmt im undeutlichen Hintergrunde. Man merkt freilich mit der Zeit Taquisaras verhaltenes Empfinden und gegen Ende auch Veronikas unklares Gefühl, aber man beachtet dies kaum verstandesmäfsig, geschweige denn dafs man es sympathetisch mitlebt, weil eben alles nur flüchtig und sporadisch angedeutet, nicht aber eindrücklich in seinem langsamen Aufkei-

men geschildert worden ist, weil der Autor den Leser nur vor, nicht über seine Figuren gestellt hat.

Noch deutlicher als in der isolierten Betrachtung zeigt sich die äufserliche Mache, wenn man die Verbindung dieser künstlerischen Ingredienzien ins Auge fafst.

Kolorit und Fabel werden bei der Gestaltung des Romans naturgemäfs von dessen Problem abhängig, denn dieses ist der geistige Zweck, jene sind die sinnfälligen Mittel der Darstellung. Bei seiner blutleeren Spitzfindigkeit wurzelt unser Problem in keinem bestimmten Kulturboden. Ort und Zeit begründen nichts, sind also überflüssige Staffage. So genügte für das Kolorit hier eine flüchtige Skizzierung. Statt dessen findet sich breite, schwere, realistische Zeichnung. Ebenso unorganisch ist das Verhältnis von Aufsen- und Innenhandlung. Da das Problem mit seiner komplizierten Psychologie auf Seelenmalerei abzielt, so müfste naturgemäfs die Fabulistik vor der Charakteristik zurücktreten, müfste von Aufsenhandlung nur so viel gegeben werden, als zur Versinnlichung der Innenhandlung nötig wäre. Thatsächlich erstickt aber in der ersten Hälfte des Romans das fabulistische Interesse das psychologische, während dieses in der zweiten Hälfte allein herrscht, wenn man von eingeflickten Episoden, wie von der Geschichte Don Theodoros, des Pseudopriesters, absieht. Die unkünstlerische Folge bleibt nicht aus: sie erweist sich im Mangel einer einheitlichen Stimmung. Nur aus einer solchen entsteht aber dem Leser die Illusion, und nur in der Illusion wird ihm die Poesie lebendig. Der Leser kommt hier nicht zur Ruhe, da er sich bald von den drallen Reizen einer bunten Fabel aufregen lassen, bald die zarten Sensationen einer halbverschleierten Psychologie nachfühlen soll. Die Verbindung der schon an sich bedenklichen Ingredienzien unseres Romans ist also eine völlig unorganische. Der Grund hierfür ist leicht zu erkennen: der Autor schafft eben nur spekulativ-eklektisch, nicht aber aus der persönlichen Intuition heraus. Sein Werk ist daher nichts weiter als ein routiniertes litterarisches Potpourri. Zu dieser Gesamtphysiognomie stimmen die Einzelerscheinungen. Nur zwei besonders charakteristische mögen herausgehoben werden. Die psychologische Schilderung zeigt vor allem die äufserliche Manier, in der der Autor arbeitet. Statt das Wesen der Figuren sich in ihren Handlungen wiederspiegeln zu lassen, giebt er bis zum Überdrufs oft und lang direkte Charakterbilder, die sich wie polizeiliche Leumundsnoten ausnehmen, oder er begleitet Knotenpunkte seiner Fabel zu deren innerem Verständnis mit psychologischen Kommentaren, die an die Anmerkungen der 'Schulklassiker' peinlich erinnern. Nicht minder trivial gestaltet der Autor die Fabelführung. Bei dem realistischen Kolorit, in das er nun einmal seine Fabel taucht, weckt er im Leser unwillkürlich die äufsere Skepsis. Statt Unwahrscheinlichkeiten zu vermeiden, gestattet er sich aber Ungeheuerlichkeiten. Seine 'Trauung in extremis' ist nicht nur vom kanonischen Standpunkt aus barer Blödsinn, sondern auch vom blofs plausiblen Standpunkt aus eine stimmungraubende Farce. Der 'geheime' Bischof am Ende gehört aber in die Operette.

So enthüllt sich die falsche Kunst dieses Romans in seinen grofsen und kleinen Zügen als spekulierende Künstelei. *Multa, sed non multum* war sichtlich die Devise des Autors. —

Multum, sed non multa scheint sich ein anderer Autor vorgesetzt zu haben, denn er spielt nur auf einer Saite. Es ist der Roman:

The Wizard by H. Rider Haggard (Tauchnitz Edition vol. 3191).

Eine exotische Missionsgeschichte aus Inner-Afrika. Sie frömmelt, denn ihre eingangs ausposaunte Tendenz soll in dem Nachweis bestehen, dafs die Zeit der Wunder noch nicht vorbei sei, dafs solche aber freilich nur der echte Märtyrerglaube wiederschaffen könne. Gegen das Thema wäre nichts einzuwenden, der Ungläubigste glaubt ja dem Dichter. Nur mufs dieser — selber glaubensstark — durch wahrhafte Kunst im Leser die Stimmung zum Glauben erwecken. Hier aber bekehrt der Autor zum Glauben nicht innerlich-poetisch, sondern befiehlt das Glauben äufserlich-zelotisch. So findet er beim Leser freilich nur taube Ohren zu Anfang und ein spöttisches Lächeln im Verlaufe seiner kindischen Geschichte. Er arbeitet mit Visionen ohne psychologische, mit Wundern ohne reale Begründung. Und er müfste begründen, weil er — dank seiner rationalistischen Seitensprünge in der Weltauffassung und des realistischen Kolorits seiner Fabel — eine moderne Legende schreibt. Freilich ist dies von vornherein ein psychologisches Unding. Modern heifst skeptisch und Legende bedeutet Naivität. Eine skeptische Naivität ist aber Unsinn. So scheitert das Problem. Besieht man sich dessen Verkörperung in der Fabel, so mufs anerkannt werden, dafs es dem Autor gelungen ist, eine wirklich aufregende Erzählung geschrieben zu haben im Stil der bekannten Indianergeschichten 'für die reifere Jugend'. Mit solch brutaler Fabulistik fängt er sich selbst noch einen überreifen Knaben wie mich zu stellenweiser Illusion ein. Allerdings folgt am Ende der litterarische Katzenjammer.

Nach diesem verunglückten Experiment mit dem stofflichen Exotismus berührt ein anderer Versuch, der in der Form exotisch wirkt, viel erfreulicher. Es ist:

The Heart of Princess Osra by Anthony Hope (Tauchnitz Edition vol. 3172).

Der Autor macht sich seine Sache leicht. Er schreibt keinen Roman, sondern eine Reihe von Novellen, neun an der Zahl, die er in cyklischer Art lose verbindet. Die Klammer bietet sich ihm freilich nur in der bequemen Personalunion: der Heldin nämlich passieren all die neun Geschichten. In ein paar Nebenpersonen, hauptsächlich im königlichen Bruder der Heldin, setzt sich diese Personalunion fort, darüber hinaus ergiebt sich eine Art innerer Harmonie insofern, als alle neun Geschichten Liebesabenteuer der Prinzessin sind. Diese Scheineinheit hat ihren Grund wohl in zwei künstlerischen Absichten des Autors: er will seinen Leser

sichtlich durch die Fülle der Fabel und die Buntheit der Probleme ergötzen. *Variatio delectat.* Das sind gewifs primitive Kunstmittel, aber, weil ehrlich angewandt, wirken sie echt, nicht tief, aber stark. Die illusionierende Stimmung stellt sich ein.

Das fabulistische Element beherrscht das Ganze. Darum hat es auch formell dieses Ganze in neun Teile zerrissen, weil es sich im losen Gefüge breiter und machtvoller ausleben konnte. In zweiter Linie steht erst das psychologische Element. Von einer durchgehenden, das Ganze durchdringenden, im ganzen sich entwickelnden Charakteristik der Hauptfigur zeigt sich keine Spur. Die Psychologie ist sozusagen atomisiert, jede der neun Geschichten hat ihr Detailproblem, die Heldin zeigt sich immer von einer anderen Seite. Der Autor geht auf geistige Parallel- und Kontrastwirkung der Teile aus. Heroisch ist die Grundnote der ersten Geschichte, höfisch die der zweiten, tragisch und komisch die der dritten und vierten, romantisch und phantastisch die der fünften und sechsten, burlesk und sentimental die der siebenten und achten, idyllisch endlich die der letzten.

Durch eine flotte Manier der Zeichnung weifs der Autor seine in sich anspruchslosen Genrebildchen auf ein höheres künstlerisches Niveau zu erheben. In der Beschränkung hat er sich als Meister erwiesen.

Als wirklicher Meister der vollendeten Kunstform des Romans darf aber der Verfasser des folgenden Werkes betrachtet werden. Es ist:

Cynthia, the Daughter of Philistines, by Leonhard Merrick (Tauchnitz Edition vol. 3194).

Dieser Roman ist Poesie. Problem und Fabel bilden eine organische Einheit, denn dieses Problem ist nur an dieser Fabel darzustellen, die Fabel lebt nur im Problem. So erzeugt sich für den Roman die materielle und geistige Einheit, aus ihr ersteht die harmonische Stimmung beim Leser, den sie bald in Illusion bringt und bis zum Schlufs erhält. Die äufserlich anspruchslose, gewissermafsen alltägliche Geschichte wird interessant durch die fein-realistische Zeichnung der Vorgänge und wirkt überzeugend durch die wahre Charakteristik der Figuren. Das Ganze heimelt einen an, denn ein Stück unseres modernen Lebens entrollt der Dichter vor uns.

Im wesentlichen ist der Roman die Geschichte einer jungen Ehe. Es ist im Anfang die Ehe der Ungleichen, die sie übereilig in Verliebtheit geschlossen haben. So fehlt ihr der innere Einklang. Sie geht dann äufserlich und innerlich fast in Brüche. Doch die schweren Schicksale der ersten Jahre wirken ausgleichend, verbindend, der geistig stolze Mann kommt in des Lebens Nöten zu Fall, das oberflächliche Mädchen reift zum starken Weib. Er kann sich erheben, sie darf verzeihen. Der Intellekt des Mannes, der Instinkt der Frau finden sich in achtungsvollem, gegenseitigem Verständnis, in dauernder Sympathie. Die Prüfung war charakterbildend, die lebensfeste Versöhnung ist die lohnende Frucht des notwendigen Kampfes.

Dies ist das Problem, wenn man es gewaltsam aus den Vorgängen geistig destilliert. Es ist verständlich, wahr und bedeutend, es ist in seiner Entwickelung organisch geschlossen. Dieselben Vorzüge besitzt die versinnlichende Fabel. Ein junger Mann von litterarischer Begabung wurde durch eine kleine Erbschaft in stand gesetzt, vorläufig seiner Neigung zu folgen. Er schrieb einen Roman, der litterarischen Erfolg hatte und ihm auch ein gutes Stück Geld einbrachte. Nach solch verheifsungsvollem Anfang wagt es der junge Litterat, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. In Dieppe auf Sommerfrische — hiermit setzt die Handlung ein — lernt er ein junges Mädchen kennen. Sie ist sehr hübsch, recht elegant und lieb, sie macht also auf den gesellschaftlichen Novizen einen so starken Eindruck, dafs er sich blindlings in sie verliebt, sich mit ihr verlobt. Der gute Freund, dessen erfahrene Klugheit principiell vor einer vorzeitigen Heirat warnt, die Mutter des Mädchens mit ihrer halben Güte, halben Bildung, halben Eleganz eine lebendige Warnungstafel für den speciellen Fall, können den jungen Mann nicht zur Besinnung bringen. Das scheinbare Unglück nimmt seinen Lauf, es kommt in London zur Hochzeit. — In den Flitterwochen erkennt der litterarische Gatte seine unlitterarische Frau. Die Enttäuschung sitzt tief, aber Cynthia ist zu lieb, als dafs Kent unglücklich werden könnte. Wird er auch als Künstler nicht verstanden, so freut er sich als Mensch seines warmen Eheglücks. Es folgt die Zeit des geordneten und behaglichen Hausstandes. Freilich mit der Ordnung hapert's hier und da — die Klein-Misère der tyrannisierenden Dienstboten — und die Behaglichkeit wird getrübt durch die genanten Schwiegereltern; Litteratur und Börse sind eben ein recht ungleiches Paar. Auch ein anmafsender junger Schwager, der mit seinem Bafs auf den kommenden Opern-star frech und faul posiert, und eine altjüngferliche Tante, die ihre essigsaure Skepsis rundum spritzt, verstimmen immer mehr und mehr. Kent ist ernüchtert als Gatte, doch findet er seinen Trost in der Arbeit als Litterat. Er schreibt tüchtig und zufrieden an seinem zweiten Roman. Die Geburt des Baby stört nur wenig, bald danach ist er mit seinem Opus fertig. Und es ist Zeit: die Auslagen des jungen Haushaltes sind doch gröfser als man dachte. Auch die Eltern freuen sich, die Mutter aus Eitelkeit, der Vater in praktischer Hinsicht. Da kommt plötzlich die zweite Enttäuschung. Die Verleger lehnen den Roman ab, einer nach dem anderen. Kent ist verzweifelt. Dafs sein Nimbus bei den Schwiegereltern verblafst, wird ihm in allzu deutlicher Weise klar gemacht. Sein Selbstvertrauen erhält einen schweren Stofs. Den tapferen Gleichmut seiner Frau verkennt er und findet also auch an ihr keine Stütze. Geld mufs verdient werden. Paris lockt mit einer Redaktionsstellung an einem neuen Wochenblatt. Kent zieht mit Weib und Kind dahin. Es geht, bescheiden zwar, aber doch erträglich. Das ist ein Glück, denn zu Hause in London wurde der Schwiegervater an der Börse finanziell arg reduziert. In Paris lernt Kent geschäftlich eine Landsmännin kennen, Litteratin, Witwe in den gefährlichen Dreifsigern und berückend mondaine. Das Schriftstellern ist ihr ein Gewerbe, das sie aber graziös-

souverän betreibt. Kent fühlt die Versuchung, doch er widersteht, und dies um so leichter, als ihm nun schwere Tagessorgen die heitere Stimmung vertreiben. Sein Blatt falliert. Er gerät mit Frau und Kind in immer ärgere Geldklemmen. Das junge Frauchen hält sich zwar entzückend tapfer, trotzdem sie von der Pension schmachvoll verpfändet nach einem Hotel flüchten müssen. Die Not führt zur Katastrophe: zurück nach London. Frau und Kind ziehen aufs billige Land, der Mann sucht in der Stadt eine Stellung. Da läuft er der Witwe über den Weg. Sie nimmt sich seiner an: geschäftlich-litterarisch des Armen, weiblich des Einsamen. Er verfällt langsam, aber sicher ihren Lockungen. Er schreibt über ihr Verlangen pseudo-litterarische Schleuderware, die in minderen, aber gut zahlenden Journalen unter ihrem Namen erscheint, und er wird ihr Geliebter. So sinkt er äufserlich immer tiefer, ohne jedoch völlig seinen Halt zu verlieren. — Endlich schlägt die Stunde der Erlösung. Er hat sich Geld errobbotet und wird äufserlich frei; sein zurückgewiesener Roman wird endlich angenommen, und er gewinnt wieder Vertrauen in seine Kunst. Eben will er die schmähliche Episode seines Lebens abschliefsen, mit seiner Verführerin brechen, da kommt Cynthia. Ihre Reinheit stärkt ihn zum schweren Geständnis. Sie ist tief getroffen. Ernst weist sie seine Bitte um Versöhnung vorerst zurück. Nur dafs sie ihm erlaubt, zu ihr und dem Kind aufs Land zu kommen. — Hier genest er an der Seite der Reinen, die zur Starken geworden. Nach einer Bufszeit, die den 'fremden' Gatten vollends geläutert und gefestigt hat, erfolgt die Versöhnung. Mit dieser neuen Ehe beginnt die wahre Ehe, denn sie wird dauern in geistiger Gesundung, weil aus dem achtungsvollen Verständnis die echte Liebe erwächst.

Dies die äufsere Handlung. Wie wohl schon diese flüchtige Skizze verrät, dient sie blofs zur Verkörperung der Innenhandlung. Die Fabel ist aber deswegen kein hageres Symbol für das Problem, sondern schiefst üppig in die Halme, ohne aber jemals in fabulistischer Wucherung sich zum Selbstzweck zu setzen. So sind all ihre Teile im durchschimmernden Problem seelisch belebt, so wirkt sie jederzeit stimmungsvoll und damit illusionierend.

Hierzu stimmt der eigenartige Realismus im Kolorit. Die Schilderung von Figuren und Situationen ist von schärfster Lebenswahrheit. Eine bunte Reihe von drastisch gezeichneten Genrebildern liefse sich aus dem Ganzen herausheben, so das boarding-house der Junggesellen und das Familienhaus der jungen Menage in London, das Diepper Badeleben, die Pariser Pensionswirtschaft, die verlotterte Redaktionsbude und das heiter-reine Landhäuschen von Monmouth. All das sind, äufserlich betrachtet, photographisch treue Kopien nach der Wirklichkeit. Doch damit begnügt sich der Realismus des Dichters nicht. Sein Forscherauge dringt in des Wesens Kern. Er zeigt die Erscheinungen der modernen Durchschnittskultur in ihrer unfertigen Halbheit und weist nach der echten Ganzheit einer Vollkultur hin. Seine Helden, Mann und Frau, sind ihrer selbst unbewufst die Dutzendmenschen von heute, sind Halbnaturen, die er zu

Vollnaturen im Verlauf der Handlung vor unseren Augen langsam heranreifen läfst. So ist sein Roman nicht nur künstlerisch ein Stück moderner Poesie, sondern er bietet auch einen Ausschnitt aus der modernen Kultur.

Innsbruck. R. Fischer.

Sir George Tressady. By Mrs. Humphry Ward. Leipzig, Tauchnitz, 1896 (Coll. of British Authors, Vols. 3166 and 3167).

Mrs. Humphry Ward nimmt eine ganz eigenartige Stellung in der heutigen englischen Romanlitteratur ein. Sie ist die vornehmste und erfolgreichste Vertreterin des religiösen, politischen und socialen Tendenzromans. Alle ihre Romane mit Ausnahme der kleinen Dorfgeschichte 'The Story of Bessie Costrell', in der sie George Eliot nacheifert, behandeln irgend ein öffentliches Problem, stellen eine These auf. Sie stellt ihre nicht unbedeutende dichterische Kraft in den Dienst der materiellen und moralischen Wohlfahrt ihrer Zeit. Sie ist eine rechte Arnold und erinnert sowohl an ihren Grofsvater Thomas Arnold, den grofsen Erzieher von Rugby und Vorkämpfer der 'breitkirchlichen' religiösen Aufklärung, wie an ihren Onkel Matthew Arnold, den feinsinnigen Kritiker und gedankenreichen Dichter.

'Sir George Tressady' ist in gewissem Sinne eine Fortsetzung der Heldin des vorigen Romans. Marcella steht auch hier im Mittelpunkte der Handlung. Aus der feurigen, ernst strebenden und kämpfenden Marcella Boyen ist Lady Maxwell geworden, eine reife und fertige Frau. Sie ist zur Zeit, wo die Geschichte spielt — etwa um 1903 oder 1904 — fünf Jahre mit ihrem Gemahl verheiratet. Lord Maxwell steht als Minister an der Spitze einer grofsen politischen Partei. Marcella ist die Egeria derselben, eine Art Madame Roland, die ihre Liebenswürdigkeit und ihre ganze gesellschaftliche Kunst in den Dienst der socialpolitischen Ideen ihres Mannes stellt. Es handelt sich besonders um einen Gesetzentwurf Lord Maxwells, welcher die Ausdehnung der staatlichen Aufsicht und Fürsorge auf die Hausindustrie in Ost-London bezweckt, um der Ausbeutung der nicht organisierten Arbeiter durch das Schwitzsystem zu steuern. Es ist das in der That eine recht aktuelle Frage, die gerade jetzt auch in Deutschland die Gesetzgeber beschäftigt. Die Annahme dieses Entwurfes ist Lord Maxwell und seiner Gattin eine Herzenssache; von ihr hängt auch das Schicksal seiner Regierung ab. An der Spitze der Gegenpartei steht Lord Fontenoy, ein von jedem Enthusiasmus und jeder Sentimentalität freier, kühler, energischer Realpolitiker. Sein fähigster Anhänger ist Sir George Tressady, ein junger, aufstrebender Mann, der auf grofsen Reisen seinen Gesichtskreis erweitert hat und für imperialistische Ideen begeistert ist. Er heiratet eine unbedeutende oberflächliche Kokette und wird mit ihr recht unglücklich. In der Londoner Gesellschaft trifft er Lady Maxwell, fühlt sich zu ihr bis zur Leidenschaft hingezogen, und sie benutzt ihren Einflufs auf ihn, um ihn zu überreden, von seiner Partei abzufallen und dadurch dem Gesetzentwurf ihres Gatten

zum Siege zu verhelfen. Da sie aber eine ebenso ideal denkende Frau und treue Gattin wie eifrige Politikerin ist, so setzt sie sich jetzt das zweite Ziel, die beiden Gatten, die sich nicht ohne ihre Schuld noch immer mehr entfremdet haben, zu versöhnen. Auch dies gelingt ihr. Sie wird die Freundin und Beraterin von Lady Tressady und weifs sie zu ihrer eigenen hohen Auffassung der Ehe als einer geistigen Kameradschaft zu erziehen. Alles scheint zu glücklichem Ende geführt — da findet Sir George Tressady merkwürdigerweise seinen Tod in einem Bergwerk, in das er hinabsteigt, um einige verschüttete Arbeiter zu retten.

Der Roman bietet eine ganze Reihe von Scenen aus dem englischen Leben. Er führt uns ins Parlament, wo wir an einer Verhandlung teilnehmen und mit den Abgeordneten und ihren Frauen auf der Terrasse sitzen, in das Ostend nach Mile End Road, wo Lady Maxwell ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat, agitiert und einen demokratischen Salon hält, in die Salons der Hauptstadt und auf die prächtigen Landsitze des Adels. Mrs. Ward kennt das englische Leben und weifs es wahrheitsgetreu und lebendig zu schildern. In diesen kulturhistorischen Schilderungen liegt auch der Hauptvorzug des Romans, der uns vielfach an die politischen Romane Disraelis erinnert. Im übrigen leidet er an dem Fehler der Weitschweifigkeit und losen Komposition und entbehrt auch vielfach des wirklich menschlichen Interesses. Politik und Dichtung vertragen sich nun einmal schlecht miteinander, und es kann nach den Worten George Eliots niemals die Aufgabe des Dichters sein, zu seinen Mitmenschen zu sagen: 'Dieser Schritt und nur dieser allein, wird der beste zur Entfernung besonderer Schäden sein' (Life and Letters by W. Crofs, 18. 6. 1878).

Berlin. Phil. Aronstein.

Rodney Stone. By A. Conan Doyle. Leipzig, Tauchnitz, 1896 (Coll. of British Authors, Vols. 3182 and 3183).

Conan Doyle gehört nicht zu den Schriftstellern, die den Roman zur Kanzel oder politischen Rednertribüne machen und ihre Weltverbesserungsideen in dieser Form unter das Publikum einzuschmuggeln suchen. Er will in erster Linie ein unterhaltender Erzähler sein. Die Welt ist ihm voll von Geschichten, und er erzählt dieselben ohne Tendenz, ohne Nebenabsicht, in gewandter, ansprechender Weise.

Er ist im Jahre 1859 zu Edinburgh geboren. Von Beruf ist er Arzt, und er hat diesen Beruf auch von 1882—1890 zu Southsea in Südengland ausgeübt. Daneben hat er allerdings schon früh begonnen zu schriftstellern, und zwar schrieb er Novellen, teils sensationellen, teils humoristischen Charakters, die durch die frische spannende Art der Darstellung gefielen, so dafs er sich bald ganz der Litteratur widmete. Besonders erregten seine Detektivgeschichten Aufsehen, und in dem Helden derselben, dem scharfsinnigen, geheimnisvollen Privatdetektiv Mr. Sherlock Holmes schuf er eine Gestalt, der die höchste Anerkennung zu teil wurde, ähnlich wie Mr. Micawber, Pecksniff, Bumble und andere Figuren von

Dickens, zu einem Charaktertypus zu werden. Auch im historischen Romane hat sich Conan Doyle mit Erfolg versucht. Ich erwähne die Romane 'Micah Clarke' (1890), 'The White Company' (1891), 'The Refugees' (1893), 'The Story of Waterloo' (1894), die alle viel Anklang fanden.

Auch der vorliegende Roman gehört zu dieser Gattung. Er spielt an der Wende des Jahrhunderts; der grofse Kampf der Engländer unter Pitt, Nelson und Wellington bildet den Hintergrund der Erzählung. In ihrem Mittelpunkte steht aber der 'Ring', die Stätte des brutalen Faustkampfes, welcher damals als Modesport in höchster Blüte stand. Um ihn drängen sich die Stutzer der Periode als Gönner der edlen Kunst, die bei all ihrer Excentricität und Narrheit doch Männer von Geist und Kraft sind, und ferner die Gestalten der Ringer und Boxer selbst. Auch die braven Seeoffiziere lernen wir kennen, die damals unter Nelsons Führung die Freiheit Europas gegen die Übermacht Napoleons verteidigten. Der Held der Geschichte ist nicht sowohl Rodney Stone, der sie erzählt, sondern dessen Freund 'Boy Jim', der vermeintliche Neffe eines alten Schmiedes und früheren Preiskämpfers, der sich schliefslich als der Sohn eines wegen eines ungerechten Verdachtes jahrelang verborgenen Lords und einer Schauspielerin erweist.

Die Geschichte zeigt in dem geschickten auf Spannung berechneten Aufbau der Handlung den Meister des Sensationsromans. Sie hat aber auch einen höheren kulturhistorischen Wert durch die lebendige Darstellung einer vergangenen Kulturepoche. Tiefere Charakteristik allerdings dürfen wir bei Conan Doyle nicht suchen.

Conan Doyle gehört zusammen mit dem vor einem Jahre verstorbenen Robert Louis Stevenson, Stanley Weyman, Baring-Gould und anderen zu den Hauptvertretern einer romantischen Renaissance, die im Gegensatze zu dem realistisch-humoristischen Roman ihre Stoffe in der zeitlichen oder örtlichen Ferne sucht und auf Defoe und Walter Scott zurückgeht, wie jener auf Richardson, Fielding und Smollett.

Berlin. Phil. Aronstein.

Ia and other tales by Q., Author of 'Noughts and Crosses' etc.; in one volume. Leipzig, Tauchnitz, 1896 (Collection of British Authors, Vol. 3157).

An der Südküste von Cornwall liegt auf einer Halbinsel von Schieferfels am westlichen Ende eines Golfs zwischen Fowey und Penzance die kleine Fischerstadt Ardévora — nach Anweisung des Verfassers (oder der Verfasserin?) so zu betonen. Dort hat einmal zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine fromme Fischersfrau einen leibhaftigen Engel sitzen oder liegen sehen. Wir sind zwar im protestantischen England, aber der felsenfeste Glaube, oder sagen wir der bornierte Aberglaube dieses keltischen Volksstammes — als solcher wird er ausdrücklich bezeichnet — unterscheidet sich offenbar in nichts von dem steifkatholischen Wunder- und Heiligenglauben seiner bretonischen Stammesgenossen diesseit des Kanals. Auf jene Engelserscheinung hat sich eine Gemeinde der 'Erwählten' auf-

gebaut: fünf Älteste, Fischer und ein reicher Fischhändler, auch eine Frau darunter, leiten sie und lassen von ihren kleinen Ersparnissen den Urenkel jener gottbegnadeten Frau in London Theologie studieren, um ihn dann zu ihrem Geistlichen zu wählen. Er gefällt ihnen nicht blofs so mächtig wie keiner vor ihm, sondern sein Ruf als Prediger verschafft ihm bald eine grofse Gemeinde und eine einflufsreiche Wirksamkeit in London; man wird an John Irving, Thomas Carlyles Freund, erinnert. Aber in Ardévora hat ihn vom ersten Augenblick an eines armen Fischers Kind, die im Hause des reichen Gemeindeältesten als Magd dient, Ia Rosemundy (sprich englisch Eia, wie der Verfasser vorschreibt), mit heftiger, elementarer, naturwüchsiger, aus naiver Sinnlichkeit und tiefer Gottesbegeisterung gemischter Liebe so inbrünstig umfafst, dafs sie sich nicht scheut, ihn durch eine Lüge nachts aufs weite Meer hinauszulocken und ihn aus ihrem Boote, das sie wie ein Mann zu führen versteht, nicht losläfst, bis er ihr die Ehe versprochen hat. Der fromme Mann unterliegt ihrer fast dämonischen Macht. — Wenn Coopers Indianerinnen oder Thackerays unsterbliche Prinzessin Pokahunta dergleichen thun, so wundert es uns nicht — aber in dem frommen, scheinheiligen England unserer Tage! die Geschichte spielt um die Mitte unseres Jahrhunderts. Die Gewissensehe, die sie schliefsen, bleibt auf Eias Wunsch geheim, aber nicht ohne Folgen. Eia aber, das Kind aus dem Volke, ist ebenso grofsmütig wie entsagend: sie zwingt ihren Paul, dem Rufe nach London zu folgen, ohne sie, da sie nicht für ihn passe. Als er nach sechs Jahren wiederkommt, die alte Gemeinde der Erwählten zu besuchen, hat sie inzwischen Wunder der hingebendsten Krankenpflege gethan in aufeinanderfolgenden Scharlach-, Diphtheritis- und Typhusepidemien. Mehr noch, durch ihren felsenfesten Wunderglauben zwingt sie die halbverhungerten, kraftlosen Fischer des kleinen Ortes hinaus aufs Meer, um den längst sehnsüchtig erwarteten Fischzug an Pilchards und Heringen zu thun, der sie vom Hungertode rettet, und bringt selbst mit der unverwüstlichen Kraft ihrer Arme und ihrem Geschick im Handwerk die reichste Beute heim. Der alte treffliche Doktor, der sie in ihrer unermüdlichen Herzensgüte am Krankenbett erkannt hat, vermacht ihr sein Vermögen. Als wohlhabende schöne Frau von erst fünfundzwanzig Jahren, einen blondlockigen Jungen von sechs Jahren an der Hand, sieht sie ihren Paul wieder bei sich, der sie nun heimführen will. Aber sie hat sich selbst erkannt und weist ihn endgültig ab, um mit ihrem Knaben nach Amerika auszuwandern, dafs er sich dort eine eigene unabhängige Existenz gründe.

Wenn das alles wahr oder möglich ist — und fast scheint es so zu sein —, so thut man damit einen Blick in Zustände und Menschenseelen, wie man sie in unserem 'gebildeten' Jahrhundert und in der übersättigten Kultur unseres alten Europa nicht vermutet.

Die übrigen Erzählungen sind schwächer: Erinnerungen an die Zeiten der Furcht vor der französischen Invasion im Jahre 1809, die von Kapitän Marryat einst so lebendig geschildert worden sind; die Freundschaft zwischen einem kleinen Trommler und einem langen Husarentrompeter, die

vom Wrack eines Truppentransportschiffes allein gerettet wurden; die 'Schwer-Sterbenden von Looe', eine der Freiwilligencompagnien zum Küstenschutz, die nie etwas vom Feinde sahen und deren Sterblichkeitsziffer die denkbar niedrigste blieb; der 'Bischof von Eucalyptus', der rührende Tod eines jungen Geistlichen, eines armen Fischers aus Cornwall Sohn, der in einem heruntergekommenen Nest im fernen Kalifornien stirbt, verehrt von einer rohen Bande, wie wir sie aus Bret Hartes famosen Schilderungen kennen. Endlich ein paar schwache Humoristika: das Tagebuch eines einjährigen Kindes, mit altklugen Bemerkungen über die Eltern und die Amme, und eine Einbruchsgeschichte, wo der Dieb für den Entführer der Tochter gehalten wird und sich geschickt aus der Schlinge zieht, während sein Genosse die Situation ausnutzt und den Diebstahl ausführt. That's all.

Berlin. E. Hübner.

Illumination, or the Damnation of Theron Ware, by Harold Frederic. Zwei Bände. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1896 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 3155 and 3156).

Sie ist eher peinlich zu lesen, diese Geschichte eines Pfarrers der Methodistengemeinde in Octavius, einer kleinen Stadt irgendwo im Westen der Vereinigten Staaten — wenn sie überhaupt vorhanden ist, wenigstens unter diesem Namen, aufser in der Phantasie des Erzählers oder der Erzählerin. Der Name des Verfassers begegnet wenigstens in der Tauchnitzschen Sammlung zum erstenmal. Wie Theron Ware, bis dahin ein aufrichtiger Anhänger seiner Sekte, der strengen Wesleyanischen Methodisten, und ein allgemein beliebter Prediger, mit einer klugen, munteren Frau in glücklicher, wenngleich kinderloser Ehe lebend, zufällig mit dem katholischen Priester der überwiegend von Iren bewohnten Stadt am Totenbett eines verunglückten Arbeiters zusammentrifft und zugleich mit der Tochter des reichen Arbeitgebers, der sich vom armen irischen Arbeiter zum Besitzer einer Waggonfabrik und zum reichsten Mann in Octavius emporgeschwungen hat. Wie er durch diese beiden Personen, die für sein Leben verhängnisvoll werden, in die höhere Lebenssphäre von Wissenschaft und Kunst hinaufgezogen wird — er lernt Renans Bücher durch sie kennen —, während er durch die Bibliothek eines cynischen Atheisten, eines Arztes, der an seinem chinesischen Diener Experimente über die Wirkungen des Opiums anstellt, über seine völlige Unwissenheit aufgeklärt und von dem absurden Vorsatz geheilt wird, ein Buch über Abraham zu schreiben. Wie er auf einem der Revivals, den Vierteljahrsversammlungen der Methodisten mit hysterischen Verzückungen, öffentlichen Selbstanklagen und Heilsarmeegesängen, von einem Ehepaar vollendeter Heuchler, 'Bruder und Schwester' Soulsby, darüber aufgeklärt wird, durch was für einfache Mittel man die hartköpfigen Gemeindevorsteher, die ihn und seine Frau mit ihrer entwürdigenden Ketzerriecherei peinigen, zu sich überbietenden Zahlungen für die Schuldentilgung der Gemeinde breitschlägt, so dafs sie ihm sogar eine erhebliche Gehaltserhöhung zubilligen. Wie er seine Frau

mit niedrigem Verdacht plagt, weil Levi Gorringe, ein wohlhabender Händler, nur deshalb ein 'Bruder' in der Methodistengemeinde wird, um ihre unschuldige Passion für Blumenzucht zu unterstützen und ihr sich bisweilen zu nähern. Wie er, angeekelt von einer 'Feldversammlung' seiner Wesleyaner, einer Art Laubhüttenfest, ein irisches Volksfest mit 'Lagerbier' kennen lernt und dabei der zuerst von fern angebeteten, dann leidenschaftlich geliebten Celia, der reichen Tochter des Waggonfabrikanten, die in künstlerisch ausgestatteten Räumen mit Gipsabgüssen der Venus von Milo und ähnlichen wohnt und ihm 'Chopin' vorspielt — Shopang, wie er ihn schreibt —, sich so weit nähert, dafs sie ihm einen 'mitleidigen' Kufs gewährt. Davon wird er so toll, dafs er eine Begegnung mit Levi Gorringe sucht und sich von dem untergeordneten Menschen eine zwar schimpfliche, aber im Grunde wohlverdiente Lektion erteilen lassen mufs, und Celia und dem katholischen Priester aus blinder Eifersucht nach New-York nachreist, wohin sie nur gereist waren, um ärztlichen Rat für den schwerkranken Bruder Celias zu erlangen. Hier holt er sich die letzte schroffe Abweisung von beiden und greift aus Verzweiflung zur landesüblichen Rumflasche. 'Bruder und Schwester' Soulsby retten ihn; sein Weib verzeiht ihm grofsmütig. Die Pfarre mufs er natürlich aufgeben, und sie machen sich auf, mit Hilfe der Soulsbys im noch ferneren Westen ein neues Leben zu beginnen.

Das alles ist nicht ohne Talent der Beobachtung, aber mit etwas ermüdender Breite erzählt, verbrämt mit Gesprächen über die Formen des katholischen Ritus und seinen 'persischen' oder 'turanischen' Urgrund, wobei die Namen aller neuesten deutschen Erklärer des Alten Testaments citiert werden, und mit sehr eingehenden Schilderungen von Chopins Kompositionen, die bis auf die Opuszahl genau — 'die dritte Mazurka, das sechzehnte Notturno' — bezeichnet werden. Dies läfst auf einen weiblichen Autor schliefsen. Es ist auch einige, wenn auch nicht sehr tiefe Lebenserfahrung darin; die Entfremdung zwischen den beiden Eheleuten z. B. und die nächtliche Eisenbahnfahrt nach New-York, die Ankunft und Murrays Hotel daselbst sind gut geschildert.

Dafs solche Gegensätze, wie die der Wesleyanischen Methodisten und der irischen Katholiken in Amerika zu ähnlichen Konflikten führen müssen, ist einleuchtend. Weniger einleuchtend ist, dafs die Rolle der Aufklärung, der 'hellenischen' Lebensauffassung im Sinne Nietzsches — sollte die Verfasserin auch ihn kennen, obgleich sie ihn nicht nennt? — dem katholischen Priester und der irischen Katholikin gegeben wird. Was die Verfasserin selber denkt, bleibt geflissentlich unausgesprochen.

Berlin. E. Hübner.

Das Noahspiel von Newcastle upon Tyne herausgegeben von Ferd. Holthausen. Göteborg, Wettergren & Kerber (Göteborgs Högskolas årsskrift), 1897. 42 S. 1 Kr.

Dies derblustige Stück des 15. Jahrhunderts hat an Holthausen einen liebevollen und scharfsinnigen Herausgeber gefunden, der aus der elenden

Überlieferung — Abdruck einer verschollenen Handschrift in H. Bournes 'History of Newcastle' 1736 — den ursprünglichen Text nach Möglichkeit herausgeschält hat. Viele Besserungen scheinen mir sehr glücklich; so gleich in Vers 2 *I do show* zu *I dos how* (ae. *hogian*); desgleichen die Herstellung der meisten Reimwörter, die verstellt oder verschwunden waren. Nachtrag: *my old dear dame* zu *my old dame dear* 134, als Reim auf *feere,* Holthausens *fayre,* handschriftliches *sayre* 136, das ja ebensogut auf ae. *fêran* wie *fǽran* beruhen kann. Für eine Reihe Besserungen im Versinnern ist allerdings die Metrik zu lax, als dafs sie streng beweisbar wären, z. B. die Auslassung von *yet* 13, *and* 33, *this* 99, die Einfügung mancher Partikel und Wiederholung, um den Rhythmus zu glätten. Obwohl Holthausen solche Zuthaten in der Regel in Klammern setzte, wird seine Kühnheit, da er die schlechten Verse doch nicht konsequent zu heilen vermag, ihm wohl Anfechtung bringen. Immerhin wird man ihm nachrühmen müssen, dafs, wenn er geirrt hat, es in einem Übereifer geschah, von dem die Stumpfheit unkritischer Ausgaben nach mehreren Handschriften traurig absticht.

Die Einleitung folgt auf den Text und behandelt zunächst die Stellung des Stückes innerhalb des Newcastler Cyklus, die dies einzig erhaltene Spiel einnahm, und sein Verhältnis zur Quelle (Gen. VI, 5—22). Es war Sitte der Mysteriendichter, dem Noahspiel den Charakter eines Interludiums zu geben, wobei Frau Noah die Rolle der Widerspenstigen hatte; dafs sie aber dabei als Werkzeug des Teufels erscheint und ihren Mann durch einen kräftigen Trunk mit verführen soll, ist auffällig und erinnert an die ständige Einleitung des Lotterlebens in den Moralitäten. — Der Dialekt ist im wesentlichen nördlich, zeigt aber einen starken Einschlag der Schriftsprache, den ich in dieser Zeit nicht mehr mit blofser Reimnot (S. 21) begründen möchte. Ist *money* (: *me*) 194/6 wirklich eine specifisch nördliche Form, ähnlich wie *ee* (: *me*), *slee* (: *be*), neben denen es Holthausen S. 20 aufführt? — Die Metrik hat dem ordnungsliebenden Sinn des Herausgebers besondere Schwierigkeiten bereitet. Über den Ausfall einer Senkung hat er mit Recht nicht gehandelt; derlei begegnet zu häufig und willkürlich. Bei der Erörterung der zweisilbigen Senkungen ist mir nicht recht klar geworden, wie Holthausen den Begriff der Verschleifung auf Hebung fafst; Fälle wie *fe͡lony* 49, *bo͡dy with* 59, die auf solche Weise im ganzen Mittelenglischen wie schon im Altenglischen und noch in der modernen Sprache leicht zu heilen wären, führt er unter den Belegen für wirklich zweisilbige Senkung auf; unter 'Verschleifung oder Kontraktion in der Hebung' aber nennt er blofs die Synkopen *e(v)er, o(v)er, de(v)il* (S. 26—27). Dafs romanische Wörter oft noch ihre ursprüngliche Betonung bewahrt haben, ist bei den S. 27 hiefür citierten Wörtern *degree* 17, *entent* 65 selbstverständlich und läfst sich bei den daneben genannten *certain* 76, *meenye* 102, *money* 196 durch den Reim auf der zweiten Silbe nicht erweisen, da für den Reim im ganzen Mittelenglischen und oft noch im Neuenglischen fakultativer Nebenton genügte; vgl. hier *mankín* 87, *sleepíng* 41, also germanische Wörter mit Reim auf zweiter Silbe, die

Holthausen selbst auf der nächsten Seite anzieht. Ferner möchte ich eine so reinliche Sonderung von Kreuzreimstrophen (abab) mit drei und mit vier Hebungen, wie sie Holthausen S. 21 vornimmt, angesichts der sehr starken Schwankungen in der Überlieferung kaum wagen; im 15. Jahrhundert kann bei dieser Strophe die vierte Hebung nach Belieben durch eine Pause ersetzt werden; so z. B. auch in 'Pride of Life', einer Moralität aus gleicher Zeit; um zu begreifen, wie dies gerade damals möglich wurde, braucht man nur Verse wie *For to faste he dyde ryde* ('Batayle of Egyngecourt', Hazlitt's Early Pop. Poetry II, 101) mit stummen End-*e* zu lesen. Neben den Kreuzreimstrophen verzeichnet Holthausen fünf kurze Schweifreimstrophen (aabccb), die, soweit ich sehe, alle mit Absicht angebracht sind, um den Übergang in einen komischen Ton zu markieren; solche Verwendung der Schweifreimstrophen für komische Partien ist auch den Macro-Moralitäten eigen; vielleicht gehört als sechste auch die Schlufsstrophe des Ganzen hieher, obwohl ihr ein Vers fehlt. In Holthausens Darstellung der Alliteration ist die Anordnung nach Sinnesgruppen zu rühmen; sie ergiebt im Mittelenglischen weit dankbarere Gesichtspunkte als die gewöhnlich bevorzugte nach der Verteilung auf die erste und zweite Hebung, erste und dritte Hebung u. s. w. Mit Freuden begrüfse ich den eigenen Abschnitt über Stilistik, wenn auch unser Noah-Dichter auf diesem Gebiete wenig Leistungen zu verzeichnen bot. Die Anmerkungen enthalten mancherlei Lesefrüchte und sind durch ein Wortverzeichnis bequem benutzbar gemacht. — Schliefslich noch ein Wort über die Aufführungsweise auf der Bühne. Holthausen zerlegt seinen Text in fünf Scenen und hat diese durch Überschriften in Klammern deutlich abgesteckt. Das soll natürlich nicht für die Bühne des 15. Jahrhunderts gelten, die noch so wenig einen Verwandlungsvorhang kannte wie die des 16. bis zum Aufkommen der stehenden Theater. Sondern damals war auf der einen Seite des Spielraums, der immer offen blieb, das Haus des Noah vorgesehen, während auf der anderen Seite Deus und Angelus auftraten; dazwischen bewegten sich die Spieler. Sobald man die fertige Arche sehen sollte, nahm wohl Noah eine vorgelehnte Bretterwand weg oder einen Teilvorhang, wie er in 'Pride of Life' ausdrücklich erwähnt wird.

Die ganze Ausgabe zeugt von sorgsamer Versenkung, namentlich in die Textkritik. Wie viele bedeutende Denkmäler des Mittelenglischen, die erst notdürftig gedruckt sind, würden einen solchen Herausgeber noch brauchen!

Berlin. A. Brandl.

Der englische Familienbrief etc. von Dr. Wilhelm Ulrich. Stuttgart, Jos. Rot'sche Verlagsbuchhdlg., 1897.

Von dem in diesem 'Buch' gebotenen Englisch seien folgende Proben gegeben: *If you will that I shall have the pleasure and the satisfaction you wish me, trust always in God — My sister Anna is too young as to*

help me. — *You have made a good progress in English* — *A long time has elapsed since I* *did drop* *a single line* *for you.* — *I beg to be kindly remembered* *to you* *and yours* (statt *to yours*). *So rapid and violent was the* *cause* (?) *of the fever he had taken that* .... *My loss is literally irreparable,* *may you* *look at the age or at the character of the diceased* *one* (= *whether you look* ...). *I shall not* *fail introducing* *him* (st. *to intr.*). *I long for* *any* *opportunity that enables me* etc. (st. *some*). *I must* *cordially assure* *you that it is a very difficult thing to get* *into situation* *in London* etc. — *Foreigners who indulged* *into* *such an idea* — *Monday next I shall depart for London,* *and not omit* *to* ... (st. *I shall not*) — *After your arrival here (at Dover) I trust you will spend one day or two with me before you continue your* *voyage* *to London and Leeds* (ebenso Brief 38). — *In order to make your stay in the foreign country as profitable as possible* *for acquiring* *our language* etc., *I advise you to* *mix up* *with people* (st. *to mix*; *to mix up* vermengen, verwechseln). *The beeches there fully* *spend their shades* *over us* (spenden ihren Schatten!) *and greet us with their bending* (?) — *All agree with me* *in classing* *this timepiece as a first-rate production; I am quite* *ashamed of the value of it.* *I beg to thank you for the kind invitation* ... *to stay* *in your house* (st. *at y. h.*, oder *with you*). *I shall have* *occasion* *to pay you a short visit* (st. *an opportunity*). *I* *came* *just now* *back* *from my trip to the lovely Isle of Wight* (st. *have come back*). *I could fill up several sheets of paper* (!) *with my observations upon that interesting* *locality.* — *my brother Edward* *is fallen* *ill do-day.* — *He* *felt* *poorly* *since* *some time* (st. *has felt* ... *for some time*). *My husband* *is dead about* *three months since.* Eine alte Dame *is unable to stand and must be lifted into a* *perambulator* (st. *Bath-chair*) *every day* — *I most sincerely wish that the poor suffering lady* *might* (st. *may*) *recover.* — *I shall never spare money in furthering* *that which* (st. *what*) *may be of benefit* *for* *you* (st. *to*). — *It* *is* *almost a fortnight* *already* *that I* *have* *left England* (st. *that I left,* ohne *already*). *After I* *arrived* *Monday last* *here* (st. *here M. l.*), *I took* *lodgings* *at the Hotel* *of* *Marquardt* (st. *took rooms at the H. M.*). *I went immediately to the* *headmaster* *of the* *Conservatory* (st. *principal of the Conservatorium*). *In order to* *accomplish* *myself* *in music* (st. *perfect myself*). — *As I* *stay* *now* *more than two weeks* *here* (st. *have been staying here m. th. tw. w.*). *at Stuttgart where you have never been* *till now* (st. *as yet*). *It* *reigned* *a very agreeable* *manner* *of conversation there* (st. *there prevailed*). *All* *curiosities* *of the capital.* — *My little brother Fred* *has Tuesday last* *gone* *so* *far* *that he could not find the way back.* *I admired,* *before* (st. *above*) *all other things, the* *residence* (st. *palace*) *of the* *king* (st. *King*). — *The Castlegarden with its old* *shadowy* (st. *shady*) *trees.* — *that prince under whose reign* *the fidelity* (st. *loyalty*) *had become proverbial* ... — *The friendly and sincere character of the people causes no less it to be preferred to any other of the towns in Southern Germany* (?). *It* *is the best,* *my dear aunt, you come and see* (st. *The best is*) *and you will* *tell* *that I am right* (st. *say*). *I have no doubt you have discovered through*

your stay in foreign countries (st. *by*). — *Thousand thanks.* — *I am glad that you you have found your mother well up* (st. *well*, wohl auf! kommt noch sechsmal vor). *I shall depart for London to-morrow, and would feal happy* (st. *should*). *I am prevented to make use of it* (st. *from making*).

So geht es weiter Brief für Brief. Neben diesen Schnitzern, von denen viele an den Verfasser von 'English as she is spoke' erinnern, kommen kleinere ungezählte Unrichtigkeiten und Druckfehler nicht mehr in Betracht; die Interpunktion steht auf dem niedersten Standpunkt. Der Stil der Briefe ist vielfach kindisch. Auf dem Beiblatte wird der Hersteller dieser Machwerke als fr. Realprogymnasial-Direktor bezeichnet.

Berlin. Gustav Krueger.

F. W. Gesenius: Englische Sprachlehre. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel. Ausgabe für höhere Mädchenschulen. 1. Auflage. Halle, H. Gesenius, 1896.

Ein altes Buch in neuem Gewande! Da bereits eine neue Auflage vorbereitet wird, ist es wohl angebracht, auf einige Unzuträglichkeiten hinzuweisen, die sich im praktischen Unterrichte bei Benutzung des Lehrbuches herausgestellt haben. Dr. Regel hat den alten Gesenius den Anforderungen der neuen Bestimmungen angepafst; er hat die Verteilung des Lehrstoffes im wesentlichen beibehalten und die Syntax des zweiten Teiles im grofsen und ganzen in gleicher Fassung angeschlossen, so dafs das 409 Seiten starke Buch den ganzen auf drei Jahre berechneten Lehrstoff für höhere Mädchenschulen umfafst, der nach Belieben auf vier Jahre ausgedehnt werden kann. Aber Kapitel 1—12, in jedem Falle für das erste Schuljahr berechnet, sind für diesen Zeitraum entschieden zu reichlich bemessen und in gröfseren Klassen kaum zu bewältigen. An Stelle der Anekdoten, die oft in dürftigster Weise die Kapitel des alten Gesenius einleiteten, sind Lesestücke getreten, die Stoff genug zu Sprechübungen bieten. Auf diese Stücke folgen die aus ihnen abgeleiteten Regeln, welche sehr ausführlich gehalten sind, damit die Schülerin sich selbst zu Hause in ihrer Grammatik Rats erholen kann. Diese Regeln sind jedoch besonders für das zweite Schuljahr zu schwer gehalten; die über den Infinitiv und das Gerundium sind nicht klar genug gefafst und durch die zahllosen Ausnahmen unnötig verlängert. Die für das dritte Schuljahr in Betracht kommenden sind zum Teil leichter gefafst als die vorhergehenden Regeln. Den Regeln folgen Exercises, beginnend mit englischen Fragen, die sich auf die Übungsstücke beziehen, und schliefsen mit mehr oder weniger zusammenhängenden Stücken zum Übersetzen. Ihre Auswahl läfst zu wünschen übrig. Im ersten Schuljahre sind oft recht abstrakte Stoffe behandelt; im zweiten sind die historischen Stücke gar zu oft und lang vertreten; für das dritte ist die Geschichte vom Manne, der den Haushalt führt, nicht angemessen. Trotzdem bedeuten diese Übungsstücke einen grofsen Fortschritt gegen die zwar guten, aber für ein Schulkind äufserst schweren Einzelsätze und Übungsstücke des alten Gesenius. Die Ausgabe

für Mädchenschulen unterscheidet sich von der für Knabenschulen durch die Auswahl der Übungsstoffe von Kapitel 24 an; für die Mädchenschulen sind diese Stoffe aus dem häuslichen englischen Leben gewählt. Die phonetische Übertragung der Laute ist klar und anschaulich. Die Schülerinnen lernen danach gut und fliefsend lesen, auch sprechen, wenn sie verständig dazu angeleitet werden. Von der Grammatik haben sie wenig Nutzen.

Marie Marggraff.

Dr. Ferdinand Schmidt: Lehrbuch der englischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. 3. Auflage. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1896.

Der Verfasser, bekannt durch das Lehrbuch der französischen Sprache, das er mit Rofsmann zusammen herausgegeben hat, baut auch sein englisches Lehrbuch auf lebendige Anschauung auf, die einen hochwichtigen Faktor im modernen Unterrichtswesen bildet. Das Buch hält, was sein Titel verspricht. Es geht vom Schulzimmer und den darin enthaltenen Gegenständen aus, indem es alles Naheliegende berührt, und gelangt dann zum Leben in der Stadt und auf dem Lande, im Anschlufs an die bekannten Hölzelschen Bilder. Diese Bilder, die in ihrer klaren Übersichtlichkeit einen vorzüglichen Stoff zu Sprechübungen bilden, sind dem Texte eingefügt. Aber sie sind ausschliefslich Typen deutscher Landschaften; wäre es nicht angemessener, die Sprechübungen an typische Bilder Englands anzuknüpfen? Die Übungs- und Lesestücke und Gedichte sind sorglich ausgewählt, sie müssen Beweglichkeit und Freudigkeit bei Lehrenden und Lernenden erwecken. Zahlreich sind die beigefügten Bilder, die das Interesse des Schülers wachhalten. Eine Anzahl hübscher, mit Melodien versehener Lieder ist darauf berechnet, dem kindlichen Geiste die fremde Sprache lieb zu machen. Praktisch ist die Hinzufügung einer Münztafel und einiger Beispiele kurzer Briefe, einer Karte von Grofsbritannien und von London. Um das Gewicht des Buches nicht unnötig zu vergröfsern, ist das Wörterbuch als selbständige Beigabe gedruckt. Das Lehrbuch hat in drei Jahren drei Auflagen erlebt, ein gutes Zeichen für seinen Wert. Auffallen möchte dagegen die Kürze des grammatischen Teiles, der auf 33 Seiten alles umfafst, was in den vorangehenden 326 Seiten an Grammatik gelehrt und gelernt sein soll, und das Fehlen deutscher Sätze zum Übersetzen in die englische Sprache. Das mögen Schattenseiten des Buches sein; immerhin ist dem die fremde Sprache beherrschenden Lehrer freie Hand gelassen, die einzelnen Lücken nach eigenem Ermessen zu ergänzen. Wie es ist, eignet sich das Buch vortrefflich zum Unterricht in Knaben- und Mädchenschulen. Marie Marggraff.

Gustav Körting, Handbuch der romanischen Philologie. Leipzig, Reisland, 1896. XVIII u. 647 S.

Über das Verhältnis des vorliegenden Werkes zur Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie desselben Ver-

fassers hat sich H. Breymann im Litteraturblatt für germ. und rom. Philol. 1897, Spalte 162, ausgesprochen. Mit Breymanns Wertschätzung des Buches kann ich mich jedoch nicht einverstanden erklären, obschon ich durchaus Körtings Verdienste um die Wissenschaft anerkenne. Sein lat.-rom. Wörterbuch z. B. ist für mich, wie für alle Romanisten, trotz seiner Mängel ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden.

Das Handbuch richtet sich in erster Linie an die Studenten. Dieser Standpunkt geht z. B. daraus hervor, dafs Körting S. 82 dem Grundrifs vorwirft, er sei kein Lehrbuch für Anfänger. Im allgemeinen kommt das Handbuch über allgemeine Bemerkungen nicht hinaus, so dafs der Romanist wenig Neues darin finden wird. Eine Ausnahmestellung nehmen die Kapitel über den Wortschatz des Romanischen (S. 328—352) und besonders die Formenlehre (S. 425—504) ein, denen Körtings gründliche Vorarbeiten in diesen Gebieten zu gute gekommen sind, und wo er kühner vordringt. Auch die bibliographischen Angaben wird der Fachmann gern benutzen, obwohl sie nicht erschöpfend und etwas subjektiv gehalten sind, worüber ich mit dem Verfasser nicht rechten will.[1]

Da also das Handbuch auf die studierende Jugend berechnet ist, erlaube man mir, es vom pädagogischen Standpunkte aus zu beurteilen. Wenn das Handbuch den Grundrifs an Fafslichkeit übertreffen will, so thut es dies einmal sicherlich nicht in der Lautlehre, welche so gedrängt dargestellt wird, dafs ein Anfänger schwerlich nachkommen kann. Ich citiere: (S. 378) *α*) ‘Geschl. *o* bleibt im It. (in gel. Worten, wie z. B. *vittǫria,* wird *ǫ* statt *ọ* gesprochen), Span., Ptg., Cat., Prov., (in bestimmten Stellungen [vor Nasal + Vokal, vor Kons. + nachtoniges *i*] auch im Frz.), z. B. *flōrem* = ital. *fiore,* span. ptg. cat. prov. *flor*; *pōmum* = ital. *pomo* (ebenso span. etc.), frz. *pomme*; *angŭstia* = ital. *angoscia,* span. *engoja,* frz. *angoisse*; *β*) Geschl. *ọ* wird *ụ* im Engad., Sicilianischen und (in gedeckter Silbe) im Frz. (z. B. *flōrem* = engad. *flur,* sicil. *čuri, jŭvenem* = engad. *žuven,* sicil. *ġuvini*; *multum* = altfrz. *molt, moult, duplum* = altfrz. *doble, double, gŭtta* = frz. *goutte.* — *γ*) Geschl. *o* in freier Silbe wird im Frz. zu *ou* diphthongiert, woraus sich *eu* und weiter offenes *œ* entwickelt, z. B. *dolōrem* = *douleur, famōsus* = *fameux;*’ *amour* ist halbgel. W.

Viel übersichtlicher wären Tabellen gewesen. Das teilweise Zusammenziehen von *ọ* in gedeckter und in freier Stellung ist kein gutes Vorbild für den Studenten, den man nicht genug an das Auseinanderhalten dieser Fälle gewöhnen kann. Der Anfänger begreift nicht, wieso in *angŭstia* = *angoisse* (sprich *ãgwas*) das *ọ* erhalten ist. *pōmum* = *pomme* ist eine falsche Gleichung und gewöhnlich wird hier ursprüngliches *pōmə* ange-

[1] Parteiisch finde ich es z. B., wenn unter den phonetischen Hilfsmitteln (S. 117) neben den umständlich empfohlenen Parlers parisiens von Koschwitz P. Passy kaum erwähnt wird, von dem doch so fruchtbare Anregungen ausgegangen sind. Passy's Français parlé soll mit Vorsicht benutzt werden (!). Die Sons du français und die Etude sur les changements phonétiques werden nicht genannt.

nommen (Körting thut es allerdings nicht, vgl. S. 386, Anm. 1). Übrigens bleibt geschl. lat. *o* nicht in *pomme,* welches heute ein offenes *o* hat. Körting verwechselt Laute und Buchstaben! *florem* giebt sicilianisch nicht *ćuri,* sondern *šuri.* Warum *multum, duplum,* aber *gutta?* Diese drei Wörter stellen übrigens drei verschiedene Fälle dar: *duplum* hat ọ in offener Silbe und ist nicht normal (vgl. *populum* = *peuple* Pappel), in *multum* spielt das *l* mit. *douleur* hat wohl offenes *œ,* nicht aber das nächstfolgende Exempel *fameux.* S. 359 wird *amorem* = *amour* als regelrechte Entwickelung mit *tŭrrem* = *tour* zusammengestellt; hier heifst es richtiger, *amour* sei ein halbgelehrtes Wort. Dann werden rasch in bunter Folge die Ausnahmen citiert, wobei das nachtonige *i* von *totti* mit dem Jod von *ostium* zusammengeworfen wird. Zum Überflufs tauchen hier plötzlich galloromanische Patois auf (sonst im Handbuch nicht verwertet), mit der Bemerkung: ‘Geschl. ọ erscheine als *ȃu, å, a* etc. in südostfrz., bezw. schweizerischen Mundarten (vgl. Meyer-Lübke, Gr. I, § 124).’ Es sollte aber heifsen: Geschl. ọ́ in freier Silbe und *ȃu* erscheint nirgends, da es nur eine von Meyer-Lübke angenommene Zwischenstufe ist. Konsequent wäre es gewesen, auch bei ẹ < zu bemerken, es erscheine im Südosten Frankreichs etc. als *ay, å, a* etc., was nicht gesagt wird.

Den Nutzen einer solchen Lautlehre sehe ich nicht ein. Ebensowenig verspreche ich mir von dem Abschnitt über die romanische Litteratur, welche in fünfzehn Seiten (!) abgethan wird. Eine wahre Hetzjagd durch zehn Jahrhunderte, wobei natürlich kein litterargeschichtliches Problem genannt und weder Cervantes noch Molière erwähnt wird. Grofsartig ist das letzte Alinea, in welchem in zehn Zeilen über die gesamte neuere Litteratur (seit der Romantik) kurzerhand der Stab gebrochen wird (S. 612). Die romanische Litteratur kommt also nicht zum Worte und das Buch dürfte füglich Handbuch der romanischen Sprachen heifsen.[1] Die Verslehre und die Syntax sind ebenfalls blofs skizziert. Es sind die letzten Abschnitte des Buches. Dafür sind die Teile I und II (Theorie und Praxis des Studiums der roman. Philologie, Sprache, Schrift und Schrifttum im allgemeinen), wenn auch für Studenten sehr nützlich, so doch zu breit gehalten. Der Ursprung des lateinischen Passivs, das im Romanischen nicht fortlebt, braucht z. B. nicht erörtert zu werden. Es wird sehr vieles gesagt, was doch der Abiturient aus der Schule mitbringt. Er weifs doch z. B., dafs das Mittelalter den Buchdruck noch nicht kannte (vgl. S. 598). Auch das Unterscheiden von Subjekt und Prädikat (S. 176) und ähnliches darf man ihm zutrauen! Dafs ein ‘Schriftstück geschrieben wird, damit es gelesen werde’ (S. 225), ist auch einem gröfseren Publikum bekannt. Es bekundet sich an solchen Stellen der Hang des Verfassers nach weitschweifiger Gründlichkeit, worunter andere Kapitel, die zu kurz kommen, zu leiden haben. Dieser Mangel in der Komposition verrät, dafs das Handbuch doch etwas

[1] Nach dem Vorwort beabsichtigt Körting diese Lücke durch einen eigenen Grundrifs der rom. Litteraturgeschichte auszufüllen.

rasch entworfen wurde.[1] Daher zahlreiche Wiederholungen, die wohl in einer Vorlesung, nicht aber in einem wissenschaftlichen Lehrbuch am Platze sind: S. 325 '... ist es ein durchaus berechtigtes Verfahren, für romanische Worte, deren lateinischer Ursprung wahrscheinlich ist, aber nicht belegt werden kann, ein lateinisches Grundwort zu konstruieren, nur mufs man sich des hypothetischen Charakters solcher Wortrekonstruktionen bewufst bleiben und mufs sie auch äufserlich irgendwie, etwa durch ein vorgesetztes Sternchen, kennzeichnen.' Fünf Seiten weiter: 'Es ist daher ein vollberechtigtes Verfahren, aus romanischen Worten nicht belegte lateinische Worte zu rekonstruieren, nur mufs man sich des blofs hypothetischen Charakters solcher Gebilde bewufst bleiben und mufs sie äufserlich irgendwie, etwa durch Vorsetzung eines Sternchens, kennzeichnen.' Auch der Stil ist nicht durchweg geglättet; S. 25: 'Die Philologie allein vermag aus dem Schrifttume neu erstehen zu lassen das Gedankenleben früherer Geschlechter.' Ausdrücke wie 'Fühlhörner der Wifsbegier', 'Kandidatenfrack' u. a. können im Gespräch geduldet werden, nehmen sich aber in einem Handbuch etwas sonderbar aus. Naiv klingt auch die Bemerkung, 'die Philologie habe noch keinen Krieg verhindert' (S. 28). Da liefse sich denn doch über die Bedeutung der Philologie Schöneres und Zutreffenderes sagen! Den Begriff Philologie scheint mir Körting zu eng zu fassen; es handelt sich nicht allein um richtiges Verständnis des Romanentums, Abschwächung des Rassenhasses etc. Damit ist die wissenschaftliche Bedeutung der romanischen Philologie kaum angedeutet. So wie der Geschichtschreiber einzelner Völker je ein Stück Menschheitsgeschichte entwirft, so arbeitet auch der romanische Philologe in letzter Linie an der Lösung sprachgeschichtlicher und litterarhistorischer Probleme allgemeiner Art. Ich meine nicht etwa die Lösung der Frage nach dem Ursprung der Sprache, aber z. B. das Studium des sprachlichen Lebens, die Entstehung der Arten (Epos und Drama im Altfranzös. z. B.) etc. Körting sagt S. 1: 'Nicht also die Sprache im allgemeinen und ebensowenig die Litteratur im allgemeinen ist Gegenstand der philologischen Forschung, sondern immer nur die Sprache und Litteratur eines bestimmten einzelnen Volkes, bezw. einer bestimmten einzelnen Völkergruppe.' Mir scheint die Boeckhsche Deutung des Begriffes Philologie, welche Körting ablehnt, die richtigere. Die Kulturgeschichte ist von der Philologie nicht abzutrennen. Kann man französische Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts treiben, ohne Religionsgeschichte zu studieren, oder das Volkslied behandeln ohne die Sitten und Gebräuche des betreffenden Volkes? Freilich wird nicht jeder einzelne die Gesamtkultur der zu behandelnden Völkergruppe kennen müssen.[2] Etwas pedantisch erscheinen mir die Aus-

---

[1] Es ist auch kaum anders möglich, wenn man in einem Jahre drei umfangreiche Werke veröffentlicht! 'Qui trop embrasse, mal enceint' (sic! S. 97).

[2] Mit diesem Kastengeist vergleiche man die tiefe Auffassung Adolf Toblers (Rektoratsrede 1890): '... dies alles habe zum Zwecke ein immer volleres Erkennen des gesamten Reichtums der Menschennatur' (S. 8). Wie schön definiert Tobler den Gewinn, den der Philologe selbst aus seiner Wissen-

drücke des Handbuchs: 'Die rom. Phil. darf die Kreolensprachen unberücksichtigt lassen' (S. 46). 'Statthaft ist die Beschränkung der Forschung auf ein einziges Werk' (S. 49). Es darf keine chinesische Mauer um die romanische Philologie gebaut werden! Der Student soll nicht durch Phrasen abgeschreckt werden, wie diese: Die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen und des Englischen sei eine unlösbare oder doch eine nur auf Kosten des wissenschaftlichen Studiums lösbare Aufgabe (S. 89). Diese Körtingsche Auffassung der Wissenschaft ist mir zu zünftig. Leuten, die sich so gewissermafsen in ein feineres Gesellschaftshaus für Romanisten zurückziehen, kann es dann leicht passieren, dafs sie sehr hochmütig auf solche herabsehen, die keine Ausweiskarte besitzen. Wie mafslos ist der Ausspruch: 'Elende Stümperei, grauenhafter Dilettantismus wird die Litteraturwissenschaft, sobald sie versucht, von der Philologie sich zu lösen!' (S. 16). War Taine z. B. ein Philologe? Mufs man wirklich Altfranzösisch können, um ein Buch über Victor Hugo zu schreiben?

Es wäre pädagogisch richtiger, dem künftigen Romanisten etwas weniger Vornehmheit und dafür etwas mehr Bescheidenheit einzuimpfen. Passiert es doch auch dem Meister, dafs er gelegentlich Hypothetisches mit allzu grofser Zuversicht vorträgt; ich denke z. B. an das Verbum **stopere* (S. 330), an die Herleitung der Nasalierung aus dem Keltischen [1] (S. 363) und vieles andere.

Die Erklärung des Lautwandels aus dem Trägheitsprincip ist ein sehr summarisches Verfahren. Trägheitsprincip ist ein ebenso bequemes als oberflächliches und unklares Schlagwort. Körting meint damit ein Streben nach Kraftersparnis, das sich im Gehirn mit einer gewissen Bewufstheit vollzieht. Diese Auffassung ist nicht die allgemeine. S. 156 heifst es, Laute, welche als begrifflich wertlos erschienen, seien in Wegfall gekommen, was sicherlich falsch ist und den veralteten lauthistorischen Standpunkt des Verfassers verrät. Neben dem Trägheitsprincip mufs Körting das widersprechende Princip der Kraftaufwendung anerkennen, demzufolge z. B. der Hochton verstärkt werde und die Diphthongierung, z. B. *mur(um) — muir — mür* entstehe. Das sind reine Hypothesen. Über die Entwickelung von lat. *u* zu *ü* sind wir noch völlig im unklaren. Die Ansicht, dafs mittelst der Kraftaufwendung der Romane die Hochtonsilbe verstärke, um sie 'als den lautlichen

---

schaft schöpft (an welchen Körting gar nicht denkt), als 'Erziehung zu vollerer, reicherer Menschlichkeit im vertrauten Umgang mit fremdem Geiste' (S. 10), als ein 'Auswachsen des eigenen geistigen Wesens' (S. 16).

[1] Nach dem Handbuch (S. 385, Anm. 1) ist die Nasalität aber auch eine Folge des Legato-Sprechens, welches Körting für alle romanischen Sprachen annimmt, auch für solche, die mit dem Keltischen nichts gemein haben. Dieses Geben mit der einen Hand und Zurücknehmen mit der anderen findet sich hie und da im Handbuch, vgl. S. 447: 'Wirkliche Anbildung des Fem. an das Masc. liegt aber vor, wenn z. B. zu *pieus* = **piosus* für *pius* ein Fem. *pieuse* an Stelle von *pie* tritt (freilich kann man auch **piosa* ansetzen)'! Ein gründlicher Arbeiter hätte ein anderes Beispiel gesucht oder das 'wirklich' gestrichen.

Kernpunkt der Worteinheit zu kennzeichnen', entspricht nicht unseren modernen Begriffen von sprachlichem Leben. Um beide angeführten Principien zu versöhnen, stellt Körting den Affekt als Grundursache des Lautwandels hin (S. 157 ff.) und nimmt also die lebhafte Rede als die normale an. Der Lautwandel dient ferner der 'ästhetischen Ausgestaltung des Wortes'. Ich mufs sehr bezweifeln, dafs ein Student aus dem § 17 des Handbuchs einen tiefen Einblick in das Leben der Sprache gewinnen könne, und glaube vielmehr, er werde sich da eine Fülle abenteuerlicher und verworrener Vorstellungen holen.

Nicht allein der Lautwandel, sondern auch der Ersatz der lateinischen Deklinationen durch präpositionalen Ausdruck, und wer weifs was noch alles, ist aus dem Trägheitsprincip entstanden. Körting schematisiert gern. Vgl. die Konsonantentafel (S. 139), wo der Vollständigkeit halber Laute angesetzt werden, die in den romanischen Sprachen nicht existieren. S. 442, Anm. 3 und sonst bezweifelt er, dafs altfrz. und prov. *murs* von *mur(u)s* stamme, weil auslautendes *s* aufserhalb Galliens nicht bleibt. Schliefslich giebt er doch zu, es gebe keine andere annehmbare Lösung. S. 389 möchte er gern ital. *amici* aus *amicos* herleiten, wegen der anderen romanischen Sprachen, aber S. 439 steht er entschieden für *amici* ein.

Die phonetischen Teile des Handbuchs lassen viel zu wünschen übrig. Die Definition der Nasallaute und sogen. Liquidalaute ist nicht genau genug, sie trifft auch auf *ž*, *z* etc. zu (S. 136), *ő* und *ȍ* sind S. 137 zu vertauschen. Man trifft noch auf veraltete Anschauungen und Bezeichnungen. S. 138 wird noch behauptet, ein Konsonant allein sei nicht voll vernehmbar. *g* ist z. B. S. 352 noch eine tönende gutturale Explosiva. S. 358 heifst es, das Latein habe fünf Vokale besessen! Was S. 360 über das lat. *f* gesagt wird, ist unverständlich und unrichtig aus Seelmann abgeschrieben. Es soll natürlich heifsen 'Engenverstärkung', nicht 'Eigenverstärkung', was aber in den Berichtigungen nicht angemerkt ist. Es hat überhaupt keinen Sinn, in einem Handbuch für Anfänger die Seelmannsche Terminologie anzuführen. Was soll ein Student mit dentigingivalen, stumpfkoronalen etc. Lauten anfangen? Nachdem ich S. 98 zu meiner Freude gelesen hatte: 'Pflicht jedes Philologen ist es, sich mit den Elementen der Lautphysiologie gründlich bekannt zu machen,' wird S. 144 ff. doch eigentlich vor dieser Gründlichkeit gewarnt und S. 206 der Student vollends durch die Bemerkung abgeschreckt, die Lautalphabete seien schwer erlernbar.

Auf Ungenauigkeiten und Irrtümer im einzelnen einzugehen, verbietet mir der Raum.

Im ganzen ist das Körtingsche Handbuch auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut und wohlgeeignet, den Studenten oder Gebildeten, der über den jetzigen Stand der romanischen Grammatik Aufschlufs wünscht, rasch zu orientieren. Die oben angeführten Mängel zeigen aber, dafs das Handbuch an Bedeutung sich mit dem Gröberschen Grundrifs oder der Grammatik von Meyer-Lübke nicht messen kann. Nützlich sind die Abschnitte allgemeiner Natur, wie Sprache, Schrift

und Schrifttum im allgemeinen und andere, die sich im Grundrifs nicht vorfinden. Wertvoll sind die bibliographischen Übersichten. Auch die praktischen Winke möge sich der Anfänger, trotz ihres hie und da allzu väterlichen Tones, zu Herzen nehmen. Das Handbuch kann aber nicht etwa als die Quintessenz der romanischen Philologie angesehen werden. Für Detailfragen geben der Grundrifs und Meyer-Lübkes Grammatik zuverlässigeren Aufschlufs. Dafs das Handbuch gewissermafsen die Bibel des angehenden Romanisten würde, wäre wegen des etwas pedantischen Standpunktes und des antiquierten Charakters der ganzen grundsätzlichen Sprachbetrachtung des Verfassers nicht zu wünschen.

Zürich. L. Gauchat.

M. Enneccerus, Zur lateinischen und französischen Eulalia. Mit zwei Tafeln in Lichtdruck. Marburg, Elwert. 15 S.

Durch die offenbar sehr gelungene photographische Wiedergabe der lateinischen Eulalia wird man in den Stand gesetzt, eine Vergleichung mit den Schriftzügen der vier Zeilen anzustellen, welche von Hucbalds Hand herrühren (Delisle, Cabinet des manuscrits pl. XXXI, 1), und man wird der Verfasserin zustimmen können, wenn sie meint, dafs die lateinische Eulalia nicht von Hucbald geschrieben sei; erwünscht wäre es gewesen, wenn auch jene vier Zeilen eine Reproduktion nach Delisle erfahren hätten. Am Schlusse des Gedichtes weist die Handschrift keine Trennung zwischen *stemate luminis aureoli* und *deo famulantibus* durch Punkt oder Majuskel auf, während das bei den übrigen Versen immer der Fall ist, und dieser Umstand veranlafst Enneccerus, entgegen der bisherigen Ansicht, nach welcher hinter *aureoli* ein Vers ausgefallen und *deo famulantibus* als Schlufskadenz anzusehen wäre, obige Wörter zusammenzunehmen und als einen einzigen Schlufsvers zu betrachten, der grammatisch zum Voraufgehenden gehört. In diesem Punkte sind wohl einige Zweifel erlaubt, denn einmal ist der Sinn des Ganzen doch nicht einwandfrei (wozu gehört das *bona*?), und was das Metrische betrifft, so stehen die aus Notker beigebrachten Beispiele ungleicher Versikelpaare nicht ganz parallel, was näher zu zeigen hier zu weit führen würde. Nebenbei bemerkt, mufste S. 6 unten gesagt werden, dafs Str. 6 und 10 nur Assonanz aufweisen. — Der Lichtdruck der französischen Eulalia ist erheblich besser als die Heliogravüre im Album der Société des anciens textes, schon weil sie eine Anzahl von Zeilenschlüssen wiedergiebt, welche dort fehlen; im übrigen sind Abweichungen nur von geringem Belang zu verzeichnen, neben anderem, dafs unter dem *r* von *raneiet* kein Punkt in der Hs. steht — schon auf dem Faksimile bei Chevallet fehlt er — sowie etwa, dafs (nach Abzeichnung der Verfasserin) das ganz am Rande stehende Endwort von V. 22 *chiecf* geschrieben ist und nicht *chiecf* wie bei Chevallet und in den folgenden Drucken.

Berlin. Schultz-Gora.

Rolandskvadet, Oldfransk Heltedigt, metrisk oversat af O. P. Ritto, illustreret af Niels Skovgaard, Indledning og Noter af Kr. Nyrop. København, det Nordiske Forlag (Bogforlaget) Ernst Bojesen, Trykt hos F. E. Bording (V. Petersen), 1897. XXX u. 174 S. gr. 12.

Das Buch tritt uns schon in seiner äufseren Gestalt als ein vornehmes kleines Kunstwerk entgegen. Papier und Druck scheinen mit den Wünschen des verwöhnten Bücherliebhabers zu rechnen. Es zeigt sich wieder einmal, wie das dänische Buchgewerbe, trotz seinem kleinen Absatzgebiet, eine rühmenswerte Höhe einnimmt.

Nyrop hat mit sicherer Hand in die dreifsig Seiten Einleitung alles das hineingelegt, was einen weiteren gebildeten Leserkreis über den Wert und die Besonderheiten des Rolandsliedes, über den Ruhm seines Helden und sein litterarisches Fortleben aufklären kann. Die kurze Schilderung zumal von den Stimmungstönen, die die Chanson durchklingen, ist mit ausgezeichnetem Blick für das Wesentliche gegeben. Die Bemerkungen S. XXIII ff. über Roland in Italien und Skandinavien dürften auch dem Fachmann lehrreich sein.[1] Die wenigen erläuternden Noten hinter dem Text räumen nicht nur einzelne stoffliche Schwierigkeiten hinweg, sondern weisen auch den Leser auf die tieferen Hintergründe der Dichtung hin, u. a. auf die Erbstücke aus germanischem Leben und Dichten.

An den von Skovgaard gezeichneten Bildern wird ein moderner Geschmack Gefallen finden. Stilgemäfser hätte sich wohl eine feiner umrissene, flachgründigere, weniger malerische Zeichnung ausgenommen.

Die Übersetzung selbst macht vor allen Dingen den Eindruck lebendiger Frische. Der altertümlich-poetische Wortschatz ist taktvoll herangezogen; wenn ich recht sehe, haben die herrlichen dänischen Folkeviser dem Übersetzer oftmals im Ohre geklungen; mit dieser Hilfe wurde es möglich, die heroische Begriffswelt der Chanson de geste, leicht nordisch umgefärbt, zu kräftigem Leben erstehen zu lassen. Auch die eigenartig schmucklose, pedestre Haltung, die dem Urtext an vielen Stellen sein Gepräge giebt, ist meistens glücklich herausgekommen. Völlig liefs es sich nicht vermeiden, den Ausdruck ins lyrisch oder rhetorisch Reichere zu steigern; ich denke an Stellen wie *Hærfolket drager til Arnen den søde*, zusammengezogen aus *Franc s'en irunt en France la lur tere; quant cascuns iert à sun meillur repaire* (V. 50. 51); *Huses de skal under fredhelligt Tag* für *Les dis messages ad fait euz hosteler* (V. 160); *Opløfted siden sin malmfulde Stemme* für *En piez se dreeet, à halte voiz s'eseriet* (V. 487 b). Aber man wird wohl sagen dürfen, dafs die Stellen dieser Art den Grad von stilistischem Schmuck, den das Original anderswo selbst erreicht, nicht überschreiten.

Der Übersetzer hatte aufserordentliche Schwierigkeiten zu überwinden,

[1] Die Zahl 1100 (für 1200) als Entstehungszeit des norwegischen Speculum regale, S. XXIII, ist wohl Druckfehler.

da er sich im Versbau sehr wenig Freiheit liefs. Er hat nicht nur die Form der assonierenden Tirade beibehalten — die den germanischen Sprachen bekanntlich schwerer fällt — sondern sich auch das Joch eines Verses von unveränderlicher Füllung auferlegt: alle Zeilen sind daktylische Viertakter mit ein- oder zweisilbigem Schlufstakt. Dies halte ich für einen Mifsgriff. Der Übersetzer bemerkt S. 163, er habe sich nicht zu zwangloseren Versen entschlossen, weil er sich damit gänzlich von der Form des Originals entfernt hätte. Allein die abstrakte Übereinstimmung, die in der gleichen Silbenzahl (10/11) besteht, hat akustisch gar nichts zu bedeuten. Rittos Zehnsilbler sind viel einförmiger als die französischen und — sie haben ein anderes Ethos: sie sind leicht beweglich, hüpfend oder anstürmend; der wuchtige, schwere Gang, worin der Urtext einherschreitet (man denke an Verse wie *Li quens Rollanz, par peine e par ahan, Par grant dulur, sunet sun olifant*), mufste verloren gehen. Hätte Ritto seine Viertakter nach dem Vorbilde seiner heimischen Balladen gefüllt, so wäre das nur scheinbar eine Untreue an dem fremden Texte gewesen: thatsächlich hätte er sich dann nicht etwa blofs dem Wortlaute im einzelnen, sondern der Stimmung des Dichtwerkes, die doch zum guten Teile vom Rhythmus getragen wird, vollkommener anschmiegen können; und seine schöne Übersetzung hätte noch um den Vorzug eines volkstümlicheren Tonfalles gewonnen.

Berlin. Andreas Heusler.

Louis P. Betz, Die französische Litteratur im Urteile Heinrich Heines (Französische Studien, herausgeg. von G. Körting und E. Koschwitz, N. F. II). Berlin, W. Gronau, 1897. 67 S.

Der Verfasser bezeugt selbst, er habe nichts beabsichtigt, als Heines Urteile über französische Litteratur zu sammeln und zu sichten. Er stellt denn auch wirklich nur in übersichtlicher Disposition (S. 11 f.) die betreffenden Stellen zusammen. Der 'erste Abschnitt' beschränkt sich auf einige recht allgemein gehaltene Betrachtungen über den Dichter als Litterarhistoriker. Sie belegen vier Punkte mit Zeugnissen: Heines Antipathie gegen England — seinen Napoleonkultus — seine geistigen Beziehungen zu Frankreich — seinen persönlichen Verkehr mit berühmten französischen Zeitgenossen. Das Büchlein bringt also ziemlich reichhaltig, was man 'wertvolles Material' nennt; die Verarbeitung ist nur doch gar zu anspruchslos. Nur selten, wie bei Musset (S. 35) vergleicht Betz Heines Urteil mit dem anderer Kritiker; eine Entwickelung in Heines Gesamtanschauung von französischer Litteratur aber wird nirgend versucht. Hoffen wir, dafs der um Heine schon mehrfach verdiente Autor selbst auf dieser Grundlage eine ergiebigere Studie errichtet und dabei besonders auch die Stilfragen nicht vergifst. Die Geschichte des *épithète rare* von Byron zu Heine, von Heine zu Flaubert und den Goncourts verdiente allein schon eine Untersuchung.

Berlin. Richard M. Meyer.

F. Johannesson, Zur Lehre vom französischen Reim. Zweiter Teil (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1897). Berlin, R. Gaertner, 1897. 26 S. 4.

Die selbständige, gründliche Prüfung, welche der Verfasser im ersten Teile seiner Abhandlung (vgl. Bd. XCVIII, S. 167 dieser Zeitschrift) dem Wesen des französischen Reimes widmet, hatte ihn zu der Ansicht geführt, dafs im Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme der sogenannte äquivoke Reim (Verbindung zweier gleichlautender, in ihrer Bedeutung verschiedener Reimwörter) der wünschenswerten und möglichen Wirkung des Reimes, kurz gesagt, seiner Idee nicht entspräche. War diese Ansicht richtig, so mufste sich das Unzulängliche des äquivoken Reimes notwendigerweise darin zeigen, dafs sorgfältig reimende Dichter ihn, wenn überhaupt, so doch sehr sparsam gebrauchen. Um dies festzustellen, hat Johannesson eine geschickt ausgewählte Reihe gereimter Dichtungen, von Chrestien de Troyes bis auf die Gegenwart, im ganzen mehr als 200 000 Verse, auf das Vorkommen äquivoker Reime hin geprüft. Das Ergebnis dieser mühevollen Zählung ist sehr lehrreich. Während diese Reime in der altfranzösischen Zeit häufig begegnen, am häufigsten im Roman de la Rose und später noch bei Marot, sinkt ihre Zahl auffallend plötzlich bei Ronsard und Du Bellay, und noch entschiedener, ohne Zweifel durch den Einflufs der Malherbeschen Reform, bei den klassischen Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts (nur Molière und Lafontaine ausgenommen); sie steigt aber wieder im 19. Jahrhundert. Und nicht nur die Zahl, sondern auch die Beschaffenheit der äquivoken Reime unterliegt, wie Johannesson darthut, gewissen Schwankungen, deren Ursachen er so weit als möglich aufdeckt, nachdem er einleitend in gröfster Vollständigkeit alle bei der Gestaltung des psychischen Reimelements beteiligten Faktoren aufgesucht, scharfsinnig beurteilt und damit zugleich die engen Grenzen aufgezeigt hat, innerhalb derer sich alle unsere auf die Genesis des Reimes bezügliche Erkenntnis bewegt. Als eine Art geschichtlicher Ergänzung dieser theoretischen Erwägungen und zugleich als Abschlufs seiner einleitenden Untersuchungen legt der Verfasser in Kürze die Reimtheorien des 16. Jahrhunderts bis auf Malherbe und seine Anhänger dar. Aufser dem äquivoken Reim, der den hauptsächlichsten Gegenstand des vorliegenden Teiles dieser Abhandlung bildet, betrachtet dieselbe noch in der nämlichen gründlichen Weise den Reim eines Wortes mit sich selbst und den Reim zwischen Simplex und Kompositum. Bei diesem läfst sich eine ähnliche Entwickelung wie bei dem äquivoken Reim darthun: je mehr Sorgfalt ein Zeitalter oder ein Dichter auf die Reimtechnik verwendet, desto näher kommt man der Erfüllung der Forderungen, welche sich aus der von Johannesson entwickelten Idee des Reimes auch für diese besondere Art des Reimes ergeben.

Diese kurze Inhaltsangabe wird erkennen lassen, welche wertvollen Ergebnisse die vorliegende Arbeit enthält. Aber einen nicht minder grofsen

Wert giebt ihr in unseren Augen die musterhafte Methode, die in ihr zur Anwendung kommt: die harmonische Verbindung des Empirischen mit dem Spekulativen, sorgfältiger Beobachtung des Thatsächlichen mit umsichtiger Erwägung des theoretisch Möglichen. Anderer Vorzüge der Abhandlung, der völligen Beherrschung des geschichtlichen Materials, der gewandten Darstellung, ist schon bei der Besprechung des ersten Teiles gedacht worden. So dürfen wir sie denn aus vollster Überzeugung nach Form und Inhalt, Anlage und Ausführung als Muster für historisch-metrische Untersuchungen, ja für philologische Arbeiten überhaupt, hinstellen.

Hassee bei Kiel. Felix Kalepky.

Chrestomathie du moyen âge, extraits publiés avec des traductions, des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires par M. M. G. Paris et E. Langlois. Paris, Hachette, 1897. XCIII u. 352 S. kl. 8. 3 fr.

In dem vorliegenden Büchlein, das sich in Ausstattung und Format neben die auch in Deutschland viel verwendeten Auszüge aus der *Chanson de Roland* stellt, begrüfsen wir noch nicht den von G. Paris lange verheifsenen *Choix de textes français du moyen âge,* der vermutlich sich an weiter vorgeschrittene Leser wenden wird, sondern ein Schulbuch im engeren Sinne, das den Schülern der französischen Sekunda in die Hände gelegt werden, für die ihnen zu gebende Einführung in die Geschichte der älteren heimischen Litteratur das belebende Anschauungsmaterial darbieten soll. Die Behörden wünschten einen *livre court et simple, sans appareil d'érudition, donnant des divers genres littéraires et des écrivains notables les spécimens les mieux appropriés à la jeunesse et joignant au texte en langage ancien une traduction en français d'aujourd'hui.* Wird nun auch die dieser Forderung entgegenkommende Chrestomathie der Herren Paris und Langlois in deutschen Schulen oder auch im deutschen Universitätsunterricht schwerlich in Gebrauch genommen werden, so mag ihr gleichwohl hier eine kurze Betrachtung gewidmet sein; die Lehrmittel des französischen Gymnasialunterrichts interessieren uns schon als solche, und dazu kommt, dafs auch in Deutschland mancher einzelne zu autodidaktischer Förderung gern nach dem billigen Büchlein greifen mag.

Die einleitenden XCIII Seiten geben in notwendigerweise sehr gedrängter Fassung Lautlehre, Formenlehre, Syntax und Verslehre (36 + 19 + 45 + 3 Seiten). Was die erstere betrifft, so dürften einige recht gewagte Aufstellungen, die sie enthält, an dieser Stelle ganz besonders befremden, wo auf ihre Begründung einzugehen doch nicht möglich war; dahin wird namentlich die seltsame Annahme der prähistorischen Triphthonge *iae, aei* u. dgl. S. XVIII zu rechnen sein; auch was S. XVI über die 'Einführung' eines Stütz-*e* in *nombre, pedre* gesagt wird, befriedigt wenig. Vielleicht wäre es auch besser gewesen, einiger nichts weniger als allgemein üblicher technischer Ausdrücke, wie *prototonique, position forte,* sich zu enthalten und blofs postulierte vulgär-lateinische Formen wie *do-*

minionem, ficcare, vinti, pulicella als solche zu kennzeichnen. Auch in der Formenlehre werden einige nicht eben schwer ins Gewicht fallende Ungenauigkeiten richtig zu stellen sein: dafs die demonstrativen und die interrogativen Pronomina neben der vom Nominativ unterschiedenen Accusativform noch eine Dativform besessen hätten, wird man nicht zugeben können; S. XLI ist behauptet, *vint* und *cent* bekämen nur im Accusativ der Mehrzahl ein *s,* während die Lehre von ihrer Flexion das Geschlecht nicht aufser acht lassen darf; in der S. XLIII gegebenen Zusammenstellung der persönlichen Fürwörter der dritten Person erscheinen fälschlich *lo, la, les* nicht blofs als unbetonte Formen des Accusativs, sondern auch als betonte, was sie nie sind. Die Syntax giebt eine grofse Menge nützlicher einzelner Bemerkungen, die man nur in etwas bessere Ordnung gebracht und hier und da etwas sorgfältiger gefafst wünschen würde; dafs die Zusammenstellungen *le li, la li* u. dgl. nicht unmöglich sind, wie § 191 lehrt, hat neulich wieder Ebeling zu Auberee 655 ausreichend dargethan; was in § 195 über das Auftreten eines blofsen Adjektivs als gleichzeitigen Vertreters eines Substantivs gesagt wird, zu dem es attributive Bestimmung ist, glaube ich in meinen Verm. Beitr. I, 90 besser gesagt zu haben.

Die gesammelten Textstücke sind nach den Gattungen angeordnet, denen die Werke angehören, die Gattungen selbst in der Reihenfolge aufgeführt, in der sie in G. Paris' vortrefflichem Grundrifs erscheinen. Diesem selben Buche sind grofsenteils auch die einleitenden Bemerkungen enthoben, durch die der jugendliche Leser mit der Eigenart jeder Gattung und den Hauptthatsachen ihrer Geschichte vertraut gemacht werden soll; es kommen dazu aber noch weitere kurze Einleitungen, die sich auf nur je ein nachfolgendes Stück beziehen, es in seiner Ausgelöstheit aus einem gröfseren Zusammenhange verständlich machen sollen. Dafs die dargebotenen Stücke fast ausnahmslos lesenswert und anziehend sind, wird kaum jemand bestreiten wollen; aber gar so kurz erscheinen sie in einigen Fällen und dadurch unzureichend, um von dem Wesen des Ganzen, dem sie angehören, eine Vorstellung zu geben. Soll man es billigen, dafs alles Gegebene in eine und dieselbe Mundart gebracht ist (nur dafs die ältesten Stücke noch die bekannten *ṭ* und *ḍ* aufweisen, die späterhin verschwunden sind)? Man versteht, warum zu diesem Verfahren geschritten worden ist, obgleich gewisse Mängel des Reimes dabei unvermeidlich waren; Bedenken aber mufs es doch erregen, dafs bei dem Schüler dadurch die Vorstellung einer Einheit litterarischer Landessprache erweckt wird, die geschichtlich nicht bestand. Im allgemeinen wird der zurechtgemachte Text zu Ausstellungen kaum Anlafs geben; künftige Auflagen beseitigen aber vielleicht noch einige Anstöfse von wenig Belang: S. 163 *souffrez que je le baise* (l. *bais*); S. 162, 16 *nul onor* (l. *nule*); S. 168, 53 *gisez* (l. *gisiez*); S. 170, 99 *tot en sone la maison* (l. *tote*); S. 171, 121 *que ne le face* (l. *plus que ne face*); S. 175, 198 *A teus i ot qu'ele fu bele* (l. etwa *A teus i ot fu ele bele* oder *Teus i ot cui ele fu bele*); S. 178, 273; S. 260, 48; S. 263, 48; S. 153, 7 (l. *entor cui*).

Sämtliche Texte oder doch die vor dem Ende des 11. Jahrhunderts entstandenen sind von einer flüssigen Übersetzung begleitet, die sich angenehm liest, den Gedankengehalt im allgemeinen treu wiedergiebt, aber allerdings denjenigen nicht sonderlich fördert, dem an eindringendem Verständnis auch des einzelnen Ausdrucks gelegen ist. Erspart man sich auf diese Weise eine Menge grammatischer Anmerkungen sowie die Ausarbeitung eines Glossars, und dem Schüler die Mühe, für die im einzelnen genau erfafste Redeweise des Mittelalters einen annähernd gleichwertigen neufranzösischen Ausdruck selbst zu suchen, so bleibt ihm eben doch die richtige Auffassung des einzelnen und die wertvolle Vorbereitung auf ein späteres Lesen ohne des Lehrers Beistand vorenthalten. Übrigens dürften auch mit dem Altfranzösischen einigermafsen vertraute Leser im Ungewissen darüber sein, was *raillant dous foles* S. 169, 71 eigentlich heifse, ob *oreilles mossues* S. 258, 17 mit *oreilles ratatinées* richtig wiedergegeben ist, was das Adjektiv *entre* (*Ele avoit esté sage et entre, Quant ele ert en son droit eage*) S. 260, 58 bedeute, und mit welchem Rechte es durch *alerte* übersetzt sei. Die Stücke späteren Ursprungs erscheinen ohne das Geleit einer Übersetzung und sind dafür mit grammatischen und lexikalischen Erläuterungen reichlicher versehen. Wo die Texte sachliche, also geschichtliche Erklärungen verlangten, sind solche überall in ausreichendem Mafse, bisweilen darüber hinaus gegeben.

Im allgemeinen ist nicht zu verkennen, dafs das Büchlein mit Liebe und Sorgfalt hergestellt ist. Ob in seiner Anlage dies oder jenes versehen ist, wird sich am sichersten bei seiner Verwendung im Schulunterricht zeigen. Die Bemerkungen derer, die sich seiner da bedient haben werden, können für die Verfasser von ganz anderem Nutzen sein, als was die vorstehenden Zeilen zustimmend oder zweifelnd besagen.

Berlin. Adolf Tobler.

Schweizerisches Idiotikon. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. XXXIV. Heft (Band IV, Bogen 30—39). Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch und H. Bruppacher. Frauenfeld, Huber, 1897.

Das 'Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes, herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone' hat im Jahre 1881 zu erscheinen begonnen, und es liegen davon bis jetzt drei abgeschlossene Quartbände von 1341, 1840 und 1574 und vom vierten Bande auch schon vier Lieferungen von zusammen 624 Spalten vor. Diese Blätter haben in schwer begreiflicher Versäumnis des ausgezeichneten Werkes noch nie ausdrücklich gedacht. Wenn sie heute davon sprechen, so geschieht es einerseits, um darauf hinzuweisen, dafs, nachdem der Tod bald nacheinander von treuer Arbeit die zwei Männer abberufen hat, deren Namen noch als die von Bearbeitern die Titelblätter der ersten drei Bände zierten, das Unternehmen nicht auf-

gehört hat und nicht aufhören soll, in regelmäfsiger Stetigkeit und mit dem Beharren bei seiner bisherigen Haltung fortzuschreiten, das durch die Pietät der Fortsetzer für die Begründer und durch ihre mehrjährige Mitarbeiterschaft verbürgt wird; andererseits soll auch hier mit wenig Worten davon die Rede sein, wie erstaunlich der Reichtum an wohlgeordneten und wichtigen sprachlichen und anderen Thatsachen ist, den man in dem 'schweizerischen Idiotikon' sorglich zusammengetragen findet.

Ungeheuer grofs ist eben die Fülle mundartlichen Sprachlebens, das auf verhältnismäfsig eng begrenztem Gebiete in der deutschen Schweiz sich bis heute erhalten hat, gröfser wohl, als selbst an Ort und Stelle irgend wer sich vorstellte, bevor das Idiotikon seine systematische Sammelarbeit ins Werk setzte. Hat in der Schweiz die Natur durch Aufrichten kräftig wirkender Scheidewände das meiste dazu gethan, dafs die Sonderart kleiner Menschengruppen sich ungemischt erhalte, halten die jeweilen vorherrschenden Beschäftigungen zahlreiche Volkskreise von wiederholtem und längerem ausgleichendem Aufenthalte an Verkehrsmittelpunkten fern, so hat auch die Ordnung des bürgerlichen Lebens mit seinen kantonalen Souveränitäten und mit der nur langsam geschwundenen Bedeutung des Ortsbürgerrechts das Ihrige gethan, um zu verhindern, dafs die Mannigfaltigkeit der durch Ort, Lebensverhältnisse und Geschichte bestimmten kleineren Volkseinheiten in dem Einerlei eines höchstens noch nach Schichten gesonderten Staatsbreies untergehe; dazu kommt, dafs der deutsche Schweizer viel konservativer ist, als er es Wort haben will oder als gar das Ausland denkt, und so wenig er sich vor Neuerungen scheut, die eine Besserung der allgemeinen Lebensbedingungen versprechen, doch treu und zäh am Hergebrachten festhält, bei dem er sich wohl befunden hat und weiter wohl zu befinden hoffen darf. Er spricht denn auch unter seinesgleichen kein Hochdeutsch, wenn er nicht durchaus mufs, und ist eher geneigt, z. B. selbst in der Unterredung über wissenschaftliche Gegenstände das Hochdeutsch, das doch seiner Gedanken zunächst gegebene Form ist, in die Lautgestalt und den Satzbau des Mutteridioms zu zwängen, als durch Gebrauch der Schriftsprache bei anderen und bei sich selbst die Vorstellung zu wecken, er wolle die Rolle des abstrakten, nirgend angesessenen Germanen spielen, er wolle nicht unter allen Umständen als der gelten, der er doch sei und über den man sich bei seinen Heimatgenossen erkundigen könne.

Haben die hier berührten Verhältnisse zur Folge gehabt, dafs ein kräftiges Fortleben stark verschiedener, durchaus nicht überall auf dem ganzen Gesamtgebiet auch nur völlig verständlicher Mundarten in der deutschen Schweiz zu beobachten ist, so wirkt doch manches ihrem Fortbestande auch entgegen. Weniger vielleicht die Arbeit der Kirche und der Volksschule, so musterhafte Fürsorge dieser letzteren gewidmet wird, weniger auch der Waffendienst und das doch nur in bescheidenem Mafse centralisierte Staatsleben, als die Abnahme der Sefshaftigkeit der Landeskinder, die Niederlassung zahlreicher Reichsdeutschen, der oft lang dauernde Aufenthalt von Schweizern im Auslande, der gerade weniger Ge-

bildete ihres Mutteridioms am leichtesten verlustig macht, und vielleicht nicht am wenigsten eben jene vorhin erwähnte Neigung, der Mundart sich auch da zu bedienen, wo sie nicht ausreichen kann und genötigt ist, das ihr eigentlich Fremde mit einiger Gewaltsamkeit sich einzuverleiben und anzupassen. Eine bestimmtere Scheidung zwischen der gemeinsamen Sprache der gebildeten Deutschen und den örtlichen Mundarten, eine entschlossene Aneignung der ersteren und deren normaler Aussprache (soweit eine solche vorhanden), und andererseits ein gleichzeitiges, ebenso mutiges Festhalten der letzteren mit allen ihren lokalen Besonderheiten unter möglichstem Ausschlufs aller Kompromisse könnte — vielleicht — am ehesten noch die Gefahren beschwören, denen namentlich in den Städten die Mundarten ausgesetzt sind. Hier und in gewerbereichen Gegenden wird ja gegenwärtig vielfach ein Schweizerdeutsch so voller Kompromisse gehandhabt und weitergebildet, dafs ein Schweizer, der längere Zeit im Auslande gelebt hat, bei der Rückkehr in die Heimat mit dem von der Kindheit her treu bewahrten Idiom aufzufallen und komisch zu wirken Gefahr läuft, wenn er sich damit an andere Leute als an gute alte Dienstboten oder Dorfbewohner wendet.

Wie dem auch sei, noch war es zum Sammeln, zum Einbringen einer überreichen Ernte nicht zu spät; noch war ein Sprachschatz von unerschöpflicher Fülle in lebendigem Gebrauche namentlich der älteren Generation, als die Arbeit des Zusammentragens in Angriff genommen ward, und überall rührten sich fleifsige Hände, um aus den abgelegensten Winkeln herbeizubringen, was in der grofsen Schatzkammer seine Unterkunft finden mufste. Hochverdienstliches war auch vor langen Jahren schon durch treffliche Männer, nennen wir nur Stalder und Titus Tobler, in gleicher Richtung geleistet worden, und der Ertrag ihrer Arbeit, wie er gedruckt vorlag und vom Sprachstand einer beträchtlich zurückliegenden Zeit zeugte, gab einen sehr schätzenswerten Zuschufs — oder soll man sagen Grundstock? — zu der neuveranstalteten Sammlung. Eine ansehnliche Zahl anderer hatten die heimischen Mundarten in Werken dichtender Kunst ihre Ausdrucksfähigkeit entfalten lassen — es widerfährt keinem Unehre, wenn man hier als ihrer aller Vertreter den einzigen Jeremias Gotthelf nennt —, und ihre gedruckten Schriften gaben abermals reichlichen Zuflufs zu dem, was in das grofse Sammelbecken aus der gesprochenen Mundart langsamer und auf einmal in geringerer Menge zusammenrann. Mit Recht wurden auch die handschriftlichen und die gedruckten Denkmäler der Landessprache früherer Jahrhunderte ausgezogen; geben sie im allgemeinen nicht ohne weiteres die gesprochenen Mundarten der Kreise wieder, aus denen sie hervorgegangen sind, so sind diese Chroniken, amtlichen Veröffentlichungen, Privaturkunden und litterarischen Erzeugnisse deutsch-schweizerischen Ursprungs doch aufserordentlich reich an Ausdrücken und Wendungen von örtlich eng umgrenzter Üblichkeit und gewähren Aufschlüsse, die nicht unbeachtet bleiben durften, über den älteren Stand der Landesidiome.

Die Aufgabe aber, die fast beängstigende Menge der angehäuften

sprachlichen Thatsachen zu ordnen, nach Vermögen zu prüfen und zu verdichten, den örtlichen Gültigkeitsbereich des einzelnen zu bestimmen, den Sinnesgehalt jedes aufzunehmenden Ausdrucks in knappe Worte zu bannen, seinen etymologischen Zusammenhang mit anderweitigem germanischem oder sonstigem Wortschatz aufzuhellen, den Verlauf der Bedeutungsentwickelung zu erkennen, Störungen im organischen Wandel von Sinn und von Lautstoff nachzuweisen und zu erklären, kurz die Aufgabe der wissenschaftlichen Bearbeitung, dazu die der schwierigen Drucklegung, waren zunächst in die Hände zweier Männer gelegt, wie sie zu ihrer Lösung gar nicht geeigneter gedacht werden konnten. Aus Zürich gebürtig, im steten Gebrauch ihrer Landesmundart aufgewachsen, daneben durch wiederholten Wechsel des Wohnsitzes auch mit Nachbaridiomen praktisch wohl vertraut, durch ein in die Breite und in die Tiefe gehendes langjähriges Sprachenstudium bestens vorbereitet, durften sie in froher Zuversicht an die Arbeit treten; es verband sie herzliche gegenseitige Hochachtung, gleiche Begeisterung für den der Wissenschaft und dem Vaterlande zu leistenden Dienst; ihre Willigkeit, der eigenen Person über der gemeinsamen Sache zu vergessen, dieser zuliebe auch von mancher nicht minder lockenden anderen Arbeit zurückzutreten, war die gleiche. Dabei ergänzten sie sich in der glücklichsten Weise: war der eine in höherem Mafse als der andere auch in den abgelegensten Winkeln des Vaterlandes heimisch, durch Zutrauen weckendes Wesen zu eigenem Sammeln und zum Gewinnen fördernder Helfer geschickt, dazu wohl bewandert wie in den Gewerben der Sennen, der Ackerleute und der Weinbauern, so in den alten Bräuchen von Stadt und von Land, so fand sich in der Einlage des anderen vielleicht mehr Übung und Neigung zu der stillen und geduldigen Arbeit des eigentlichen Lexikographen und Spracherklärers. So konnte denn, da ihnen auch die erforderlichen Hilfskräfte für mechanische Leistungen und nach einiger Zeit eigentliche Genossen auch für die wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffes an sich zu ziehen gelang, dazu der Verleger des Werkes mit der entsagenden Opferwilligkeit sich der Sache annahm, welche derartige Unternehmungen von allen Beteiligten fordern, zu stande kommen, was zur Zeit von dem Schweizerischen Idiotikon vorliegt und wohl ungefähr die Hälfte des im ganzen zu Hoffenden darstellt, ein Wörterbuch, dessengleichen keine deutsche, noch weniger irgend eine andere Mundart aufzuweisen hat. Es ist der ins einzelne gehende Nachweis eines unglaublich reichen Sprachlebens unter und neben dem Leben der allgemeinen Sprache; es liegt in ihm die Erschliefsung mannigfaltiger Gesittungsverhältnisse, wie sie sich in Bräuchen, Glauben, Spielen erweisen; es offenbart ebenso den Fortbestand alten Sprachlebens, das anderwärts erloschen ist, wie das Weiterdringen in Richtungen, die die Schriftsprache zu verfolgen unterlassen hat. Der allgemeinen und der germanischen Sprachwissenschaft, der Volkskunde, der Geschichtsforschung im weitesten Sinne giebt es reichen Stoff, der mit vollem Vertrauen entgegengenommen werden darf, und woran zudem ein grofser Teil der Arbeit bereits vollzogen ist, zu der er auffordert. Aber

auch, wer ohne wissenschaftliche Zielpunkte, lediglich um eines eigenartigen Genusses willen, gern die Gelegenheit benutzt, in ein frisches und reiches Volksleben zu blicken, findet darin, woran er sein Wohlgefallen haben wird; der Trunk, der ihm hier geschenkt wird, ist lauterer, wenn auch minder süfs, als was die meisten Dorfgeschichten kredenzen. Die Schweizer selbst mag es mahnen, dessen, was in diesem 'Mutech' für sie geborgen liegt, sich zu freuen, es hoch zu halten und gelegentlich darüber nachzusinnen; leben sie in der Fremde, so ladet es sie zu einem Bade in Jugenderinnerungen und in Heimatluft, das sie nicht wieder werden missen wollen. Möge das Werk seinem Abschlusse ohne Übereilung zuschreiten, ihn aber auch nicht gar zu spät erreichen, schon damit nicht die Langwierigkeit der Vollendung etwa den ähnlichen Unternehmungen zum Schaden gereiche, die für Schwaben seit lange und seit ungefähr zwei Jahren auch für die französische Schweiz vorbereitet sind.

Berlin. Adolf Tobler.

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Vocabulaire technique français-allemand et allemand-français. Technisches Vokabular für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium für Studierende, Lehrer, Techniker, Industrielle. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1897. VIII u. 234 S. kl. 8. Geh. M. 2,50, kart. M. 2,80.

Wershovens Vokabular bietet, nach Materien geordnet, mehrere Tausend französischer und entsprechender deutscher Ausdrücke aus der Physik, der Mechanik, der Chemie, der Hütten- und Gewerbskunde, dem Maschinen- und Brückenbau und dem Eisenbahnwesen. Am Schlusse des Buches sind die aus den beiden Sprachen aufgenommenen Wörter in je einem alphabetischen Index zusammengestellt. Die Mehrzahl der behandelten Gebiete sind mir allerdings wenig vertraut, aber wenn ich nach dem Abschnitte über das Eisenbahnwesen, den ich einer genauen Durchsicht unterzogen habe, urteilen darf, so kann Wershovens Arbeit wohl als ein recht brauchbares Hilfsmittel für die Erlernung der technischen und naturwissenschaftlichen Fachausdrücke empfohlen werden. — Für eine neue Auflage erlaube ich mir einige Ausdrücke beizusteuern, die ich mir aus der Lektüre, vorzugsweise der Revue du Génie militaire und der Revue militaire de l'Étranger, notiert habe, und die mir eine Aufnahme zu verdienen scheinen: *Abgangsstation* = *station de départ*; *Abnahme* (*eines Bauwerks*) = *réception*; *Antrieb* (*einer Maschine*) = *impulsion*; *Dampfstrafsenwalze* = *écraseur à vapeur*; *Draisine* = *chariot de tournée*; *Drahtseilbahn* = *chemin de fer funiculaire*; *Glühlicht* = *lumière par incandescence*; *Kurzschlufs* = *court-circuit* (dazu: *aus-*, *einschalten* = *mettre dans le* [*hors du*] *circuit*); *Zahnradbahn* = *chemin de fer à crémaillère*. Die alphabetischen Register, auf deren Vollständigkeit und Genauigkeit die Brauchbarkeit eines Werkes wie des vorliegenden zum grofsen Teil beruht, werden einer aufmerksamen Durchsicht bedürfen. Falsche Verweise sind

nicht ganz selten: so soll *embranchement* S. 118 stehen, wo man es vergebens sucht (lies 168); *la pression au départ* steht S. 153, nicht 152 u. ä. m. Das Register führt *voie permanente* an, aber nicht das im Text S. 168 gegebene *voie rayonnante*, ebensowenig den auf derselben Seite stehenden Ausdruck *se bifurquer* oder das S. 175 gegebene *changer de train*, kurz, das Buch selbst ist weit reichhaltiger als die Inhaltsverzeichnisse vermuten lassen.

Berlin. E. Pariselle.

Les Femmes Savantes von Molière, erklärt von Dr. H. Fritsche, Direktor der Friedrich Wilhelms-Schule zu Stettin. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann, 1897. 116 S. M. 1,70.

Die Shakespeare- und Molière-Ausgaben Fritsches sind so allgemein als vortrefflich anerkannt, dafs man ihnen weiteres Lob nicht anders als mit diesen kurzen Worten zu spenden braucht. Doch mufs ich zu dem Ruhme dieser neuen Auflage der Femmes Savantes, deren erste schon 1879 erschien, noch besonders betonen, dafs der Verfasser an seiner Einleitung fast nichts zu ändern hatte, obwohl seitdem die grofse Ausgabe Mesnards erschien.

Eine deutsche Schul- und Studentenausgabe, wenn ich sie so bezeichnen darf, hat es freilich nicht nötig, auf alle Einzelfragen einzugehen, die den gelehrten Franzosen interessieren, aber die Hauptfragen sind doch gründlich und bis ins einzelne eingehend schon bei der ersten Ausgabe in der Einleitung so richtig behandelt, dafs der Text derselben fast genau abgedruckt werden konnte. In betreff der S. 23 abgedruckten Stelle aus Cotins 'Satire des Satires' hatte Fritsche schon früher bezweifelt, dafs Molière mit Turlupin gemeint sei. Da belehrt ihn nun Mesnard, dafs Gilles (nicht Giller) Boileau der Turlupin sei, was Fritsche auch in der Anmerkung konstatiert, freilich nicht ohne auch hieran wieder noch etwas zu zweifeln. Es hätten nun aber auch die von Mesnard citierten Stellen der *Satire des Satires* abgedruckt werden müssen, die ganz sicher und direkt gegen Molière gerichtet sind, und dann hätte der stehengebliebene Zusatz, dafs Cotin in der genannten Schrift, 'wenn auch nicht mit vollkommener Deutlichkeit', Molière angegriffen habe, wegfallen müssen, weil er entschieden nicht richtig ist, wie die von Mesnard (IX, S. 14) citierten Stellen beweisen.

Was über die Précieusen und das Hôtel de Rambouillet gesagt wird, ist allgemein genug gehalten, um keiner Korrektur durch neuere Forschungen zu bedürfen. Diese sind trotz Livet noch nicht abgeschlossen, wie auch Fritsche in einer Anmerkung (S. 17) zu erkennen giebt, in welcher er den Schlüssel zu De la Forges *Cercles des Femmes savantes* beschreibt, den der bekannte Molière-Forscher Knörich ihm in Abschrift mitgeteilt hat. Das seltene Werkchen enthält eine dialogisierte Aufzählung der dem Verfasser bekannten gelehrten Frauen, und sein Schlüssel zu den précieusen Namen stimmt nicht mit dem des *Dictionnaire des Pré-*

cieuses von Somaize überein. Dies giebt bereits einen kleinen Ausblick in neue Forschungen über das noch vielfach unklare Gebiet. — Die S. 18 citierte Schrift *La Pompe funèbre d'une Précieuse* von Somaize, die Fritsche 'nicht zugänglich' gewesen ist, existiert wahrscheinlich gar nicht, da sie vergebens gesucht worden (vgl. Moland[2] III, S. 267 Anm.) und nur durch eine Ankündigung des Verfassers, dafs er daran arbeite, bekannt ist.

In betreff von Molières Benutzung der *Académie des Femmes* von Chapuzeau (1661) bin ich nicht ganz derselben Ansicht wie Fritsche, der im Anschlufs an Fournel die Benutzung stärker findet als Mesnard. Ich halte mich zu Despois, der (Bd. II, S. 29 Anm.) die Worte La Roques:

Otez de mon logis jusques au dernier livre,
Gouvernez la maison, et veillez sur vos gens etc.

mit der Bemerkung citiert: *Il est difficile de ne pas voir dans la tirade de Chrysale* (II, 7) *quelques réminiscences de ce passage, comme dans d'autres scènes et dans le sujet de la même pièce.* Reminiscenzen sind nicht abzulehnen: es ist unwahrscheinlich, dafs Molière Chapuzeaus Stück nicht gekannt hat, um so mehr, als beide schon 1656 in Lyon sich berührten und die *Académie des Femmes* durch die *Précieuses ridicules* beeinflufst sind. Aber eine 'offenbar bewufste Benutzung', die Fritsche behauptet, ist nicht in dem Grade erwiesen, wie es Fritsche annimmt. Die Möglichkeit will ich nicht bestreiten, aber vor dem definitiven Urteil mufs das Verhältnis von Chapuzeau und Molière zu Calderons *No hay burlas con el amor* untersucht werden, und auch hiernach wird höchstens die Benutzung einzelner Stellen sich erweisen, niemals eine Benutzung, die berechtigen könnte, mit Fritsche zu sagen: 'Chapuzeau ist eine ganz wesentliche Quelle für Molière geworden.' Dies geht zu weit, auch wenn vielleicht Martines Verjagung in den Worten La Roques (Fournel III, S. 235) begründet ist, wie er von seiner Frau Emilie sagt:

Et qui, dans le chagrin qu'ont toutes ces savantes,
Chassait de ma maison et valets et servantes.

Eine 'wesentliche' Quelle wird Chapuzeau um dieser Züge willen nicht genannt werden können. Aber auch in anderen Ausdrücken geht Fritsche zu weit: 'In Chapuzeaus Stück lassen sich die Keime zu Molières Charakteren entdecken.' Ich gebe zu, dafs einige Verse des Hauptmanns La Roque und auch des Pedanten Hortense an Chrysale erinnern, und gebe auch zu, dafs Emilie in ihrer Gelehrsamkeit zu Philaminte einige Züge geliehen hat; mehr aber kann ich nicht entdecken: La Roque hat mit Chrysale sonst keine Ähnlichkeit, als dafs er keine gelehrte Frau haben will, er spielt überhaupt nur eine ganz untergeordnete Rolle. Hortense, der zu Chrysale Züge geliefert haben soll, ist der Pedant des Stückes, der mit Trissotin gar keine andere Ähnlichkeit als die Pedanterie hat. Martines Vorbild in *Alix* — Fritsche meint wohl *Lisette* — zu finden, ist noch weniger nötig, da wir ein ebenso gutes in der Marotte der *Précieuses ridicules* haben. Fritsche bemerkt zu V. 459—462 (Anmerkungen S. 19), dafs die Sprachfehler der Martine an Lisettes Verwechselung der Vitæ

Plutarchs mit dessen moralischen Schriften erinnert; aber der Weg von dieser Verwechselung, die übrigens bei Calderon vorgebildet ist (s. Mesnard IX, S. 36), zu den Sprachfehlern ist nicht weiter als der von Marottes *filofie* u. a. m. zu Martines *grammaire ni grand'père* u. dgl. Deutlich ist dagegen die Inspiration des Chapuzeauschen Dienstmädchens durch Molières Marotte.

Dafs die Stelle über den Hof (Femmes Savantes IV, 3, V. 1365 ff.) durch die kurze Erwähnung des Hofes bei Chapuzeau (II, 2, Fournel III, S. 222) inspiriert sei, scheint mir nicht sehr wahrscheinlich; man müfste sonst auch schon im Misanthrope (III, 5) eine solche Inspiration annehmen. Aber ganz unbegründet erscheint mir, das beim Auftreten öfter wiederholte *du grec* aus der Stelle (III, 4, Fournel S. 241) ableiten zu wollen, wo der Mascarille ähnliche Diener und Marquis Guillot Emilies Schrift nicht lesen kann und auf ihr *C'est du grec* einfach *Du grec!* antwortet. Da könnte man wohl mit mehr Recht, was noch nicht hervorgehoben worden ist, das *n'épouser jamais qu'une bibliothèque* der letzten Scene Chapuzeaus als Vorbild des *Mariez-vous, ma sœur, à la philosophie* der ersten Scene der F. S. anführen, oder die Verse Chapuzeaus *Nous ferons des enfants habiles comme nous, Orateurs, médecins, poètes, philosophes* als Molières Vorbild zu F. S. V. 83 betrachten: *Et ne supprimez point ... Quelque petit savant qui veut venir au monde.* Ist eine bewufste Nachahmung auch nicht ausgeschlossen, so liegen derartige Gedanken doch schon im Stoffe.

Eine kleine Ungenauigkeit sei noch kurz angeführt: Emilie ist in Anm. 558 Hortenses Frau genannt, was sie nicht ist. Daselbst und an anderen Stellen ist die Ziffer der Akte nicht richtig angegeben infolge eines Druckfehlers bei Fournel, der den zweiten Akt als dritten bezeichnet.

Fritsches Anmerkungen, in einem besonderen Heft (63 Seiten) beigegeben, sind musterhaft sowohl in sachlicher wie in grammatischer Beziehung und verraten den Kenner und selbständigen Forscher. Sie sind gründlich umgearbeitet; es sind viele neue Bemerkungen hinzugekommen und viele andere der ersten Auflage weggefallen, darunter gerade solche, die ich in meinem Handexemplar als zweifelhaft angestrichen hatte. Es sind neuere Forschungen berücksichtigt, wie z. B. Ernst Webers 'Gebrauch von devoir' etc., vor allem aber ist alles auf Metrik Bezügliche, wie es zu erwarten war, nach Toblers bahnbrechendem 'Versbau' gründlich umgearbeitet.

Die treffliche Arbeit sei aufs wärmste allen Fachgenossen empfohlen.

Berlin. W. Mangold.

G. Rydberg, Zur Geschichte des französischen ə. I. Die Entstehung des ə-Lautes. Upsala, Almquist & Wiksell, 1896. 67 S. 8.

Der Verfasser hat sich die interessante Aufgabe gestellt, die Geschichte des dumpfen *e* im Französischen von den ältesten Zeiten bis auf den heu-

tigen Tag zu schreiben. Wenn er dabei zwischen der Lautgeschichte und den Vorschriften über den heutigen Sprachgebrauch auch äufserlich scheidet, sofern er seine Arbeit in verschiedene Hefte teilt, weil für das eine der Linguist, für das andere der Philologe sich nicht interessiere, so kann ich das nicht billigen, meine vielmehr, es sei für den Schulmann, den Praktiker ebenso wichtig und gewinnbringend, die historische Entwickelung zu kennen, wie es dem Lauthistoriker sehr von Vorteil ist, sich um die lebende Sprache zu kümmern. Noch dazu, wenn das durch sichere Beherrschung des Stoffes und klare Darlegung so leicht gemacht wird, wie in dem ersten Hefte von Rydbergs Untersuchungen.

Von dem richtigen Grundsatze ausgehend, dafs es sich bei der fraglichen Erscheinung um den Einflufs des Tones auf die tonlosen Silben handle, spricht der Verfasser zunächst von den Tonwirkungen im Latein und sucht zu zeigen, in welchem Umfange schon im Lateinischen Vokalsynkope stattgefunden habe und wie sich die verschiedenen Schichten des Lateinischen dabei verhalten. Den Rückschlüssen aus dem Romanischen auf die Volkssprache möchte ich allerdings nicht immer folgen; so weifs ich nicht, worauf sich **puttus* aus *putidus* stützt, kann an **pettus* aus *peditus* schwer glauben, da ich an portg. *peido,* neap. *pirete* denke, habe auch gegen **nettus* Bedenken wegen obw. *neidi,* portg. *nedeo.* Ich gebe aber gern zu, dafs der Abschnitt das Beste ist, was bisher über den Gegenstand gesagt wurde. — Das zweite Kapitel, betitelt 'Das Galloromanische', behandelt die specifisch französischen Erscheinungen, die Synkope des Nachtonvokals in Proparoxytonis und des zwischentonigen Vokals und die Entwickelung des Auslautes, im ganzen sich an das anschliefsend, was vor Jahren im achten Bande der Zeitschrift für romanische Philologie vorgetragen wurde, einzelnes chronologisch schärfer fassend, mitunter etwas zu lakonisch, so wenn der Wandel von intervokalischem *c* zu *g* 'Jahrhunderte früher' angesetzt wird als der von *t* zu *d* (S. 32), oder wenn **ambitarius* als Grundform von *andier* und als Zwischenstufe *ammitarius* angenommen wird mit 'einer der Volkssprache charakteristischen Assimilationstendenz', die sicher nicht bestanden hat. Auch überraschen in einer sonst so reinlichen Arbeit *fuire, luire* S. 45 Anm. als Beispiele lautlicher Entwickelung aus lateinischen Grundlagen; bedenklich ist es, *volemus* im 6. Jahrhundert statt *volumus* als Beleg für den Wandel von tonlosem *u* zu *e* anzuführen, da doch rum. *vreá,* ital. *volere,* frz. *vouloir* ein *volēmus* näher legen. Ist die Abkürzung *Abrinctas* auf Münzen statt *Abrincates* wirklich eine sprachliche Thatsache? — Endlich im dritten Kapitel wird die Ansicht verfochten und begründet, dafs schon im Altfranzösischen das auslautende und das vortonige *e* als *ẹ* gesprochen worden sei. Für die Strafsburger Eide habe ich allerdings meine Zweifel: *facet* neben *dunat* beweist nicht die Gleichwertigkeit von *e* und *a,* da jenes auf *fac̦iat,* dieses auf *donat* zurückgeht, dort also *ia,* hier *a* vorliegt, eher die Schreibung *sendra, fradra* neben zweimaligem *fradre.* Wenn aber *e* und *a* wirklich denselben Laut ausdrücken, so folgt daraus noch nicht, dafs *o* und *ọ* zusammengefallen seien, und gegen die letztere Annahme scheint mir das thatsächliche Ver-

halten des Textes zu sprechen. Sonst aber wird man gegen die Ausführungen des Verfassers kaum etwas einwenden können.

Engelberg (Schweiz). W. Meyer-Lübke.

Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet von Dr. Sigmund Feist, Großherzoglich Hessischem Lehramtsassessor. III. Teil. Oberstufe. Mit einer kleinen Synonymik und einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Fremdwörter der französischen Sprache. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1898. VIII u. 196 Seiten.

Zu der im Archiv XCIX, S. 475—476 gegebenen Besprechung ist über die neu vorgelegte 'Oberstufe' folgendes hinzuzufügen: Die Anlage in drei getrennten Abteilungen, Lehrbuch, Lesebuch, Grammatik, ist auch hier durchgeführt.

Das Lehrbuch umfaſst S. 1—77. Auch hier folgt in jeder Lektion dem zur *Version* gegebenen zusammenhängenden Lesestück, das den Stoff zur grammatischen Analyse giebt, ein *Thème*, das die besprochenen Erscheinungen durch Übersetzung eines zusammenhängenden Stückes ins Französische rekapituliert. Endlich giebt ein *Exercice* in gut gewählten Einzelsätzen aus dem vorhergehenden Lesestoff Gelegenheit, die gewonnene grammatische Sicherheit zu erproben. Es kehren also in jeder Lektion in stets gleicher Folge die Abschnitte wieder: Version, Grammaire, Thème, Exercice. Die Behandlung des grammatischen Pensums richtet sich genau nach den Vorschriften der Lehrpläne. Die Lesestoffe in den siebzehn Lektionen sind gut ausgewählt; sie besprechen meistens weltgeschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche Gegenstände von allgemeinem Interesse in leichtem und einwandfreiem Französisch. Bei guter Verarbeitung der Pensen kann der Schüler wohl dahin gelangen, die S. 78 aufgezählten *Matières de compositions françaises* wie Prüfungsarbeiten selbständiger Konzeption zu fertigen: es sind lauter leichte geschichtliche und geographische Themata aus dem durch die fruchtbare Benutzung des Buches gewonnenen Schatz.

Das Lesebuch, S. 79—126, zerfällt in zwei Abschnitte: A. Poesie, S. 79—97; B. Prosa, S. 97—126. Von der letzteren, die als Kunstleistung nur bis S. 117 vertreten ist, erscheinen getrennt drei Beiträge zur Handelskorrespondenz, nämlich: C. *Lettres de Commerce;* D. *Modèles de Factures;* E. *Effets de Commerce.* Der poetische Teil ist zu kurz abgefertigt und giebt zu viel alte Bekannte, La Fontaine und Béranger reichlich, sieben von elf Nummern des ganzen Bestandes. Man kann freilich neben dem Lehrbuch eine Anthologie haben, aber das ist doch nicht eigentlich der Zweck des Lesebuches. Dagegen sind die Prosastücke gut ausgewählt. Sie geben in sieben Aufsätzen nur Beiträge zur Kenntnis des heutigen Frankreich: Verwaltung, Gerichte, Schule, Aus dem Leben eines Schülers,

Post, Telegraph, Telephon, Praktische Winke für einen Aufenthalt in Paris, Rechnungs- und Buchführung. Daran schliefsen sich Geschäftsbriefe, Rechnungsformulare, Zahlungsanweisungen etc. mit getreuer Nachbildung wirklicher Dokumente.

Die Grammatik, S. 127—167, ist kurz und gut. Sie giebt eine genügende Erklärung der vorhandenen Lesestücke und enthält nur Regeln, die im Text wirklich zur Anwendung kommen, eine praktische Auslese für den Gebrauch der modernen Sprache. Der Anhang, S. 158—167, spricht von der Interpunktion und giebt eine sehr nützliche Aufzählung und Unterscheidung viel gebrauchter Synonyma, sowie ein Verzeichnis von Fremdwörtern. Ein Druckfehler ist mir in dem sonst sorgfältigen Text begegnet, S. 166: *Punch = un boisson.*

Im ganzen ein für die Ziele der Sekundaprüfung empfehlenswertes Buch.

Charlottenburg. George Carel.

Prof. Albino Zenatti, Gerardo Patecchio e Ugo di Perso (estratto dal vol. XXIX degli Atti della R. Accademia lucchese di Scienze, Lettere ed Arti). 29 S. 8.

Unter diesem Titel veröffentlicht der gelehrte Professor aus Catania einige beachtenswerte Bemerkungen zu den von Novati gefundenen *Noie* des Pateg, von welchen hier Bd. XCVII, S. 468 die Rede gewesen ist. Wenn er rügt, dafs der glückliche Entdecker nicht eine vollständigere Reihe von italienischen Dichtungen angeführt habe, die wie die des Cremonesen den bei den Provenzalen *enueg* und *plazer* benannten Gattungen angehören, und seinerseits eine Kanzone des Guittone von Arezzo, ein Stück der *Documenti d'amore* dahin rechnet, so ist dagegen kaum etwas einzuwenden; auch die bekannten Sonettenkränze über die Monate von Folgore und von Cene mag man allenfalls hier einreihen lassen, nur dafs denn doch die Besonderheit, die sie von den provenzalischen *enuegz* unterscheidet, im Auge zu behalten ist; wer aber nun auch gleich die *cortesie da tavola* hier anschliefsen will, geht entschieden zu weit. Erwähnt sei übrigens, dafs einiges Hergehörige schon A. Gaspary im dritten Kapitel seiner 'Sicilianischen Dichterschule' zur Sprache gebracht hat; dafs in einem Stammbaum der *enuegz* auch der *Eseomeuiemenz au leeheor* nicht fehlen darf, den schon Raynouard mit den bekannten Stücken des Mönchs von Montaudon zusammengehalten hat (s. Histoire litt. XXIII, 98); dafs in sehr naher Verwandtschaft damit auch der *escondig* des Bertran de Born (samt seiner Nachbildung bei Petrarca und bei Lorenzo Mallol, Jahrbuch V, 159) steht, und andererseits in gewissem Sinne ein *plazer* auch das berühmte Wunschlied des Pistoleta genannt werden darf, mit dessen Schicksalen P. Meyer, Romania XIX, 43 sich beschäftigt hat, und von dem eine von Diez herrührende Übersetzung in diesem Archiv XCII, 140 zu lesen ist (über Wunschlieder s. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage III, 266). Wichtiger ist, was Zenatti über das Verhältnis der drei Kanzonen äufsert, die Novati als das Werk Patecchios

ansah. Im Gegensatze zu diesem sieht jener nur in der ersten Kanzone ein Werk des Patecchio; er deutet ihr Geleit einleuchtend als eine Einladung an Ugo di Perso, die Behandlung des Themas fortzusetzen, also weitere *noie* den bereits aufgezählten anzureihen, und erkennt in den beiden anderen Kanzonen zwei Antworten *per le rime* von Ugo an Patecchio, dessen Namen Zenatti im Geleite der zweiten Antwort durch die leichte Änderung von *Gerardo pratico* in *Gerardo Patíco* herstellt. Dies hat ohne Zweifel viel für sich, macht mehrere Ausdrücke verständlich, die sonst dunkel bleiben, und macht einen formalen Sachverhalt begreiflicher, der anders schwerlich Beispiele haben würde. Doch ist wohl auch zwiefache Antwort aus einer Feder *per le rime* auf die nämliche *proposta* ungewöhnlich, und der Umstand, dafs Salimbene Verse aus allen drei Stücken als von Patecchio herrührend citiert, hat mehr Gewicht, als Zenatti einzuräumen geneigt ist. Die Vermutungen, die dieser mit Bezug auf Patecchios und Ugos di Perso Lebensverhältnisse äufsert, verdienen Beachtung. Vielleicht sind auch über letzteren einige Aufschlüsse mit der Zeit noch zu gewinnen.

Berlin. Adolf Tobler.

Giuseppe Rua, Tra antiche fiabe e novelle. I. Le 'Piacevoli Notti' di messer Gian Francesco Straparola, ricerche. Roma, Loescher e Co., 1898. 139 S. 8. l. 4,50.

Der Verfasser, der schon 1890 (im fünfzehnten und im sechzehnten Bande des *Giornale storico della letteratura italiana*) sich mit dem Leben, der Bibliographie und den Quellen des berühmten Geschichtenerzählers beschäftigt hat, und von dem wir eine für die *Collezione di opere inedite o rare* bestimmte Ausgabe der *Piacevoli Notti* erwarten dürfen, kommt hier auf den früher behandelten Gegenstand zurück. Nach einem flüchtigen Blick auf die Geschichte der den Märchen gewidmeten wissenschaftlichen Arbeit und auf die Leistungen seiner Vorgänger in der Beschäftigung mit Straparola und nach knapper Erörterung der Gesamtanlage der *Piac. Notti* behandelt er in dem ausführlichsten seiner Kapitel die Frage nach den Quellen, aus denen der Erzähler geschöpft haben mag. Wenn auch von einigen der morgenländischen Sammlungen, mit denen Straparola einzelne Geschichten gemein hat, zu seiner Zeit bereits abendländische Übertragungen bestanden, so ist doch nicht anzunehmen, dafs er aus diesen geschöpft habe; noch weniger darf man es von denen glauben, deren Verpflanzung ins Abendland nicht so früh bezeugt ist. In allen hierhergehörigen Fällen ist nachweisbar, dafs die einzelne Erzählung auf dem Wege mündlicher Überlieferung nach dem Westen gedrungen war und dem Italiener zugekommen sein konnte. Gleich wenig ist zwischen den altfranzösischen Fablels und ihm ein unmittelbarer Zusammenhang erkennbar. Verhältnismäfsig selten wird, wofern nicht eine handgreifliche und buchstäbliche Herübernahme gedruckt vorliegender Stücke entgegentritt, das Werden der Fassung Straparolas so erkannt, dafs kein

Zweifel bliebe. Die Verknüpfung anderwärts getrennt auftretender Motive verrät ein so üppiges Wachstum des ungeschrieben sich Erhaltenden, wie alte Aufzeichnungen allein es nie würden erraten lassen. Wohl aber läſst sich — und das ist Rua in vielen Fällen gelungen — darthun, woher Straparola als darstellender Künstler Anregung empfangen, woher er manche schmückende Einzelheit geborgt hat, die seinem Texte bald mit mehr, bald mit minder glücklichem Erfolge einverleibt ist. Auch von den Rätseln handelt Rua mit guter Kenntnis und weiſs er zu zeigen, daſs sie groſsenteils vor Straparola schon vorhanden waren, vielfach auch in noch schlichterer Form als bei ihm im Besitze des Volkes sich heute befinden, das sie schwerlich ihm verdankt.

Gleich wenig wird man der Charakteristik der künstlerischen Persönlichkeit des Lombarden seine Zustimmung versagen. Die lang andauernde, liebevolle Beschäftigung mit seinem Schaffen hat zu keinerlei Überschätzung seines Vermögens und seines Geschmackes geführt, während einzelnes Wohlgelungene, von glücklichem Erfassen der Wirklichkeit Zeugende die gebührende Würdigung erfährt. — Auf die Einzelheiten des Novellengeschichtlichen einzugehen ist hier weniger Anlaſs, als die frühere Arbeit Ruas geboten hätte. Die einzige Bemerkung sei hier angebracht, daſs *Piac. Notti* III, 5 doch nicht *Gesta Rom.* 111 zur Quelle haben kann, die eine Fassung auch nicht als zusammenfallend mit der anderen bezeichnet werden darf; dagegen zeigt die Version der *Gesta* allerdings, daſs die fragliche Geschichte ins Abendland gedrungen war, bevor die 'Vierzig Veziere' redigiert waren.

Möge die Ausgabe des Textes nicht lange mehr auf sich warten lassen und Herr Rua sich durch sie ebenso als tüchtiger Philologe erweisen, wie er in seinen beiden Arbeiten über Straparola, die dann wohl verschmolzen als Einleitung uns wieder begegnen werden, sich als kenntnisreicher Litterarhistoriker von gutem Urteil bewährt hat. Es wäre zu wünschen, daſs diese Einleitung dann auch einen Index der in ihr zur Erwähnung kommenden Erzählungen als Beigabe erhielte; Herr Rua sollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, auf diesem Wege den Dank abzustatten, zu dem er sich ohne Zweifel derartigen Zugaben seiner Vorgänger gegenüber verpflichtet fühlt.

Berlin. Adolf Tobler.

Al nuovo Grande Vocabolario della Crusca Note di G. L. P. Firenze, coi tipi del Cav. Antonio Ciardi, 1896.

Der anonyme Verfasser bietet auf 96 Groſsoktavseiten in alphabetischer Reihenfolge durch Belegstellen gestützte Zusätze zu der im Erscheinen begriffenen Auflage des Vokabulars der Accademia della Crusca. Sie erstrecken sich bis zu dem Worte *incessanza*, sind das Ergebnis einer überaus fleiſsigen, aufmerksamen und umfassenden Durchsicht der klassischen italienischen Litteratur und zeigen in ihrer Gesamtheit, daſs das Vokabular entschieden ergänzungsbedürftig ist, selbst wenn man den engherzigen

philologischen Standpunkt der Crusca einnehmen wollte. Hätte der Verfasser sich kecker und jugendfrischer gegen den starren Machtspruch der Crusca aufgelehnt, wie wäre da sein Zusatzband erst angeschwollen! Zieht er doch aufser den heilig gesprochenen Autoren nur noch Leon B. Alberti, Serafino Pazzi, Angelo di Costanzi und Boccalini in den Kreis seiner sprachlichen Auslese. Nicht alles, was er an lexikographischem Material beibringt, ist neu, manches ist schon in den reichen Schatzkammern des Tommaseo-Bellini zu finden, aber bei weitem nicht der gröfsere Teil. Daher ist seine Arbeit dankenswert und für jeden, der sich mit der italienischen Litteratur aller Zeiten befafst, kaum entbehrlich. Gäbe doch die Vollendung der neuen Auflage des Crusca-Vokabulars, dessen Wert und Bedeutung an sich ich sehr hoch anschlage, schon in dem nächsten Jahrzehnt dem Verfasser Gelegenheit zu weiteren willkommenen Zusätzen! Ein frommer Wunsch, an dessen Erfüllung zu glauben angesichts der bereits verstrichenen Erscheinungszeit des Werkes geradezu vermessen erscheint.

Berlin. Oskar Hecker.

J. Subak, Die Conjugation im Neapolitanischen. Separatabzug aus dem sechsundzwanzigsten Jahresbericht über die I. Staatsrealschule in dem II. Bezirke von Wien. Wien, Selbstverlag des Verfassers, 1897. 22 S. 8.

Dies Programm bietet einen Ausschnitt aus einer gröfseren Arbeit über die Konjugation des Neapolitanischen in historischer Entwickelung, welche unter der trefflichen Leitung Mussafias und Meyer-Lübkes entsteht. Es behandelt die jetzige Konjugation in der Stadt Neapel in allgemeiner Darstellung und noch besonders die Zeitwörter *esse, habere, dare, stare, ire-vadere, posse, debere* und *velle.* Das Material, worauf sich Subak stützt, ist, unter Voraussetzung eines guten Gehörs, das denkbar zuverlässigste: er gewann es aus einem eigenen, zwar kurzen, aber gut ausgenutzten Aufenthalt an Ort und Stelle und aus gedruckten modernen Texten, an denen ja bekanntlich kein Mangel ist, welche vorher durch einen hinzugezogenen Neapolitaner sorgfältig auf die Richtigkeit ihres Formenschatzes geprüft wurden. Die Transskription der Worte ist die übliche. Da der Verfasser auch eine gute philologische Bildung besitzt, so ist eine tüchtige Arbeit entstanden. Einzelne Erscheinungen, namentlich *stǫngo̥* u. s. w., harren freilich noch einer endgültigen Erklärung. Das baldige Erscheinen der ganzen Abhandlung wäre erwünscht. S. 9, Z. 8 im Paradigma erwartet man die Schreibung *-íwe̯no̯* (so wenigstens ist aus S. 10 o. zu folgern); doch vgl. S. 16, Z. 2 *síwe̯ne̯,* S. 18, Z. 19 *awíwene,* S. 20, Z. 9 v. u. *yíwe̯ne̯.* S. 9, Z. 6 v. u. l. *-ásse̯mo̯.* S. 11, Z. 20 ist in *chioppe* ein *p* abgesprungen. Zu S. 13 Futurum Præteriti wäre es gut gewesen, auf Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 404 hinzuweisen. S. 14, Z. 9 ist *annaškúso̥ = inabsconsus,* ital. *nascoso.* S. 15, Z. 13 v. u. l. *sitḙ* st. *siye̯;* Z. 11 v, u. l. *S. 6.* S. 19, Z. 5 stelle *stace* zu *stá,* von dem auch *stáceno*

in der 3. Pl. vorkam; es gab übrigens auch *dace* (Capozzoli S. 162, § 104a). Zu der Anm. S. 20 vgl. Meyer-Lübke, a. a. O. § 402, und Subak selbst S. 12—13. S. 21, Z. 4 erwartet man *yettemo*.

Halle a. S. Berthold Wiese.

Leitfaden für den ersten Unterricht im Italienischen. Unter Benutzung von 'Hölzels Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht'. Von S. Alge. Mit vier Bildern. St. Gallen, Fehr, 1896. VIII u. 192 S.

Vorliegendes Lehrmittel lehnt sich in seinem Plane an den bekannten 'Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen' desselben Verfassers an. Auch hier sind die Hölzelschen Jahreszeiten-Bilder zu Grunde gelegt. Ausgehend von der ganz elementaren Erklärung des Dargestellten, wird allmählich in verständiger Stufenfolge der gesamte in den Bildern enthaltene Sprachstoff entwickelt und durch fortwährendes Üben vermittelst Frage und Antwort im Gedächtnis des Schülers befestigt. Ungefähr in der Mitte des Büchleins beginnt dann eine längere Erzählung (Memorie d'un fanciullo di Giulio Carcano), deren Inhalt und Form die Jugend jedenfalls ansprechen wird. Die Erklärung der schwierigeren Vokabeln findet man hinter der Erzählung auf italienisch stets zutreffend und hinreichend knapp. Es folgen 17 Seiten Esercizi, in denen die früher im Zusammenhang begriffenen Wörter und Wendungen nun auch losgelöst eingeübt werden durch geschickt gestellte, auf den Inhalt des Gelesenen bezügliche Fragen. Den Beschlufs bildet eine ganz gedrängte Übersicht der Hauptthatsachen der Grammatik ohne Regeln, nur in Beispielen vorgeführt, und endlich ein Vocabolario alfabetico, bei dem durch diakritische Zeichen die doppelte Aussprache des *e, o, s* und *z* sorgfältig angegeben ist.

Das Italienisch ist durchweg fehlerfrei und idiomatisch, so dafs dieses Büchlein bei umsichtiger Anleitung von seiten des Lehrers fraglos mit schönem Erfolg benutzt werden kann. Druck und Papier sind mustergültig.

Berlin. Oskar Hecker.

Der italienische Familienbrief von Prof. Romeo Lovera. Stuttgart, Roth, 1898. VIII u. 101 S.

Ein gefällig ausgestattetes Werkchen, das einem wahren Bedürfnis in ansprechender Weise entgegenkommt. Es bringt in vier Abteilungen erstens 'Allgemeine Regeln über den italienischen Briefstil', d. h. über die äufseren Formen des italienischen Briefes, an die sich eine Liste der üblichen Postausdrücke schliefst (man vermifst: *lettera assicurata, stampe, carte manoscritte, campioni senza valore, cartolina-vaglia, pacco postale, bolletta di spedizione, farsi respingere una lettera*; erwünscht wäre auch die Angabe einiger Telegrammausdrücke, wie *urgente, risposta pagata* etc.). Es folgen kurzgefafste Billette, auf diese dann eine geschickt getroffene Lese einfacher Briefe, deren Inhalt ziemlich allen Gebieten des täglichen Lebens entnommen ist. Hinzukommen könnte etwa noch ein Schreiben

an einen Stationsvorsteher wegen falsch ausgeladenen Gepäcks, eine Beschwerde über irgendwelche Unzuträglichkeiten oder irgendeinen Beamten, eine Bitte um Zuschickung irgendwo vergessener Sachen, ein Ansuchen an einen Postdirektor um Weitersendung etwa eingelaufener Briefschaften u. a. Zum Schlufs stehen einige formvollendete, aber doch anspruchslose Musterbriefe berühmter Schriftsteller, wie Leopardi, d'Azeglio, Giusti u. a. Durch das ganze Büchlein hindurch findet man hinter jedem Schreiben die selteneren Vokabeln mit ihrer Übersetzung, was manchem Leser willkommen sein wird.

Dem Vorwort nach ist der Verfasser 'bestrebt gewesen, nur ganz korrektes und elegantes Italienisch zu bieten, ohne jedoch in Gesuchtheit zu verfallen'. Das ist ihm im ganzen entschieden gelungen, im einzelnen liefse sich jedoch hier und da noch bessern. S. 15 *Domani ricorre il mio anniversario,* viel üblicher: *il mio (giorno) natalizio*; S. 22 *sgraziatamente,* passender: *disgraziatamente*; S. 30 *lessi con vivo piacere che la S. V. venne nominata al posto di ...,* ich würde vorziehen: *è stata nominata*; S. 37 *interrompo la lettera, promettendogliene un'altra,* eher: *tronco (lascio in tronco) questa mia*; S. 41 *alberi che si rinnovellano di novella fronda* ist zum mindesten ungeschickt; S. 45 *Tutto insomma ti conquide in questa città* verstehe ich nicht, ebensowenig S. 50 *vino chiaro e salato*; S. 52 *Perciò faccio a fidanza in lei, perchè mi voglia perdonare,* weit weniger gedrechselt wäre: *Perciò confido che mi vorrà perdonare*; S. 54 *Mi corre* (besser *Sento*) *l'obbligo di avvisarla*; S. 60 *quante tazze* (statt *quanti gotti*) *di birra*; S. 72 *Ci rifaremo, con suo permesso, un'altra volta per la lezione perduta,* mir würde mehr behagen: *Rimetteremo, se non le dispiace, un'altra volta il tempo perduto*; S. 87 *Se mi fosse appena possibile, non le darei un rifiuto,* klarer: *Se ne potessi fare a meno, non mi rifiuterei.*

An Druckfehlern ist mir aufgefallen: S. 22 *accadra,* S. 25 *contemporanemente,* S. 45 *dapertutto,* S. 64 *ho tanto udire parlare,* S. 80 *finche.*

Berlin. Oskar Hecker.

Neues spanisch-deutsches Wörterbuch. Von Th. Stromer. Berlin, Herbig, 1897.

Ein Handwörterbuch mufs eine Auslese aus dem gesamten Sprachschatze sein. Es fragt sich also, nach welchen Grundsätzen die Auswahl getroffen wird. Stromer richtet sich nach dem Wörterbuche der spanischen Akademie, auch bezüglich der Rechtschreibung, Accentsetzung u. a. Er konnte wohl nicht anders verfahren, selbst wenn er die Entscheidungen jener Behörde nicht überall billigte. Er hat aufserdem die anderen Hilfsmittel wohl benutzt und ihre Mängel zu vermeiden gesucht. Er bevorzugt die Ausdrücke des Handels, des Gewerbfleifses u. s. w. und giebt die formelhaften, oft so schwer verständlichen und erklärbaren Redensarten in ausreichender Fülle. Die Liste der Eigennamen dagegen hätte reichlicher ausfallen können. Alles in allem stellt das neue Wörterbuch einen dankenswerten Fortschritt über die früheren dar. Auch ist das Werk handlich geformt, gut gedruckt und ausgestattet, also namentlich für die Reise geeignet, wohin man den Tollhausen nicht mitnehmen kann.

Dafs die Aussprache des *d* im Auslaute geradezu 'stumm' sei, ist doch zu bestreiten; der Laut ist nur nicht recht mefsbar und sozusagen ätherisch. Das *r* soll 'rollend' sein; ich fürchte, dafs mit solcher Angabe Schaden gestiftet werde. Es war zu sagen, dafs wir es mit dem Zungen-*r* zu thun haben. Die Etymologie ist auch in solchen Wörterbüchern so weit zu berücksichtigen, als damit kein erheblicher Raumverbrauch verbunden ist; das betrifft u. a. die Angabe des Stichwortes. *acre* z. B. ist in seinen zwei Bedeutungen 1) 'scharf, bitter' u. s. w., 2) 'Acker' nicht unter ein Stichwort zu setzen; desgleichen *alce* = 1) 'Elch', 2) 'abgehobene Karten; Druckauflage'.

Friedenau. Paul Förster.

Egidio Gorra, Lingua e letteratura spagnuola delle origini. Milano, Hoepli, 1898. XVII, 430 S. 8. l. 6.

Die altspanische Chrestomathie, welche der emsig und rasch arbeitende Professor der romanischen Litteraturgeschichte an der Universität zu Pavia zum Gebrauche in Vorlesungen und zum Privatstudium vorlegt — einiges weist mehr auf die eine, anderes auf die andere Bestimmung hin —, ist durch eine 171 Seiten einnehmende Laut- und Formenlehre des Spanischen eingeleitet. Es kann fraglich erscheinen, ob es ratsam sei, so, wie es hier geschieht, dem mit der Sprache noch völlig unbekannten Studierenden die Lautverhältnisse und den Formenbestand des heutigen Spanisch untermischt mit denen der ersten Jahrhunderte vorzuführen; eine grofse Unsicherheit des Wissens von diesen wie von jenen dürfte die Folge solches Verfahrens sein, wenn schon der Verfasser sich hat angelegen sein lassen, die aufser Übung gekommenen Formen durch besonderen Druck von den gebräuchlichen zu unterscheiden. Übrigens kann, was der Leser an Mitteilungen über das Verhalten der alten Sprache empfängt, als grammatische Erläuterung der später folgenden Texte bei weitem nicht ausreichen. Im allgemeinen würde die gebotene historische Grammatik, die kaum einmal Ergebnisse eigener Prüfung, aber von denen der bisher gethanen fremden Arbeit eine mit Umsicht ausgeführte Zusammenstellung giebt, für Anfänger recht nützlich sein können, wenn nicht in ziemlich grofser Zahl Unrichtigkeiten mit unterliefen, die bei etwas mehr Sorgfalt leicht sich hätten vermeiden lassen; ich erwähne nur folgendes: S. 15 werden lat. *legem* und *regem* als Wörter mit kurzem *e* im Stamme angeführt; S. 16 gelten nsp. *me, te, de* als Beispiele des Schicksals von betontem lat. *ē*; S. 19 Anm. erscheint *forca, huerca* unter den Wörtern, deren lat. Grundlagen *ŏ* enthalten; S. 19 ist von nsp. *lengos* und *pes* (neben *luengos* und *pues*) die Rede; S. 21 soll *ducha* auf **dŭctia* zurückgehen; S. 23 ist *huevo* unerwähnt geblieben, S. 46 *lluvia*; S. 15 ist der Unterschied zwischen *pt* und *p(i)t* nicht beachtet; S. 46 ist der Ausdruck ungenau, insofern das *b* von *tributum* u. dgl. nicht der vortonigen Silbe angehört; zu rügen ist auch die Einmengung von Wörtern gelehrter Herkunft unter die Belege für den Lautwandel, der an Erbwörtern zu beobachten ist, so von *medio, remedio* 15, *vicio* 15, *nodo* 21, *vulgo* 46, *frágil* 18. Auch in der Formenlehre ist mancherlei zu berichtigen: *cárcel* und *árbol*

sollen nach S. 89 Nominativformen sein, während doch S. 91 *estiércol* auf *stércore* zurückgeführt wird; *cabazon* und *clavazon* wären nach S. 96 Masculina; dem Gerundium wird S. 118 die Funktion des Particips zugeschrieben u. s. w.

Da die Auswahl der Texte nicht allein mit der alten Sprache vertraut machen, sondern auch in den Bestand an litterarischen Erzeugnissen der ersten Jahrhunderte einführen sollte, ist von den gröfseren Denkmälern dieser Zeit kaum eines unberücksichtigt geblieben, was denn freilich den Übelstand im Gefolge hatte, dafs von den meisten nur sehr kurze Bruchstücke vorgelegt werden konnten. Kritische Ausgaben waren da nie zu benutzen, und Herr Gorra hat darauf verzichtet, seinerseits kritische Arbeit an den Probestücken zu versuchen, so dafs der Leser metrisch unmögliche Verse oder sinnlose Stellen in grofser Zahl vorgesetzt erhält, mit denen fertig zu werden ihm oft sehr schwer fallen mufs; möge die Hilfe tüchtiger Lehrer, auf die für solche Fälle gerechnet zu sein scheint, immer bereit und ausreichend sein. Während im allgemeinen die Stücke in dem Wortlaut der vorangegangenen Drucke (Janer, Gayangos u. a.) gegeben sind, hat in gewissen Einzelheiten Gorra sich von ihnen entfernt, so bisweilen in der Verwendung von *u* und *v*, in dem Gebrauche des Apostrophs und der (manchmal mit zweifelhaftem Rechte angebrachten) Accente; doch ist auch hier die wünschenswerte Sorgfalt und Folgerichtigkeit nicht immer erreicht. Beifall verdient durchaus die Zugabe ausreichender litterarischer Notizen zu jedem Stück, in denen der Leser über die vorhandenen Handschriften, Umfang und Inhalt der Werke, Zeit der Abfassung, Ausgaben und Beurteilung durch neuere Forscher das zunächst Nötige (nach Amador de los Rios, Puymaigre u. a.) erfährt; es wird ihm damit zu eingehenderer Beschäftigung mit jedem Werke in willkommener Weise der Weg geebnet. S. 188 hätte Lidforss' Ausgabe des Poema del Cid (1895) erwähnt werden sollen; auch F. Wolfs war öfter, als geschehen ist, zu gedenken, zu den *Reyes magos* Creizenachs. Mehrfach wird der Leser eine Andeutung des Zusammenhanges vermissen, aus dem das ausgewählte Stück herausgerissen ist; manch einer wird sich z. B. nicht gern bei dem Bewufstsein beruhigen, S. 256 übersetzen zu können, sondern möchte wohl auch erfahren, von wem dort die Rede ist; und die von Priebsch veröffentlichten Glossen S. 180 sind kaum zu benutzen, wenn man nicht den Satz kennt, dem die erklärten Wörter angehören, wie ihn denn der genannte Herausgeber mitzuteilen nicht versäumt hat.

Von den unentbehrlichen Besserungen zum Texte, die ich mir beim Durchgehen des Buches angemerkt habe, und ohne die Herr Gorra seine Vorlagen nicht hätte wiedergeben sollen, merke ich hier nur folgende an: S. 253, C. 164d l. *tan bien en el juego*; S. 263, C. 2339 l. *no los repto* (nicht *reptó*); S. 269, C. 242c fehlt ein Wort nach *el*; C. 248b l. *loguer* (statt *lo quero*); S. 271, C. 630b l. *Pleyto e omenaie* und eb. c l. *non dexaredes.* S. 265 durfte in der Schlufsstrophe Z. 3 nicht *Segura* gedruckt werden, nachdem Baist in dem von Gorra angeführten Artikel angegeben hatte, die Handschrift gebe *Natural.*

Ein ziemlich ausführliches Glossar, das die Seiten 369—430 füllt,

giebt die meist richtige Erklärung der Wörter und der Formen, die dem ungeübten Leser Schwierigkeit bereiten können, nicht selten auch die Berichtigung im Texte falsch gedruckter Wörter. Es fehlen darin leider die Hinweise auf die Stellen, wo das Erklärte sich findet, Hinweise, die freilich nur dann hätten gegeben werden können, wenn in den Texten die Zeilen oder doch die Strophen gezählt worden wären. Auch hier ist mir bei der Prüfung hier und da ein Fehler oder eine Lücke aufgestofsen: *çienes* 251 fehlt (es mufs der Fehler bei Janer verbessert werden nach Sanchez, wo *bienes* steht); *decir* 263 fehlt (= pg. *descer*); *emiente* 224 ist nichts (es ist zu schreiben *venga se te en miente*); *junniemos* 221 kann nicht ein Konjunktiv, sondern mufs wie *posamos* ein Perfektum sein; *liuias* 262 hat Sanchez richtig zu *luras* gebessert; *mesturado* 272 wäre mit *disturbato* zu übersetzen; *poro* 254, C. 174 b bedeutet nicht *come*, sondern ist gleich frz. *par où*; *saluó* 253 ist gleich *saludó*; *sovado* 263, C. 2334 ist nsp. *sobado*; *sorostrada* 256, C. 530 ist sicher mifsdeutet; besser deutet es Pidal *maltratada*; *tryança* 218 wird man wohl mit *cryança* vertauschen müssen, wie Morel-Fatio gethan hat; *travó* 224 (Text falsch *travo*) heifst *toccò*.

Ein schweres Gebrechen des sonst in einigen Punkten lobenswerten Buches liegt in der übergrofsen Zahl der unberichtigt gebliebenen Druckfehler, die alle Teile desselben verunzieren, am meisten natürlich in den Texten verdriefsen. Man wird schwer eine Seite durchlesen, ohne ihrer mindestens einen zu treffen. Es gehören dazu auch die vielen Fälle unrichtiger Silbentrennung (das Verfahren der Spanier weicht von dem der Italiener nicht unwesentlich ab), und der Vermengung von eckigen und runden Klammern, die in den Vorlagen mit ganz verschiedenem Sinne gebraucht waren, wie S. 221 oder S. 224. Hier die bessernde Hand anzulegen bleibe anderen überlassen.

Berlin. Adolf Tobler.

A. Seidel, Neugriechische Chrestomathie. (Die Kunst der Polyglottie; 50. Teil.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben (o. J.). VIII u. 184 S. 8.

Ein anspruchsloses, zum Selbstunterricht berechnetes Lesebuch; insofern mit Geschick angelegt, als die Volkssprache, die Umgangssprache der Gebildeten und die Schriftsprache gleichmäfsig vertreten sind; in der Auswahl etwas eigentümlich, indem, allerdings eben mit Rücksicht auf den Autodidakten, Übersetzungen, z. B. von Lessings Nathan, einen ziemlich breiten Raum einnehmen. Den Texten sind einige Anmerkungen beigegeben, einzelne werden auch übersetzt; den Schlufs bildet ein Wortverzeichnis in der mit Bezug auf die Angabe der Bedeutungen etwas dürftigen Art, die die meisten derartigen Glossare zeigen; alles in allem genommen ein Büchelchen, das seinen Zwecken wohl dienen kann. Bei einer Neuauflage ist die Übersetzung des vierten Sprichwortes S. 172 einzuschalten und *ζοῦγλον* in das Glossar aufzunehmen.

Engelberg (Schweiz). W. Meyer-Lübke.

Verzeichnis

der vom 20. Februar bis zum 29. Mai 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch. XI, 5 u. 6 [A. Wünsche, Die Pflanzenfabel in der mittelalterlichen deutschen Litteratur. — E. Kölbing, Christian von Troyes Yvain und die Brandanuslegende. — E. Horner, Die ewige Liebe, ein Lustspielmotiv auf der Wanderung. — H. v. Wlislocki, Zur Leonorensage. — Th. Distel, Müllner und Saphir als Privatankläger im albertinischen Sachsen. — O. Warnatsch, Des Knaben Wunderhorn und der *lai du corn*. — R. F. Arnold, Dr. Andreas Saiffert und sein 'deutscher Laufbericht'. — Besprechungen]. — XII, 1 u. 2 [K. Küchler, Zur Geschichte der isländischen Dramatik. — G. Knaack, Demogorgon, ein Beitrag zur Ariosterklärung. — Neue Mitteilungen: C. Heine, Kurzgefafster Unterricht von der deutschen Poesie (von Christian Stief, 1720—1726, handschriftlich). H. Markgraf, Amtliche Schreiben G. E. Lessings aus der Zeit seines Breslauer Aufenthalts 1761—1764. E. W. Kraus, Faustiana aus Böhmen. — Vermischtes: F. Jonas, Zu Schillers Gedichten. H. Meyer, Forteguerri ein Novellist des Cinquecento. — Besprechungen: W. Meyer, Nürnberger Faustgeschichten (Milchsack). Kurze Anzeigen].

Litteraturblatt für german. und roman. Philologie. XIX, 2, 3, 4/5.

Modern language notes. XIII, 2. Febr. 1898 [L. Wiener, America's share in the regeneration of Bulgaria, 1840—1859. — F. A. Wood, Germanic etymologies. — J. J. Geddes, American-French dialect comparison, no. II, C. — Reviews etc.]. — XIII, 3. March [C. G. Child, The 15th annual meeting of the Mod. lang. assoc. of America. — C. B. Wilson, The third annual convention of the central division of the Mod. lang. assoc. of America]. — XIII, 4. April [R. O. Williams, America and American. — H. Logeman, 'Morte Caval' in the English Faustbook. — J. J. Geddes, American-French dialect comparison, no. II, D. — W. H. Brown, Schalme of Assay. — J. J. Effinger, Claude Brossette, man of letters. — J. W. Bright, Hobby-horsical. — E. E. Brandon, A French colony in Michigan]. — XIII, 5. May [T. W. Hunt, The new requirements in entrance English; their literary value. — E. C. Hinsdale, Germanic Grammar. — J. J. Geddes, American-French dialect comparison, no. II, conclusion. — O. Heller, Faust II, 106—8. — C. H. Grandgent, A Corsican couplet. — W. Kurrelmeyer, German lexicography, note on *wohlan, wohlauf*. — F. Wood, Etymological notes. — F. J. Carpenter, Leonard Cox and the first English rhetoric. — O. B. Schlutter, Contributions to Old English lexicography].

Publications of the modern language association of America XIII, 2 [A. H. Tolman, A view of the views about Hamlet. — A. S. Cook, The province of English philology. — K. McKenzie, A sonnet ascribed to

Chiaro Davanzati. — F. E. Schelling, Ben Jonson and the classical school. — J. T. Hatfield, The earliest poems of Wilhelm Müller. — E. Fulton, On translating Ags. poetry], S. 155—216. Baltimore. Murphy, 1898.

Neuphilologisches Centralblatt XII, 4. April 1898 [Ahrend, Einiges über Destouches in Deutschland. — Berichte aus Vereinen etc.]. — XII, 5. Mai 1898 [Ahrend, Fortsetzung. — Meyer, Die neuen Jahrbücher und die Neuphilologen. — Litteratur etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Vietor. V, 10 [R. Lovera, Die aussprache des schriftitalienischen. Anna Brunnemann, Der französische roman der gegenwart. Berichte. Besprechungen]. — VI, 1 [E. A. Meyer, Beiträge zur deutschen Metrik. Faſsbender, Die fremdsprachlichen lehrbücher auf den höheren mädchenschulen von ostern 1895 bis ostern 1897. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

The modern quarterly of language and literature ed. by H. F. Heath. No. 1 [Introduction. — F. J. Furnivall. — Sonnet. — E. Dowden, The Elizabethan ms. collection: H. Constable. — T. le Marchant Douse, Luke XIV, 31 in the Codex argenteus. — W. A. Craigie, Rolland's 'Court of Venus'. — F. Y. Powell, Christ Church fragments. — W. P. Ker, Historical notes on the similes of Dante. — C. H. Herford, The influence of Goethe's Italian journey upon his style. — K. Breul, A contested passage in the De Heinrico. — R. Priebsch, Eine niederländische Paraphrase des 'Veni, sancte spiritus'. — Observations. Notes and news. The reviews. Modern language teaching. A classified list of recent publications]. London, Dent, March 1898. 90 S.

Le Moyen Age, revue d'histoire et de philologie. 1897 nov. déc. 1898 janv. févr. [u. a. eine beachtenswerte Besprechung des ersten Bandes der Histoire de la langue et de la litt. frç. von Petit de Julleville durch Wilmotte].

Stern, P., Einfühlung und Association in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Beiträge zur Ästhetik V. Hamburg u. Leipzig, Voſs, 1898. 81 S.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXX, 3 [H. Zacher, Loki und Typhon. — W. Köhler, Zur Datierung und Autorschaft des Dialogs 'New-Karsthans'. — J. W. Bruinier, Untersuchungen zur Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faustus. — E. Bassenge, Bericht über die Dresdener Philologen-Versammlung. — Litteratur und Miscellen].

The journal of Germanic philology. Vol. I, no. 4 [W. A. Neilson, The original of the 'Complaynt of Scotlande'. — W. H. Hulme, Malchus. — F. A. Wood, Indo-European root-formation. II. — G. Hempl, Germanic $\bar{æ}$]nas = old Engl. $\bar{o}$ and $\breve{\bar{a}}$, and vowel shortening in primitive old Engl. — A. S. Cook, The sources of two similes in Chapman's The revenge of Bussy d'Ambois. — H. D. Blackwell, Middle Engl. *wǫ-*, *wō-*. — M. Batt, Schiller's attitude towards the French revolution. — Reviews]. S. 41—520.

Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte. 1. Halbband. F. Dieter, Lautlehre des Urgermanischen, Gotischen, Altnordischen, Altenglischen, Altsächsischen und Althochdeutschen. Zum Gebrauch für Studierende. Leipzig, Reisland, 1898. XXXV, 343 S.

Erdmann, O., Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung; zweite Abteilung: die Formationen des Nomens von O. Mensing. Stuttgart, Cotta, 1898. XVI, 276 S. M. 6,50.

Horn, W., Beiträge zur deutschen Lautlehre. Leipzig, Fock, 1898. 37 S.

Maurmann, E., Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr. Grammatiken deutscher Mundarten IV. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898. 108 S.

Meyer, Elard Hugo, Deutsche Volkskunde, mit 17 Abbildungen und einer Karte. Strafsburg, Trübner, 1898. VIII, 362 S. M. 6.

Heyl, J. A., Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, gesammelt und herausgegeben. Brixen, Katholisch-politischer Prefsverein, 1897. 817 S. 4 fl. = M. 8.

Schell, O., Bergische Sagen. Elberfeld, Baedeker, 1897. XXXIV, 608 S.

Lázár, B., Über das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Fock, 1897. 139 S.

Paris, Gaston, La légende du Tannhäuser. In 'Revue de Paris', 15 mars 1898. S. 307—325.

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. 9. Lieferung. Wien, Fromme.

Heinzel, Richard, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter (Beiträge zur Ästhetik, herausgegeben von Th. Lips und R. M. Werner, Heft 4). Hamburg u. Leipzig, Vofs, 1898. VIII, 354 S. M. 9.

Vofsler, K., Das deutsche Madrigal, Geschichte seiner Entwickelung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts (Litterarische Forschungen, 6. Heft). Weimar, Felber, 1898. XI, 163 S.

Schneider, Dr. Adam, Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Strafsburg i. E., Schlesier & Schweikhardt, 1898. XIX, 347 S. 8. M. 9.

Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgeg. von M. Rubensohn. Weimar, Felber, 1897 (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen 2—5). CCLXXVI, 210 S. M. 10.

Dorn, W., Benjamin Neukirch, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der zweiten schlesischen Schule. Weimar, Felber, 1897 (Litterarhistorische Forschungen, 4. Heft). X, 140 S. M. 3.

Carel, George, Voltaire und Goethe als Dramatiker. II. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Sophienschule zu Berlin. Ostern 1898. Berlin, Gaertner, 1898. (Der erste Teil an gleicher Stelle 1889 veröffentlicht.)

Evers, M., Die Tragik in Schillers 'Jungfrau von Orleans' in neuer Auffassung dargelegt (aus Lyons 'Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht'). Leipzig, Teubner, 1898. 63 S.

Mauerhof, E., Schiller und Heinrich von Kleist. Zürich u. Leipzig, Henkell & Co. 170 S.

Busse, C., Novalis Lyrik. Oppeln, Maske, 1898. VIII, 156 S.

Hatfield, J. T., The earliest poems of Wilhelm Müller. (Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America XII, 2.) Baltimore 1898. 36 S.

Farinelli, Arturo, Guillaume de Humboldt et l'Espagne avec un appendice sur Goethe et l'Espagne. Extrait de la 'Revue hispanique', Tome V. Paris 1898. 253 S. 8.

Bartels, A., Gerhart Hauptmann. Weimar, Felber, 1897. 256 S.

Harcourt, L., German for beginners; a reader and a grammar. Second edition, enlarged. Marburg, Elwert, und London, Whittaker, 1898. 202 S.

Englische Studien. XXV, 1 [I. A. Schade, Über das Verhältnis von Popes 'January and May' und 'The wife of Bath, her prologue' zu den entsprechenden Abschnitten von Chaucer's 'Canterbury tales'. — E. Kölbing, Zehn Byroniana. — H. H. Klinghardt, Der Wert der Phonetik für

den Unterricht in der Muttersprache und den Fremdsprachen]. Leipzig, Reisland, 1898. S. 1—162.

Anglia XX, 2 u. 3 [A. E. Swan, R. Dalorne's plays. — H. Jellinghaus, Engl. und niederd. Ortsnamen. — K. Luick, Beiträge zur englischen Grammatik, III. — W. A. Craigie, The St. Andrews ms. of Wyntoun's Chronicle. — O. B. Schlutter, Zu Sweet's Oldest Engl. texts. IV]. Halle, Niemeyer, 1898. S. 153—396.

Anglia, Beiblatt VIII, 9—12, Januar bis April 1898.

Kluge, F., und Lutz, F., English etymology; a select glossary serving as an introduction to the history of the English language. Strafsburg, Trübner, 1898. VIII, 224 S.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II (Deutsch-Englisch), Lief. 5. Berlin, Langenscheidt.

Klöpper, Cl., Englisches Real-Lexikon. Leipzig, Renger, 1897. Lief. XXIII—XXVI, S. 1409—1664. Lief. XXVII—XXVIII, S. 1665—1792.

Lewis, Ch. M., The foreign sources of modern English versification. Berlin, Mayer & Müller, 1898. 104 S. M. 2,50.

Cook, A. S., Biblical quotations in old English prose writers edited with the Vulgate and other Latin originals. Introduction on old English biblical versions, index of biblical passages, and index of principal words. London, Macmillan & Co., 1898. LXXX, 330 S.

Kinnard, J. P., A study of Wulfstan's homilies: their style and sources (Diss. of the Johns Hopkins University). Baltimore, Murphy, 1897. 60 S.

Brandeis, A., Die Allitteration in Ælfrics Metrischen Homilien (aus dem Programm der K. K. Staats-Realschule im VII. Bezirk in Wien). Wien, Kreisel & Grüger, 1897. 32 S.

Chaucer, G., The Works, ed. by A. W. Pallard. The Globe Edition. London, Macmillan & Co., 1898. LV, 744 S. und Glossary.

Sarrazin, G., William Shakespeares Lehrjahre, eine litterarhistorische Studie (Litterarische Forschungen, herausgeg. von J. Schick und M. von Waldberg). Weimar, Felber, 1897. XII, 232 S. M. 4,50.

Shakespeare, W., King Henry the Fifth. Ed. by H. Hudson. For use in schools and classes. Boston, Ginn & Co., 1896. 194 S.

Shakespeare, W., Julius Cæsar. Ed. by H. Hudson. For use in schools and classes. Boston, Ginn & Co., 1896. 205 S.

Shakespeare, Hamlet nach der Übersetzung von Schlegel und Tieck, herausgeg. von E. Cossmann. Paris, Maison Didot. 199 S.

Shakespeare, W., König Lear, ein Trauerspiel, für den Schulgebrauch herausgeg. von E. Regel. Leipzig, G. Freytag, 1898 (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher f. d. deutschen Unterricht). 127 S.

Vanbrugh, J., Leben und Werke, von W. Dametz (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, VII. Band). Wien u. Leipzig, Braumüller, 1898. 199 S.

Congreve, W., Sein Leben und seine Lustspiele, von D. Schmid (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, VI. Band). Wien und Leipzig, Braumüller, 1897. 179 S.

Wülker, R., Charles Dickens und seine Werke. Hochschul-Vorträge für Jedermann. Leipzig, Seele & Co., 1898. 21 S.

Dickens, Ch., The Cricket on the Hearth. Für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Heim. Leipzig, Freytag, 1898. XVI, 119 S.

Carlyle, Th., Sartor Resartus, ed. by A. Macmechan. Athenæum Press Series. Boston, Ginn & Co., 1897. LXXI, 428 S.

Thackeray's Book of snobs. Explanatory notes by H. Eitrem. Kristiania, Norlis forlag, 1897 (Filologisk forenings kommentarer til nyere litteratur). 137 S.

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1898. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3265. S. Levett-Yeats, The Chevalier d'Auriac.
Vols. 3266 and 3267. M. E. Braddon, Rough justice.
Vol. 3268. G. Paston, A fair deceiver.
Vols. 3269 and 3270. T. H. Burnett, His Grace of Osmond.
Vol. 3271. W. W. Jacobs, The shipper's wooing.
Vols. 3272 and 3273. M. E. Coleridge, The king with two faces.
Vol. 3274. H. G. Wells, The war of the worlds.
Vols. 3275 and 3276. Anthony Hope, Simon Dale.
Vol. 3277. E. W. Hornung, My Lord Duke.
Vols. 3278 and 3279. St. J. Weyman, Shrewsbury.
Vol. 3280. M. Betham-Edwards, A storm-rent sky.
Vol. 3281. A. E. Holdsworth, The Gods arrive.
Vol. 3282. H. G. Wells, The invisible man.
Vol. 3283. F. Marryatt, A soul on fire.

British eloquence. Englische Reden (1775—1893), herausgeg. und erklärt von F. J. Wershoven. Mit Wörterbuch. Dresden, Kühtmann, 1898 (Textausgaben franz. u. engl. Schriftsteller für den Schulgebrauch). 234 S., 2 Beilagen.

Great Englishmen. Biographien. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und mit einem Wörterbuch herausgeg. von F. J. Wershoven (Modern English Writers III). Wolfenbüttel, Zwifsler, 1898. 36 S.

Lyal, E., und Lincoln, A., Autobiography of a slander. Für den Schulgebrauch bearbeitet von C. Hammond (Modern English Writers II). Wolfenbüttel, Zwifsler, 1898. IV, 27 S.

Hausknecht, E., The English student. 3. Auflage. 1898.

Boerner, O., und Thiergen, O., Lehrbuch der englischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. 1. Teil: Stoff für das erste Unterrichtsjahr. Hiezu ein grammatischer Anhang. Leipzig, Teubner, 1898. 161 S.

H. Dierking, Die praktische Grammatik zur Erlernung der englischen Sprache für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Strafsburg i. E., R. Schultz, 1897.

Fehse, H., Englisches Lehr- und Lesebuch für Oberklassen höherer Lehranstalten. Ein Ergänzungsbuch zu jedem engl. Elementarbuch in drei Kursen, mit Abbildungen, Plänen und Karten. Leipzig, Renger, 1898. XII, 330 S.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Lese- und Lehrbuch der engl. Sprache für Realgymnasien und lateinlose höhere Schulen. II. Teil, Obertertia. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1897. 205 S.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Lese- und Lehrbuch der engl. Sprache für Realgymnasien und lateinlose höhere Schulen. I. Teil, Untertertia. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1896. 175 S.

Lion, C. Th., und Hornemann, F., Kurzgefafste englische Grammatik. Hannover, Goedel, 1897. VIII, 127 S.

Backhaus, J. C. N., Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache. Ausgabe B. II. Teil. Hannover und Berlin, Meyer, 1898. VIII, 226 S.

Heine, H., Einführung in die engl. Konversation auf Grund der

Anschauung nach den Bildertafeln von Ed. Hölzel. Mit einer kurzgefafsten Grammatik als Anhang. Für die Hand der Schüler. Hannover u. Berlin, Meyer, 1898. 131 S.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1898 Janvier 105 [F. Lot, Gormond et Isembard. A. Piaget, *Le chapel des fleurs de lys* par Philippe de Vitri. P. Meyer, La traduction provençale de la *Légende dorée.* Fr. Novati, Poesie musicali francesi de' sec. XIV e XV tratte da mscc. italiani. — Mélanges: A. Mussafia, Enclisi o proclisi del pronome personale atono qual oggetto. E. Walberg, *est* : *me(s)t.* A. Jeanroy, Une imitation d'Albert de Sisteron par Mahieu le Juif. — Comptes rendus: Miscellanea nuziale Rossi-Teiss. Th. Maxeiner, Beiträge zur Geschichte der französ. Wörter im Mhd. — Périodiques. Chroniques].

Revue des langues romanes. 1897 nov. — déc. [L. G. Pélissier, Note sur la correspondance française du cardinal Quirini à la bibliothèque de Brescia. — E. Martinenche, Dans les bibliothèques et les archives d'Espagne (S. 514 lernt man, Denina sei ein Deutscher gewesen). — L. G. Pélissier, Textes et fragments inédits relatifs à l'histoire des mœurs italiennes (1498—1500). — J. Ulrich, La traduction du N. Testament en ancien haut engadinois par Bifrun. L'évangile selon S. Luc (fin). — E. Rigal, Un prétendu plagiat de V. Hugo. (Es handelt sich um *Les pauvres gens* im Verhältnis zu Charles Lafonts 1851 in seinen *Légendes de la Charité* veröffentlichten *Enfants de la Morte*; letzteres Stück ist durch den Kommentar zur Auswahl von Gropp und Hausknecht jedem leicht zugänglich.) — Besprechungen von P. Meyers *Guillaume de la Barre* durch Chabaneau (mit beachtenswerten Nachträgen) und von G. Paris' und E. Langlois' *Chrestomathie du moyen âge* durch Anglade. — Chronique].

Schuchardt, Hugo, Romanische Etymologien. I. (Sitzungsberichte der Kais. Akademie d. Wiss. in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Bd. CXXXVIII.) 82 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgeg. von D. Behrens. XX, 2 [Referate und Recensionen]. XX, 3 u. 5 [E. Brugger, Über die Bedeutung von *Bretagne, Breton* in mittelalterlichen Texten. V. Lowinsky, Zum geistlichen Kunstliede in der altprovenzalischen Litteratur bis zur Gründung des Consistori del Gai Saber].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XI, 4 [L. P. Betz, Essai de bibliographie des questions de littérature comparée (suite). L. Clédat, Études de syntaxe française: le conditionnel. F. Pelen, Des modifications de la tonique en patois bugiste (suite)]. XII, 1 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom *on* et ses représentants. L. P. Betz, Essai de bibliographie, fin. L. Clédat, Études de syntaxe française: *seul.* J. Bastin, *Seul à seule.* J. Desormaux, Finales atones en *az, ez, oz, uz*].

Chansons et Dits artésiens du XIII[e] siècle publiés avec une Introduction, un Index des noms propres et un Glossaire par A. Jeanroy, professeur à l'Université de Toulouse, et H. Guy, maître de conférences à l'université de Toulouse. Bordeaux, Féret et fils, 1898. 165 S. 8 (Bibliothèque des universités du midi, fascic. II). 10 frcs.

Uerkvitz, Wilhelm, Tractate zur Unterweisung in der anglo-normannischen Briefschreibekunst nebst Mitteilungen aus den zugehörigen Musterbriefen. Dissertation aus Greifswald. Greifswald Druck von Kunike, 1898. 44 S. 8.

Siepmann's French Series. London, Macmillan & Co., 1898. kl. 8. geb.:
L'abbé Daniel par André Theuriet, edited by P. Desages, senior modern language master at Cheltenham college. XVI, 138 S.
Sacs et parchemins par Jules Sandeau, adapted and edited by Eugène Pellissier, prof. agrégé au lycée de Rochefort-sur-mer etc. XVI, 257 S.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1898:

8. Voyageurs et inventeurs célèbres. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Zweite Auflage. 175 S. 8. geb. M. 1,50.

Vigny, Alfred de, Cinq-Mars ou une conjuration sous Louis XIII. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1898. 133 u. 19 S. 8 (Prosateurs modernes, Bd. 13). M. 0,80.

Deschanel, Émile, professeur au Collège de France, Les déformations de la langue française. Paris, Calmann Lévy, 1898. 294 S. 8 fr. 3,50.

Lindberg, Lars, Les locutions verbales dans la langue française. Thèse pour le doctorat. Upsal, Impr. Almqvist & Wiskell. 1898. 117 S. 8.

Berger, Heinrich, Beiträge zur Untersuchung der in der französischen Sprache ältester Zeit nachweisbaren Lehnwörter. Dissertation aus Breslau. 1898 (Abschnitt einer umfangreichen Abhandlung). 46 S. 8.

Constans, L., La langue du *Roman de Troie*. Extrait de la Revue des universités du Midi. T. IV (vingtième année), No. 1, janvier — mars 1898, p. 33—82.

Feuerriegel, Franz, Die Sprache des Gautier de Belleperche. Diss. aus Halle a. S. 1897. 47 S. 8.

Meyer, Othmar, Phonetik und Anschauung im französischen Anfangsunterricht. Beilage zum Jahresbericht der Bezirksschule Olten für das Jahr 1896/1897. Olten, Buchdruckerei des 'Oltner Tagblatt' und 'Volksblatt vom Jura' 1897. 11 S. 4.

Klöpper, Dr. Clemens, Beiträge zur französischen Stilistik (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgegeben von Dr. C. Klöpper-Rostock, IV. Heft). Dresden und Leipzig, Koch, 1898. 47 S. 8. M. 1.

Schmeding, Dr. G., Die eigene Weiterbildung im Französischen. Ein praktischer Rat für jüngere Neuphilologen (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgeg. von Dr. C. Klöpper-Rostock, II. Heft). Dresden und Leipzig, Koch, 1897. 24 S. 8. M. 0,50.

Boerner, Dr. Otto, Oberlehrer am Gymn. zum h. Kreuz zu Dresden, Oberstufe zum Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe C. Mit einem Hölzelschen Vollbild 'Die Stadt' und 8 Abbildungen von Paris. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig, Teubner, 1898. VIII, 232, 125 S. 8. geb. M. 2,60.

Schanzenbach, Otto, docteur en philosophie et professeur de langues modernes au Gymnase Éverard-Louis à Stuttgart, Corrigé des thèmes allemands contenus dans la Grammaire française d'Eugène Borel, rédigé sur le texte de la vingtième édition et publié à l'usage exclusif des professeurs et des institutrices. Stuttgart, Neff, o. J. V, 140 S. 8.

Thibaut, M. A., Wörterbuch der französischen u. deutschen Sprache. Hundertvierzigste Auflage. Vollständig umgearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber in Berlin. Zwei Teile in einem Bande. Braunschweig, Westermann, 1898. 1390 S. gr. 8. geb. M. 10.

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexikon. 4. u. 5. Lieferung. Leipzig, Renger, 1897. 1898.

Histoire de la Langue et de la Littérature française des origines à 1900 publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. V. Dix-septième siècle (Deuxième partie: 1661—1700). Paris, Colin & Co., 1898. 822 S. 8 [I. Molière et la comédie au temps de Molière p. M. André Le Breton. II. Racine et la tragédie au temps de Racine p. M. N.-M. Bernardin. III. Boileau p. M. Auguste Bourgoin. IV. La Fontaine p. M. René Doumic. V. Bossuet p. M. Alfred Rébelliau. VI. Bourdaloue, les sermonnaires au XVIIe siècle p. M. Charles Dejob. VII. Les

moralistes. La Rochefoucauld et La Bruyère p. M. Alfred Rébelliau. VIII. Fénelon p. M. Raymond Thamin. IX. Les Mémoires p. M. Émile Bourgeois. X. Le roman de 1660 à 1700 p. M. Paul Morillot. XI. La littérature épistolaire au XVIIe siècle p. M. Émile Trolliet. XII. L'art français au XVIIe siècle dans ses rapports avec la littérature p. M. Samuel Rocheblave. XIII. La langue de 1660—1700 p. M. Ferdinand Brunot].

Junker, Dr. Heinr. P., ordentl. Lehrer an der Realschule zu Bockenheim bei Frankfurt a. M., Grundrifs der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Münster i. W., Schöningh, 1898. XX, 498 S. 8. M. 4,50; in Leinw. M. 5,40; Halbfrz. M. 6.

Weiske, Johannes, Die Quellen des altfranzösischen Prosaromans von Guillaume d'Orange. Dissertation aus Halle a. S. Halle, Druck von E. Karras, 1898. 93 S. 8.

Becker, Ph. Aug., Der südfranzösische Sagenkreis und seine Probleme. Halle, Niemeyer, 1898. 81 S. 8.

Vodoz, J., Le théâtre latin de Ravisius Textor 1470—1524. Winterthur, Imprimerie Geschwister Ziegler, 1898. 174 S. 8.

Bruns, Prof. Ivo, Montaigne und die Alten. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Deutschen Kaisers Königs von Preufsen Wilhelm II. gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 27. Januar 1898. Kiel, Universitätsbuchhdlg., 1898. 20 S. 8.

Oelsner, Hermann, Dr. phil., M. A., Dante in Frankreich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Ebering, 1898. 106 S. 8 (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philol. veröffentlicht von Dr. E. Ebering. XVI. Rom. Abteil. Nr. 9).

Rassegna critica della letteratura italiana p. da E. Pércopo e N. Zingarelli. II, 11, 12 [F. D'Ovidio, Noterelle ermeneutiche (*Leggiadro* in Dante; *Doctor proencalium*). F. Gabotto, Per la storia della cultura nel quattrocento. — Recensioni. Bollettino]. III, 1, 2 [B. Zumbini, La canzone del Leopardi ad Angelo Mai. M. Manchisi, La data della 'Bella mano'. — Recensioni. Bollettino].

Giornale storico della letteratura italiana diretto ... da F. Novati e R. Renier. Fasc. 92—93 [A. Galletti, Fra Giordano da Pisa. R. Sabbadini, Briciole umanistiche. P. Bellezza, Note manzoniane. — Varietà: G. Marpillero, I 'Suppositi' di L. Ariosto. F. Pellegrini, A proposito d'una tenzone poetica tra Dante e Cino da Pistoja. I. Sanesi, Ancora di Geri del Bello. G. Boffito, D'un imitatore del Cocai nel Seicento. P. Toldo, Attinenze fra il teatro comico di Voltaire e quello del Goldoni. — Rassegna bibliografica: G. Moroncini, Sulla Cristiade di M. G. Vida (B. Cotronei). F. Foffano, Ricerche letterarie (A. Belloni). Verschiedene Schriften über Leopardi (M. Losacco). Bovet, Le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets de G. G. Belli (G. A. Cesareo). Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca]. — Supplemento No. 1 [E. Bertana, Il Parini tra i poeti giocosi del settecento. C. de Lollis, Sul canzoniere di Chiaro Davanzati. Varietà: G. P. Cavalcanti, L'Epistolario del Gravina. R. Murari, Marin Sanudo e Laura Brenzoni-Schioppo].

Novati, Francesco, Tre postille dantesche. Come Manfredi s'è salvato. La 'squilla di lontano' è quella dell'Ave Maria? La vipera che'l Melanese accampa. Milano, Hoepli, 1898. 34 S. 8.

Nicolussi, dott. Giovanni, Le notizie e le leggende geografiche concernenti l'Italia nel 'Dittamondo' di Fazio degli Uberti, nota (Estratto dai 'Rendiconti del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Serie II, vol. XXXI. 1898). 22 S. 8.

Cochin, Henry, La chronologie du canzoniere de Pétrarque. Paris, Bouillon, 1898. X, 160 S. kl. 8. 4 frs. (Erster Band einer von P. de Nolhac und L. Dorez geleiteten 'Bibliothèque littéraire de la Renaissance').

Brossmann, Oberlehrer Dr., Giambatista Marini und sein Hauptwerk 'Adone'. Eine litterarisch-biographische Studie. Beilage zum Jahresbericht der Landwirtschaftsschule zu Liegnitz. Liegnitz, Druck von O. Heinze, 1898. 42 S. 4.

Ludwig, Dr. phil. Albert, Lope de Vegas Dramen aus dem Karolingischen Sagenkreise. Berlin, Mayer & Müller, 1898. 155 S. 8. (Die ersten 60 Seiten waren als Berliner Dissertation gedruckt.) M. 3,60.

Peter, Dr. Arthur, Des Don Francisco de Rojas Tragödie *'Casarse por vengarse'* und ihre Bearbeitungen in den anderen Litteraturen. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums zum heil. Kreuz in Dresden. Dresden, Lehmannsche Buchdruckerei, 1898. LI S. 4.

Hanſsen, Friedrich, Notizen. Valparaiso, Helfmann, 1898. 10 S. 8. (Sehr ungünstiges Urteil über Porebowicz' 'Revision de la loi des voyelles finales en espagnol'. Bericht über des Verfassers eigene frühere Arbeiten. Einige Worte über P Cid.)

Teulié, Henri, Excursions linguistiques. La limite de *C*, *G* explosifs devant *A*. Lot et Dordogne I. Paris, Picard et fils (o. J.). 24 S. 8 (Tiré à 100 exemplaires numérotés).

Le troubadour Guilhem Montanhagol par Jules Coulet. Toulouse, Privat, 1898 (Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des Lettres de Toulouse. Ire série, T. IV). 240 S. 8. 5 frs.

Kübler, Dr. August, Die suffixhaltigen romanischen Flurnamen Graubündens, soweit sie jetzt noch dem Volke bekannt sind. II. Teil: Die übrigen Suffixe. Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1898. 25 S. 8. M. 1 (14. Heft der Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philologie. Über den umfangreichen ersten Teil s. Archiv XCVI, 433).

Lenz, Dr. Rodolfo, Estudios araucanos. X. Cantos araucanos en moluche i pehuenche chileno, con introduccion sobre la poesía araucana (in 'Anales de la universidad de Chile' XCVII, 381—418). XI. Trozos descriptivos i documentos para el estudio del folklore araucano en dialecto pehuenche chileno (ebenda 419—445). XII. Diálogos en dialecto moluche segun dictado del indio Juan Calvun de Cholchol (Araucanía central) (ebenda 447—485).

Lenz, Dr. Rodolfo, De la literatura araucana, discurso leído en la sesion pública de la Facultad de Filosofía i Humanidades de la Universidad de Chile el 1º de octubre de 1897 (Publicado en la 'Revista del Sur' año I, núm. 7). Chillan, Cárlos F. López, 1897. 44 S. 8.

Schwarz, Oberl. Dr. Hermann, Die neusprachlichen Lehrbücher in den höheren Schulen Preuſsens, nach den Programmen von Ostern 1896 zusammengestellt. Beilage zum Programm der städtischen Oberrealschule Halle a. S. 1898. 21 S. 4.

Fitz-Hugh, Thomas, professor of Latin in the University of Texas, The philosophy of the humanities. Chicago, The University of Chicago press, 1897. 63 S. 8. (Drei Reden: I. The evolution of culture. II. The pedagogic aspect of culture-evolution: organization of the latin humanities in the college. III. Organization of the latin humanities in secondary education.)

Moser, H., Die zehn Gebote des Lebens. Entwurf einer Reform des Schulwesens. Hamburg, Kloſs, 1891. 132 S.

0













